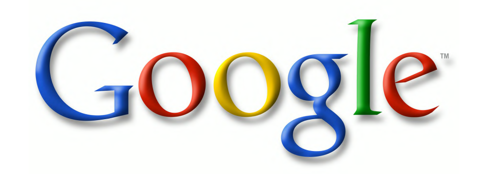


Das Ende der Obrenovitch

Beiträge zur Geschichte Serbiens

1897—1900

von

Dr. Vladan Georgevitch

Serbischer Ministerpräsident a. D.

Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

1905.

Inhalt.

I.

Zwischen zwei Königen, meine Regierung bildend.

Am 5. (17.) Oktober 1897 wurde ich in den Fürstenzimmern des Hotel Imperial in Wien zuerst vom Vater des Königs, meinem alten Freunde und Gönner, dem König Milan, und dann vom König Alexander selbst in der liebenswürdigsten Weise empfangen.

Nachdem König Milan den Salon verlassen hatte, entspann sich zwischen dem König und mir folgendes Gespräch:

Der König: Verzeihen Sie, lieber Doktor, dass ich genötigt war, Ihre Kur in Karlsbad zu stören; ich danke Ihnen, dass Sie alsogleich meinem Rufe gefolgt sind.

Dr. V. G.: Zu Befehl, Majestät.

Der König: Sie wissen, wie liberal die Verfassung war, welche Papa unserem Lande schenkte, bevor er abdizierte.

Dr. V. G.: Ja, Sire. Meine Ministerunterschriften auf dieser Verfassung bilden ja die zweite Tragödie meines Lebens, weil ich schon damals wusste, dass diese Verfassung ein Unglück für unser Vaterland werden wird.

Der König (über den Zwicker auf mich schauend): Und die erste Tragödie?

Dr. V. G.: Das war das Schicksal, in meinem ganzen Leben nicht an dem arbeiten zu dürfen, wofür ich mich ziemlich gut vorbereitet hatte, sondern immer in fremden, mir ganz neuen Fächern.

Der König: Nun, ich bin dieser Schickung dankbar, denn abgesehen von alledem, was Sie als Professor, Administrator, Abgeordneter, Minister und Gesandter geleistet haben, bin ich gerade heute sehr zufrieden, dass Ihre Beamtenkarriere Sie durch

so viele und so verschiedene Ressorts im Staate geführt hat. — Aber gehen wir weiter. Die Regentschaft, welche Papa für die Zeit meiner Minderjährigkeit eingesetzt hatte, überliess die Ausführung der neuen, ultraliberalen Verfassung den Radikalen, der grössten und populärsten politischen Partei des Landes. Sie wissen, welchen Gebrauch diese Partei von den geschenkten bürgerlichen Freiheiten gemacht hat.

Dr. V. G.: Ja, Sire. Ich habe es mit eigenen Augen gesehen. Es ist immer so, wenn man aus dem dunklen Kerker unvermittelt plötzlich in das grelle Sonnenlicht tritt. Zu viel Licht blendet.

Der König: Der politische Vandalismus der Radikalen hat dann die Regentschaft gezwungen, die Regierung des Landes der liberalen Partei anzuvertrauen.

Dr. V. G.: Das war, Sire, ein grober politischer Fehler der Regentschaft. Hätte sie den Radikalen genug Zeit gelassen, sich an der Regierung abzunützen und ihre politischen Theorien in praxi ad absurdum zu führen, die riesige Partei wäre in zahlreiche Fraktionen zerfallen. Die Radikalen hätten selbst das Land vom Radikalismus kuriert, und heute wäre es für Ew. Majestät viel leichter, zu regieren.

Der König: Sie können recht haben. Die Liberalen kamen mit ihrer Regierung zu demselben Resultat, wie die Radikalen. Unter dem Kabinett des Herrn Jovan Avakumovitch existierten die konstitutionellen Rechte bloss für die Anhänger der Regierung; für die Andersdenkenden kam es zum Blutbade von Goratchitch. Der politische Parteikampf hatte solche barbarische Formen angenommen, dass jeder Patriot besorgt sein musste. Ich war es auch. Sie wissen, dass Ihr Kollege, mein Gouverneur Dr. Lazar Dokitch, mich zu einem streng konstitutionellen Monarchen erzogen hat. Ich dachte, dass vielleicht die Regentschaft nicht die notwendige Autorität im Lande habe, um dem allgemeinen Unglück zu steuern, dachte, dass vielleicht ich erst, als König, diese notwendige Autorität haben würde. Deswegen machte ich den Staatsstreich vom 1. April. Ich habe vorzeitig die königliche Gewalt in meine Hände genommen, und ehrlich versucht mit den Radikalen zu regieren. Aber das half auch nichts. Ich musste selbst zur Überzeugung kommen, dass die allzuliberale Verfassung für unser Land nicht taugt. Ich suspendierte sie und reaktivierte

die Verfassung von 1869, versprach aber in der Proklamation darüber, dass ich dem Lande eine neue Verfassung geben werde, sobald sich die Parteileidenschaften beruhigt haben würden. Dann versuchte ich es mit Parteilosen, mit Koalitions-, mit rein progressistischen Kabinetten; und als ich dachte, es wäre schon an der Zeit, mein öffentlich verpfändetes Wort zu erfüllen, und an die Lösung der Verfassungsfrage herantreten wollte, da zeigte es sich, dass die Parteien sich nicht einmal über die Vorfragen einigen konnten. Dabei ging es mit den Staatsgeschäften immer ärger, bis es zu einem Zustande kam, der von dem grossen Heiduckenprozess in Csacsak bengalisch beleuchtet wird. Andererseits verlangten die Staatsfinanzen kategorisch eine gründliche Sanierung, und da ich sah, dass infolge der Unversöhnlichkeit der Parteien an die Verfassungsfrage nicht heranzutreten war, wollte ich wenigstens die Finanzen regeln, und formierte deswegen das letzte Kabinett unter dem Präsidium des Herrn Gjoka Simitch. Leider hat diese Regierung nicht bloss meinen Erwartungen nicht entsprochen, sondern sie wurde schliesslich zur Verräterin an König und Vaterland.

Dr. V. G.: Pardon, Sire, aber Ew. Majestät sollte selbst im Zorne eine so furchtbar schwere Beschuldigung nicht aussprechen. Ew. Majestät kennt meine Meinung über den Herrn Simitch noch aus dem Januar 1894, als Majestät so in mich drangen, in das erste Kabinett dieses Herrn einzutreten, welche Ehre ich kategorisch ablehnte. Ebenso kennen Majestät meine Ansicht über die staatsmännischen Eigenschaften des Herrn Dr. Mischa Vuitch. Aber trotzdem . . . dass diese Herren zu Verrätern an König und Vaterland geworden sein sollten . . . pardon, Sire, das kann ich nie und nimmermehr glauben.

Der König: Und ich sage Ihnen, Doktor, dass gerade diese zwei Herren, als sie mit mir in Cetinje waren, sich nicht mehr als meine Minister benommen haben, sondern als Minister des Fürsten von Montenegro, welche die Aufgabe hatten, vom König von Serbien so viel als möglich herauszuholen. Sie wissen, warum ich nach Montenegro ging, und warum ich Sie auf diese Reise mitnehmen wollte. Meine Minister hatten einen ganz anderen Zweck mit dieser Reise — sie wollten mich zum Schwager des Herrn Karagjorgjevitch machen. Deswegen machten sie eine Kabinetts-

frage daraus, dass ich Sie auf die Reise mitnähme. Natürlich konnte ich zwei Stunden vor meiner Abreise einen Regierungswechsel nicht vornehmen, ich musste ihnen den Willen tun. In Montenegro angekommen, wurde alles in Bewegung gesetzt, mich mit einer montenegrinischen Prinzessin zu verloben. Als man die Erfolglosigkeit dieser Bemühungen einsah, musste man schliesslich auf das eingehen, was für mich die Hauptsache bei dieser Reise war: auf die Verhandlungen über ein Bündnis zwischen Serbien und Montenegro. Als erste Bedingung für eine gemeinsame Aktion zum Schutze der kirchlichen und Schulinteressen unserer Landsleute in der Türkei wurde nun vom Fürsten das Verlangen aufgestellt, unsere beiderseitigen politischen Interessensphären abzugrenzen. Haben Sie verstanden, lieber Doktor? Abgrenzung der politischen Sphären zwischen zwei Staaten eines und desselben Volkes! Ist das nicht Verrat an der Zukunft unserer Nation?

Dr. V. G.: Leider, Sire, ist es nicht selten in der Geschichte, dass einzelne Dynastien ihre Hausinteressen den Lebensinteressen der Nation voranstellen. Zwar ist es von unserem gekrönten Dichter nicht schön, dass er in einer so wichtigen Frage seine schönen Gedichte über die Befreiung und Vereinigung unserer Nation vergessen hat, aber ...

Der König: Nun, dem Fürsten nehme ich es nicht weiter übel, dass er als erste Bedingung für den Abschluss des Bündnisses forderte, dass die Residenz unserer Kaiser aus dem XIV. Jahrhundert in seine politische Sphäre verlegt werde. Er ist damit nur der Politik seines ganzen Lebens treu geblieben. Aber wie ist es anders, denn Verrat zu nennen, wenn meine zwei Minister in einer solchen Frage mich, ihren Souverän, verliessen und auf die Seite des Fürsten von Montenegro traten, indem sie in eine solche „Teilung der Sphären“ einwilligten?

Dr. V. G.: C’est un peu fort. Aber, wer weiss? Vielleicht dachten die Herren, dass es nicht gar zu gefährlich sei, wenn man ein poetisches Luftschloss dahingibt, um dafür in ganz naheliegenden Aufgaben der praktischen Politik ein gutes Resultat zu erreichen?

Der König: Nein, Doktor, nein. Diesen Verrat kann man nicht beschönigen. Mein Vater hat ganz recht, wenn er behauptet,

dass alle angesehenen Familien Serbiens durch alle Generationen das geblieben sind, was sie im Anfange unseres neuen Staates gewesen sind, nämlich entweder Anhänger unserer Dynastie, oder der Karagjorgjevitch. Da hilft gar nichts. Und hätte ich hundertmal den Herrn Gjoka Simitch zu meinem Ministerpräsidenten gemacht, er bleibt was er war: der Sohn seines Vaters, der Schwiegersohn der Karagjorgjevitch.

Dr. V. G.: Mein Gott, Sire. Wenn die Karagjorgjevitch auf dem Throne wären, sie könnten ihm auch nicht mehr bieten, als was er unter dem fünften Herrscher aus der Dynastie der Obrenovitch erreicht hat.

Der König: Das macht nichts, Hauptsache ist die Familientradition. Übrigens, das in Cetinje ist noch nicht alles. Ich komme nach Paris. Auf dem Bahnhof sehe ich den Oberst Damjan Vlaitch. Er meldet mir, dass er von der Regierung nach Frankreich geschickt wurde, das neue Gewehr für meine Armee zu bestellen, aber mit dem strengen Befehl, m i r darüber nichts zu sagen. . . Er, natürlich, als mein Offizier, konnte nicht . . . Was sagen Sie dazu? Meine Regierung . . . während meiner Abwesenheit aus Serbien, und ohne mein Wissen, ja hinter meinem Rücken, macht sie eine so riesige Bestellung, und demoralisiert mir einen der besten Offiziere durch den Befehl, diese Mission vor seinem obersten Kriegsherrn zu verbergen! Und wie der französische Minister des Äussern anfängt, mir über diese Mission des Obersten zu sprechen, sehe ich, dass meine Regierung geglaubt hat, eine so riesige Waffenlieferung auf Pump bekommen zu können, und ich musste vor Scham erröten, als der Franzose sagte, die königliche Regierung täusche sich, wenn sie glaube, dass die französische Regierung ein Waffenfabrikant wäre, welcher aus Gefälligkeit für den hohen Verbündeten Frankreichs seinem Schützling über hunderttausend Repetiergewehre ohne Geld geben kann. Daraufhin habe ich meiner Regierung eine Depesche geschickt, welche sie zur Demission zwingen muss. Und sollte das Kabinett nicht so viel Anstandsgefühl haben, werde ich es einfach wegjagen, sobald ich nach Belgrad zurückkomme. Und so befinde ich mich heute vor einem politischen Scheideweg. Ich stehe vor der Frage: soll ich nach rechts oder nach links? Des Experimentierens mit

verschiedenen Parteien ist es genug; ich muss mich für eine stabile Richtung entscheiden.

Dr. V. G.: Das ist richtig, Sire. Die Kabinette mit der Lebensdauer einiger Monate können nichts schaffen, selbst wenn sie aus lauter Genies zusammengesetzt wären. Ernennen Sie, Sire, meinetwegen acht Bauern zu Ministern, aber lassen Sie ihnen Zeit zur Orientierung und zur Arbeit, und es wird sicher besser gehen, als es bisher gegangen.

Der König (gedehnt und mit Nachdruck auf gewissen Worten): In Serbien gibt es viele ernste Leute, welche glauben, dass ein kräftiger Absolutismus das einzige Mittel wäre, das Land von allen Gebrechen zu heilen, an denen es heute krankt . . .

Dr. V. G.: Nachdem unser Land selbst in seinen patriarchalischen Zeiten den väterlichen Despotismus seines Befreiers nicht ertragen konnte, und nachdem es dann auch den aufgeklärten Despotismus des Fürsten Michael Obrenovitch III. nicht ertragen hat, glaube ich, Sire, dass der Absolutismus in Serbien heute, am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, ein grosses Unglück wäre, sowohl für den Staat und die Nation, als auch für die nationale Dynastie.

Der König (mit einem feinen, kaum bemerkbaren Lächeln): So denke ich auch. Ich bin zwar mit der Frage, ob der Parlamentarismus das letzte Wort der Staatsweisheit, oder bloss ein Übergangsstadium ist, bis man etwas Besseres gefunden, noch nicht im Reinen, aber ich mache einen Unterschied zwischen dem Wesen des Konstitutionalismus, und den traurigen Entartungen des Parlamentarismus, welche heutzutage nicht bloss bei uns, sondern auch in grossen Kulturstaaten wüten. Ich denke, dass man ganz gut verfassungsmässig regieren kann, ohne die besten Regierungen den Kaprizen der absichtlich schlecht informierten öffentlichen Meinung opfern zu müssen. Demnach bin ich fest entschlossen, konstitutioneller Monarch zu bleiben, das heisst, keine wichtige Staatsfrage ohne die Einwilligung der Volksvertretung zu entscheiden, und so lange an die besser informierte öffentliche Meinung zu appellieren, bis die Zeit kommt, wo auch bei uns ein gesunder Parlamentarismus möglich sein wird. Dann werden wir die Revision der Verfassung vornehmen. Mit diesen Absichten habe ich Sie, lieber Doktor, berufen, um Ihnen die Bildung einer neuen Regierung anzuvertrauen.

Dr. V. G. (nachdem er einige Minuten geschwiegen): Danke, Majestät, für diesen unerwarteten neuen Beweis des allerhöchsten Vertrauens und Wohlwollens, und wenn Ew. Majestät wirklich keinen besseren Kandidaten für diese ehrenvolle Mission haben sollten, ich werde gewiss nicht das Vorstadtfräulein nachahmen, wenn man es einlädt, Klavier zu spielen. Aber ich erachte es als die Pflicht eines Ehrenmannes, Ew. Majestät meine aufrichtige Überzeugung zu sagen, dass ich zu einer solchen Mission nicht geeignet bin. Ich bin gar kein Politiker, obwohl ich schon Abgeordneter und Minister war. Zu einem Politiker bin ich zu naiv, ich leide an zu viel Einbildungskraft, und bin zu aufbrausenden Temperaments. In meiner mehr als dreissigjährigen öffentlichen Tätigkeit habe ich mir keinen einzigen Freund erworben, aber erbitterte Feinde habe ich zu Hunderten.

Ausserdem: die letzten sechsundeinhalb Jahre habe ich als Gesandter im Auslande gelebt und kenne keinen einzigen von den Männern, welche bei uns durch die Ereignisse an die Oberfläche gekommen sind. Ein konstitutioneller Minister muss sich auf eine Partei stützen, welche ihm die Mehrheit im Volkshause sichert; mit mir wird keine Partei gehen. Mit den Radikalen kämpfe ich seit sechsundzwanzig Jahren; mit den Progressisten habe ich gebrochen, als ich zum ersten Male Minister wurde; mit den Liberalen habe ich keine Verbindung. Wie wollen Sie, Sire, aus einem so einsam stehenden, sehr unpopulären Manne einen Regierungschef machen? Ich weiss ja, dass nach der jetzigen Verfassung jede Regierung sich eine Mehrheit in der Volksvertretung schaffen kann, und es ist sehr wahrscheinlich, dass es auch mir gelingen könnte, aus den Trümmern der bisherigen Parteien eine Majorität zusammenzuschweissen. Aber wenn diese im Parlamente anfangen würden, ihre Parteiwäsche zu waschen, würde ich ihnen so bittere Wahrheiten ins Gesicht schleudern, dass es sehr bald mit der Majorität aus wäre. Ich hasse die politischen Parteien überhaupt, weil sie Versicherungsgesellschaften für politische Mittelmässigkeiten sind. In unserem Vaterlande hasse ich sie speziell, weil sie die wenigen fähigen Leute, welche sich das Land bis jetzt erziehen konnte, zu gegenseitigen Todfeinden gemacht haben, welche nie zusammenarbeiten können, während doch das Land einzig und allein nur dann zu einer halbwegs anständigen Administration

kommen kann, wenn eine Regierung imstande wäre, alle fähigen Leute, ohne Unterschied der Partei zu der grossen Reformarbeit zu vereinigen. Da haben Sie, Sire, noch einen Zwiespalt. Vorhin habe ich behauptet, dass der Absolutismus ein Unglück für Serbien wäre, und jetzt erkläre ich die Parteien zu hassen, welche doch eine conditio sine qua non für jede verfassungsmässige Regierung bilden. Sie sehen, Sire, dass meine eventuelle Regierung nichts anderes wäre, als ein neues unfruchtbares Experiment, während Majestät ganz mit Recht dem Experimentieren ein Ende setzen wollen.

Der König: Ich bin sehr zufrieden, dass Sie, lieber Doktor, im Prinzip bereit sind, die Mission zu übernehmen. Ihre Skrupel machen Ihrer Aufrichtigkeit alle Ehre, aber ich hoffe, sie zu widerlegen. Die Politik ist keine Wissenschaft, welche Sie erst zu studieren hätten, sie ist eine Kunst, und in dieser Kunst haben Sie sich bewährt, und zwar auf dem schwierigsten Felde der Politik, in der Diplomatie. Der Mangel an politischen Freunden und der Reichtum an Feinden beweist nur Ihre politische Individualität, denn nur die politischen Nullen haben in allen politischen Lagern Freunde. Sie sind weiter ein zu guter Redner, um im Volkshause zu viel von Ihrem Temperamente zu leiden. Das Rednertalent ist eine der Hauptbedingungen für einen konstitutionellen Minister. Was die politischen Parteiungen anbelangt, kann ich ebenfalls die Parteiwirtschaft in ihrer jetzigen Form nicht leiden. Ja, ich kann Ihnen sogar etwas sagen, was Sie vielleicht nicht wissen, weil Sie so viele Jahre in der Fremde waren, und das ist, dass alle ernsten Leute in Serbien der politischen Parteiwirtschaft überdrüssig geworden sind. Alle wünschen endlich einmal politisch zur Ruhe zu kommen, damit jeder seinen Beschäftigungen nachgehen kann. Die Progressistenpartei ist aufgelöst; die einzelnen Politiker aus dieser Partei, welche die Freiheit ihrer Aktion wiedererlangt haben, sehnen sich nach einem energischen Regierungschef, der ihnen die Sicherheit vor politischer Verfolgung zu bieten imstande wäre, um sich um ihn zu gruppieren und ihn zu unterstützen. Ristitch ist alt geworden und physisch sehr heruntergekommen. Er hat jetzt nur einen einzigen Wunsch: in Ruhe zu sterben. Seine Parteigenossen haben soviel von den radikalen Verfolgungen gelitten, dass sie sicher Ihre Regierung freudig begrüssen werden;

wenigstens eines Flügels der Liberalen bin ich absolut sicher, und mit ein bisschen Konzessionen von Ihrer Seite können Sie alle Liberalen gewinnen. Und so werden Sie imstande sein, aus diesen zwei Elementen, denen alle vermögenden Männer in Serbien und alle guten Hausherren angehören, sich eine sichere Majorität in der Skupschtina zu schaffen, und so werden Sie auch konstitutionell regieren können. — Als weiteres Hindernis haben Sie angeführt, dass Sie viele der jetzigen angesehenen Männer persönlich nicht kennen. Papa würde mit uns sein, denn er kommt definitiv zurück nach Serbien. Er kennt beinahe jeden angesehenen Mann in unserem Lande persönlich, und er wird uns mit seinem Ratschlage von unschätzbarem Werte sein.

Dr. V. G.: Wirklich, S. M. König Milan kennt persönlich beinahe jeden wichtigeren Bauer, geschweige denn jeden Politiker, und sein Ratschlag wäre uns wirklich von unschätzbarem Werte. Ich fürchte nur eines . . .

Der König (sehr lebhaft): Was?

Dr. V. G.: Ich habe unter König Milan zwanzig Jahre gedient. Von diesen zwanzig Jahren habe ich acht im Palaste zugebracht. Ich kenne seinen Charakter und sein Temperament. Er hat einen hohen, staatsmännischen Blick, er besitzt eine immense Intelligenz, er hat sehr viel Herz, vielleicht zu viel. Er liebt leidenschaftlich, aber ebenso leidenschaftlich kann er hassen, und manchmal hasst er einen Menschen ohne genügenden Grund, und gegen diesen Hass kann dann nichts helfen. . .

In diesem Augenblicke kam, wie aus einer Versenkung, aus dem Schlafzimmer des Königs, dessen Tür wahrscheinlich zufällig offen geblieben war, König Milan selbst.

König Milan: Mein lieber Doktor, der König Milan ist auch nicht mehr derjenige, der er einst war; er ist auch alt geworden, il a mis beaucoup de l'eau dans son vin.

Dr. V. G.: Das könnte man gleich auf die Probe stellen, wenn Majestät erlauben. Unser allergnädigster Herr muss so schnell als möglich heiraten.

König Milan: Das ist auch meine Überzeugung, um so mehr, als heute die Dynastie Obrenovitch auf den zwei Augen des Königs steht, weil ich ja schon der Geschichte angehöre.

Dr. V. G.: Danke, Majestät. Also, unser allergnädigster Herr muss heiraten, um dadurch die Dynastie zu sichern, welche den einzigen festen Stützpunkt in unserem vulkanischen Lande bildet. Er muss anders heiraten, als — pardon — Ew. Majestät geheiratet haben. Er kann nicht das nächstbeste Fräulein von . . . heiraten, welches dann nicht weiss, wie man sich auf einem Thron zu benehmen hat. Er muss eine Prinzessin heiraten, die auf dem Throne geboren ist und nicht jeden coup de canif dans le contrat de mariage an die grosse Glocke hängen wird. Er braucht eine Prinzessin, durch die unsere nationale Dynastie mit möglichst vielen Herrscherhäusern Europas verwandt werden könnte.

König Milan: Ganz so ist es, lieber Doktor, und ich hatte auch eine solche Prinzessin für den König gefunden. Wenn sie nicht heute schon Königin von Serbien ist, so ist daran die Mutter des Königs schuld, welche dieses Heiratsprojekt vereitelt hat, bloss deswegen, weil ich es vorgeschlagen habe.

Es trat eine sehr peinliche Pause ein. König Milan fing an im Salon hin- und herzugehen. Auf dem Gesichte König Alexanders war ein sehr merkwürdiger Ausdruck wahrzunehmen, welchen ich trotz meiner ziemlich grossen Praxis im Dechiffrieren, nicht imstande war, zu deuten. Ich nahm zuletzt meinen Mut zusammen, um das Gespräch fortzusetzen.

Dr. V. G.: Dieses Faktum, von dem ich in diesem Augenblicke zum ersten Male höre, ist mir ein neuer Beweis für die Richtigkeit dessen, was ich in diesem Momente als treuer Diener der Obrenovitche als meine Pflicht erachte, zu sagen. Nicht einmal ein gewöhnlicher Bürger, der eine heiratsfähige Tochter hat, geschweige ein Herrscherhaus würde sein Kind je in ein demoliertes Haus geben, und wäre dieses Haus auch ein königlicher Palast. Die erste Bedingung dafür, dass unser allergnädigster Herr so heiratet, wie es die Interessen Serbiens und seiner nationalen Dynastie kategorisch verlangen, ist nicht bloss eine formelle, sondern eine wahrhaftige, aufrichtige Aussöhnung zwischen den Eltern des Königs, und ihr weiteres Zusammenleben am Hofe ihres Sohnes. Von dieser Aussöhnung, die allein erst eine würdige Verheiratung des Königs ermöglichen wird, hätte man auch grossen politischen Nutzen. Sie würde das schwergeschädigte Ansehen des königlichen Hauses im Lande und in der Fremde aufrichten.

Sie würde bewirken, dass die vierte und fünfte Partei im Lande verschwände, und dass es keine Natalisten und keine Milanisten mehr gibt, sondern, dass alle wieder das würden, was sie vor der Ehescheidung des Königspaares waren, das heisst bloss die treuen Anhänger der Dynastie Obrenovitch.

König Milan: Das ist so richtig, dass ich meinem Sohne zuliebe auch dieses Opfer zu bringen bereit bin. Ich bin bereit zu einer solchen Aussöhnung mit der Königin Natalie, und was mich anbelangt, ermächtige ich Sie, lieber Doktor, daran zu arbeiten.

Dr. V. G.: Danke, Majestät.

Der König: Leider hätte eine solche Aktion gar keine Aussicht auf Erfolg. Ich selbst habe das unzählige Male versucht, aber alle meine Versuche sind an dem kategorischen Widerstande meiner Mutter gescheitert.

In diesem Augenblicke trat ein sehr eleganter Maître d'hotel herein, riss die Türflügel eines anderen Zimmers auf und sagte: „Majestät sind serviert."

Der König: Gehen wir frühstücken, dann werden wir unser Gespräch fortsetzen.

König Milan: Fürchten Sie nicht, lieber Doktor, dass Sie irgend etwas Nichtkurgemässes werden essen müssen; ich habe Ihretwegen nur kurgemässe Speisen bestellt.

Nach dem Frühstück wurde das angefangene Gespräch nicht weiter fortgesetzt, weil der König einige Besuche empfing und andere erwidern musste. Deswegen befahl er mir, gegen Abend wiederzukommen.

Und ich kam. Diesmal war König Milan beim ganzen Gespräch anwesend, aber von einer Aussöhnung zwischen ihm und der Königin Natalie wurde kein Wort mehr gesprochen. König Alexander vereitelte jeden meiner Versuche in dieser Richtung, und drang in mich, die Mission zur Bildung eines neuen Kabinettes auch ohne diese Bedingung zu übernehmen. König Milan bestürmte mich auch mit seinen Bitten und ging so weit, mir zu sagen, er hätte mir geholfen meine Söhne auf der Universität auszuhalten, in der Hoffnung, dass ich eventuell auch seinem Sohne helfen würde, wenn er einmal meiner Hilfe bedürftig sein sollte. Nach diesem für mich gewiss schmerzlichen Appell an meine persönliche Verpflichtung, sagte ich schliesslich zu, und wir traten also-

gleich an die Frage der Zusammensetzung des Kabinetts und sein politisches Programm.

Der König: Selbstverständlich werden Sie neben dem Präsidium auch das Portefeuille des Äusseren übernehmen. Wen sollen wir zum Minister des Innern nehmen?

Dr. V. G.: Ich würde Herrn Nikola D. Stevanovitch, den gewesenen Präfekten von Schabaz und Belgrad, vorschlagen. Er kennt die Leute in Serbien beinahe so gut, wie S. M. König Milan. Er ist einer der besten Fachmänner im politischen Dienste, und als gewesener Progressist wird er der Regierung die Unterstützung aller der Progressisten, die nicht politische Fanatiker sind, sichern. Nikola ist ein energischer Mann, und was die Hauptsache ist, er hat reine Hände.

Der König: Wirklich (und er beobachtete aufmerksam das Gesicht seines Vaters) dieser Kandidat wäre vielleicht . . .

Augenscheinlich wollte der König zuerst die Meinung seines Vaters über diesen Kandidaten hören, aber König Milan schwieg und rauchte weiter.

Der König: Aber das werden wir später sehen, wenn Sie uns alle Ihre Kandidaten vorgeschlagen haben werden. Nur weiter, lieber Doktor.

Dr. V. G.: Zum Bautenminister würde ich Herrn Demeter Stojanovitch nehmen. Er ist zwar für ein neutrales, unparteiisches Kabinett, wie es diese Regierung sein soll, ein zu leidenschaftlicher Liberaler, aber er ist der beste Fachmann im Eisenbahnwesen, und das ist heute die Hauptsache im Bautenministerium. Für das Unterrichtsministerium würde ich Herrn Mika Kr. Gjorgjevitch vorschlagen, weil dieses Kabinett wenigstens Einen Radikalen haben muss, um unsere Unparteilichkeit zu beweisen, und ich glaube mich zu erinnern, dass Mika der einzige Radikale war, der im Parlamente den Mut hatte zu erklären, er wäre Minister nicht nach dem Belieben einer Partei, sondern auf Grund des Vertrauens des Königs. Zwar muss ich gestehen, dass für diesen Posten unter den Radikalen der fähigste Mann ein anderer wäre, nämlich Herr Andra Nikolitch, der für sich allein eine Hemisphäre des radikalen Gehirnes ausmacht (die zweite ist Herr Jovan Gjaja), aber ich fürchte, dass Herr Nikolitch ein zu grosser radikaler Fanatiker ist, um in mein Kabinett zu passen, und deswegen müssten wir es mit

Herrn Mika versuchen. Für das Justizministerium schlage ich den Herrn Antonje Pantovitch vor. Er ist ein ausgezeichneter Jurist, ein sehr fähiger Administrator, ein ehrlicher Mann und ein gemässigter Progressist. Für das Finanzministerium gibt es mit Ausnahme des Herrn Dr. Mischa Vuitch, der sich in Cetinje unmöglich gemacht hat, im ganzen nur zwei Kandidaten. Der eine ist Herr Vukaschin Petrovitch, der politisch sowohl mit den Liberalen, als auch mit den Progressisten sehr gut steht und der an fachmännischer Fähigkeit überhaupt direkt an allererster Stelle kommt, weil alles, was wir nach Kosta Zukitch an finanzieller Gesetzgebung bekommen haben, das Werk von Vukaschin Petrovitch ist. Der zweite Kandidat wäre Steva D. Popovitch, den ich zwar mehr als Pädagogen schätze, der aber, seitdem ich in der Fremde diene, sich auch als Finanzier bemerkbar gemacht hat. Ich nenne den Herrn Mijatovitch nicht als Kandidaten, weil mir scheint, dass er in der Finanzpolitik gerade so ist, wie in seiner Geschichtsschreibung, nämlich zu viel Poet. Deswegen bitte ich, Sire, den Finanzminister aus den ersten zwei Kandidaten wählen zu wollen. Zum Kriegsminister habe ich den Obersten Dragomir Vutskovitch, den Kommandanten der Drina-Armee-Division vorzuschlagen.

König Milan: Tiens! (und er warf die kaum angezündete Zigarette weg).

König Alexander war ebenfalls durch diesen Namen überrascht und sah seinen Vater an, ob er nicht seine Meinung sagen würde, aber König Milan schwieg wieder und machte sich mit der neuen Zigarette zu schaffen.

Der König: Und wen wollen Sie, lieber Doktor, zum Volkswirtschaftsminister?

Dr. V. G.: Für dieses einzige Portefeuille würde ich mir erlauben, einen Fanatiker vorzuschlagen; aber nicht einen politischen, sondern einen Fanatiker für die Volkswirtschaft. Ich meine den Herrn Milosav Kurtovitch. Wenn dieser junge Mann sich für die Förderung des Ackerbaues, der Viehzucht, der Gewerbe, des Handels und der Minenindustrie ebenso einsetzen würde, als er es für die Hebung der Pferdezucht in Serbien schon getan hat, dann glaube ich, dass wir allen Grund hätten, mit ihm zufrieden zu sein.

König Milan ging fort mit der Bemerkung, wir möchten nur fortsetzen, er werde gleich zurückkommen.

Der König: Was mich anbelangt, lieber Doktor, ich kann sagen, dass mir Ihre Liste ziemlich gefällt, aber es wäre vielleicht gut, zuerst die Ansicht Papas darüber zu hören.

Dr. V. G.: Jedenfalls, Sire.

Der König: Was ihn betrifft, so denke ich, dass ihm Nikola Stevanovitch nicht recht sein wird, weil dieser zu viel zu meiner Mutter hinneigt. Aus demselben Grunde kann Papa auch den Herrn Popovitch nicht leiden. Aber ich muss Sie bitten, auf dieser Kandidatur zu bestehen. Vukaschin Petrovitch ist zweifellos als Finanzier viel fähiger, aber gegen ihn spricht etwas: die Banken in Paris haben erklärt, dass mit Vukaschin Petrovitch als Finanzminister von einer Plazierung unserer lombardierten Staatspapiere nicht die Rede sein könnte . . .

Dr. V. G.: Das ist ja das grossartigste Kompliment für die Fähigkeiten des Herrn Vukaschin Petrovitch.

Der König: Jawohl. Aber die nackte Fähigkeit des Herrn Petrovitch wird die Staatskassen nicht füllen. Wir brauchen Geld, sehr viel Geld.

In diesem Augenblicke kam König Milan zurück, und ich bat ihn um seine Meinung über die vorgelegte Liste.

König Milan: Das, lieber Doktor, ist nicht meine Sache, sondern die Sache des Königs und die Ihrige. Das ist eine Frage der Staatspolitik, in die ich mich nicht mehr hineinmischen will. Der König hat mich eingeladen, definitiv nach Serbien zurückzukehren, und ich habe diese Einladung meines Sohnes aus zwei Gründen angenommen. Erstens, habe ich dieses Zigeunerleben satt, in dem ich nicht weiss, wo ich zu Hause bin, und dann bin ich Botaniker geworden. Jawohl, warum wundern Sie sich, Doktor? Ich bin ein grosser Obst- und Blumenzüchter geworden, und habe die Absicht mit Erlaubnis des Königs auf seinem Gute in Topolnitza zu arbeiten. Geradeso, wie ich früher von Topolnitza aus einen grossen Teil des südlichen Serbien mit Fasanen versorgt habe, welche das Volk jetzt die königlichen Vögel nennt, so habe ich die Ambition, aus Topolnitza eine grosse Pflanzschule für veredeltes Obst in ganz Serbien zu machen. Auf diese praktische Art, wenn Sie wollen als Gärtner, will ich Ihren zukünftigen Volkswirtschaftsminister unter-

stützen, aber mich von neuem in die serbische Politik zu mengen, davor soll mich der Herrgott bewahren.

Dr. V. G.: Entschuldigen, Majestät, aber, wenn ich, krank wie ich heute bin, die riesige Last auf mich genommen habe, unter den heutigen Verhältnissen in Serbien eine neue Regierung zu bilden, und wenn ich eingewilligt habe, mich nicht nur politisch, sondern auch physisch im Dienste des Königs und des Vaterlandes aufzureiben, so habe ich es in der Voraussetzung getan, dass ich auf die freundschaftlichen Ratschläge der kolossalen politischen Erfahrung und Menschenkenntnis Ew. Majestät rechnen kann.

König Milan: Das ist eine ganz andere Sache. Mit freundschaftlichen Ratschlägen will ich Ihnen zur Verfügung stehen, wenn es der König erlaubt.

Der König: Ich bitte Dich darum.

König Milan: Gut, hier meine Meinung und meine Ratschläge. Aus den vorgeschlagenen Kandidaturen sehe ich, dass Sie, mein lieber Doktor, schon lange aus Serbien weg sind, sonst würden Sie, schon als Diplomat, nicht zum Minister des Innern einen Nikola Stevanovitch vorschlagen, der als Präfekt von Belgrad geduldet hat, dass vor dem Monument des Fürsten Michael eine ungarische Fahne verbrannt wird. Durch diese Ernennung würden Sie ohne Not Ihrem Kabinette einen feindseligen Charakter gegenüber der österreichisch-ungarischen Regierung geben, und Sie wissen doch, noch aus der Zeit, wo Sie nur Sanitätschef des Landes waren, was Ihnen damals beim Abschluss unserer ersten Veterinär-Konvention Baron Kemenyi gesagt hat... Sie wissen, wie leicht jede politische Frage zwischen uns und Österreich-Ungarn eine Viehseuche bei unserem zu exportierenden Vieh hervorruft. Soviel über die politischen Fähigkeiten des Nikola Stevanovitch und den Effekt, den seine Ernennung hier in Wien hervorbringen würde. Was Herrn Demeter Stojanovitch betrifft, so ist es möglich, dass er ein so ausgezeichneter Fachmann ist, als der er gelobt wird. Über den Punkt bin ich nicht sicher. Was ich aber sicher weiss, ist, dass er eigensinnig wie ein Büffel ist, und dass Sie mit dem nicht auskommen können. Aber nachdem Sie in diesem Fache wirklich keine grosse Wahl haben, versuchen Sie es mit ihm, und Sie werden ja sehen, ob es geht. Mika Gjorgjevitch ist, trotzdem er der Sohn seines Vaters ist, kein so treuer Anhänger unserer Dynastie, als

man allgemein glaubt. In den ersten Augenblicken, nachdem er in Paris verwundet wurde, und zwar als er selbst glaubte, dass er bald sterben werde, habe ich aus seinem Munde einige Worte gehört, die ich nie vergessen werde, und die mir aus dem Attentate, dessen Opfer er geworden, ein grosses Rätsel gemacht haben, das ich bis jetzt nicht imstande war zu lösen. Aber lassen wir das beiseite. Es wäre nicht schön, es wäre politisch unmoralisch, wenn er als Radikaler, sei es auch als Hof-Radikaler, aus dem Kabinette Simitch in das Ihrige überginge. Ihre Motivierung, dass wenigstens Ein Radikaler im neuen Kabinette sein muss, hat mir nur bewiesen, dass Sie, lieber Doktor, derselbe unheilbare Idealist geblieben sind, der Sie immer waren; und als Sie dann noch die Namen der Herren Andra Nikolitch und Jovan Gjaja erwähnten, da war es mir völlig klar, dass Sie keine Ahnung davon haben, welcher Kampf Sie in Serbien erwartet. Glauben Sie denn, dass die Radikalen mit verschränkten Armen und mit Wohlwollen Ihre patriotischen Bestrebungen begleiten werden, bloss deswegen, weil Sie einen radikalen Führer in Ihr Kabinett aufgenommen haben? Selbst wenn ein radikaler Führer einwilligen würde, in Ihr Kabinett zu treten, was ich sehr bezweifle, würde die radikale Partei diesen ihren Führer als Verräter erklären, und über ihn zur Tagesordnung übergehend, den Kampf gegen Sie auf Leben und Tod eröffnen. Denn Sie sind für die Ordnung, und die Radikalen sind für die Revolution, Sie sind ein Arbeiter, und die Radikalen sind politische Hasardspieler, Sie sind ein treuer Diener der Obrenovitch, und die Radikalen sind die Leute des Fürsten von Montenegro und des Prätendenten in Genf. Für diesen Kampf, lieber Doktor, müssen Sie sich gut vorbereiten, denn die Radikalen sind alte Revolutionäre, die mit einem sehr guten Gewissen im Blute waten. Sie werden sich in diesem Kampfe nur so halten können, wenn Sie alle Progressisten und Liberalen um sich sammeln. Dabei müssen Sie gut achtgeben und sich mehr auf die Liberalen stützen, wenn auch unter den Progressisten viel mehr Intelligenz zu finden ist, aus dem einfachen Grunde, weil es in Serbien mehr Liberale als Progressisten gibt. Und das wieder ist kein Wunder, weil die Liberalen länger an der Regierung waren, als die Progressisten. Von Pantovitch weiss ich, dass er ein guter Jurist und guter Administrator ist, aber er ist noch ein zu kleiner Beamter, um schon Minister zu werden. Ueber-

haupt müssen Sie trachten, in Ihrem Kabinette mehr gewesene Minister, mehr Staatsräte zu haben, um demselben dadurch mehr Autorität zu geben, und da kommen Sie gar und schlagen einen Kurtovitch vor, der jetzt ein überschüssiger Sekretär im Volkswirtschaftsministerium ist! Vor allem, lieber Doktor, ist dieser Kurtovitch gar kein Fanatiker für die Pferdezucht, er ist ein einfacher Pferdeliebhaber, der sich sehr gut auf amerikanische Reklame versteht, und nichts weiter. Von Nationalökonomie und Volkswirtschaft hat der Junge keinen blauen Dunst und ist auch nicht imstande etwas zu lernen. Mit Ihrer Meinung über Mijatovitch bin ich vollständig einverstanden: Während meiner Regierungszeit war er oft Finanzminister, aber er ist eine so leichte Ware, dass er in unseren Staatsfinanzen ein Unheil geschaffen hat, welches bis heute noch nicht auszurotten war. Ich habe ihn persönlich sehr gerne, er ist mein persönlicher Freund, aber er taugt nicht zum Finanzminister in Ihrem Kabinett, dem gerade auf diesem Felde eine furchtbar schwere Aufgabe bevorsteht. Für die Lösung dieser Aufgabe braucht man viele fachmännische Ideen. Diese können Sie nur bei Vukaschin Petrovitch finden. Der andere Kandidat kennt nur die Arithmetik, und zwar die niedere. Meiner Ansicht nach wäre Stevan Popovitch ein guter Kassierer, wenn Sie wollen, Hauptkassierer des Staates, der das Geld zählt, der es in die Staatskasse einsperrt, der auf dieser Kasse sitzt, und so wenig als möglich ausgibt; aber verlangen Sie von ihm keine Ideen. Ich weiss ganz genau, dass der König jetzt denkt, ich spreche so über Stevan Popovitch bloss deswegen, weil er ein grosser Liebling der Königin Natalie ist. Aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, ich spreche so, weil ich unserem König das Beste wünsche und weil ich Ihnen, lieber Doktor, einen vollen Erfolg Ihrer Mission sichern möchte. Schliesslich . . . Sie können Stevan Popovitch nehmen. Aber merken Sie sich, was ich Ihnen jetzt sage: es wird nicht lange Zeit vergehen, und Ihr werdet beide den Vukaschin Petrovitch suchen. Der interessanteste Kandidat auf Ihrer Ministerliste endlich war für mich Dragomir Vutskovitch für das Kriegsministerium. Ich weiss nicht, ob der König an ihn gedacht hat, ich habe sicher nicht an ihn gedacht, und trotzdem muss ich gestehen, dass er der einzige Kandidat ist, gegen den ich nichts vorzubringen hätte. Er ist ein guter Soldat, ein ausgezeichneter Generalstäbler,

ein Militärchef, der in seinem Kommando eiserne Disziplin hält. Er ist auch ein guter Administrator und neben alledem auch schon in der Stellung eines Divisionärs — das ist ein ausgezeichneter Kandidat.

Der König: Ja wissen Sie denn nicht, lieber Doktor, dass Vutskovitch in seiner Jugend eine öffentliche republikanische Rede gehalten hat?

Dr. V. G.: Damals, Sire, war ich auch Republikaner, wie jeder Zögling des klassischen Gymnasiums, in dem man sieben Jahre lang mit griechischen und römischen republikanischen Ideen gefüttert wird. Der Unterschied zwischen mir und ihm besteht nur darin, dass mich der König Milan vom Republikanismus kuriert hat, während Dragomir durch einen republikanischen Gendarm in Zürich von dieser Krankheit befreit wurde.

Der König: Wieso?

König Milan: Das weiss ich auch nicht.

Dr. V. G.: Als Dragomir damals nach dem Mekka aller jungen Republikaner, in die Schweiz gegangen war, glaubte er, die Freiheit bestände darin, dass man tun könne, was man wolle. Demgemäss hatte er eines schönen Tages auf der lebhaftesten Strasse von Zürich ein, sagen wir Menschenrecht ausgeübt. Nun, der nächste Gendarm packte ihn darauf beim Kragen und schleppte ihn auf die Polizei, wo er für die Ausübung dieses Menschenrechtes fünf Franks Strafe zahlen musste. Seit dieser Zeit ist Dragomir kein Republikaner mehr.

Der König und sein Vater lachten so sehr über diese Geschichte, dass ich erst nach einigen Minuten meine Rede fortsetzen konnte.

Dr. V. G.: Aber alles das, Sire, und auch die anderen Sünden, welche Dragomir als Bauunternehmer begangen haben mochte, hinderten ihn nicht, in unseren Kriegen, besonders bei der Belagerung von Vidin, glänzende Eigenschaften eines grossen Kommandanten zu zeigen, und deswegen habe ich mir die Freiheit genommen, ihn zum Kriegsminister vorzuschlagen.

Der König: Angenommen, lieber Doktor, angenommen. Ich werde, sobald ich nach Belgrad zurückkomme und noch bevor Sie hinkommen, an Dragomir telegraphieren, nach Belgrad zu kommen. Jetzt aber kehren wir zu Papas Bemerkungen betreffend

die anderen Kandidaten zurück. Ich bin mit meinem Vater vollständig einverstanden, dass Ihre Regierung sich hauptsächlich auf die Liberalen und Progressisten stützen soll, und weil es der Liberalen mehr gibt, hauptsächlich auf diese. Deswegen wäre es vielleicht besser, wenn Sie für das Portefeuille des Innern einen Liberalen nehmen würden, und zwar einen von jenen, die sich mir sicher zur Verfügung stellen werden, bevor wir Ristitch und seine Gruppe gewinnen. Was denken Sie zum Beispiel über Jevrem Andonovitch als Minister des Innern?

Dr. V. G.: Ich kenne ihn sehr wenig, Sire. Vom Hörensagen weiss ich, dass er ein guter Gerichtspräsident und ein guter Kreispräfekt gewesen ist. Während meiner Ministerschaft habe ich ihn in jener Versammlung aller Parteichefs gesehen, die unter dem Präsidium des Königs Milan die neue Verfassung ausgearbeitet hat. Damals hat er auf mich den Eindruck eines ruhigen, reifen Menschen mit gemässigten, politischen Prinzipien gemacht.

König Milan: So ist er auch. Il ne paye pas de mine, mais c'est quelqu'un. Sie können es ganz beruhigt mit ihm versuchen, Sie werden es nicht zu bereuen haben.

Dr. V. G.: Sehr gerne, Majestät.

Der König: Also, ich werde mit ihm reden und ihm in Ihrem Namen das Ministerium des Innern antragen. Wenn ich auch die Ansicht Papas bezüglich des Eintrittes eines Radikalen in Ihr Kabinett teile, werde ich doch Ihrem Wunsche gemäss mit Mika Gjorgjevitch sprechen. Den Stojanovitch akzeptiere ich für das Bautenministerium. Aber was sollen wir mit dem Justizportefeuille machen? Ich habe nichts gegen Herrn Pantovitch, aber wenn ich die Wahrheit sagen soll, es wäre mir lieber, wenn Sie mir noch ein paar Kandidaten für diesen Posten nennen würden.

Dr. V. G.: Ich könnte noch drei nennen, Sire, aber von Marko Stojanovitch bin ich im voraus überzeugt, dass er seine jetzige glänzende Stellung nicht für ein Portefeuille opfern würde, und von den anderen zweien bin ich sicher, dass Majestät sie zu jung finden werden, denn es sind dies die Herren Dr. Voislav Veljkovitch und Dr. Dragutin Protitch.

Der König: Nicht bloss, dass beide zu jung sind, sondern ich bin überzeugt, dass keiner von ihnen annehmen würde.

König Milan: Indessen, Doktor, Sie haben ganz recht, Ihr

Auge auf diese zwei zu werfen. In diesen jungen Leuten ist viel Stoff zu Ministern, nur sind sie für diese Stufe vorläufig noch zu unerfahren. Sie müssen diese Männer während Ihrer Regierung verwenden, Sie müssen sie für die Ministerschaft vorbereiten.

Der König: Wissen Sie was, Doktor, wir werden vorläufig die Frage über das Justizministerium ungelöst lassen, bis ich mit einigen Leuten in Belgrad gesprochen haben werde, und dann werde ich Ihnen telegraphieren, welcher mir am zweckmässigsten erscheinen wird. Wollen Sie?

Dr. V. G.: Zu Befehl, Majestät.

Der König: Was die Finanzen anbelangt... es ist möglich, dass Vukaschin fähiger ist, als Steva, aber ich habe Gründe, den letzteren vorzuziehen. Das hindert Sie aber nicht, die Ideen Vukaschins bei der Ausarbeitung der betreffenden Gesetzesvorlagen zu benützen und ihn bei vielen Kommissionen zu verwenden, oder ihm spezielle Missionen anzuvertrauen. Sollte sich indessen die Prophezeiung Papas als richtig erweisen, nun, dann werden wir eben später Vukaschin zum Finanzminister nehmen. Es bliebe nur noch das Portefeuille der Volkswirtschaft. Da brauchten wir jemanden, der nicht bloss einen höheren Rang im Staatsdienste einnimmt, sondern sich auf dem Felde der Volkswirtschaft und der Industrie schon einen Namen gemacht hat. Was denken Sie, Doktor, über Sima Lozanitch?

Dr. V. G.: Er hat sich ziemlich viel mit Bergwerken befasst, wenn auch mehr in seiner Eigenschaft als Professor der Chemie, denn in derjenigen eines Industriellen. Ich kenne ihn als ernsten Gelehrten und gemässigten Politiker. Das einzige, was ich bei ihm befürchten würde, ist, dass er zu viel von seinen Sektionschefs und Referenten beeinflusst werden könnte.

Der König: Wenn das der Fall sein sollte, dann wählen Sie ihm die Sektionschefs und die Referenten. Sonst ist er zum Minister sehr geeignet.

Dr. V. G.: Zu Befehl, Majestät.

Der König: So. Jetzt wären wir mit den Personalfragen so ziemlich fertig, und nach dem Diner wollen wir das Regierungsprogramm der neuen Regierung vornehmen.

Und man ging zum Diner.

Erst gegen neun Uhr abends konnte ich mein Programm auseinandersetzen. Hier die Hauptlinien desselben:

Nachdem durch das mit Anfang dieses Jahres zustande gekommene Einvernehmen zwischen Österreich-Ungarn und Russland der Friede und die Erhaltung des Status quo auf der Balkanhalbinsel für eine Reihe von Jahren gesichert ist, muss Serbien diese Jahre für die innere Politik ausnützen. Der wahnsinnige Kampf der politischen Parteien untereinander muss aufhören. Die ganze Intelligenz des Landes und die ganze Kraft des Staates muss für die Sanierung der Staatsfinanzen und für die Hebung der Volkswirtschaft eingesetzt werden, damit durch die Vermehrung der Staatseinkünfte das Land die Möglichkeit gewinne, seine Armee so zu bewaffnen, dass keine Balkanfrage ohne geziemende Rücksicht auf die Interessen Serbiens definitiv gelöst werden kann. Durch eine zweckmässige und gerechtere Form des Steuersystems, nach welcher die vermögenden Klassen von den Staatslasten mehr tragen sollen, als es bis jetzt der Fall gewesen, durch die Schaffung besonderer Organe für die Steuereintreibungen, durch eine ehrliche Administration in den Zollämtern, durch Einschränkung und Ausrottung des Grenzschmuggels, durch eine bessere Administration in den Staatsmonopolen können die Staatseinkünfte schon in einigen Jahren wenigstens um zehn Millionen jährlich vergrössert werden. Durch Heranziehung fremder Kapitalien zur Schaffung einer Nationalindustrie, zur Verarbeitung unserer Rohstoffe im Lande selbst, sowie zur Aufschliessung und Ausbeutung der unermesslichen Schätze unserer Bergwerke, durch den planmässigen Ausbau eines grossen Netzes guter Landstrassen und schmalspuriger Lokalbahnen, durch diese und ähnliche Massregeln würde die gesamte Volkswirtschaft einen solchen Aufschwung nehmen, dass die Einkehr von Wohlstand, ja Reichtum für Volk und Staat nur noch eine Frage von relativ kurzer Zeit wäre. Und dann käme endlich auch die Zeit, wo die Intelligenz des Landes nicht mehr einzig und allein um den Eintritt in den Staatsdienst kämpfen müsste, weil sie in den Fabriken, in den Bergwerken und bei den Bahnen ihr Brot verdienen könnte. Die Kämpfe der politischen Parteien in Serbien hätten nie die wilden, ja blutigen Formen angenommen, zu welchen sie gediehen sind, wenn die politischen Fragen nicht wahre Brotfragen für die Intelligenz gewesen wären,

indem alle geschulten Leute gezwungen waren, sich in der Beamtenschaft zusammenzupferchen, so dass wir heute schon dreimal mehr Kandidaten für die Beamtenstellen haben, als es solche im Lande gibt und geben kann. Dieses Unglück ist die Folge unseres bisherigen Unterrichtssystems. Alle unsere Schulen sind Beamtenfabriken. Dadurch, dass jede politische Partei, wenn sie ans Ruder kam, sich beeilte, alle Beamtenstellen mit den eigenen Parteigängern zu besetzen und alle politischen Gegner hungern zu lassen, wurde dieses Unglück noch grösser, denn die hungernden Anhänger aller oppositionellen Parteien koalisierten sich immer, um die Regierenden zu stürzen, und die Brotstellen für sich zu erobern. Daher der ewige Regierungs- und Systemwechsel, bei welchem keiner der bisherigen Regierungen auch nur so viel Zeit gelassen wurde, sich in den Staatsgeschäften ordentlich zu orientieren. Von einer produktiven Arbeit konnte also keine Rede sein. Daher stammt denn auch das horrende Anwachsen der Summen, welche alljährlich für die Pensionen der noch arbeitskräftigen, aber wegen der Parteifarbe entlassenen Beamten in das Staatsbudget eingestellt werden müssen, als ernstestes Hindernis für die Herstellung des finanziellen Gleichgewichts. Darum ist es höchste Zeit, unsere „klassischen" Beamtenfabriken zu schliessen, oder dieselben in Fachschulen umzuwandeln, aus denen die jungen Leute lebensfähig hervorgehen würden, das heisst, fähig sich ihr tägliches Brot auch ausserhalb des Staatsdienstes zu erwerben. Es ist die höchste Zeit, an die definitive Lösung der Beamtenfrage in Serbien zu schreiten, durch ein neues Gesetz über den Staatsdienst. Niemand sollte Beamter werden können, der nicht speziell für jenes Fach, um welches er sich bewirbt, seine Befähigung durch eine besondere Staatsprüfung nachgewiesen hat, aber andererseits sollte auch kein Beamter mehr ohne Gerichtsspruch seinen Dienst verlieren können. Die Zivilbeamten sollte man sowohl was die Gagen, als auch was die Avancementsmodalitäten anbelangt, den Offizierschargen desselben Ranges in der Armee gleichstellen. Die Zahl der Dienstjahre, welche zum Bezuge einer Staatspension berechtigen, sollte man von zehn auf zwanzig erhöhen, aber andererseits müsste man auch jeden Beamten vor der Willkür sichern. Erst dann wird jeder Beamte seinen Dienst gewissenhaft und eifrig versehen, aber dann wird auch das Land mit der Hälfte der bis-

herigen Beamten eine bessere Administration als gegenwärtig haben, und dann wird auch die Zeit gekommen sein, dass man für diese kleinere Zahl von Beamten bessere Gagen wird normieren können, als die gegenwärtigen, die freilich noch aus dem Jahre 1835 datieren, wo alle Lebensbedürfnisse zehnfach billiger zu befriedigen waren, als heute. So lange dieses neue Gesetz über den Staatsdienst nicht geschaffen wird, sollte man: 1. ohne Rücksicht auf die politischen Parteien alle Beamtenstellen mit den fähigsten und ehrlichsten Elementen besetzen. 2. die überschüssigen, aber noch brauchbaren Beamten in den Gemeindeadministrationen unterbringen. Dadurch würde das Heer der hungernden und deswegen gefährlichen Beamtenaspiranten ebenfalls schon aufgelöst werden. und die tausend Gemeinden im Lande würden eine hundertmal bessere Administration bekommen, als es die jetzige der analphabetischen Bürgermeister und der kaum schriftkundigen Gemeindeschreiber ist.

Die Könige hörten aufmerksam zu, und von Zeit zu Zeit warfen sie sich sehr deutungsfähige Blicke zu.

Der König: Im ganzen und grossen akzeptiere ich Ihr Programm. Über die Einzelheiten werden wir viel zu debattieren haben. So zum Beispiel sehe ich, dass Sie sich die Lösung der Beamtenfrage ohne den § 76 des jetzigen Beamtengesetzes denken. Ohne diesen Paragraphen aber, welcher jedem Minister das Recht gibt, jeden Beamten, der ihm nicht gefällt, aus dem Staatsdienste zu entlassen, wenn er nicht zehn Dienstjahre aufzuweisen hat, kann sich keine Regierung in Serbien halten, weil ohne diesen Paragraphen die Willkür der Beamten eine grenzenlose wäre.

König Milan: Der Doktor vergisst, dass der Versuch mit der Unabhängigkeit und Unabsetzbarkeit, wenigstens für die Richter schon unter Pirotjanatz gemacht wurde. Nun, und wie ist der Versuch ausgefallen? Waren die unabhängigen Richter bei ihren Entscheidungen und Urteilsprüchen weniger leidenschaftliche Parteigänger, weniger Chauvinisten? Hat unter ihnen nicht der politische Gegner ebenso wie jeder Fremde seinen Prozess verloren, und wäre auch sein Recht sonnenklar gewesen, einzig und allein, weil sein politisches Credo nicht dasjenige des Richters war, oder weil er das Unglück hatte, ein fremder Untertan zu sein? Sie sprechen, lieber Doktor, von der Heranziehung des fremden Kapitals ins

Land, und das ist tatsächlich das einzige Mittel, die Volkswirtschaft zu heben und eine nationale Industrie zu schaffen, damit das Land nicht für immer von den ungarischen Agrariern abhängig bleibt. Aber sagen Sie mir, welcher Fremde wird den Mut haben, seine Kapitalien in Serbien anzulegen, wenn er die Überzeugung hat, dass für ihn bei den serbischen Gerichten keine Gerechtigkeit zu finden ist? Sie sprechen von einem ganzen Netz von Lokalbahnen, und faktisch, sie sind absolut notwendig, nicht bloss um die Hauptlinie unserer Staatsbahnen zu unterstützen — welche jetzt kaum imstande ist, die riesigen Auslagen ihrer Administration zu decken — sondern auch um die Produktion des Landes zu heben. Aber wie wollen Sie dieses so notwendige Netz der Lokalbahnen herstellen? Dazu braucht es vieler Millionen, vieler Eisenbahn-Ingenieure. Haben Sie beides im Lande? Kapital könnte man à la rigueur finden, wenigstens für den Anfang des Unternehmens, aber Sie wissen, dass unsere reichen Kaufleute nicht einmal die Belgrader Tramway mit eigenem Gelde bauen wollten. Erst jetzt, nachdem sie sehen, wie sich dieses Unternehmen der Fremden in Belgrad rentiert, möchten sie die Tramway mit aller Gewalt an sich reissen, und wie stehen wir in bezug auf gute Fachkräfte? Bitte, denken Sie doch an die grosse Brücke über die Morava bei Ljubitchevo. Dieselbe wurde nicht von irgend einem kleinen Kreisingenieur gebaut, sondern von einem Professor unserer Hochschule. Und? Bei der Belastungsprobe stürzte diese Brücke zusammen. Was wollen Sie also tun? Wenn Sie wirklich ganz Serbien mit einem Netz von Lokalbahnen bedecken wollen, müssen Sie sich ans Ausland wenden, und da bitte ich wieder mir zu sagen: welche Gruppe von Kapitalisten oder Eisenbahnunternehmern in Europa wird toll genug sein, sich in ein so grosses Unternehmen einzulassen, in demselben Lande, in welchem eine Regierung möglich war, welche der konzessionierten Gesellschaft die legal gegebene Konzession zur Ausnutzung der ersten Staatsbahnen mit Gewalt entrissen hat? Ich kenne in ganz Europa eine einzige Gruppe, welche es trotzdem vielleicht riskieren würde, sich in ein so gewagtes Unternehmen einzulassen. Es ist diejenige, welche die orientalischen Bahnen in der Türkei besitzt und bei den ungarischen Staatsbahnen stark beteiligt ist, und welche somit ein grosses Interesse daran hätte, die ganze Linie Berlin—Kon-

stantinopel—Saloniki unter eine Verwaltung und Herrschaft zu bringen. Das ist die einzige Gruppe, welche vielleicht geneigt wäre, und dabei wirklich imstande ist, ihr ganzes Lokalbahnnetz zu bauen, und ausserdem noch mit einer anständigen Anleihe eure kranken Staatsfinanzen definitiv zu kurieren, aber selbstverständlich unter der Bedingung, dass ihr auch die Ausnutzung der bestehenden Staatsbahnen überlassen wird.

Als König Milan diese Worte sprach, blitzte in mir folgender Gedanke auf: Wer weiss, ob nicht gerade dieses Geschäft die Hauptursache ist, dass gerade ich berufen worden bin, die neue Regierung zu bilden? Ich hätte am liebsten mit der Beantwortung gerade dieser letzten Frage begonnen, aber ich beherrschte mich und antwortete in der Reihenfolge der gemachten Bemerkungen:

Dr. V. G.: Majestät, ich weiss ganz genau, dass der Versuch des verstorbenen Pirotjanatz mit der Unabhängigkeit des Richterstandes fehlgeschlagen hat, aber ich bin der festen Überzeugung, dass dieser Versuch alle erwünschten Resultate ergeben hätte, wenn nicht Pirotjanatz bei der Ausführung selbst nur ein leidenschaftlicher Parteimann gewesen wäre und alle Richterstellen mit seinen Progressisten besetzt hätte. Hinter mir steht keine politische Partei. Ich will versuchen, ganz unparteiisch, einzig und allein im Interesse des Staatsdienstes, die Beamtenfrage zu lösen. Ich glaube, dass die Befürchtung, welche unser allergnädigster Herr betreffs der Eliminierung des § 76 ausgesprochen hat, nicht genug begründet ist. Wenn einmal alle Beamtenstellen mit den tüchtigsten Fachmännern, welche wir überhaupt haben, ohne Unterschied der Partei besetzt, wenn dieselben ferner bezüglich der Existenz und des Vorwärtskommens im Staatsdienste durch ein Gesetz vor jeder Willkür sicher gestellt sein werden, und wenn die Beamtenschaft schliesslich die eiserne Hand einer Regierung gefühlt haben wird, die nicht mehr von heute auf morgen da ist, sondern die fest entschlossen ist, aus der Gesetzlichkeit das höchste Prinzip im Lande zu machen — dann, aber auch nur dann, werden wir in Serbien eine gute Administration haben, und bei den serbischen Gerichten wird niemand mehr bloss wegen seiner politischen Ansicht oder weil er ein Fremder ist, irgend einen Prozess verlieren. Bezüglich der Art, wie die Ausnutzung unserer Staatsbahn der

konzessionierten fremden Gesellschaft entrissen wurde, haben Majestät ganz recht. Diese Tat der Radikalen hat dem serbischen Staatskredit in Europa den Todesstoss gegeben. Darin liegt die erste und Hauptursache, warum trotz der gewissenhaftesten Erfüllung unserer Verbindlichkeiten gegenüber unseren Staatsgläubigern, und trotzdem wir die Kontrolle derselben in unsere unabhängige Monopolverwaltung zugelassen haben, die serbischen Staatspapiere heute auf 58 stehen. Weiter ist es ganz richtig, dass unsere Radikalen, erschrocken über die eigene Tat, der französischen Konzessionsgesellschaft schliesslich für das ihr entrissene Recht so viel bezahlt haben, dass unser Land nun aus dem chronischen Defizit und der schwebenden Schuld nicht mehr heraus kann. Aber trotzdem ich das alles eingestehen muss, kann ich in einer Zeit, wo alle Staaten bestrebt sind, soviel als möglich die Privatbahnen zu verstaatlichen, gar nicht daran denken, die Hauptader unseres Verkehres, unseres Handels, unserer gesamten Volkswirtschaft, den Fremden auszuliefern. Nein, Majestät, ich könnte das nicht tun, und wenn die betreffende Gesellschaft uns die dreissig bis vierzig Millionen, welche wir zur Sanierung unserer Finanzen brauchen, schenken, und nicht bloss leihen wollte. Das wäre den Interessen Serbiens und seiner nationalen Dynastie diametral entgegengesetzt. Wenn die Fremden einmal in Serbien eine Regierung sehen sollten, deren Tätigkeit für eine Reihe von Jahren gesichert ist, welche genau weiss, was sie will, und welche mit Ausdauer und voller Kraft auf ihr Ziel lossteuert, und wenn dann das Ausland einige Jahre politischer Ordnung und wirtschaftlicher Arbeit in Serbien beobachtet haben wird, dann werden die fremden Kapitalien von selbst nach Serbien strömen, ohne dass es irgend jemandem einfallen wird, dafür die Ausbeutung der serbischen Hauptverkehrsadern zu verlangen.

König Milan (aufstehend und einen Blick auf die Uhr werfend): Sie sind, mein lieber Doktor, der unheilbare Idealist geblieben, der Sie Ihr ganzes Leben gewesen. Sie werden das einmal bitter bereuen, aber es wird für Sie zu spät sein. Uebrigens, soviel ich auch an Ihrem Programm noch auszusetzen hätte, muss ich doch gestehen, dass es in der Oeffentlichkeit einen ganz guten Eindruck machen wird. Ausführen werden Sie davon, so viel Sie eben können, es wird immerhin ein

grosser Gewinn für das Land sein. So, und nun gehe ich schlafen. Warum lächeln Sie so verschmitzt? Sie glauben vielleicht, ich bin noch der alte Milan, der nicht bloss selber nicht schlafen wollte, sondern auch andere Leute nicht schlafen liess? Die Zeiten sind vorüber, mein lieber Doktor. Jetzt lege ich mich nieder und stehe auf mit den Hähnen.

Bon soir mon garçon! (Der Vater küsste den Sohn auf die Stirne; der König küsste dem Vater n i c h t die Hand.) Du kannst mit dem Doktor noch weiter die Sache besprechen, aber vergiss dabei nicht, dass er die ganze vorige Nacht im Eisenbahncoupé zugebracht hat, und dass er todmüde sein muss. Gute Nacht, Doktor!

Dr. V. G.: Gute Nacht, Majestät.

König Milan reichte mir die Hand und ging dann in sein Zimmer.

Der König: Setzen Sie sich, Doktor, nur noch ein paar Minuten, und dann werde ich Sie ausruhen lassen. Lassen Sie sich von gewissen Ideen meines Vaters nicht abschrecken. Er ist in gewisse Anschauungen förmlich verliebt, aber trotzdem für Vernunftgründe sehr zugänglich. M i r gefällt Ihr Programm ausserordentlich, und ich werde Ihre Regierung in der Ausführung dieses Programms mit allen Kräften unterstützen. Ich garantiere Ihnen, dass Ihre Regierung die ganze, für die Ausführung eines so grossen Arbeitsprogramms notwendige Zeit am Ruder bleiben wird. Darauf werde ich Ihnen öffentlich mein königliches Wort geben, in einer Art, dass sowohl die politischen Parteien im Lande, als auch unsere Freunde und Feinde im Auslande zur Überzeugung gelangen werden, dass Ihr Regierungsantritt den Anfang einer langen Epoche ernster Staatsarbeit bedeutet. So viel wollte ich Ihnen noch sagen. Werden Sie morgen noch in Wien bleiben?

Dr. V. G.: Wenn Majestät erlauben, möchte ich gleich morgen nach Karlsbad zurück, um wenigstens die paar Tage für meine Kur zu gewinnen, welche mir bis zur definitiven Berufung nach Belgrad übrig bleiben.

Der König: Habe nichts dagegen. Wir sind ja in den Hauptfragen einverstanden. Für die Details werden wir uns durch chiffrierte Telegramme verständigen. Dank, lieber Doktor, tausend Dank! D i e s e n D i e n s t w e r d e i c h I h n e n m e i n L e b e n

lang nie vergessen. Und nun, gute Nacht, und glückliche Reise.

Dr. V. G.: Danke, Majestät.

Den Tag darauf nach Karlsbad zurückgekehrt, habe ich am 8. (20.) Oktober 1897 folgendes Telegramm vom König aus Belgrad erhalten: „Stevan Popovitch und Andonovitch haben sich bereit erklärt, in Ihre Regierung einzutreten. Mika Kr. Georgevitch will nicht. Vutskovitch wird hoffentlich morgen abends hier sein. Demeter Stojanovitch werde soeben sprechen. Bezüglich des Justizministeriums bitte mir schnellstens zu melden ob Ihnen Kosta N. Christitch genehm wäre, weil Popovitch und Andonovitch ihn dem Pantovitch vorziehen — damit, wenn Sie einwilligen, ich den Christitch beordern kann, schnellstens nach Belgrad zu kommen. Betreffs der andern Portefeuilles werde ich bis zu Ihrer Hierherkunft nichts vornehmen. Alexandre."

Meine Antwort vom selben Tage lautete: „Sa Majesté le Roi, Belgrade. Einverstanden mit Kosta Christitch für Justiz. Nachdem Mika nicht will, bitte versuchen zu wollen Andra Nikolitch für das Unterrichtsministerium zu gewinnen, damit wenigstens ein Radikaler in die Regierung eintritt."

Auf dem Konzepte dieser Depesche sind noch folgende Worte zu lesen: „Wenn Nikolitch nicht einwilligt, möchte ich Svetislav Simitch für Unterricht vorschlagen."

Diese Worte sind aber nicht telegraphiert worden, weil ich mich noch rechtzeitig erinnerte, dass der Vater des Königs den Svetislav Simitch für einen Anhänger des Thronprätendenten Karagjorgjevitch hielt.

Eine zweite Depesche des Königs lautete: „Seien Sie hier Freitag morgens, um die Regierung zu bilden."

Am Freitag den 10. (22.) Oktober 1897 frühmorgens war ich in Belgrad. Auf dem Bahnhof erwartete mich der diensthabende Ordonnanzoffizier des Königs, um mich zu begrüssen und mir den Wunsch S. M. mitzuteilen, so schnell als möglich ins Palais zu kommen. Ich dankte für die allergnädigste Aufmerksamkeit und versprach bald ins Palais zu kommen.

Der ganze 10. Oktober war mit den Geburtswehen der neuen Regierung ausgefüllt. Stojanovitch verlangte von mir kategorisch, dass ausser ihm noch drei Liberale in die Regierung aufgenommen

werden. Darauf wollte ich nicht eingehen und sagte ihm, ich wünsche seinen Eintritt nicht deswegen, weil er ein grosser Liberaler ist, sondern weil ich ihn für den besten Fachmann im Eisenbahnwesen betrachte. Nach vielem hin und her zwischen dem königlichen Palais und demjenigen des Chefs der Liberalen Jovan Ristitch, verblieb schliesslich Stojanovitch dabei, dass er nicht der „alleinige“ Liberale in der neuen Regierung sein wolle. Deswegen wurde dann das Bautenportefeuille dem Generalstabsobersten Jovan Atanatzkovitch angetragen, der als Soldat nach kurzem Zögern erklärte „Zu Befehl“. Viel schwieriger ging es mit der Besetzung des Unterrichts- und Kultusministeriums. König Alexander und sein Vater wollten unter keiner Bedingung von Andra Nikolitch oder Svetislav Simitch hören, und so war ich gezwungen, dieses Ressort dem Professor an der Hochschule Andra Georgevitch anzuvertrauen, welcher zwar überall den Ruf eines ausgezeichneten Rechtslehrers, aber auch den eines eingefleischten „Reaktionärs“ hatte — hauptsächlich deswegen, weil er während seiner ersten Ministerschaft eine starke Faust gezeigt hatte, was den Politikastern unter den Volksschullehrern unangenehm war. Steva Popovitch stellte jetzt, obwohl er dem Könige versprochen hatte die Finanzen zu übernehmen, eine Bedingung: ich sollte seinen Schwager zum Staatsrate ernennen. Ich gab ihm zur Antwort, dass der Staatsrat kein Versorgungshaus wäre. Darauf machte sich Popovitch an den König selbst, und mag ihm wohl das betreffende Versprechen entrissen haben, denn sein Widerstand hörte auf. Kosta N. Christitch wollte seine schöne Stellung als Gesandter in Bukarest nicht verlassen. Als wir ihn in die Enge getrieben hatten, stellte er als Conditio sine qua non das Verlangen, es möge ihm für den Fall seines Austrittes aus der Regierung ein Gesandtenposten e r s t e r Klasse sichergestellt werden. Ich nahm ihn auf die Seite, in das Telephonzimmer, und sagte ihm, dass ich vor neun Jahren, als mich sein Vater in einer viel schwierigeren Situation als die heutige, aufforderte, in seine Regierung einzutreten, gar keine Bedingungen gestellt hatte, und es wäre doch eine Schande, dass er uns jetzt mit Klassengelüsten brandschatzen will.

„Lass mal gut sein — lautete seine Antwort. — Die grossen Phrasen von der Rettung des Vaterlandes, ca c'est connu, c'est vieux jeu. Der König und du, ihr verlangt von mir, ich soll meine

schöne und bequeme Stellung mit 27000 Franks jährlich nebst freier Wohnung, verlassen, um mich mit Hinz und Kunz herumzubalgen für die lächerliche Bezahlung von 12000 Franks jährlich, und damit ich dann, wenn ich aufhöre Minister zu sein, auf den politischen Misthaufen geworfen werde. Gut, dafür verlange ich mir eine anständige Pension zu sichern. Wollt ihr nicht, lasst mich nach Bukarest gehen."

Es gibt eben Temperamente und Temperamente. Die ganze schwere Artillerie der patriotischen Gründe blieb ohne Wirkung, und als ich dem Könige meldete, nicht imstande gewesen zu sein, Herrn Christitch zu überzeugen, übernahm der König selbst die Aufgabe, und nach stundenlanger Erörterung über die „absolute" Notwendigkeit seines Eintrittes in das Kabinett wurde Christitch endlich für die Regierung gewonnen. Die Kandidaten für das Innere und für die Volkswirtschaft benahmen sich bei den Verhandlungen als vollständige Gentlemen, ebenso der Oberst Vutskovitch. Am Abend war das neue Kabinett gebildet. König Milan machte den Vorschlag, dass im Amtsblatte, vor dem königlichen Dekrete über die Ernennung der neuen Regierung ein königliches Handschreiben publiziert werde, worin der König mich mit der Bildung der neuen Regierung betraute. Ich hatte nichts dagegen, verlangte aber, dass in derselben Nummer der amtlichen Zeitung, gleich nach dem Ernennungsdekrete, auch das politische Programm der neuen Regierung veröffentlicht werde.

Der König: Dieses Programm akzeptiere ich vollständig als m e i n Programm, und deswegen will ich es in mein Handschreiben aufnehmen. Ich bitte sowohl dich, Papa, als auch unsern lieben Doktor, mir jeder ein Konzept für dieses Handschreiben vorzulegen, und ich werde dann aus diesen zwei Konzepten den definitiven Text meines Handschreibens feststellen.

König Milan: Sehr gerne, mein Junge.

Dr. V. G.: Zu Befehl, Majestät.

Nach einer Stunde waren beide Entwürfe fertig.

Mein Entwurf lautete:

„Die letzten Ereignisse im Orient und die erwiesene Entschlossenheit des gesamten Europa, den allgemeinen Frieden zu erhalten, haben für Serbien die Möglichkeit und die Pflicht ge-

schaffen, sich finanziell, volkswirtschaftlich und militärisch zu kräftigen.

„Diese Epoche des gesicherten Friedens in Europa muss Serbien dazu benützen, um den fruchtlosen politischen Parteikampf zu unterbrechen, in welchem das Land nur zu viel der für den staatlichen und nationalen Fortschritt so kostbaren Zeit verloren hat. Wir müssen diese Epoche des Friedens ausnützen, um durch eine gewissenhafte, für Alle und Jeden unparteiische Administration die Ordnung und die Gesetzlichkeit im Lande zu sichern. Durch eine über jeden Vorwurf erhabene Justizpflege müssen wir beweisen, dass das Gesetz wirklich der allerhöchste Wille in Serbien ist. Dazu muss sich die gewissenhafteste Erfüllung aller Verpflichtungen des Staates, ferner ein neues Gesetz über den Staatsdienst, und eine solche Reform des Unterrichtswesens gesellen, nach welcher die studierten Leute nicht mehr fast einzig und allein auf den Staatsdienst angewiesen sein sollen.

„Durch ernste Arbeit an der inneren Konsolidierung Serbiens werden wir aus unserem Vaterlande einen gesunden fortschrittlichen Staat und eine sichere und kräftige Stütze für die Ordnung und Ruhe auf der Balkanhalbinsel machen, auf welche Europa bei Verfolgung der hohen Ziele der Zivilisation rechnen kann. Dadurch werden wir die Freundschaft aller europäischen Staaten für Serbien gewinnen, und die gewonnene weiter entwickeln, und zugleich den Beweis erbringen, dass über serbische Interessen nicht ohne Serbien entschieden werden kann.

„Durch diese Arbeit werden wir am meisten zur Beruhigung der politischen Leidenschaften beitragen, was überaus notwendig ist, weil sonst die Verfassungsfrage nicht naturgemäss, sondern nur einseitig gelöst werden könnte, was für die Lebensinteressen gefährlich wäre.

„Serbien über alles!

„Ein kräftiges, in der Welt angesehenes Serbien, das ist das ideale Vermächtnis meiner Vorfahren, dem ich mein ganzes Leben widmen will.

„Um an dieser meiner Lebensaufgabe erspriesslicher arbeiten zu können, wende ich mich an Sie, und vertraue Ihnen die schwere, aber ehrenvolle Mission an, eine neue Regierung zu bilden, welche meine soeben auseinandergesetzten Überzeugungen teilt.

„Die Aufgabe, welche meine neue Regierung zu erfüllen haben wird, ist so schwer, dass keine menschliche Kraft imstande wäre, sie ohne Sicherung der Stabilität in den Staatsgeschäften, und ohne die erforderliche Zeit zu erfüllen.

„Ich garantiere meiner neuen Regierung sowohl diese Stabilität, als auch all' die für den erwünschten Erfolg notwendige Dauer."

König Alexander wählte diesen meinen Entwurf, setzte darin am Anfange die Apostrophe „Lieber Herr Vladan Georgevitch" und am Ende „Ihr wohlgeneigter Alexander" hinzu. Im Texte selbst nahm er bloss zwei Änderungen vor. In dem Passus „dass das Gesetz wirklich der allerhöchste Wille in Serbien ist" ersetzte er das Wort „wirklich" durch das Wort „immer". Den Satz „Ich wende mich an Sie", änderte er in: „Ich wende mich an Ihren erwiesenen Patriotismus und an Ihre Treue für meinen Thron."

Während der Kabinettsekretär des Königs dieses allerhöchste Handschreiben kopierte und zur Unterfertigung vorbereitete, und während das königliche Dekret von der Entlassung der früheren und der Ernennung der neuen Minister fertiggestellt wurde, war bereits die Amtszeitung für den kommenden Tag erschienen. So wurde denn in der Nacht eine Extraausgabe der Amtszeitung veranstaltet, welche in ihrer Nummer 225 im amtlichen Teile, an erster Stelle, das obige königliche Handschreiben, und dann folgendes Dekret brachte:

„Wir, Alexander I., von Gottes Gnaden und durch den Willen des Volkes König von Serbien.

„Indem wir die Demissionen annehmen, welche uns unterbreitet haben:

Der Präsident unseres Ministerrates, unser Minister des Äusseren, H. Georg S. Simitch;

Unser Kriegsminister: H. General Jovan Mischkovitch;

Unser Bautenminister: H. Petar Velimirovitch;

Unser Finanzminister: H. Dr. Mich. Vujitch;

Unser Minister des Innern: H. Mich. Kr. Georgevitch;

Unser Unterrichts- und Kultusminister: H. Andra Nikolitch;

Unser Volkswirtschaftsminister: H. Ljub. Kleritch
und unser Justizminister: H. Dr. Milovan Gj. Milovanovitch,

Ernennen Wir:

Zum Präsidenten unseres Ministerrates und zu unserem Minister des Äusseren den H. Dr. Vladan Georgevitch, unseren ausserordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am Hofe S. Kais. Majestät des Sultans;

Zu unserem Finanzminister den H. Stevan Popovitch, Minister in Disponibilität;

Zu unserem Volkswirtschaftsminister den H. Sima Lozanitch, Minister in Disponibilität;

Zu unserem Unterrichts- und Kultusminister den Herrn Andra Georgevitch, Professor an der Hochschule;

Zu unserem Minister des Innern den H. Jevrem Andonovitch, Mitglied des Staatsrates;

Zu unserem Justizminister den H. Kosta N. Christitch, unseren ausserordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am Hofe S. M. des Königs von Rumänien;

Zu unserem Bautenminister den H. Generalstabsobersten Jovan Atanazkovitch, Gehilfen und Stellvertreter des Chefs in unserem grossen Generalstabe, mit Beibehaltung seiner Charge und seines Ranges in der Armee;

Zu unserem Kriegsminister den H. Generalstabsobersten Dragomir Vutchkovitch, Kommandanten der Drina-Armee-Division.

Der Präsident unseres Ministerrates, unser Minister des Äussern ist mit der Ausführung dieses Dekretes beauftragt.

Am 11. Oktober 1897
in Belgrad Alexander m. p.

Präsident des Ministerrates, Minister des Äussern:
Dr. Vladan Georgevitch m. p.

II.

Der Honigmonat der neuen Regierung

war eigentlich gar nicht süss. Noch bevor sie Zeit hatte, die Staatsgeschäfte zu übernehmen, entfesselte sie durch ihr blosses Erscheinen einen wahren Sturm, und zwar nicht bloss in der Parteipresse Serbiens, sondern, mit wenigen Ausnahmen, in der ganzen öffentlichen Meinung Europas. Die Angriffe der radikalen serbischen Presse waren leicht begreiflich, denn es wurde ihrer Partei die Macht aus den Händen gewunden, und damit auch die Aussicht auf eine Änderung der Verfassung im radikalen Sinne genommen. Weniger begreiflich waren die Angriffe der liberalen Blätter, denn im neuen Kabinette waren verhältnismässig genug Liberale, wenn auch nicht aus der Fraktion Ristitch. Nun aber die europäische Presse! In Wien erklärte ein Blatt, dass die Regierung Simitch bloss deswegen gefallen sei, weil sie die masslosen Geldforderungen des Königs Milan nicht befriedigen wollte. Der Kölnischen Zeitung waren die neuen Minister lauter Kreaturen des Königs Milan, welche alle seine Gelüste befriedigen wollten. Bevor Dr. Georgevitch nach Belgrad gegangen, schrieb der „Temps“, habe er in Wien mit dem Grafen Goluchowski und mit Herrn von Kalay konferiert, welche unterirdisch an diesem für Österreich-Ungarn nützlichen Regierungswechsel gearbeitet hätten; aber dieser Regierungswechsel werde den Kampf zwischen der Dynastie und der immensen Mehrheit des Volkes von neuem entfachen. Der „Novoje Vremja“ schien die Regierung Vladan Georgevitch selbstverständlich dazu bestimmt, Serbien wieder in die ökonomische Abhängigkeit von Österreich-Ungarn zu bringen. Und noch einige Beispiele: „Ein Romanschriftsteller, der Ministerpräsident wird, das hat man nicht gesehen, seitdem Beaconsfield gestorben ist. Jetzt wiederholt sich der Fall in der Person des Herrn Vladan Georgevitch. Seine Romane sind mehr

wert, als diejenigen des seligen Disraeli. Möge die Zukunft dasselbe auch von der Politik des neuen serbischen Regierungschefs sagen." (La Gironde.) Eine solche Politik, das ist ein Erfolg des Dreibundes und eine Verletzung des europäischen Gleichgewichtes. (Le Courrier du soir.) Es ist für den Kaiser Nikolaus II. der Moment gekommen, den Obrenovitchs jene Charakterfestigkeit zu zeigen, welche sein Vater den Battenbergern und den Koburgern in Bulgarien gezeigt hat. (La Souveraineté.) Eine republikanische Föderation zwischen Rumänien, Serbien, Bulgarien und ähnlichen Staaten wäre bei weitem besser als diese Karikatur einer Monarchie. (La Liberté.)

Herr Georgevitch sollte eigentlich als Historiker seine eigenen Ansichten in der Politik haben. Er hat sie aber bei König Milan gesucht. Und der hat ihm eingeschärft sich vor Russland zu hüten. (La Revue Diplomatique.) Die neue Regierung Serbiens hat weder einen Namen, noch ein Programm. Den Ministerpräsidenten hassen alle politischen Parteien in Serbien, weil er immer ein Spion des Königs Milan war. (Frankfurter Zeitung.) Dann noch einmal die „Kölnische Zeitung": „Herr Georgevitch ist der unverschämteste Mensch im ganzen Serbentum. Er ist der Ausbund des Egoismus und des Zynismus. Als er noch Arzt war, hat er die ärztliche Praxis als Geschäft betrachtet. Er hat sich dem hochverehrten Publikum auf den Strassen mittelst marktschreierischer Plakate anempfohlen, in denen er alle andern Belgrader Ärzte als Pfuscher und Schwindler bezeichnete." Und ein drittes Mal die „Kölnische Zeitung": „Im ganzen neuen Ministerium sieht man nichts anderes, als Charakterlosigkeit, Gewissenlosigkeit, Unfähigkeit und Gemeinheit." Und der „Nord" drohte direkt mit — Intervention . . . „Nach den Wiener und Budapester Blättern ist Milan Obrenovitch nach Belgrad zurückgekehrt, um den Akt seiner Abdikation zu zerreissen, um seinen eigenen Sohn vom Throne zu stossen, und um neuerdings in Serbien selber zu herrschen. Wenn man solche Sachen liest, weiss man nicht, was man mehr bewundern soll: die Keckheit dieses Exkönigs, oder die Geduld des serbischen Volkes. Nach dem internationalen Prinzip, dass jedes Volk diejenige Regierung besitzt, welche es verdient, verbietet es sich für jede fremde Macht, sich in die inneren Angelegenheiten Serbiens zu mischen, aber nur so lange, als nicht

das serbische Volk, müde dieser Intriguen, sich an die grossen Protektoren und Freunde Serbiens wendet, mit der Bitte, Serbien von diesem Übel zu befreien. In einem solchen Falle könnte niemand die Freunde Serbiens verhindern in diesem Lande die Gesetzlichkeit wieder herzustellen und dasselbe von dem dort herrschenden Unheil zu befreien." Darf ich es wagen, Kleines mit Grossem zu vergleichen? Man muss in der Geschichte der europäischen Regierungen volle vierunddreissig Jahre zurückgehen, um eine so einmütige Verurteilung eines Staatsmannes sowohl in der eigenen, als in der Presse von Gesamt-Europa zu finden; man muss zurückgreifen bis zur Ernennung Otto von Bismarck's zum preussischen Minister-Präsidenten, um etwas ähnliches zu sehen. In Preussen und in den damals so zahlreichen grösseren und kleineren Staaten Deutschlands war die ganze Intelligenz gegen Bismarck als den gefährlichen „Gegner der Vereinigung der ganzen deutschen Nation." An diesen völligen Unsinn hat zu jener Zeit die ganze Welt geglaubt, weil Bismarck vor der konstitutionellen Ära zu dem König gegen die Revolution hielt, weil er ein Gegner jenes kindlich-idealistischen Versuches in Frankfurt war, mittelst der Phrase die Einheit des deutschen Reiches zu begründen, und weil er immer behauptete, dass man diesen Zweck nur mit Blut und Eisen erreichen kann. Deswegen geschah es Bismarck, als er im Jahre 1862 der leitende Minister in Preussen wurde, dass die gesamte deutsche Intelligenz sowohl in der Presse, als auch im Parlamente über diesen „servilen Junker", diesen „unverbesserlichen Aristokraten," diesen „nichtsnutzigen Jäger und leichtsinnigen Kartenspieler" herfiel. Heinrich von Sybel, Eduard Simson, Jacoby, Waldeck, Virchow usw. entwickelten im Parlament, dass er gar keine staatsmännischen Eigenschaften besitze, dass seine Politik das Gelegenheitsgedicht eines Menschen sei, der kein Dichter ist, dass er von den wahren Beziehungen des Staates und seiner Macht keinen Begriff habe, dass er in seiner Politik bezüglich Schleswig-Holsteins nur ein Ideal habe, und zwar, den Hafen von Kiel und die beiden Herzogtümer vor die Füsse des russischen Kaisers zu legen, als allergehorsamstes Zeichen des preussischen Dankes an den erhabenen Beschützer der europäischen Reaktion. Während dessen sass er ganz ruhig am Ministertisch im Parlamente und schrieb an seinen republikanischen Freund Motley folgende Zeilen: „Die

Leute sind nicht dumm, im Gegenteil, sie sind sehr oft vernünftig, meistenteils gut gebildet, mit einer vorschriftsmässigen deutschen Universitätsbildung, aber über Politik, besonders über Politik, welche ihre nächsten Interessen übersteigt, wissen die Leute gerade so viel, als wir zwei in unserer Studentenzeit gewusst haben und vielleicht noch weniger. In der äusseren Politik, wenn du jeden einzelnen vornimmst, sind sie wahrhaftige Kinder; in den anderen Fragen werden sie kindisch, sobald sie im Haufen sind." — — —

Den Hass Russlands gegen den König Milan braucht man nicht erst zu erklären. Russland konnte es nicht vergessen und nicht verzeihen, dass Milosch Obrenovitch der Begründer der Dynastie, von den Türken ohne russische Einwilligung die Thronfolge in der Familie Obrenovitch erwirkte, und der Befreier Serbiens musste dies mit einem zwanzigjährigen Exil büssen. Um wieviel weniger konnte Russland Milans viel grössere Schuld verzeihen. War er es doch, der in San Stefano sagen liess, er würde die Stadt Nisch eventuell auch gegen die russischen Truppen verteidigen. War er doch derjenige, der in Berlin zehnmal so viel für Serbien herauszuschlagen verstand, als ihm in San Stefano „bewilligt" worden war. Hatte er doch nicht nur auf Kosten des in San Stefano projektierten Gross-Bulgarien, Serbien zu vergrössern, sondern es auch zu einem modernen „westlichen" Staat zu machen gewagt und mit Österreich-Ungarn eine Konvention geschlossen, welche nicht bloss den Bestand Serbiens, sondern auch seiner nationalen Dynastie garantierte. Man könnte darauf sagen, Fürst Gortchakow und Graf Schuwalow hätten in Berlin im Namen Russlands, den König Milan und Serbien entgegen allen seinen Bitten zu der Freundschaft mit Österreich-Ungarn gezwungen. Allein daran will man sich in Russland nicht mehr erinnern. Er, als Schützling Russlands hätte diesen Ratschlag wiewohl er von den russischen Vertretern in Berlin kam, nicht befolgen sollen, gerade so, wie Karagjorgje im Jahre 1813 den russischen Befehl, seine Armee und sein Land zu verlassen, nicht hätte befolgen sollen! Und dann die berühmte Anleihe bei der Komska-Bank! König Milan hatte ja diese Anleihe bekommen, bloss um Serbien auf immer zu verlassen, und jetzt (obwohl er die Interessen und die Amortisation dieser Anleihe regelmässig bezahlte!) hatte er die Keckheit, nach Serbien zurückzukehren! . . .

Die wenig wohlwollende, ja teilweise feindliche öffentliche Meinung Europas dem König Milan gegenüber, war auch sehr leicht zu erklären. Er war ja der „Tyrann“, welcher den Aufstand der Radikalen zertreten hatte. Er hatte volle zwanzig Jahre gegen den europäischen Parlamentarismus im serbischen Bauernstaate gekämpft. Ausserdem hatte er nun seine wunderschöne und deswegen der ganzen Welt sympathische Frau, die Königin Natalie, weggejagt, und ihr das einzige Kind mittelst deutscher Gendarmen entrissen, um es auf den Thron zu setzen und dann selbst nach Paris zu gehen, um sich dort dem ausgelassensten Lebenswandel hinzugeben. Auch ohne seine „reaktionäre“ innere Politik war diese billige Sentimentalität genügender Grund, um ihn neuerdings mit all den so oft aufgewärmten Beschimpfungen zu überschütten.

Nun aber die Verleumdungen gegen den neuen serbischen Ministerpräsidenten? . . . Aber freilich, er war durch volle zwanzig Jahre ein treuer Diener dieses selben Königs, und war ihm treu geblieben auch nach der Abdikation, nachdem ihn König Milan bei dieser Gelegenheit den Radikalen auf Gnade und Ungnade überlassen hatte, gegen welche er bloss dem König zuliebe, volle zwanzig Jahre gekämpft hatte. Ausserdem war dieser neue Ministerpräsident so grotesk, keiner der im Lande bestehenden politischen Parteien anzugehören; er bildete sich ein, der englische und belgische Parlamentarismus wäre in einem Lande verfrüht, in welchem nicht einmal hundert intelligente und materiell unabhängige Leute zu finden waren, um wenigstens eine anständige Volksvertretung zu bilden.

Am 12. (24.) Oktober 1897 habe ich an alle Vertreter Serbiens im Auslande folgendes Zirkular gerichtet:

„Durch mein gestriges Telegramm hatte ich die Ehre, Sie von der Zusammensetzung der neuen königlichen Regierung zu benachrichtigen, in welcher mir unser allergnädigster Herr das Präsidium und die Leitung der äusseren Angelegenheiten anvertraut hat.

In der gestrigen Nummer der Amtszeitung werden Sie auch ein Allerhöchstes Handschreiben abgedruckt finden, durch welches S. M. der König mir die Bildung dieser Regierung übertragen hat.

„In dieser erhabenen Manifestation vom Throne herab, sind

nicht nur die Gründe, welche den letzten Ministerwechsel in Serbien hervorgerufen haben, klar auseinandergesetzt, sondern auch das ganze politische Programm, welches unser König und Herr seiner jetzigen Regierung zur Aufgabe gestellt hat.

Somit hätte ich gar kein Bedürfnis, Ihnen noch nachträglich etwas über das Programm der königlichen Regierung, welcher ich die Ehre habe vorzustehen, mitzuteilen. Aber nachdem die schlecht informierten Organe der öffentlichen Meinung nicht bloss im Auslande, sondern auch in Serbien, absichtlich die bis zur Evidenz klaren Gründe des Regierungswechsels nicht verstehen wollen und der neuen Regierung Zwecke unterschieben, welche sie nicht haben kann, so betrachte ich es als meine Pflicht, Sie aufzufordern, alle diese grundlosen und unwahren Gerüchte kategorisch dementieren zu wollen.

„Es ist nicht wahr, dass der Regierungswechsel infolge von Fragen der äusseren Politik eingetreten ist. Es ist nicht wahr, dass das jetzige Kabinett S. M. in der äusseren Politik bloss die Unterstützung einer einzigen Grossmacht anstreben wird. Die Regierung wird sich bemühen, durch ihre Arbeit die Freundschaft aller Grossmächte für Serbien zu verdienen. Das jetzige Kabinett S. M. wird bloss eine serbische, und keine andere äussere Politik führen. Alles, was man nach der geographischen Lage Serbiens und nach seiner gegenwärtigen volkswirtschaftlichen, finanziellen und militärischen Leistungsfähigkeit, für die serbischen Interessen tun kann, das werden wir zu erreichen, und diese Fähigkeiten des Landes zu entwickeln und zu kräftigen, bemüht sein. Demgemäss ist es eine Erfindung der politischen Gegner, dass die neue Regierung unseres Landes „der Armee die Waffen entreisst, welche die patriotische Selbstaufopferung des Volkes in ihre Hände gelegt hat," denn diese Waffen sind leider noch nicht bestellt, geschweige denn, dass sie schon in den Händen der Armee wären. Im Gegenteil, eine der Hauptsorgen der jetzigen Regierung wird es sein, die serbische Armee gut zu bewaffnen; nur wird die jetzige Regierung diese Waffen nicht bestellen, bevor sie imstande ist, dieselben zu bezahlen, denn für sie ist jede Verpflichtung Serbiens heilig. Und dann wird diese Regierung eine solche Bestellung für die Armee nicht ohne die Erlaubnis ihres allerhöchsten Kriegsherrn vornehmen.

„Gerade so kategorisch können Sie die Gerüchte dementieren, als ob die Rückkehr S. M. des Königs Milan den letzten Regierungswechsel hervorgerufen habe, und als ob der Vater des Königs von nun an die äussere und die innere Politik Serbiens leiten würde. Der Aufenthalt der Eltern des Königs an seinem Hofe kann nicht bedeuten und bedeutet auch nicht, dass dieselben in die Staatsgeschäfte würden eingreifen können. Diese führt einzig und allein die verantwortliche Regierung des Landes.

„Für den Fall, dass die Regierung, bei der Sie akkreditiert sind, nähere Aufschlüsse über die Art und Weise verlangen sollte, wie die königliche Regierung an die Ausführung der ihr gestellten Aufgabe heranzutreten gedenkt, erachte ich es als meine Pflicht, Sie mit den Absichten der königlichen Regierung im folgenden bekannt zu machen:

1. und 2.: Wir werden trachten, die öffentliche Ordnung und die Gesetzlichkeit im Lande durch eine unparteiische, ehrliche Administration und durch eine über jeden Vorwurf erhabene Justiz zu sichern. Zu diesem Zwecke haben wir genügend fähige und anständige Beamte; sie sind bloss in verschiedenen politischen Parteilagern verteilt. Wir wollen keinen einzigen der Beamten nur wegen seiner politischen Überzeugung verfolgen. Im Gegenteil werden wir trachten, all diejenigen fähigen Beamten, welche bloss aus politischen Gründen pensioniert wurden, wieder in den aktiven Staatsdienst aufzunehmen, und werden aus diesem Dienste alle unfähigen Beamten entfernen, ebenfalls ohne Rücksicht auf ihre politische Parteifarbe. Nachdem aber in unserem Lande mehr fähige und anständige Beamte zu finden sein dürften, als es Beamtenstellen gibt, so werden wir trachten, diesen Überschuss im Gemeindedienste unterzubringen. Dadurch hoffen wir, den Gemeinden zu einer anständigen Administration zu verhelfen, und mit Hilfe der Ersparnisse, welche auf diese Art im Staatsbudget an Beamtenpensionen sich erreichen lassen, die Beamtenbezahlung aufzubessern, weil die Beamten mit den Bezügen vom Jahre 1835 heute nicht mehr auskommen können. Mit den jetzigen Bezahlungen leben die Beamten sehr kümmerlich, und nur diejenigen, welche eine ungewöhnlich grosse moralische Kraft besitzen, können ehrlich bleiben.

3. Wir werden trachten, durch eine gewissenhafte Befriedi-

gung aller staatlichen Verpflichtungen gegenüber dem Ausland den serbischen Staatskredit zu heben, um dadurch, sowie auch durch andere Massregeln die Landesfinanzen zu sanieren. Durch die Begrenzung der bisherigen Verschwendung in den Gemeindeausgaben werden wir trachten, die Steuerzahler für die Tragung der staatlichen Steuern kräftiger zu machen.

4. Wir werden trachten, die Volkswirtschaft zu heben, besonders den Ackerbau, die Viehzucht, die Wald- und Bergwerksausnutzung. Milliarden liegen in unserer heimatlichen Erde und warten bloss darauf, von fleissigen Händen gehoben zu werden, wodurch Serbien zu einem reichen, in jeder Beziehung fortschrittlichen Land gemacht werden könnte. Für die Lösung aller dieser Aufgaben braucht man viel mehr fachmännisches Wissen, als vorläufig in Serbien zu finden ist. Durch die Erfahrungen bei der Organisation unserer National-Bank ermutigt, wollen wir für alle technischen Zweige, für welche wir nicht genügende einheimische Fachmänner besitzen, solche aus dem Auslande kommen lassen und sie an die Seite der verschiedenen Ressortchefs stellen.

5. Um den allgemeinen Handelsverkehr zu heben und nebenbei unsere bestehenden Staatsbahnen rentabler zu machen, wollen wir sobald als möglich an den Bau der Timok-Eisenbahn und eines ganzen Netzes von Nebenbahnen herantreten.

6. Betreffs der Volksaufklärung wollen wir trachten, diejenigen Schulen, welche bisher bloss ein Beamtenproletariat hervorgerufen haben, soweit als möglich durch gewerbliche und andere Fachschulen zu ersetzen. Eine Hochschule und fünf vollständige Gymnasien dürften für die klassische Bildung eines kleinen Landes wie Serbien vollständig genügen. Ausser dem theologischen und dem Lehrerseminar, werden wir alle anderen Schulen in volkswirtschaftliche, gewerbliche und industrielle Schulen zu verwandeln trachten.

7. Was die Armee anbelangt, wollen wir das Menschenmögliche tun, um die Landesverteidigung auf der Höhe ihrer Aufgabe zu erhalten.

Genehmigen Sie die Versicherung etc."

V. G.

Gleichzeitig mit den Angriffen der europäischen Presse und den wutschnaubenden Anfeindungen der serbischen Zeitungen

wurde ich mit Hunderten brieflicher und telegraphischer Gratulationen, nicht bloss aus Serbien, überhäuft. Von diesen will ich bloss die politisch interessanten anführen. So hat der Sultan an mich folgendes Telegramm gerichtet:

„Soeben teilt man mir die Worte mit, welche Sie gegenüber meinem Vertreter in Belgrad in betreff der Rücksichten ausgesprochen haben, die Ihnen während Ihres Aufenthaltes in Konstantinopel zuteil wurden. Mit Vergnügen der lobenswerten Anstrengungen gedenkend, die Sie während Ihrer Mission an meinem Hofe betätigt haben, um die freundschaftlichen Bande, welche zwischen Serbien und meinem Kaiserreiche bestehen, zu erhalten und zu befestigen, und wohl wissend, wie treu und ergeben Sie Ihrem allergnädigsten Herrn dienen, habe ich mit besonderer Genugtuung Ihre Ernennung zum Ministerpräsidenten erfahren.

Abdul Hamid.“

Darauf habe ich mit folgender Depesche geantwortet:

„Die Worte, mit denen Ew. kaiserl. Majestät die hohe Befriedigung auszusprechen geruht haben, dass mich mein allergnädigster Herr zum Präsidenten seiner Regierung ernannt hat, werden in mir die wertvolle Erinnerung an das Wohlwollen Ew. kaiserl. Majestät für meine bescheidene Person dauernd befestigen. Wenn ich während meiner Mission an Ew. Majestät Hofe fortgesetzt bestrebt war, die freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem ottomanischen Kaiserreich und dem Königreich Serbien nach Möglichkeit zu fördern, so bin ich darin bloss den Intentionen meines allergnädigsten Herrn gefolgt. Ich wurde hierin fortwährend durch zahlreiche und erfreuliche Beweise des Wohlwollens Ew. Majestät unterstützt, sowohl gelegentlich der Schritte, die ich in den Geschäften zwischen unseren Regierungen, als auch gelegentlich jener, welche ich zum Schutze der moralischen Interessen unserer Konnationalen im Reiche unternommen habe, nachdem ich wusste, dass dieselben, als treue Untertanen Ew. kaiserl. Majestät, immer Ihrer väterlichen Fürsorge und Ihres Schutzes würdig sein werden. Ich werde auch in meiner neuen amtlichen Stellung nicht ermangeln, diese Anstrengungen fortzusetzen, weil ich im vorhinein überzeugt bin, das notwendige Entgegenkommen auf der Hohen Pforte zu finden.

„Indem ich Ew. kaiserl. Majestät um die Erlaubnis bitte, Höchstderselben die Versicherungen meines tiefen und dankbaren Respektes genehmigen zu wollen usw."

Politisch viel interessanter war die Gratulation des russischen Botschafters Herrn Nelidow. Dieselbe lautete, in der Übersetzung aus dem Russischen, folgendermassen:

Baden-Baden, 16. (28.) Oktober 1897.

Hochgeehrter Vladan Georgevitch!

„Herzlich gratuliere ich Ihnen zum hohen Vertrauen, welches Sie vollständig verdienen, und welches die Schicksale des serbischen Königreiches in Ihre Hände legt. Gleichzeitig verstehe ich ganz gut, dass die Ihnen aufgeladene riesige Verantwortung Ihre Seele mit schweren Sorgen erfüllen muss. Und deswegen, weil ich von Ihrem hohen Patriotismus überzeugt bin und Ihre Fähigkeit und Treue im Dienste genau kenne, kann ich Ihnen von ganzem Herzen nur Eines wünschen: Gesundheit und Kraft, um Ihre Pflichten mit Ehren und mit Erfolg zu erfüllen.

Ich verhehle mir nicht die Schwierigkeiten für das Schicksal Serbiens, welche aus dem Eingreifen des früheren Herrn des Landes (russisch „Vlastelina") in seine Geschäfte resultieren, nachdem er denselben freiwillig entsagt hat und nun doch in dieselben eingreift. Möge Ihnen Gott helfen, diese Schwierigkeiten zu bewältigen, welche im Auslande, besonders dort, wo für Serbien aufrichtige Teilnahme besteht, einen sehr unangenehmen Eindruck machen.

Was meine Gefühle für Ihr Vaterland und seinen jetzigen ersten Minister anbelangt, so können Sie an denselben nicht zweifeln. Deswegen, und indem ich meine besten Wünsche für Sie und für Ihre Familie wiederhole, bitte ich Sie, Ihre Frau Gemahlin grüssen, und an die Aufrichtigkeit glauben zu wollen, Ihres ergebenen A. Nelidow.

P.S. Heute gehe ich auf zwei Wochen nach Petersburg, und hoffe am 10. (22.) November in Rom sein zu können."

Ich habe diesen Brief folgendermassen, und zwar russisch beantwortet:

Ew. hohe Exzellenz, Hochgeehrter Alexander Ivanovitch,

„Ich habe die Ehre gehabt, den Brief Ew. hohen Exzellenz vom 16. Oktober d. J. aus Baden-Baden zu erhalten.

Ich bin tief dankbar für die Worte, mit denen Ew. hohe Exzellenz mir zu dem Vertrauen, mit welchem mein allergnädigster Herr die Schicksale des serbischen Königreiches in meine Hände gelegt hat, gratuliert haben, und ebenso für die freundschaftlichen Gefühle, denen Sie Ausdruck gegeben haben und welche für mich die angenehmste Erinnerung aus meinen dienstlichen und persönlichen Beziehungen in Konstantinopel bleiben werden.

Ich täusche mich, Alexander Ivanovitch, gar nicht in betreff der Schwere der Verantwortung, welche jetzt auf mir ruht. Die Schwierigkeit meiner Aufgabe hat ihre Ursache sowohl in der inneren Lage, als auch in den äusseren Beziehungen, welche die geographische Lage Serbiens immer merkwürdig schwer macht. Trotzdem fühle ich in mir, wenigstens vorläufig, genug Mut, um einen Versuch zu machen, die mir anvertraute Mission zu erfüllen; und ich habe diesen Mut, weil ich entschlossen bin, hinsichtlich der inneren Angelegenheiten, gegenüber allen politischen Parteien ohne Unterschied gerecht und gemässigt zu bleiben, um so die innere Entwickelung zu sichern. Hinsichtlich der äusseren Verhältnisse bin ich fest entschlossen, nichts Neues zu unternehmen, sondern zu trachten, die traditionellen Gefühle des orthodoxen serbischen Volkes mit seiner geographischen Lage in Einklang zu bringen.

In dieser Frage sowohl, wie auch in allen anderen, habe ich das Versprechen meines allergnädigsten Herrn, mir die vollständige Initiative zu überlassen. Ich werde vor Ew. hohen Exzellenz meine Ansicht nicht verbergen, dass mir dieses Versprechen nicht viel nützen wird, wenn ich in meinen Anstrengungen nicht durch das Wohlwollen der Regierung S. M. d. Kaisers (i. e. des russischen) unterstützt werden sollte. Meiner Überzeugung nach ist es Serbien sich selbst schuldig, immer auf diese Unterstützung zu rechnen.

Was den Aufenthalt S. M. des Königs Milan in Serbien und seinen Einfluss auf seinen erhabenen Sohn, beziehungsweise auf die Staatsgeschäfte anbelangt, bitte ich Ew. hohe Exzellenz von der Grundlosigkeit der mehr oder weniger überall herrschenden Vermutungen überzeugt sein zu wollen. Mein allergnädigster Herr wird gerade so wie beim letzten Regierungswechsel, auch in der

Zukunft immer, einzig und allein nur die Interessen seines Staates vor Augen haben. Er ist für seine Jahre ungewöhnlich gereift, sein Charakter besitzt schon so viel Festigkeit und seine Prinzipien sind bereits so stark fundiert, dass man es nicht besser wünschen könnte. Übrigens, wenn das alles auch nicht so wäre, und wenn wirklich alles wahr wäre, was gesprochen wird, wird Ew. hohe Exzellenz wohl zugeben, dass König Milan sich alle Verdächtigungen ersparen, und weit entfernt von Serbien wohnend, mittelst seiner Korrespondenz all das erreichen könnte, was man ihm jetzt ohne irgend einen Grund unterschiebt.

Das einzig Wahre ist, dass mein allergnädigster Herr seine Eltern beide in gleicher Weise liebt und ehrt, und dass alle Kommentare, welche in der Welt aufflattern, sobald sein Vater oder seine Mutter nach Belgrad kommt, einzig und allein von meinen Landsleuten herrühren, welche diese Dinge durch die Brillen der persönlichen Sympathie oder Antipathie betrachten.

Indem ich nochmals für Ihren lieben Brief danke, bitte ich Ew. hohe Exzellenz mir ein freundschaftliches Andenken zu bewahren, und an Olga Dmitriewna die Versicherungen meiner und der Meinigen Verehrung und Dankbarkeit übermitteln zu wollen für all die Liebenswürdigkeit, welche wir in Ihrem slavisch gastfreundlichen Hause allezeit gefunden haben. Aufrichtig ergeben

Vladan Georgevitch."

Bald zeigte sich, dass mein Zirkular an unsere Vertreter, sowie die Durchführung des grossen politischen Räuberprozesses in Csacsak die öffentliche Meinung Europas zu beruhigen begann; darauf folgte eine neue Erfindung meiner Opposition, eine neue journalistische Bombe, die in ganz Europa eine Sturmflut von Depeschen entfesselte: König Alexander wäre so ernstlich krank, dass er Serbien auf längere Zeit verlassen müsste, und während dieser Zeit werde König Milan die Regentschaft führen; weiter aber, und infolge dieser Krankheit des Königs wolle sein Vater wieder heiraten, um die Zukunft der Dynastie zu sichern. Ja mehr, König Milan verhandle schon darüber mit dem Erzbischof von Serbien, damit dieser die 1888 ausgesprochene, aber 1893 wieder anullierte Scheidung der Ehe mit der Königin Natalie vorerst für endgültig erkläre. Gleichzeitig wurde die französische Regierung heftig angegriffen,

weil sie ihren Gesandten Patrimonio aus Belgrad abberief, diesen „ausgesprochenen Feind des Operettenkönigs Milan . . . der dessen unehrlichen Versuche alle immer rechtzeitig an die französische Regierung gemeldet hat, weil die serbische radikale Partei immer den Herrn Patrimonio rechtzeitig von allem unterrichtete, was der König Milan vorhatte. („Voltaire.")

Das erste Dekret, welches ich dem König zur Unterschrift vorlegte, betraf die Verleihung des höchsten serbischen Ordens, des Grosskreuzes vom weissen Adler, an den russischen Minister des Äusseren Grafen Murawiew. Zugleich mit der Dekoration habe ich an den Leiter der russischen äusseren Politik folgenden Brief gesendet:

Herr Graf!

„Ich habe die Ehre Ew. Durchlaucht zur Kenntnis zu bringen, dass S. M. der König, mein erhabener Herr, auf meinen Vorschlag, Ihnen seinen höchsten Orden zu verleihen geruht haben. Indem ich aus diesem Anlasse meine Gratulation zu unterbreiten mir erlaube, bitte ich mir zu glauben, dass mich nur die Gefühle der Dankbarkeit bewogen haben, diesen Vorschlag S. M. zu unterbreiten. Es ist wahr, dass S. hohe Exzellenz der Herr von Nelidow unsere kirchlichen und Schulinteressen in der Türkei immer unterstützt hat, aber ich bin glücklich, zu konstatieren, dass seine Unterstützung eine noch kräftigere geworden ist, seitdem Ew. Durchlaucht zur Regierung gelangt sind. Ew. Durchlaucht wird die ganze Aufrichtigkeit meiner Dankbarkeit noch besser verstehen, wenn ich hinzufüge, dass diese Gefühle von allen meinen Landsleuten geteilt werden, welche mehr oder weniger über unsere Angelegenheiten in der Türkei informiert sind, weil sie mit Schrecken bemerkt hatten, dass unsere Landsleute in der Türkei, in der Verzweiflung über den Widerstand, den sie gegenüber ihren legitimen Forderungen nicht bloss bei der Pforte, sondern auch beim ökumenischen Patriarchate finden, schon bereit waren zum Schisma, ja sogar zum Katholizismus überzutreten, was, wenigstens in unseren Augen, ein wahrhaftiges nationales Unglück wäre. Ich bitte, Ew. Durchlaucht, dieses Eingehen in Details gütigst entschuldigen zu wollen; aber es schien mir, dass es Ihnen angenehm sein wird, zu erfahren, dass ein Herzensbedürfnis mich zu diesem Schritte geführt hat.

„Ich benütze diese Gelegenheit, um Ew. Durchlaucht usw.“

Am 18. Oktober war im königlichen Palais ein Galadiner zu Ehren des neuen Ministeriums, bei welchem alle hohen Staatswürdenträger, auch die gewesenen Ministerpräsidenten Avakumovitch und Novakovitch, geladen waren.

Bei diesem Diner brachte der König auf seine neue Regierung einen Toast aus, in welchem er u. a. sagte: „Wenn Einzelne, durch persönliche Interessen verleitet, behaupten, es wären geheime Gründe für den letzten Regierungswechsel massgebend gewesen, so ist das eine unwürdige Verleumdung. Ich bin fest entschlossen, Sie, meine Herren, in der lange Zeit erfordernden Ausführung der schweren Aufgabe, welche ich Ihnen anvertraut habe, zu unterstützen, und ich bin überzeugt, dass wir sie mit vereinten Kräften zum Glücke des Vaterlandes lösen werden.“ Darauf habe ich geantwortet:

„Sire, die erhabene Auffassung, welche Ew. Majestät von den Herrscherpflichten hat, ist im allerhöchsten Handschreiben an den Vorsitzenden der jetzigen Regierung so deutlich ausgesprochen, dass es wirklich überflüssig wäre, sie noch einmal zu erklären.

„Die gesamte Geschichte Serbiens ist ein Beweis dafür, dass Ew. Majestät mit Recht auf die Unterstützung des treu ergebenen Volkes rechnen kann, welches mit den Obrenovitchs diesen Staat geschaffen hat.

Diejenigen, welche für den letzten Regierungswechsel andere Gründe als die im allerhöchsten Handschreiben erwähnten, suchen, sind entweder schlecht informiert, oder von politischen Leidenschaften verblendet.

Wir danken untertänigst für die feste Entschlossenheit Ew. Majestät, uns in der Ausführung der uns anvertrauten ausserordentlichen Aufgabe unterstützen zu wollen. Mit einer solchen Hilfe vom Throne herab hoffen wir, unsere Aufgabe zur Zufriedenheit Ew. Majestät wie zum Glücke des Vaterlandes und des ganzen serbischen Volkes lösen zu können. Mit diesen Gefühlen bitten wir, Sire, um die Erlaubnis, aus dem Grunde unserer Seele rufen zu dürfen: König Alexander I. hoch!“

Nach diesem politischen Diner wurde ein noch politischerer „Cercle“ gehalten. Während desselben hielt sich König Milan mit

demonstrativer Bescheidenheit im Hintergrunde. Die ganze Zeit hatte er im Rauchsalon in der Unterhaltung mit seinen Kameraden von der Generalität zugebracht, und nur jene Zivilisten angesprochen, welche ihn im Rauchzimmer aufsuchten. Dafür „arbeitete" König Alexander um so mehr, indem er mit allem Hochdruck auf die anwesenden Liberalen und Fortschrittler einwirkte, dem neuen Kurse keine Opposition zu machen. Mittlerweile sprach ich mit meinem alten Freunde, Herrn Stojan Novakovitch.

Dr. V. G.: Was sagst du zu den Trinksprüchen des Königs von heute abend?

Novakovitch: Dasselbe, was ich dir vor einem Jahre in meinem Weingarten gesagt habe.

Dr. V. G.: Wenn ich mich gut entsinne, warst du damals sehr böse auf S. M., weil der König nicht einmal so lange warten wollte, bis deine Regierung das Staatsbudget votieren lassen konnte, um dann einen freundschaftlichen Abschied zu nehmen, sondern viel früher schon deine Regierung entliess.

Novakovitch: Jawohl, obwohl er mir unzählige Male versprochen hatte, dass er meine Regierung lange, sehr lange halten werde . . . gerade so, wie er es dir jetzt verspricht.

Dr. V. G.: Wenn ich mich gut erinnere, war dein Abschied vom König ein sehr drastischer. Ist es wahr, dass du vor ihm ein Kreuz geschlagen und gesagt hast: „Gott gebe, Sire, dass ich nie mehr mit Ihnen was zu tun habe?"

Novakovitch: So was ähnliches. Aber was ich dir sagen kann, ist folgendes: Gib du nur gut acht, sonst wird es dir viel schlechter gehen als mir, weil er dich wie eine Zitrone ausdrücken und dich dann zu politischem Kehricht werfen wird. Du lachst?

Dr. V. G.: Hoffen wir, dass es nicht so weit kommen wird. Übrigens, du hast mir voriges Jahr gesagt, du wirst nie mehr in den königlichen Palast kommen, und Gott sei Dank, ich sehe dich heute abend unter den ersten Gästen des Königs.

Novakovitch: Wenn ich allein im Leben stünde, würdest du mich heute abend gewiss nicht hier finden. Aber was willst du? Wir alle sind sehr arm und wir haben Kinder. Die Zwei hier verstehen das sehr gut auszubeuten.

Was tut ihr da munkeln? fuhr auf einmal der König dazwischen.

„Nichts, Sire, wir sind Freunde aus der frühesten Jugend, und wir sprachen von unserer Vergangenheit“ — sagte ich, verneigte mich vor dem König und liess ihn allein mit Novakovitch.

Trotzdem meine Regierung erst im Honigmonate war, war ich nicht in der rosigsten Stimmung. Nach diesem Gespräch mit Novakovitch musste ich unwillkürlich an die letzte Sitzung des Ministerrates denken, in welcher der König in mich drang, durch die Pensionierung gewisser Beamten — bloss deswegen, weil sie Radikale waren — mein vor fünf Tagen versendetes Zirkular mit Füssen zu treten. Es entspann sich zwischen mir und dem König ein wirklicher Kampf um die Pensionierung des Präsidenten des obersten Rechnungshofes. Dieser Kampf dauerte drei Tage. Schliesslich verlangte der König diese Pensionierung als einen persönlichen Dienst von mir. Ich dachte mir, dass es nicht anginge, eine Woche nach der Ernennung meines Ministeriums daraus eine Kabinettsfrage zu machen und gab nach. Damals habe ich nicht geahnt, dass diese erste Pensionierung bloss eine Bresche war, welche der König eröffnete, um später so manches andere durchzusetzen, womit ich nicht einverstanden war. Denn nach und nach gewöhnte sich der Kriegsminister seine Dekrete nicht in den Ministerrat zu bringen, sondern sie direkt dem Könige zur Unterschrift vorzulegen, und ich und meine Kollegen wurden erst durch die Amtszeitung von gewissen Veränderungen in der Armee in Kenntnis gesetzt. Ein Glück war es dabei noch, dass der Kriegsminister mit seinen Dekreten keine politische Parteipolitik trieb, sondern sich tatsächlich das Interesse der Armee vor Augen hielt. Viel grössere Schwierigkeiten hatte ich mit meinen Kollegen aus dem Zivilstande. Sie zeigten sich, wenn auch als gemässigte, so doch als Parteimänner. Am wenigsten galt das vom Unterrichtsminister, welcher bei der Auswahl seiner Beamten nicht bloss die besten aussuchte, sondern auch persönliche Beleidigungen, die ihm nach seiner ersten Ministerschaft einzelne von ihnen zugefügt hatten, grossmütig zu verzeihen verstand. Aber die Minister, welche sich am willigsten zeigten, die vom König und seinem Vater vorgezeichnete Theorie zu verwirklichen, wornach diese Regierung sich hauptsächlich auf die Liberalen und die Progressisten stützen, und die Radikalen von allen wichtigeren Posten fernehalten sollte, waren der Minister des Innern als Li-

beraler, sowie der Justizminister und der Finanzminister als Progressisten. In ihren Dekreten wurde sehr wenig darauf geachtet, was ich in meinem Zirkular versprochen hatte; und das ging um so leichter, als ich den zehnten Teil der zur Anstellung vorgeschlagenen Beamten nicht kannte. So wurde mir mancher als Neutraler bezeichnet, von dem ich mich später überzeugen musste, dass er ein leidenschaftlicher Parteigänger war.

In der Presse fortgesetzter Krieg. Die Belgrader Zeitungen klagten über Preisgebung jedes Einverständnisses zwischen den Balkanstaaten und entschiedenen Anschluss an Österreich-Ungarn mit vollständigem Verlassen derjenigen Politik, welche das russisch-französische Bündnis vertrat; und zu derselben Zeit schrieb das deutsche Organ der ungarischen Regierung in Budapest, der „Pester Lloyd“ in seltsamer Verdrehung der Worte meines Zirkulars, „wir wollten uns durch unsere Arbeit die Freundschaft aller Grossmächte verdienen“, Serbien würde sich an alle Grossmächte anlehnen, — und fragte mich bissig, ob denn die serbische Regierung eine Garantie dafür habe, dass die Grossmächte erlauben werden, uns an sie anzulehnen?

In der Sitzung des Ministerrates vom 20. Oktober verlangte der Finanzminister die Entlassung des Präsidenten der Steuerdirektion Stojan Protitch aus dem Staatsdienste, mit der überflüssigen Beleidigung, dass ihm dreissig Prozent seines Gehaltes als eine Art Gnadengehalt belassen werden sollten. Gründe: Von der Steuerdirektion hänge die regelrechte Eintreibung der Haupteinkünfte des Staates und somit auch die Ausführung eines Teiles unseres Programms, die Sanierung der Finanzen ab. Abgesehen davon, dass es nicht möglich sei, mit einem Menschen wie Herrn Protitch zu arbeiten, könne man im oben angedeuteten Interesse auf einem so wichtigen Posten nicht einen so wütenden Feind des jetzigen politischen Regimes belassen, welcher der Spiritus rector und das publizistische Triebrad der radikalen Partei, also aller verschworenen Feinde der Dynastie sei.

Ich erklärte mich alsogleich entschieden gegen diesen Vorschlag des Finanzministers aus folgenden Gründen: Gerade deswegen, weil die Steuerdirektion eine so wichtige Behörde ist, taugt für die Leitung derselben ein so fähiger Mann, wie Stojan Protitch weit mehr als der Beamte, der ihn ersetzen soll, und von dessen Fähig-

keiten man nichts gehört hat. Alle Demagogen, wenn sie einmal in den Staatsdienst eintreten, sind in demselben sehr eifrig und gerade gegenüber den eigenen politischen Freunden viel strenger, als irgend ein anderer aus der Beamtenkarriere. So ist es auch mit Protitch. Die persönlichen Gefühle eines Ministers einem Untergebenen gegenüber, dürfen nicht seine ministeriellen Entschliessungen beeinflussen, namentlich in einem Kabinett, welches öffentlich versprochen hat, nur die fähigsten Leute für den Dienst auszusuchen und die politischen Gegner nicht zu verfolgen. Ausserdem wäre es politisch fehlerhaft, einen der fähigsten Kämpfer der radikalen Partei zu verletzen und ihm durch die Ausstossung aus dem Staatsdienst Zeit und Möglichkeit zu geben, seine ganze Kraft gegen die Regierung zu wenden. Schliesslich ist der Vorschlag, ihm 30 Prozent seines Einkommens zu belassen, eine neue, ganz überflüssige persönliche Beleidigung, denn Stojan Protitch ist kein Krüppel und braucht von Niemandem ein Almosen, am allerwenigsten von uns.

Solange wir sprachen, schwiegen sowohl der König, als auch die übrigen Minister, bis Herr Popovitch endlich erklärte, unter solchen Bedingungen nicht länger Minister bleiben zu können; denn wenn er nicht das Recht hätte, sich die Hauptmitarbeiter und Sektionschefs selbst zu wählen, dann ziehe er vor, alsogleich sein Portefeuille niederzulegen. Jetzt stürzten sich sowohl der König, als auch die anderen Minister auf mich, ich solle doch nicht „wegen eines Stojan Protitch“ eine so grosse Sache machen.

„Am neunten Tage nach der Bildung meines Kabinettes — sagte ich — kann ich natürlich ebenfalls eine partielle Ministerkrise nicht zulassen, weil wir uns in den Augen der ganzen Welt lächerlich machen würden. Aber gerade so, wie ich jedem Mitglied des Kabinetts das Recht einräumen muss, sich die Mitarbeiter unter jenen zu suchen, mit denen er am besten auskommen kann, — obwohl es unsere Pflicht wäre, bloss die allerfähigsten Kandidaten zu wählen — gerade so hoffe ich, dass mir unser allergnädigster Herr und meine Kollegen dasselbe Recht lassen werden?“

„Das ist selbstverständlich,“ sagte der König und die Minister.

„Gut. Dann nehme ich Herrn Stojan Protitch zum General-

sekretär des Staatsrates, um so mehr, als der bisherige Inhaber dieses Amtes schon jahrelang krank ist."

Der König und alle Minister waren damit einverstanden, und so wurde Herr Protitch von der Steuerdirektion abgesetzt. Aber als ich ihn zu mir kommen liess und ihm die Stelle des General-Sekretärs im Staatsrate antrug, erklärte er diese Stelle nicht annehmen zu können, „weil er die vorgeschriebenen gesetzlichen Bedingungen für eine solche Stelle" nicht besitze. Und so blieb dieser Fehler meiner Regierung trotz meines besten Willens, ihn wieder gut zu machen, unverbessert.

III.

Eine Konferenz in Nisch.

Die ersten Schritte in der äusseren Politik.

Der König und sein Vater waren bald nach der Bildung der neuen Regierung zu den Jagden nach Nisch gegangen.

Wir hatten die Staatsgeschäfte in Belgrad allein zu führen, und eventuell notwendige Verständigungen mit dem König wurden telephonisch und brieflich besorgt. Hier ein solches Telephongespräch:

Der König: Sind Sie es, Doktor?

Dr. V. G.: Zu Befehl, Majestät.

Der König: Wie steht's mit Ihrer Gesundheit?

Dr. V. G.: Danke, schlecht. Mitten in der Arbeit muss ich mich oft niederlegen. Trotzdem muss ich versuchen so schnell als möglich nach Konstantinopel zu gehen, um meine Abberufungsschreiben zu übergeben und meine Übersiedlung zu besorgen, denn ich wohne noch im Hotel.

Der König: Sehr gut, lieber Doktor, dass Sie selbst daran gedacht haben. Mein Vater und ich finden ebenfalls, dass es nicht zweckmässig wäre, Ihre Reise nach Konstantinopel lange aufzuschieben.

Dr. V. G.: Sire, ich fühle das selbst. Ich hoffe in ein paar Tagen nach Nisch kommen zu können, um die Befehle Ew. Majestät für Konstantinopel in Empfang zu nehmen und dann sogleich abzureisen. Heute habe ich Ew. Majestät zum Telephon zu bitten mir die Freiheit genommen, nur deswegen, weil Herr Nekljudow

heute auf Befehl seiner Regierung das Agréement für den neuen russischen Gesandten in Belgrad nachgesucht hat.

Der König: Ach, das ist interessant. Wen schlagen sie uns vor?

Dr. V. G.: Den Botschaftsrat in Konstantinopel, Herrn Jadowsky.

Der König: Das muss ein Bekannter von Ihnen sein. Was ist es für ein Mensch?

Dr. V. G.: Ich habe mit ihm oft gearbeitet, denn wenn Herr Nelidow auf Urlaub ging, war er der Geschäftsträger, oder wie er sich zu nennen pflegte, „Ambassadeur substitut". Als solcher hat er sehr oft verschiedene „gaffes" gemacht, was nicht zu verwundern ist. Er ist weder aus der alten russischen Diplomatenschule, welcher Herr von Nelidow angehört, noch aus der neuen, deren beste Repräsentanten Tcharikow und Jzwoljsky sind. Er gehört zu der panslavistischen Schule, welche die Hitrowos usw. geliefert hat. Es wundert mich, dass er jetzt eingewilligt hat, den Gesandtenposten in Belgrad zu übernehmen, weil er mir früher, als die Zeitungen seine Kandidatur für diesen Posten aufstellten, immer gesagt hat, dass er diesen Posten nie annehmen werde, denn, nachdem die russische Flotte nicht bis Belgrad kommen kann, könnte er auch nicht auf diesem Posten eine slavische Politik treiben. Aus diesen paar Worten kann Ew. Majestät den ganzen Mann beurteilen, und ich habe es nicht nötig, besonders zu erwähnen, dass er in Lissabon als russischer Beamter auf republikanischen Banketten auf Castellar toastete. Meine persönlichen Beziehungen zu ihm in Konstantinopel waren immer die besten.

Der König: Nun, und was meinen Sie, Doktor, sollen wir ihn akzeptieren?

Dr. V. G.: Heute, Sire, wo die Russen wegen der Rückkehr des Königs Milan nach Serbien auf uns bitterböse sind, wäre es nicht klug, ihnen dieses Agréement zu verweigern und sie dadurch neuerdings zu reizen, umso weniger, als wir nicht imstande wären, ernste Gründe gegen diesen Kandidaten anzuführen.

Der König: So ist es. Geben Sie zur Antwort, dass wir gegen die Ernennung Jadowskys zum russischen Gesandten in Belgrad nichts einzuwenden haben.

Dr. V. G.: Danke.

Der König: Haben Sie für heute noch was Dringendes zu referieren?

Dr. V. G.: Nein, Sire.

Der König: Dann, gute Nacht, Doktor.

Dr. V. G.: Gute Nacht, Majestät.

In der Konferenz in Nisch, welche ich nach einigen Tagen, am Vorabend meiner Abreise nach Konstantinopel, mit dem König im Beisein seines Vaters hatte, zeigte ich die Wünsche meiner betreffenden Referenten im Ministerium des Äusseren und dann setzte ich ungefähr folgendes auseinander:

„Die ungewöhnliche Art und Weise, in welcher ich zur Regierung berufen wurde, sollte man ausnützen, um möglichst viele Konzessionen für unsere Konnationalen in der Türkei beim Sultan zu erwirken. Er hat aus dem Handschreiben Ew. Majestät an mich nicht bloss gesehen, dass ich das Vertrauen besitze, sondern auch, dass meine Regierung ziemlich lange dauern wird. Durch sein Telegramm an mich hat er gleich gezeigt, dass er von einer solchen Regierung in Serbien Notiz genommen hat. Deswegen glaube ich, dass der Sultan jetzt für unsere Forderungen zugänglicher sein wird, um so mehr, als sie den gut begriffenen türkischen Interessen nicht widersprechen. Die österreichische und die russische Diplomatie in Konstantinopel, welche jeden unserer Schritte bei der Pforte und im Jildiz aufmerksam verfolgen, werden trotz ihres diesjährigen Einverständnisses miteinander rivalisieren und ich hoffe, für jeden unserer Schritte, der einer von diesen zwei Mächten nicht gefallen sollte, die Unterstützung der anderen zu gewinnen. Und die Unterstützung einer Grossmacht wird uns genügen, wenn wir es sonst verstehen, den Sultan für Serbien günstig zu stimmen.

Die Forderungen, welche wir an die Pforte zu stellen haben, betreffen entweder die Kulturinteressen der Serben in der Türkei, oder ein grosses volkswirtschaftliches Interesse Serbiens. Die Türkei hat allen Grund, uns sowohl in dem einen wie in dem andern Punkte zu befriedigen. Die Hauptsache ist, den Sultan davon zu überzeugen. Ich werde das schon jetzt versuchen, obwohl ich in Konstantinopel nicht länger, als einige Tage bleiben kann — das wird aber die Hauptaufgabe für unseren neuen Gesandten in Konstantinopel bilden. Bei den Verhandlungen mit der Türkei

muss man immer zweimal mehr verlangen, damit man das bekommt, was man gerade will. Somit, wenn Ew. Majestät es erlaubt, möchte ich bezüglich der Kulturinteressen unserer Konnationalen in der Türkei folgendes verlangen: 1. Anerkennung der serbischen Nationalität im Reiche ohne Verletzung des türkischen Grundgesetzes darüber, und ohne Schisma. 2. Ernennung von Serben zu Metropoliten in Bitolja, Seres und überall, wo die griechischen Erzbischöfe schwächer sind, als die bulgarischen. 3. Die Ernennung eines Serben zum Adlatus des Gouverneurs von Kossowo. 4. Die Wiederpublizierung des Amtsblattes für die Provinz Kossowo, so wie diese Zeitung früher serbisch und türkisch publiziert wurde. 5. Die Konzession zur Eröffnung einer serbischen Druckerei in Konstantinopel.

Alle diese Massregeln bezwecken die Bekämpfung der bulgarischen Propaganda, welche nicht bloss für uns, sondern auch für die Türkei gefährliche Dimensionen angenommen hat. Bezüglich des ersten Punktes haben wir ein Interesse daran, dass unsere Konnationalen nicht mehr von Amts wegen in die griechischen und die bulgarischen Massen gezwängt werden und dass ihnen ihre serbische Nationalität anerkannt wird, die Türkei aber hat ein Interesse, ihre christlichen Untertanen in verschiedene Gruppen zu teilen. Die ganze Schwierigkeit dieser Frage liegt im türkischen Grundgesetze, welches verschiedene Nationalitäten und Rassen nicht kennt, sondern einzig und allein die Verschiedenheit der Religion. Diese Schwierigkeit könnte auf zweierlei Art umgangen werden: 1. Der Sultan könnte uns helfen vom ökumenischen Patriarchat die Einwilligung zu erlangen, dass bei ihm im Phanar ein serbischer höherer Geistlicher angestellt werde, welcher alle Aktenstücke, — betreffend die Serben in der Türkei — ausfertigen würde, als serbischer Vertreter im griechischen Patriarchat. Selbstverständlich würden alle Einkünfte dieses serbischen Prälaten in die Patriarchatskasse fliessen. Auf diese Art würden wir ein neues Schisma in der Orthodoxie vermeiden, und all die Hunderttausende von Serben in Alt-Serbien und Mazedonien, welche in der grössten Not zum bulgarischen Schisma übergetreten sind, würden in den Schoss der orthodoxen Kirche und der eigenen Nationalität zurückkehren. 2. Die Wiederherstellung des Patriarchates von Ipek, aber so, dass dasselbe unter der geistlichen Oberhoheit des ökumenischen Pa-

triarchates bleiben würde. Der serbische Patriarch würde seine Residenz in Ipek haben, aber er würde im Phanar seinen Vertreter halten, welcher alle Aktenstücke für die Serben im Reiche ausfertigen würde. Ein solches serbisches Patriarchat würde zum ökumenischen und zur Hohen Pforte in demselben Verhältnisse stehen, in welchem bis vor drei Jahren das syrische Patriarchat in Mossul zum orthodoxen armenischen Patriarchate in Konstantinopel gestanden hat. Diese Methode zur Umgehung der Hauptschwierigkeit in der Frage der Anerkennung unserer Nationalität in der Türkei schlage ich nur deshalb vor, um nicht durch ein neues Schisma den rücksichtslosen Widerstand Russlands hervorzurufen. Serbische Metropoliten für Bitolja und Seres werde ich nur deswegen verlangen, um etwas zu haben, worin ich nachlassen kann, um das zu erreichen, was für uns das Wichtigste ist. Der Bulgare Pandurow darf unter keiner Bedingung Adlatus in Üsküb bleiben. Er ist für unsere Interessen dort sehr schädlich. Wenn ich nicht imstande sein sollte an Stelle dieses gewesenen Kutschers einen von unseren Leuten, zum Beispiel den Peter Kostitch aus Prizren zu setzen, dann ist es für uns besser, wenn an seine Stelle zum Adlatus des Gouverneurs irgend ein Türke oder Jude ernannt würde — nur kein Bulgare! Bis vor zwölf Jahren haben die einzelnen Provinzen des türkischen Reiches eigene Amtszeitungen gehabt, welche im Hauptorte der Provinz erschienen sind. So war in Bitolja diese Zeitung türkisch und „mazedonisch" geschrieben, in Saloniki türkisch und griechisch, und das Amtsblatt in Prizren war in der türkischen und serbischen Sprache abgefasst. Diese Amtszeitung der Provinz von Kossowo ist mit bulgarischem Gelde erstickt worden. Wenn wir erreichen sollten, dieses Amtsblatt wieder erscheinen zu lassen, so wäre das ein grosser moralischer Erfolg unserer Interessen in der Türkei. Nachdem die Sache auch früher bestanden, kann die Pforte keine ernsten Gründe dagegen haben. Ich brauche gar nicht den Nutzen, den wir von einer serbischen Druckerei in Konstantinopel hätten, auseinanderzusetzen. In dieser Druckerei würden die Schulbücher für alle serbischen Schulen im Reiche, die serbische Zeitung von Konstantinopel, und eine „Monatsschrift religiösen Inhaltes" gedruckt werden.

Ich gehe zu der grossen volkswirtschaftlichen Frage über.

Nachdem die Türkei keine Möglichkeit besitzt, die Tarifsätze auf der Linie Saloniki- serbische Grenze herabzusetzen, weil die Gesellschaft für die Exploitation der orientalischen Eisenbahnen in der Tariffrage unabhängig ist, so ist dadurch die volkswirtschaftliche Abhängigkeit Serbiens von Österreich und Zentral-Europa um so schwerer. Um in den Grenzen des Möglichen uns von dieser wirtschaftlichen Abhängigkeit zu befreien, müssen wir von der Türkei verlangen: eine Linie von Mitrowitza über Prizren und Skutari D'Albanie, bis zum Hafen von San-Giovanni di Medua, und ebenso einen Zweig bis zu unserer Grenze, zur Verbindung mit unserer projektierten Linie Kladowo—Nisch—Kurschumlija. Ich denke, es wird mir nicht schwer fallen, den Sultan zu überzeugen, dass die Türkei erst dann der tatsächliche Herr von Albanien werden kann, wenn sie diese 250 Kilometer lange Bahn ausgebaut haben wird, denn ohne diese Bahn wird die politische Anarchie in Albanien auch weiter dauern, weil die Pforte ohne diese Bahn nie imstande ist, genug Truppen in diese Provinz zu werfen. Es ist sicher, dass wir in dieser Frage auf eine starke Opposition Österreich-Ungarns stossen werden, weil diese Linie, welche aus dem südlichen Russland über Rumänien, Serbien und die Türkei bis zum adriatischen Meere reichen würde, den wirtschaftlichen und strategischen Interessen von Österreich-Ungarn entgegenlaufen würde. Aber ich denke, wir könnten bei der Pforte für diese Linie die Unterstützung von Russland, Italien und vielleicht auch Frankreich gewinnen.

Ich weiss sehr gut, dass ich alles das in den paar Audienzen, welche ich jetzt beim Sultan bekommen kann, nicht erreichen werde. Ich werde mich in der Mehrzahl der Fälle mit den Versprechungen des Sultans begnügen müssen. Hauptsache ist für mich, den Versuch zu machen, den Sultan zu überzeugen, dass Serbien der einzige Balkanstaat ist, welcher an der Erhaltung des ottomanischen Reiches ein Lebensinteresse hat; dass alle Konzessionen der Türkei an uns in ihrem ureigensten Interesse liegen, und dass es für sie schädlich wäre, wenn sie uns durch die Verweigerung dieser Konzessionen zwingen würde, anderswo eine Stütze zu suchen. Wenn ich es verstehen sollte, all das dem Sultan in angenehmer Form, aber doch ziemlich entschieden zu sagen, so wird er, so weit ich ihn kenne, die Befriedigung des grössten

Teiles unserer Forderungen versprechen. Die Ausführung wird von der Arbeit unserer Gesandtschaft in Konstantinopel und im griechischen Patriarchate abhängen. So wie ich schon die Ehre gehabt habe, Ew. Majestät auseinanderzusetzen, ist der geeignetste Kandidat für den Posten unseres Gesandten in Konstantinopel Herr Stojan Novakovitch. In Serbien gibt es keinen zweiten Staatsmann, der die Fragen betreffs Alt-Serbiens und Mazedoniens genauer kennen würde, als er. Er hat an diesen Fragen schon als Gesandter in Konstantinopel gearbeitet, er kennt die Leute im Phanar, auf der Pforte und im Jildiz, und ausserdem hat er sich sein lebelang als Philolog, Historiker und Ethnograph mit dieser Frage befasst. Dann aber würde er jetzt mit einer grösseren Autorität nach Konstantinopel zurückkehren, weil er mittlerweile in Serbien Ministerpräsident gewesen ist, und da er sich infolge des Zusammenstosses, welchen er als Regierungschef mit den Ungarn gehabt hat, im grössten Widerspruch zu seiner politischen Vergangenheit als grosser Russophile entpuppt hat, so glaube ich, dass er jetzt in der russischen Botschaft in Konstantinopel eine viel grössere Unterstützung finden wird, als er sie während seiner ersten Gesandtschaft am Bosporus gehabt hat, — ja eine grössere, als ich persönlich verstanden habe, bei Herrn von Nelidow zu gewinnen. Aus allen diesen Gründen erbitte ich mir bei Ew. Majestät die Erlaubnis, in Konstantinopel das Agréement für die Ernennung des Herrn Novakovitch zu verlangen.

Was den Phanar anbelangt, den muss man in der Art behandeln, wie Russland den grössten Teil der türkischen Grosswürdenträger für sich gewonnen hat. Majestät dürften diese Ansicht ein wenig shoking finden, aber ich kann mir nicht helfen. Es ist gar nicht lange her, dass der Phanar bloss deswegen, weil die Pforte gewagt hat, einen Teil seiner administrativen Privilegien anzurühren, soweit gegangen ist, alle Kirchen im türkischen Reiche zu schliessen. Und was sehen wir jetzt? Jetzt, wo durch das fortwährende Austeilen von neuen Beraten immer mehr bulgarisch - schismatische Bischöfe dabei sind, die Lebensinteressen der Orthodoxie niederzureissen, jetzt begnügt sich das Patriarchat schandenhalber damit, mit einem oder mit zwei alleruntertänigsten „Takrieren“ zu protestieren, und drängt gar nicht um eine Antwort. Woher kommt das? Daher, weil die

Bulgaren verstanden haben, die wichtigsten Mitglieder der heiligen Synode für sich zu gewinnen. Der beste Wille des Sultans, uns in der Kirchenfrage zu unterstützen, wird uns nichts helfen, wenn wir diesem Beispiele nicht folgen. Es bleibt nur noch die grosse Frage übrig, welche wir zum ersten Male während der Anwesenheit Ew. Majestät in Konstantinopel mit dem Sultan verhandelt haben, welche dann der Sultan selbst während des türkisch-griechischen Krieges wiederum angeregt hat, und auf welche wir dann nicht eingehen wollten. Befehlen jetzt Ew. Majestät diese Frage neuerdings zu berühren?“

Der König (auf seinen Vater schauend): Bevor ich Ihnen sowohl in bezug auf die letzte, als auch alle anderen von Ihnen auseinandergesetzten Fragen meine Instruktionen erteile, denke ich, dass es für uns beide nützlich wäre, vorerst die Ansicht meines Vaters darüber zu hören.

Dr. V. G.: Ich wäre für die eventuellen Ratschläge S. M. sehr dankbar.

König Milan: Von der Denkschrift des Herrn Sweta Simitch absehend, weil ich dem keine Wichtigkeit beilege, was dieser Anhänger der Karagjorgjevitch sagt . . .

Dr. V. G.: Verzeihung für die Unterbrechung, Majestät, aber ich bürge dafür, dass Herr Simitch ein anständiger Mensch ist.

König Milan: Im Privatleben dürfte er es auch sein, aber in der Politik ist er ein entschiedener Gegner unserer Dynastie, und Sie täuschen sich in ihm, gerade so, wie Sie sich betreffs anderer Leute täuschen; und gerade in bezug auf diesen Dienstzweig in Ihrem Ministerium werden Sie sehr bald einsehen, dass alle die Beamten, welche Sie in den Konsulaten in der Türkei und in unseren Schulen haben, nichts taugen, und dass Sie gezwungen werden dürften, un grand coup de balai zu machen. Aber, wenn Sie meine Meinung hören wollen, dann fallen Sie mir nicht ins Wort, denn ich war nie Professor und war auch nie ein deutscher Student, um Ihnen mit Römisch Eins, Arabisch Eins, mit a und b, und dann mit Römisch Zwei usw. antworten zu können. Ich werde Ihnen ohne irgend welche Ordnung antworten, so wie mir eine Frage einfällt. Politisch-psychologisch ist Ihre Idee, das Patriarchat nach der russisch-bulgarischen Methode zu behandeln, ganz gesund.

Dieser Methode hat sich auch der Gründer unserer Dynastie, der Fürst Milosch bedient und er hatte dieser Methode grosse Erfolge in Konstantinopel zu verdanken. Soviel in bezug der Sicherung eines Erfolges in der kirchlichen Frage. Nebenher trachten Sie für unsern Firmilian irgend einen türkischen Orden zu bekommen. Diese Kleinigkeit wird ihm gegenüber den türkischen Behörden in Üsküb sehr viel nützen. Bei weitem wichtiger ist die wirtschaftliche Frage. Sie können versuchen, die Idee einer Bahn durch Albanien und deren Verbindung mit unserer zukünftigen Timokbahn anzuregen, aber ich zweifle sehr, dass die Türkei in diese grosse Frage eintreten wird, aus dem ganz einfachen Grunde, weil diese zweihundertfünfzig Kilometer Eisenbahn in einem so koupierten Terrain, wie Albanien, faktisch an 100 Millionen Franks kosten dürften. Eine solche Summe wird heute keine finanzielle Gruppe in Europa der Türkei leihen, weil sie nichts mehr zu verpfänden hat. Aber vorausgesetzt, das notwendige Geld wäre zu finden und das Interesse Russlands, Italiens und Frankreichs wäre imstande, den Widerstand Österreich-Ungarns in Konstantinopel zu brechen: glauben Sie denn wirklich, Doktor, dass diese neue Bahn imstande wäre, auch nur irgendwie das zu verringern, was Sie die volkswirtschaftliche Abhängigkeit Serbiens von Österreich-Ungarn nennen? Das ist eine rein radikale Idee, gerade so weit richtig, wie alles, was auf nationalem Chauvinismus und nicht auf Tatsachen begründet ist. Sie wissen doch, dass die radikalen Regierungen versucht haben, den Export unserer Schweine über Saloniki nach Marseille zu leiten. Hat uns dieser Versuch von Steinbruch „befreit"? Warum ist dieser Versuch so elendiglich misslungen? Gewiss nicht wegen der hohen Tarife auf den orientalischen Bahnen, sondern weil die Schweine einen langen Seetransport absolut nicht vertragen und auf demselben zugrunde gehen. Die geographische Lage, die Orographie und Hydrographie Serbiens, die Lebensweise unseres Volkes, seine Produktion, sein Handel, die Tradition dieses Handels, all das ist viel stärker, als alle chauvinistischen Theorien unserer Radikalen, und all das drängt unseren gesamten Export nach Österreich und über Österreich in das zentrale Europa. Dort ist der einzige Markt für unsere Produkte. Die grössten Schwierigkeiten, auf welche ich in meiner zwanzigjährigen Regierung gestossen bin, kamen daher,

weil die Mehrheit unseres Volkes von Russland so hypnotisiert war, dass sie selbst in volkswirtschaftlichen Fragen die Rettung aus Russland erwarteten, während ich ganz klar gesehen habe, dass Serbien sowohl politisch, als volkswirtschaftlich auf Zentraleuropa angewiesen ist. Aber das ist eine sehr grosse Frage, welche in diesem einen Gespräch nicht erledigt werden kann. Darüber werden wir noch viel Gelegenheit haben, zu diskutieren. Sie, mein lieber Doktor, sind, wie ich aus Ihren ersten Schritten in der äusseren Politik bemerkt habe, noch unter der russischen Hypnose. Glücklicherweise werden Sie lange genug an der Regierung bleiben, um von dieser Krankheit kuriert zu werden, und zwar werden Sie durch die Russen selbst kuriert werden, dafür garantiere ich Ihnen. Aber meine Meinung über die Timokbahn und ihre Fortsetzung bis zum adriatischen Meere soll Sie gar nicht daran hindern, diese Frage beim Sultan anzuregen. Was Ihren Kandidaten für den Posten des serbischen Gesandten in Konstantinopel anbelangt, kann ich natürlich nichts dagegen haben, wenn er dem König genehm ist. Er hat sich zwar in der Zeit seiner ersten Gesandtschaft in Konstantinopel unter den Türken den Namen eines „gelehrten Gesandten" verdient, was wahrscheinlich sagen soll, dass er im diplomatischen Dienste sich wie ein steifer Gelehrter benommen hat, aber Sie haben recht, aus ihm eine Exzellenz für den Export zu machen, denn ich bin überzeugt, dass er all die Angriffe der fortschrittlichen Presse gegen Ihre Regierung veranlasst.

Dr. V. G.: Als ich ihm wegen seiner Parteipresse Vorwürfe machte, sagte er mir, dass das ganze Volk in Serbien über meine Regierung gerade so denkt, wie seine Zeitung schreibt.

König Milan: Das sieht ihm sehr ähnlich. Sind Sie aber auch sicher, dass er den Posten neuerdings akzeptieren wird?

Dr. V. G.: Anfangs sträubte er sich mit Händen und Füssen, aber bald hat er eingewilligt.

Der König: Wenn ich auch in manchem mit dir, Papa, vollständig einverstanden bin, so denke ich, dass der Doktor doch recht hat, diese Frage anzuregen. Ich habe in Rumänien mein Wort gegeben, dass wir unsere Timokbahn an die rumänischen Bahnen anschliessen werden, und ohne Ausgang zum Meer würde sich diese Linie nicht rentieren. (Ich nahm ein Blatt Papier, um die Befehle des Königs aufzuschreiben.) Verlangen Sie auf der

Pforte die Einwilligung für die Errichtung der serbischen Konkulate in Prizren und Weles, die wir ja dringender brauchen als dasjenige in Seres, welches wir nur als Tauschobjekt behalten wollen, bis die Verhandlungen mit Griechenland, — welche dort stehen geblieben sind, bis wohin Sie dieselben als unser Gesandter in Athen gebracht haben, — fortgesetzt werden sollen. Bischofsitze verlangen Sie möglichst viele, damit wir den Sitz von Üsküb, und eventuell noch den von Weles sicher erhalten. Haben Sie einen Kandidaten für Weles?

Dr. V. G.: Den Archimandriten Nikifor.

Der König: Sehr gut. In der Anwendung der — Methoden unseres Fürsten Milosch seien Sie sehr vorsichtig, aber wenn Sie sich überzeugen, auf diese Art etwas sicher erreichen zu können, werde ich Ihrem Stellvertreter hier das Notwendige anordnen. So viel über die Kirchenfrage. Bezüglich der Kumanowofrage werden Sie selbstverständlich den Status quo ante verlangen. Was für Hilendar zu tun ist, werden Sie besser wissen. Für Firmilian eine türkische Dekoration, selbstverständlich. Betreffend die Schulfrage verlangen Sie wenigstens die Erlaubnis zur Eröffnung der zehn Schulen, für welche alle gesetzlichen Formalitäten erfüllt sind. Noch wichtiger ist es, dass uns die Türken bei der Ernennung unserer Untertanen zu Professoren in unseren Mittelschulen in der Türkei keine weiteren Schwierigkeiten machen; das ist ja doch unser Recht nach unserer Konsularkonvention mit der Türkei. Ich kenne nicht genügend Ihren Kandidaten für den Posten eines Adlatus in Üsküb, und das, was ich von ihm weiss, ist gerade nicht sehr empfehlenswert, aber er scheint der einzige unter unseren Leuten dort zu sein, welcher türkisch schreiben kann, und jedenfalls wird er auf diesem Posten besser sein, als irgend ein Bulgare. Ich akzeptiere Ihre Ideen bezüglich der Amtszeitung in der Kossowo-Provinz und einer serbischen Druckerei in Konstantinopel. Verlangen Sie das Agréement für Novakovitch, weil wir wirklich keinen besseren Kandidaten haben. Sollte er in Konstantinopel nicht viel ausrichten, so wird er wenigstens von dort aus nicht die Galvanisierung der verstorbenen fortschrittlichen Partei betreiben können, was er hier gewiss fortsetzen und womit er der inneren Politik Ihrer Regierung neue Schwierigkeiten bereiten würde.

Nun, und jetzt, lieber Doktor, zu der letzten sehr wichtigen

Frage einer Militärkonvention mit der Türkei. Nachdem wir seinerzeit den geeigneten Moment, in welchem der Sultan selbst diese Konvention von uns verlangt hat, verpasst haben, dürfte es jetzt mit dieser Frage viel schwieriger gehen, und gerade jetzt würden wir eine solche Konvention brauchen. Wir brauchen Zeit, um das notwendige Geld für die zu beschaffenden Repetiergewehre für unsere Infanterie, sowie zur Beschaffung der notwendigen Pferde für die Artillerie und Kavallerie zu finden, wir brauchen Zeit, die gesamte Formation unserer Armee so umzumodeln, damit sie aktionsfähig werde. Wenn Fürst Ferdinand, — der nach seiner prekären Lage infolge der Offiziersemigrantenfrage, versucht werden könnte va banque zu spielen — die Zeit, welche wir zu unseren militärischen Vorbereitungen brauchen, benützen sollte, um mit seinen Bulgaren einen Handstreich in Mazedonien auszuführen, so könnte das für unsere Zukunft schicksalsschwer werden. Aus diesem Grunde brauchen wir jetzt die Militärkonvention mit der Türkei. Aber wie sollen wir jetzt diese Sache anfangen? Beim Nachdenken darüber habe ich mich erinnert, dass der Sultan mich und Papa ja durch Sie eingeladen hat, anstatt jedes Jahr in die Bäder des Westens zu gehen, lieber als seine Gäste nach Konstantinopel zu kommen, weil es ja im Sommer auch am Bosporus sehr schön ist. Ich kann keinesfalls hingehen. Aber wie wäre es, wenn Sie dem Sultan als Antwort auf diese seine Einladung mitteilen würden, dass ich zwar wegen dringender Staatsgeschäfte seiner liebenswürdigen Einladung nicht Folge leisten kann, dass aber mein Vater seinem Rufe folgen und im Sommer nach Konstantinopel kommen wird? Dann könnten der Sultan und mein Vater alles für eine Militärkonvention Notwendige feststellen.

König Milan: Habe nichts dagegen. Aber der Doktor soll bei sich darbietender Gelegenheit diese Verhandlungen wenigstens so weit einleiten, dass wir die Basis kennen lernen, auf welcher sich die Türken eine solche Konvention denken. Es wäre gut, wenn wir hier diese Basis vorerst durchberaten könnten, bevor ich „zum Sommeraufenthalt" nach Konstantinopel gehe.

Der König: Gut, Sie werden, lieber Doktor, an Ort und Stelle am besten sehen, was von all dem hier Besprochenen zu erreichen wäre, und werden danach handeln.

Den Tag nach dieser Konferenz reiste ich nach Konstanti-

nopel ab und fand dort von Seite des Sultans einen solchen Empfang, wie er ihn sonst nur den Botschaftern der Grossmächte erweist. Natürlich war es klar, dass ich mich mit solchen Süssigkeiten nicht abspeisen lassen durfte. Aus meinen Berichten, welche ich von Konstantinopel aus an den König richtete, will ich hier nur die wichtigsten Stellen mitteilen.

„Alle Botschafter und Gesandten haben meinen Besuch alsogleich erwidert. Der österreichisch-ungarische hat in einem ziemlich langen Gespräch die Politik nur insoweit berührt, als er gefragt hat, ob König Milan ständig in Serbien wohnen wird. Diese Frage habe ich mit dem Zusatz bejaht, dass der König keinen natürlicheren, fähigeren und erfahreneren Ratgeber haben könnte, als es glücklicherweise sein eigener Vater ist.

Im Gespräch mit Herrn Jadowsky über dasselbe Thema habe ich hinzugefügt, dass wir glücklich wären, wenn auch I. M. die Königin Natalie den ihr neben dem königlichen Throne gebührenden Platz einnehmen wollte. Herr Jadowsky sagte mir darauf: „Ihr König muss heiraten, und dann sollten sowohl Vater als Mutter den jungen Haushalt lieber allein lassen."

Auf meine Bemerkung, dass es leider in Europa so wenig orthodoxe Prinzessinnen gebe, sagte mir der zukünftige russische Gesandte in Belgrad, wörtlich folgendes: „Ach was! Der Grossfürst Wladimir Alexandrovitch hat ja eine Tochter. Wir wollen sehen, vielleicht lässt sich was machen. Nur muss ich vorerst ein wenig den Charakter des jungen Herrn studieren."

Abgesehen von der Fanfaronade der letzten Worte, kann ich dieser Anregung keine grössere Wichtigkeit beilegen, weil ich jetzt, nach dreiundeinhalb Jahren meiner Bekanntschaft mit diesem Herrn, die Entdeckung gemacht habe, dass er manchmal mit der Wahrheit auf einem sehr feindlichen Fusse steht. Diese Entdeckung habe ich folgendermassen gemacht: Unser bester Freund in der heiligen Synode bat mich inständigst im Interesse der Orthodoxie alles Mögliche zu versuchen, um die Erteilung der neuen bulgarischen Berate für Mazedonien zu verhindern, denn, sagte er, darin würden die Bulgaren jetzt von Russland, — und nebenbei bemerkt auch von Österreich und Deutschland — unterstützt. Nun bin ich gleich zu Herrn Jadowsky gegangen, um ihm

die grosse Gefahr für die Orthodoxie vor die Augen zu führen. „Mir scheint — sagte ich ihm, dass Sie seinerzeit daran gearbeitet haben, das bulgarische Schisma ganz aufzuheben. Wenn Sie heute sich dafür verwenden, dass die bulgarischen Schismatiker noch einige Metropolen bekommen, dann ist es aus mit der Orthodoxie in der Türkei, denn gleich nach der Erteilung der neuen bulgarischen Berate muss der ökumenische Patriarch Konstantin V. seine Demission geben, und wenn er das nicht tun sollte, dann wird ihn die heilige Synode absetzen und alle orthodoxen Kirchen in der Türkei schliessen lassen . . .“

„Was mich anbelangt — sagte Herr Jadowsky, — ich denke über diese Frage heute gerade so, wie ich es Ihnen immer gesagt habe. Ich habe meiner Regierung vorgeschlagen, energisch gegen die Erteilung der neuen bulgarischen Berate aufzutreten, damit nicht eine neue Krisis im Patriarchate entstehe und neues Feuer in Mazedonien auflodere. Die Instruktionen, welche ich aus Petersburg erhalte, sind so flau und unbestimmt, dass man sie so und so deuten kann. Nun, ich verstehe sie, so wie es für die Orthodoxie nützlicher ist, und ich arbeite gegen die Berate und für die Aussöhnung zwischen dem Patriarchate und dem Exarchate, und es ist mir schon gelungen, für diese Idee nicht bloss Konstantin V. sondern auch Mgr. Josef zu gewinnen. Sie werden sich erinnern, wie der Exarch voriges Jahr zu Ostern mit Händen und Füssen gegen die Idee einer Aussöhnung mit dem Patriarchate gekämpft hat? Nun, heute ist der Exarch Feuer und Flamme für diese Aussöhnung. Die Verhandlungen, welche ich darüber mit dem Patriarchate führe, sind so weit vorgeschritten, dass ich hoffen kann, sie zu einem glücklichen Abschlusse zu bringen, bevor ich Konstantinopel verlasse.“

Am selben Tage nachmittags habe ich aus dem Munde des Patriarchen Konstantin V. vernommen, dass er Herrn Jadowsky, seitdem er Geschäftsträger der russischen Botschaft geworden, nicht einmal gesehen hat . . . Seitdem Herr Nelidow abgereist ist, habe er aus der russischen Botschaft bloss Herrn Maximow und Herrn Mansurow je einmal gesehen. Der letztere habe von weitem und ganz akademisch angedeutet, es wäre doch gut, wenn man zu irgend einem Einverständnisse mit dem Exar-

chate kommen könnte, aber er, der Patriarch hätte darauf geantwortet, es könne davon so lange keine Rede sein, als nicht das bulgarische Exarchat die grosse Kirche um Verzeihung gebeten und diese Verzeihung erlangt habe. Diesen Teil seiner Rede schloss der Patriarch Konstantin V. mit denselben Worten, welche ich aus dem Munde des Herrn Jzwoljsky in Belgrad gehört habe: „Wir werden alle sterben, bevor es zu einer Aussöhnung zwischen der grossen Kirche und dem bulgarischen Exarchate kommen wird."

Nach diesem Beweise, dass der zukünftige russische Gesandte in Belgrad nicht immer mit der Wahrheit auf dem besten Fusse lebt, muss ich zur Besprechung mit Herrn Jadowsky zurückkehren. Auf seine Frage, warum ich jetzt so entschieden gegen die Erteilung neuer bulgarischer Berate bin, während ich noch vor Ostern gar nicht so feindlich gesinnt war, antwortete ich, dass ich damals geglaubt habe, die Bulgaren würden das in Sofia erzielte Einverständnis aufrichtig einhalten. Jetzt aber, nachdem sie dieses „Einverständnis" in Mazedonien mit Messer und Revolver zu dokumentieren angefangen haben, muss ich die Frage der neuen bulgarischen Berate anders betrachten.

Herr Jadowsky verurteilte den wilden Kampf, welchen die Bulgaren in Mazedonien gegen uns führen, und behauptete, dagegen in Petersburg um Hilfe angesucht zu haben, fügte aber hinzu, dass ein faktisches Einvernehmen zwischen uns und den Bulgaren so lange unmöglich bleiben würde, als wir uns nicht zur Teilung der beiderseitigen Sphären entschliessen.

Ich erwiderte, dass wir in Sofia versucht haben, zu dieser Teilung der Interessensphären zu gelangen, dass aber Fürst Ferdinand alles damals in Sofia Verhandelte den Türken verraten hat. Ich erzählte ihm das Gespräch, welches Ew. Majestät mit dem Fürsten Ferdinand am 6. April im Eisenbahnwagen zwischen Toptchider und Belgrad geführt haben, und welchen Gebrauch der Fürst von diesem Gespräch in Europa gemacht hat; sowie, dass Ew. Majestät durch Herrn Georgiew in Sofia haben erklären lassen: „Wenn im Laufe eines Monats die bulgarischen Grausamkeiten gegen die Serben in Mazedonien nicht aufhören, so werden wir den Vertrag von Sofia als null und nichtig betrachten." Diese Frist ist vergangen, aber die bulgarischen Roheiten haben nicht

aufgehört. Demgemäss würde ich erst die Erlaubnis meines allergnädigsten Herrn haben müssen, bevor ich irgend einen neuen Versuch in dieser Richtung vornehmen könnte. Ich wäre bereit, um diese Erlaubnis nachzusuchen, aber bloss unter einer Bedingung: Wenn Russland ein aufrichtiges Einverständnis zwischen Serbien und Bulgarien wünscht, dann muss die russische Regierung vor allem ihren Einfluss in Sofia voll einsetzen, damit die bulgarischen Gewalttaten in Alt-Serbien und Mazedonien aufhören; dann muss aber Russland auch uns gegenüber die Garantie für die loyale Ausführung des eventuellen Einverständnisses über die beiderseitigen Interessensphären seitens Bulgariens übernehmen.

Herr Jadowsky war damit vollständig einverstanden, versprach dafür wirken zu wollen, nahm eine geographische Karte der Balkanhalbinsel und einen Blaustift zur Hand und bat mich, mit ihm zu versuchen, auf der Karte eine Grenzlinie zwischen den beiderseitigen Interessensphären zu ziehen.

„Was mich persönlich anbelangt, — sagte ich ihm darauf, — so wären die weitesten Konzessionen, bis zu denen ich gehen könnte, in einer Linie ausgesprochen, welche den Bulgaren die Bezirke Egri-Palanka, Kratowo und Kotchane überlassen, und welche dann, der Wasserscheide zwischen der Bregalnitza und Ptchinja folgend, auf den Vardar herab kommen würde, so dass Welles den Serben und Schtip den Bulgaren bleibt. Saloniki mit einer gewissen Umgebung wäre zu neutralisieren."

Dem Herrn Jadowsky gefiel diese Linie mit Ausnahme des Teiles betreffend Saloniki und „seine Umgebung". Er gestand, dass die Serben einen Ausgang zum Meere brauchen, aber in solchen Sachen dürfe man nichts Unklares lassen.

Ich bemerkte darauf, dass Graf Murawiew in einem Gespräche mit unserem Gesandten in Petersburg dieselbe Linie akzeptiert, und dass er der russischen Botschaft in Konstantinopel Instruktionen erteilt habe für ihr Verhalten in der Frage der neuen bulgarischen Berate für Mazedonien. „Ich denke — schloss ich — dass Herr von Nelidow auf Grund dieser Instruktionen des Grafen Murawiew die Bulgaren nicht unterstützen sollte, Berate für Ochrid und Bitolja zu bekommen."

Diese Worte brachten Herrn Jadowsky in ziemliche Verwirrung. Er wurde rot und stammelte: „Natürlich, natürlich . . .

Ich habe auch immer den Bulgaren zugeredet, sie sollen einmal die fremde Interessensphäre in Ruhe lassen . . . aber sie behaupteten immer, Ochrid wäre von jeher die Basis ihrer nationalen Kirche gewesen."

Herr Jadowsky vergass, dass er mir selbst gestern gesagt hatte, die Bulgaren hätten jetzt Aussicht nicht bloss zwei, sondern drei Berate zu bekommen, darunter auch für Bitolja. Ich sagte ihm darauf bloss: „Wenn Sie das Chaos in Mazedonien wünschen, dann können Sie das unterstützen."

Es ist noch ein Glück, dass der griechisch-türkische Friede erst am Mittwoch unterschrieben wird, also zwei Tage nach meiner Audienz beim Sultan, denn wenn es wahr sein sollte, dass die neuen bulgarischen Berate für die Zeit nach der Unterzeichnung des Friedens versprochen worden sind, dann werde ich wenigstens noch zwei Tage Zeit haben, um dagegen im Jildiz zu arbeiten.

Meine Verhandlungen mit dem Patriarchate haben folgenden Fortgang genommen:

Am 4. d. Mts. habe ich beim Patriarchen meinen offiziellen Besuch gemacht. Gleich nach Austausch der byzantinisch übertriebenen Höflichkeiten bin ich in medias res eingetreten. Ich habe dem Patriarchen auseinandergesetzt, dass die grösste Gefahr für die orthodoxen Völker auf der Balkanhalbinsel in der Ausbreitung des bulgarischen Schismas liegt. Das Benehmen der fanatischen Schismatiker gegen den jetzigen Administrator der Üsküber Metropolie hat schliesslich auch den kurzsichtigsten Leuten im Phanar beweisen können, dass das Patriarchat schon längst die Üsküber und so mancher andere Eparchie Bischöfen serbischer Nationalität hätte anvertrauen sollen. Wenn das geschehen wäre, würde jetzt das bulgarische Schisma nicht beinahe ganz Mazedonien beherrschen. Wenn das Patriarchat wenigstens jetzt, in der zwölften Stunde, die orthodoxen Völker dem Rachen des Schismas entreissen will, dann gibt es hierzu nur ein Mittel: ein aufrichtiges Einverständnis zwischen dem Patriarchate und unserer Regierung behufs gemeinsamen Kampfes gegen den gemeinsamen Feind. Wie sehr ich von der Notwendigkeit dieses Einverständnisses durchdrungen bin, — fuhr ich fort — beweist das Faktum, dass ich schon drei Tage, bevor ich die Ehre haben konnte,

S. Heiligkeit zu sehen, an der Verhinderung der neuen bulgarischen Berate gewirkt habe. Bevor ich also noch gesehen, ob das Patriarchat auch zu einem Bündnis mit uns geneigt sei, habe ich es als die Pflicht eines treuen Sohnes der orthodoxen Kirche betrachtet, alles zu tun, was das grosse Interesse der Orthodoxie verlangt. Um aber diesen Bemühungen den Erfolg zu sichern, müsste ich, bevor ich Konstantinopel verlasse, genau wissen, ob das Patriarchat dieses Bündnis mit uns wünscht, und unter welchen Bedingungen.

Der Patriarch dankte mir, dass ich nicht bloss die gemeinsame Gefahr erkannt, sondern auch allsogleich gegen dieselbe gewirkt habe. Auch er habe seinerseits das Menschenmögliche getan. Kaum dass ihm zu Ohren gekommen, dass die neuen Berate den Schismatikern versprochen seien, habe er um eine Audienz beim Sultan nachgesucht. „Der Sultan konnte mich nicht empfangen — fuhr der Patriarch fort — aber als er erfuhr, worüber ich mit ihm sprechen wollte, befahl er dem Grossvezier, dem Kultus- und dem Justizminister, mich anzuhören und mir die Antwort zu geben. Diese drei Minister beteuerten mir, dass der Sultan gar nicht daran denke, den Bulgaren neue Berate zu erteilen, und dass die Hohe Pforte in dieser Beziehung gar keinen Beschluss gefasst habe. Sie boten mir sogar an, mir die Protokolle des Ministerrates zu zeigen, um mich vollständig zu beruhigen. Als ich aber nach einigen Tagen mit dem Grossvezier allein sprechen konnte, sagte mir Halil Rifaat Pascha, dass er nicht sicher sei, ob nicht später doch solche politische Verhältnisse eintreten könnten, welche die Hohe Pforte zwingen würden, diese bulgarische Forderung zu berücksichtigen... Ich brauche Ihnen gar nicht zu sagen, mit welchen Mitteln die Bulgaren in diesen zehn Tagen auf den Grossvezier eingewirkt haben, um eine solche Sinnesänderung auf der Hohen Pforte herbeizuführen. Ich glaube zu wissen, dass dieser Gründe nicht weniger als 10 000, und zwar türkischer Währung, ins Feld geführt worden sind. . . Demgemäss müssen alle aufrichtigen Freunde der Orthodoxie zusammenhalten, um mit vereinten Kräften diese neue Gefahr abzuwenden. Ich wünsche aufrichtig, nicht bloss griechischer, sondern ökumenischer Patriarch zu bleiben, und deswegen bin ich auch gerade so wie Ew. Exzellenz von der Notwendigkeit eines Bündnisses zwischen uns überzeugt. Aber wäh-

rend Ew. Exzellenz, als Präsident der königlichen Regierung die vollständige Freiheit der Initiative besitzen, bin ich als Präsident der heiligen Synode bloss das Exekutivorgan dieser höchsten und einzigmassgebenden Körperschaft in der Kirche. Ich muss also zuerst das Terrain in der heiligen Synode sondieren, und dann erst werde ich in der Lage sein, Ihnen eine Antwort zu erteilen. Dazu brauche ich zehn bis vierzehn Tage. Deswegen bitte ich Ew. Exzellenz, wenigstens so lange in Konstantinopel bleiben zu wollen."

Am 5. d. Mts. hat Konstantin V. wirklich mit den Sondierungen angefangen, und zwar vorerst bei denjenigen Mitgliedern der heiligen Synode, welche gegen die Ernennung Firmilians gestimmt haben.

Am 6. d. Mts. hat mir der Patriarch meinen Besuch erwidert und erzählt, dass der Erzbischof von Anchyalien auf das erste Anklopfen hin geklagt hat, dass unser Firmilian gesetzwidrig verfahre. Anstatt den Beschluss der heiligen Synode betreffs des Gottesdienstes in der Heilandkirche zu Üsküb einfach auszuführen, habe er mit der serbischen und der griechischen Partei dort zu verhandeln begonnen, um diesen Beschluss der heiligen Synode illusorisch zu machen, usw. Ich habe auf der Stelle die notwendigen Befehle nach Üsküb erlassen. Der Patriarch wiederholte seine Bitte, ich möchte bis zum 20. d. Mts. hier bleiben, damit er Zeit habe, die Opposition in der Synode zu bezwingen. Wenn die Staatsgeschäfte im Lande es erlauben, bitte ich also, Sire, um die Erlaubnis, so lange hier zu bleiben. Und so haben wir, Majestät, zwei Eisen im Feuer. Morgen werde ich im Jildiz das dritte Eisen ins Feuer legen, und welches zuerst heiss wird, das werden wir benützen."

Dies, wie gesagt, eine Stelle aus meinem Bericht an den König. Allein ich hatte mich getäuscht. Der folgende Tag war mit lauter Liebenswürdigkeiten des Sultans für meine Wenigkeit ausgefüllt, so dass ich nicht einmal mein Abberufungsschreiben übergeben konnte, weil wir gleich zu dem Galadiner gehen mussten, welches der Sultan mir zu Ehren gab. Von dem Gespräch, welches während des Diners zwischen dem Sultan und mir geführt wurde, nur eine kleine Probe:

Der Sultan: Spielt die Militärmusik in Belgrad jeden Tag im königlichen Palais?

Dr. V. G.: Jeden Sonnabend, Sire.

Der Sultan: Die Musik der königlichen Garde?

Dr. V. G.: Nein, die Musik der Donaudivision.

Der Sultan: In meinem Palais spielt die Militärmusik jeden Tag, und zwar zu der Stunde nachmittags, in welcher der Begründer meiner Dynastie Khalife geworden ist. Meine Vorfahren bis zu Sulejman II. pflegten da immer aus dem Palaste herauszutreten, um bei dem Konzert zugegen zu sein. Sulejman war der erste, der diese Praxis aufgehoben hat, aber das Konzert selbst findet noch heute jeden Tag statt, und immer zur selben Stunde.

Dr. V. G.: Eine schöne Erinnerung, Sire. Möge Sulejman dem Majestätischen vergeben werden, dass er diese Praxis aufgehoben hat. Er hat mit solchen Grossvezieren als da seine Serben Tjuprilitch und Mechmed-Pascha-Sokolovitch waren, auf eine andere Art den Ruhm des Khalifates auf die höchste Stufe gebracht.

Als Munir-Pacha diese meine Worte dem Sultan übersetzt hatte, schwieg der Padischah einige Minuten und trommelte mit den Fingern auf dem Knie. Dann sagte er auf einmal: Kennen Sie unter meinen Untertanen irgend einen Serben, der einige militärische Kenntnisse hätte?

Dr. V. G.: In diesem Momente, Sire, bin ich nicht in der Lage einen Namen zu nennen, aber wenn Ew. kaiserl. Majestät es befiehlt, werde ich mich erkundigen und mir erlauben, Bericht zu erstatten.

Der Sultan: Tun Sie das. Einen solchen Serben möchte ich gerne in meine militärische Suite einreihen.

Am selben Tage habe ich an den König folgendes geschrieben:

„Soeben erhalte ich von freundlicher Seite die Kopie einer sehr wichtigen Note, welche die hiesige russische Botschaft am 6. d. Mts. in Sachen der Bezahlung der Kriegsentschädigung an die Hohe Pforte gerichtet hat. Sowohl nach der Form, als nach dem Inhalt dürfte diese Note uns viel mehr interessieren, als die Grossmächte. Diese Note erklärt ausser anderem auch, warum der Sultan Deutschland den Hof macht, weiters die schnelle Entscheidung des österreichisch-türkischen Konfliktes betreffend die

orientalischen Bahnen, und vielleicht auch die übertriebenen Liebenswürdigkeiten, welche der Sultan dem gehorsamsten Diener Ew. Majestät erweist. Ich werde trachten, auch diesen Umstand in meiner morgigen Audienz beim Sultan zu benützen."

Am 14. November habe ich vom König folgende Depesche bekommen:

„Die Idee des Sultans, einen seiner Untertanen serbischer Nationalität in seine militärische Suite aufzunehmen, wäre für uns sehr nützlich. Erklären Sie in Ihrer morgigen Audienz diese Idee prinzipiell anzunehmen und reservieren Sie sich das Recht, nach Ihrer Rückkehr hierher den geeignetsten Kandidaten vorzuschlagen, weil wir vorläufig nicht in der Lage sind, einen solchen namhaft zu machen. Alexandre."

Am Nachmittag desselben 14. November hatte ich beim Sultan eine wichtige Audienz, über welche ich an den König nachstehendes Telegramm absandte:

„ Meine Audienz beim Sultan hat eine ganze Stunde gedauert. Der Sultan akzeptiert mit Freuden, und gratuliert Ew. Majestät zu der Idee, welche der Zweck der Mission des Königs Milan sein soll; er wird für diesen Besuch des Königs Milan einen Moment wählen, welcher niemandem in die Augen fallen soll. Der Sultan hat im Prinzip alle unsere Forderungen angenommen. Er erklärt, vollständig die politische Notwendigkeit zu verstehen, auch seinerseits die inneren Schwierigkeiten der königlichen Regierung durch seine Konzessionen zu erleichtern. Er wird den unfähigen Generalgouverneur von Kossowo durch einen anderen ersetzen, um die Ernennung Firmilians zum Erzbischof von Üsküb zu fördern. Er hat versprochen, Pandurow abzusetzen und durch unseren Kandidaten Peter Kostitch zu ersetzen. Er will die Frage betreffs der Eisenbahn Kurschumlija-Mitrovitza-Adriatisches Meer mit seinen Militärs studieren und wird sich freuen, wenn er uns auch hierin helfen kann. Er hat Munir-Pascha befohlen, von mir eine Notiz über alle unsere Wünsche zu verlangen."

Tags darauf habe ich einen ausführlichen Bericht über diese Audienz übersendet, aus welchem hier nur einige Bemerkungen des Sultans mit seinen eigenen Worten angeführt seien:

„Mit grossem Interesse habe ich seine (das heisst meine) Rückschau auf unsere Beziehungen in den letzten fünf Jahrhunder-

ten angehört. Dass es in dieser langen Zeit auch zu blutigen Kriegen zwischen uns gekommen ist, tangiert gar nicht die Lehre, welche er aus diesen Beziehungen gezogen hat. Denn Österreich beispielsweise hat auch sehr blutige Kriege mit Deutschland und mit Italien geführt; diese Kriege haben aber diese drei Staaten nicht gehindert, heute sehr gute Verbündete zu werden. Ich habe noch damals, als der König bei mir war und die Idee eines Bündnisses aller Balkanstaaten mit meinem Kaisertum anregte, gesagt — dessen dürfte er (d. h. ich) sich erinnern, denn er war bei diesem Gespräch zugegen — dass ich an die Möglichkeit, alle Balkanstaaten für dieses Bündnis zu gewinnen, nicht glaube. Die letzten Ereignisse haben die Richtigkeit meiner damaligen Zweifel bewiesen. Es ist mir sehr lieb, dass der König einen gesunden und sehr zweckmässigen Beschluss aus diesen Ereignissen gezogen hat. Mit Vergnügen akzeptiere ich seine Idee von einem Bündnis zwischen uns, und gratuliere (tebrikj iderm) dem König zu dieser Idee."

Aus demselben Bericht nur noch einige Zeilen:

„Soeben war der Fürst Mavrocordato bei mir. Er zeigte mir einen Brief des griechischen Ministerpräsidenten, in welchem dieser über ein Gespräch mit dem serbischen Geschäftsträger in Athen berichtet und ihm den Befehl erteilt, mit mir denselben Gegenstand zu besprechen. Ich erklärte mich dazu bereit, wenn die Griechen uns einen Beweis der Aufrichtigkeit ihres Wunsches zu einem Einverständnisse zu gelangen, geben wollen, indem sie ihren Einfluss im Patriarchate dazu benützen, die baldmöglichste Wahl des Mgr. Firmilian zum Erzbischof von Üsküb durchzusetzen. Fürst Mavrocordato erwiderte, er könne vor der Unterzeichnung des griechisch-türkischen Friedensinstrumentes nicht persönlich ins Patriarchat gehen, aber er werde noch heute seine Vertrauensmänner zum Patriarchen schicken, um in dieser Richtung zu wirken; später aber, wenn er wieder als Gesandter Griechenlands in Konstantinopel funktionieren werde, könne ich überzeugt sein, dass er sich persönlich für die Ernennung Firmilians einsetzen werde.

Am 16. November lud mich der Sultan für den 17. November zu einer Konferenz im Jildiz, an welcher Munir-Pascha und

Tachsin-Bey teilnehmen sollten. Am 17. November abends telegraphierte ich an den König:

„Habe heute auf Einladung des Sultans über unsere Forderungen mit Munir-Pascha und dem ersten Sekretär des Sultans konferiert. Resultat der Konferenz: Sultan wünscht aufrichtig alle unsere Forderungen zu befriedigen. Einige davon kann er alsogleich befriedigen, die anderen müssen erst studiert werden. Ich erklärte, dass es eine politische Notwendigkeit ersten Ranges ist, die Ernennung Firmilians, die Schulen, und die Absetzung Pandurows alsogleich zu bekommen; betreffs der übrigen könnte man noch eine gewisse Zeit warten. Tachsin-Bey hat diese Erklärung sofort dem Sultan mitgeteilt und mir die Antwort gebracht, dass der Sultan alles was in seiner Macht liegt, tun werde, um uns zu befriedigen."

Eine andere Depesche an den König vom selben Tage lautete:

„Habe aus absolut sicherer Quelle erfahren, dass Jadowsky in seiner letzten Audienz beim Sultan erklärt hat, wenn der montenegrinische Voivode Bozo Petrovitch Njegusch zum Generalgouverneur von Kreta ernannt werden sollte, würde Russland einwilligen, dass die Autonomie Kretas sehr begrenzt werde."

Aus zwei Briefen, welche ich am 18. November und zwar vom grossen Logothet des Patriarchates und vom gewesenen Patriarchen von Jerusalem erhielt, war zu ersehen, dass unsere Kirchenfrage die besten Aussichten habe, im Patriarchate zu unserer Befriedigung gelöst zu werden. Am 24. November habe ich an den König folgendes Telegramm gesendet: „Der erste Sekretär des Sultans hat mir gestern im Namen S. kaiserl. Majestät erklärt, dass Firmilian in zehn Tagen zum Erzbischof von Üsküb ernannt und Pandurow abgesetzt wird, sowie dass die Erlaubnis für die nachgesuchten serbischen Schulen erteilt wird. Die übrigen Forderungen, fügte er hinzu, werden leicht zu befriedigen sein. Heute nachts schickte der Sultan seinen Kammerherrn Mechmed Arifi-Bey zu mir, mich zu fragen, ob ich meine Abreise bis Mittwoch verschieben könnte. Ich antwortete, der Wunsch des Sultans sei für mich Befehl, aber ich würde vorziehen, wenn möglich heute abzureisen. Der Kammerherr schrieb mir noch in derselben Nacht aus dem Jildiz, der Minister des Äusseren werde morgen um 1 Uhr à la franca zu

mir kommen. Der Minister des Äusseren Tefik-Pascha suchte mich um diese Zeit in der Gesandtschaft, und folgte mir, nachdem er mich dort nicht fand, auf den Bahnhof, wo er mir im Namen der kaiserlichen Regierung alles bestätigte, was mir gestern abend Tachsin-Bey im Namen des Sultans mitgeteilt hatte. Auf meine Frage, ob ich über diesen Schritt S. Exzellenz an Ew. Majestät berichten darf, antwortete Tefik-Pascha, er bitte darum, denn er wäre eigens deswegen zu mir geschickt worden, um mir diese drei Entschliessungen des Sultans zu bestätigen. Ich machte ihn auf die Lage aufmerksam, in der ich mich gegenüber meinem Souverän befinden würde, wenn diese Entschliessungen des Sultans in zehn Tagen doch nicht ausgeführt sein sollten. Tefik-Pascha versicherte, diesmal könne ich ohne Sorge sein, diese Entscheidungen des Sultans würden sicher ausgeführt werden. Das sind die Nebenerfolge meines hiesigen Aufenthalts. Über die Hauptsache werde ich die Ehre haben, mündlich zu referieren, denn heute abend verlasse ich Konstantinopel."

Diese „Hauptsache" bestand darin, dass noch während meines Aufenthaltes in Konstantinopel der Text einer Militärkonvention zwischen Serbien und der Türkei ausgearbeitet worden war. Der türkische Text dieser Konvention war im Jildiz selbst ausgearbeitet, als er aber dem Sultan unterbreitet wurde, verlangte dieser gewisse Abänderungen in dem Text, sowie auch, dass Munir-Pascha die französische Übersetzung dieses Originals kontrollieren solle. Deswegen wurde der Kammerherr noch in der Nacht zu mir geschickt, damit ich meine Abreise von Konstantinopel wiederum verschiebe. Da ich aber aus einer dreiundeinhalbjährigen Erfahrung wusste, dass jede einzelne textliche Änderung in irgend einem türkischen Staatsakt Monate, ja ganze Jahre beansprucht (Beweis unsere Konsularkonvention) und da ich andererseits es für wichtig hielt, den Text des türkischen Vorschlages betreffend eine Militärkonvention mit uns womöglich gleich mitzunehmen, habe ich geantwortet, der Wunsch des Sultans wäre für mich Befehl, aber wegen dringender Staatsgeschäfte in Belgrad, welchen ich schon einen ganzen Monat fern geblieben sei, würde ich vorziehen gleich abzureisen. Daraufhin liess mir der Sultan durch Munir-Pascha sagen: „Sobald die notwendigen Verbesserungen im Texte ausgeführt sein werden, wird S. kaiserliche Maje-

stät durch einen seiner Flügeladjutanten den türkischen und den französischen Text der Militärkonvention nach Belgrad senden."

In Belgrad angekommen, referierte ich dem König über alles und er sandte am 26. November auf meinen Rat dem Sultan folgendes Telegramm:

„Der Präsident meines Ministerrates hat mir die freundschaftlichen Mitteilungen, welche Ew. kaiserliche Majestät ihm für mich anzuvertrauen geruht haben, überbracht. Lebhaft gerührt durch diesen neuen Beweis der Aufmerksamkeit von seiten Ew. kaiserl. Majestät, bitte ich Sie, meinen Dank für dieselbe genehmigen zu wollen und überzeugt zu bleiben, dass auch ich immer von den Gefühlen aufrichtiger Freundschaft für die Person Ew. kaiserl. Majestät begeistert bleiben werde.

„Nachdem mir der Präsident meines Ministerrates gleichzeitig ausführlichen Bericht über die verschiedenen Fragen unterbreitet hat, über welche er die Ehre hatte, mit Ew. kaiserl. Majestät zu sprechen, und nachdem er mir das Versprechen Ew. kaiserl. Majestät, betreffs einer schnellen und befriedigenden Lösung dieser Fragen überbracht hat, erachte ich es als meine Pflicht, Ew. kaiserl. Majestät hierfür meinen Dank auszusprechen, weil ich überzeugt bin, dass eine solche schnelle Lösung die intimen Beziehungen zwischen unseren Regierungen nur festigen und sehr segensreich für unsere Staaten werden kann, was ich und Ew. kaiserl. Majestät so lebhaft wünschen. Alexandre."

IV.

Innere Angelegenheiten.

König Milan in Reihe und Glied.

Die Folgen dieser Ernennung für die äussere Politik.

Während ich in Konstantinopel, der König und sein Vater in Nisch weilten, gingen meine Kollegen in Belgrad in ihren Ressortgeschäften vorwärts.

Der Kriegsminister fand Mittel und Wege, auf Grund des schon bestehenden Gesetzes über die Organisation der Armee, durch einen sechsprozentigen Steuerzuschlag die Möglichkeit der Errichtung neuer moderner Kasernen, Militärkrankenhäuser und Magazine zu schaffen. In dieser Zeit nahm er auch sehr viele Personalveränderungen im Offizierskorps vor, nur dass sie leider nicht immer vom Interesse des Dienstes allein diktiert waren, sondern auf alte Rechnungen des Königs Milan und auf weitsichtige Pläne des Königs Alexander, zurückgeführt werden mussten.

Zu der letzteren Kategorie gehörte u. a. die Beförderung des Obersten Michael Magdalenitch zum General. Dieser Offizier war bei der Armee nicht besonders beliebt, und auch der Kriegsminister hielt ihn für einen Wirrkopf, selbst im Geniewesen, das sein Fach war. Aber der telephonische Druck aus Nisch, diese Ernennung noch während meiner Abwesenheit zu vollziehen, war so gross, dass der Kriegsminister, ohne seine Ministerkollegen davon zu verständigen, das betreffende Dekret zur königlichen Unterschrift vorlegte, und Magdalenitch sich über Hals und Kopf die Generals-

uniform anschaffte. Die übrigen Minister, welche die Überraschungen, die ihnen ihr Kollege in der Armee durch die amtliche Zeitung bereitete, bisher geduldig ertragen hatten, wurden aber jetzt doch so ungeduldig, dass das königliche Dekret in der Amtszeitung nicht publiziert werden durfte, sondern anulliert wurde. Das Höchste, was die Regierung konzedierte, war die Ernennung Magdalenitch' zum Ehrengeneral. Man hat in Belgrad über diese Geschichte viel gelacht und gespöttelt, aber der weitreichende Plan des Königs Alexander war gut erdacht; dieser Ehrengeneral wurde und blieb ein Todfeind der Regierung.

Der Minister des Innern nahm in dieser Zeit ebenfalls sehr viele Veränderungen, und zwar in der Polizeibranche vor, natürlich so weit es ging im liberalen Sinne — aber nicht ohne Wissen und Einwilligung der übrigen Ministerkollegen; er hielt sich gewissenhaft an das Verabredete und stellte für je zwei Liberale einen Fortschrittler an. Jedoch dem Versprechen des Regierungsprogramms, keinen Beamten wegen seiner politischen Parteiangehörigkeit zu verfolgen, trug auch er nicht genügend Rechnung, und daran war wieder das Nischer Palais schuld, wo täglich Massendeputationen aus dem Volke empfangen wurden, welche unisono „die Ausrottung der radikalen Pest aus dem Lande" verlangten. Der Generalausschuss der radikalen Partei publizierte seinerseits den Beschluss „e n t s c h i e d e n e Opposition" zu machen, und wohl infolgedessen legte der Führer der Radikalen Nikola Paschitch, die Stelle des Oberbürgermeisters von Belgrad nieder. Trotz der grossen Versuchung, in welcher er sich als Liberaler befand, diesen wichtigen Posten einem Parteifreunde anzuvertrauen, war nun der Minister des Innern loyal genug, einen Fortschrittler, und zwar den Herrn Nikola D. Stevanovitch zum Oberbürgermeister zu ernennen.

„Der serbische Ministerpräsident," schrieben nun plötzlich die Petersburger „Novosti" am 23. November 1897, „ist auf Befehl des Königs Milan, und im Einverständnis mit dem Grafen Goluchowski und dem deutschen Kaiser Wilhelm nach Konstantinopel gegangen, um für alle Fälle mit der Türkei ein Bündnis gegen Bulgarien abzuschliessen. Rumänien und sein König Carol stehen schon vollständig auf seiten des Dreibundes, und nun wünscht man jetzt in Wien und in Berlin, in dieses Bünd-

nis auch die Türkei, eventuell mittelst eines der Balkanstaaten, welcher schon mit dem Dreibunde geht, hineinzubringen. Nachdem aber die Türkei Russland noch immer als ihren Erbfeind betrachtet und ihm nicht traut, so ist es sehr begreiflich, dass der Versuch Serbiens, zu einem Einverständnisse mit der Türkei zu gelangen, bei der Türkei grosse Bereitwilligkeit findet. Jedenfalls wird dieses Bündnis abgeschlossen werden, sobald Serbien dem Sultan eine genügende Garantie geboten haben wird."

Dieser Artikel aber wurde nicht von meiner Opposition in Belgrad, sondern aus der russischen Botschaft in Konstantinopel direkt inspiriert. Er unterstützte in sehr guter Weise die Behauptungen genauer Kenner der Türkei und Konstantinopels, welche immer erklärt hatten, dass Russland sehr verlässliche Freunde in der unmittelbaren Nähe des Sultans besitze. Denn bevor ich damals in Konstantinopel zu der betreffenden Audienz beim Sultan in den Empfangssalon eingetreten war, war ich vorsichtig genug gewesen, allein zu bleiben, und hatte einige Minuten früher, unter einem Vorwande, meinen mich begleitenden Dragoman in das Hofmarschallamt geschickt, so dass ich eben allein mit dem Sultan sprechen konnte. Ich hatte zu diesem Dragoman in gewöhnlichen Geschäften vollständiges Vertrauen, aber er war vor dem Eintritt in unsere Dienste zehn Jahre türkischer Staatsbeamter gewesen und lebte in ärmlichen Verhältnissen, welche vielleicht die Feinde Serbiens ausnützen konnten, um zu erfahren, was ich in der Audienz mit dem Sultan gesprochen habe. Deswegen hatte ich vorgezogen, bei dieser Audienz allein zu sein. Aber diese meine Vorsicht hatte eben nichts genützt. Denn wenn ich auch allein eintrat, so war doch während des ganzen Gespräches mit dem Sultan der erste Dragoman des kaiserlichen Divans Munir-Pascha zugegen ....

Trotz der Bestürzung, in welche mich der Inhalt jenes Artikels versetzte, musste ich gleich nach meiner Rückkehr in Belgrad an die Arbeit gehen. Novakovitch wurde zum serbischen Gesandten in Konstantinopel ernannt. Entrüstung der oppositionellen Presse, dass ein so angesehener und verdienstvoller Staatsmann und Freund Russlands von meiner Regierung Dienste annahm ... In diesen Tagen brachten fast sämtliche Zei-

tungen Europas die telegraphische Nachricht aus Petersburg, dass der russische Kaiser den Prätendenten auf den serbischen Thron, Prinzen Peter Karagjorgjevitch, in besonderer Audienz empfangen habe, um mit ihm über die „kritische Situation in Serbien" zu konferieren.

Der Kriegsminister hatte alle Kommandanten der fünf Armeedivisionen nach Belgrad zu einer Konferenz berufen, um ihnen gewisse Fragen aus dem Militärressort vorzulegen; der bulgarische diplomatische Agent in Belgrad, Georgiew, erklärte einem kleinen Beamten im Kriegsministerium (B. . . . .), dass die bulgarische Regierung keine noch so grosse Geldausgabe scheuen würde, wenn sie erfahren könnte, was diese Konferenz in Belgrad beschliesst, und weiter, ob König Milan irgend wohin zu reisen gedenke und an welchem Tage?

Da ich als Gesandter Serbiens in Konstantinopel die persönliche Bekanntschaft des deutschen Generals von der Goltz gemacht hatte, welcher damals mit dem Range eines türkischen Feldmarschalls die türkische Armee reorganisierte, und dort Gelegenheit fand, in diesem seltenen Manne einen der genialsten und fähigsten Militärs des zeitgenössischen Europa schätzen zu lernen, hatte ich es, nachdem er schliesslich den türkischen Dienst verlassen hatte, als meine Pflicht erachtet, wenigstens den Versuch zu machen, seine hohen Fähigkeiten für Serbien zu gewinnen. Infolgedessen setzte ich gleich im Anfang meiner Regierung dem König auseinander, welchen Nutzen für die Ausführung des militärischen Teiles unseres Staatsprogrammes es brächte, wenn wir seine Genialität und sein Organisationstalent für uns gewinnen könnten. Wenn die Türkei es nicht verstand, was für einen militärischen Schatz sie in ihm so viele Jahre zur Verfügung gehabt hatte, und wenn sie während der dreizehn Jahre seiner dortigen Dienste nicht den zehnten Teil seiner Vorschläge ausführte, so dass er nun infolgedessen die türkischen Dienste verliess, so sollten wir mit beiden Händen zugreifen, um ihn für Serbien zu gewinnen. Als ersten Schritt dazu schlug ich vor, der König möge ihn als Gast zu den ersten grösseren Manövern der serbischen Armee einladen, damit er Gelegenheit erhalte, unsere Armee näher kennen zu lernen, bevor wir ihm weitere Vorschläge machen. Der König nahm diese Idee mit Freuden auf und erteilte mir den Auftrag, die notwendigen

ersten Schritte zu tun. Da ich nun bei der Übergabe meiner Abberufungsschreiben in Konstantinopel Goltz-Pascha nicht mehr sehen konnte, hatte ich unseren gemeinsamen Freund Dr. von Düring-Pascha gebeten, ihm privatim über unsere Absichten zu schreiben, um seine Meinung zu hören, bevor wir die ersten amtlichen Schritte tun. Am 6. Dezember 1897 antwortete mir nun Düring-Pascha:

„Heute habe ich die Antwort von der Goltz' erhalten. Er findet, dass es für seine jetzige Lage unbequem, ja sogar schädlich wäre, wenn man irgend welche Schritte beim auswärtigen Amt vornehmen würde. Bis zum Frühjahr, eventuell bis zum Herbst wird die Frage, ob von der Goltz ein Korpskommando bekommt, entschieden werden. Bekommt er es, dann wird er frei, bekommt er es nicht, wird es nicht schwer sein, einen zweijährigen Urlaub zu erwirken. Im jetzigen Momente müsste er entweder die neue Mission ablehnen, oder seinen definitiven Abschied aus der deutschen Armee nehmen. Von dem übrigen, was Goltz schreibt, lege ich Ihnen eine treue Kopie bei. Vom ganzen Herzen wünsche ich, dass es Ew. Exzellenz gelingen möge, für Serbien eine solche Kraft und einen solchen Menschen zu gewinnen; dem Goltz aber wünsche ich eine seiner so würdige Arbeit, um dabei der ganzen Welt ein Komparationsobjekt mit der Türkei zu geben."

Die Kopie aus dem Briefe des Herrn von der Goltz lautete:

„Hier meine Antwort. Die Einladung, den Herbstmanövern in Serbien beizuwohnen, nehme ich mit Dank an. Die hiesigen Manöver werden wahrscheinlich bis zum 20. September beendigt sein, und am 25. September, längstens am 1. Oktober könnte ich in Belgrad sein, um bei Gelegenheit der serbischen Manöver die serbische Armee kennen zu lernen und nach der Orientierung mir eine Meinung zu bilden, ob ich dieser Armee, und auf welche Art, nützlich sein könnte. Das Weitere könnte dann zwischen mir und dem Herrn Ministerpräsidenten vereinbart werden. Die Idee, die serbische Armee recht kriegstüchtig und flott zu machen, reizt mich sehr, und ich würde gewiss meine besten Kräfte dazu einsetzen. Nachdem wir, Herr Georgevitch und ich, zu einem Einverständnis gelangt wären, könnte man die Sache auch amtlich sehr leicht erledigen. Der serbische Gesandte in Berlin würde durch unser auswärtiges Amt beim Militär-Kabinett des Kaisers den Vor-

schlag zu machen haben, mich für die verabredete Zeit und mit dem Rechte, auf meinen hiesigen Posten zurückzukehren, der serbischen Regierung zur Disposition zu stellen. Das könnte in acht Tagen erledigt werden. Der erste Winter hernach wäre sehr zweckmässig für die vorbereitenden Arbeiten zur Ausbildung der Truppen usw. zu verwenden. Diese paar Monate bis dahin wird der Herr Ministerpräsident ohnehin Anderes zu tun haben. Ich wünsche S. Exzellenz vom ganzen Herzen jedes Glück und vollen Erfolg. Ich werde ihm selbst schreiben, sobald ich Zeit dazu bekomme. Dies in aller Eile. Herzlich und treu ergeben,

Goltz."

Als ich diese Korrespondenz dem König zeigte, schien er sehr zufrieden. König Milan fand auch, dass eine solche kostbare Acquisition für die serbische Armee von einem unermesslichen Werte wäre. Nachdem aber bis zu den ersten grossen Manövern unserer Armee noch volle neun Monate verstreichen müssten, so werde man erst dann die notwendigen Schritte tun.

Am 6. Dezember, am heiligen Nikolaustage, war das Patronatsfest des regierenden Hauses, welches im königlichen Palais immer festlich begangen ward. Auf meine Gratulation im Namen des Ministerrates hielt König Alexander folgende Rede:

„Ich danke Ihnen, Herr Präsident, und Ihren Kollegen, für die Glückwünsche, welche Sie mir am heutigen Familienfeste zusammen mit den Versicherungen der Treue und Ergebenheit für mich und mein Haus dargebracht haben, und ebenso für Ihre Bereitschaft, mir und dem Vaterlande immer zu dienen. Die Aufgabe, welche ich Ihnen anvertraut habe, bedarf zu ihrer Ausführung der Stabilität und der Dauerhaftigkeit. Diese Aufgabe, kurz gefasst, besteht darin, den unfruchtbaren Parteikampf durch produktive Arbeit zu ersetzen. Ich will also mehr Arbeit, was ja dem Lande so notwendig ist, ich will, dass die destruktiven Elemente ein und für allemal von der Teilnahme an den Staatsgeschäften abgedrängt werden.

„In den letzten Tagen wird sehr vieles über ich weiss nicht was für eine Ministerkrise und Veränderung kolportiert. Das sind Worte und Taten der politischen Spekulanten. Mögen alle Leute

in Serbien wissen, dass die Zeiten der politischen Überraschungen und Veränderungen definitiv abgeschlossen und vorüber sind.

„Sie, meine Herren, können immer und ständig auf meine Unterstützung rechnen, und ich hoffe es und bin überzeugt, dass Sie mit mir zusammen bei der Ausführung unserer gemeinsamen Aufgabe, trotz aller Schwierigkeiten, welche eintreten könnten, ausharren werden."

Dasselbe wiederholte der König, nur noch viel ausführlicher, in dem Toaste, welchen er beim Galadiner desselben Tages auf das serbische Volk ausbrachte und welcher damit schloss, dass der König die Hoffnung aussprach, dass alle Anhänger der nationalen Dynastie und alle Patrioten ihn und seine jetzige Regierung in der Erfüllung des bekannten Staatsprogrammes unterstützen würden. — Und die „Times" schrieb dann darüber:

„Nach diesem Trinkspruche ist es augenscheinlich, dass sich der König neuerdings unter dem Einflusse seines Vaters befindet, dessen Erfahrung und dessen aufgeklärter Blick für die Staatsgeschäfte nur vom grössten Nutzen für den König sein können. Wahrlich, es war ein melancholischer Anblick, diesen jungen Herrscher zu sehen, wie er, unter den fanatischen serbischen Parteiführern allein, seinem Schicksale überlassen war. Das ganze Land hat darunter gelitten, und wahrlich nicht zu früh hat sich König Milan entschlossen, nach Serbien zurückzukehren."

Mittlerweile waren die „zehn Tage" verstrichen, in welchen, nach den formellen und so oft wiederholten Versprechungen im Jildiz so viele schöne Sachen ausgeführt werden sollten. Es ist interessant, einige Zeilen aus einem Konstantinopler Brief vom 10. Dezember 1897 zu zitieren:

„Wir ärgern uns alle, dass man im Jildiz Ausflüchte sucht und dass der Patriarch Konstantin V. so viel Feindschaft für Nikifor zeigt. Gebe Gott, dass wir mit Firmilian durchdringen, wenn es auch bis Ostern dauern sollte. Für die zehntägige Frist ist es genug, dass wir die Schulen bekommen und dass Pandurow beseitigt ist. Aber unsere Leute sind durch diesen Erfolg schon so übermütig geworden, dass sie jetzt verlangen, wir sollten dem Tachsin-Bey an jedem Selamlik wenigstens ein neues Irade zu unseren Gunsten diktieren; sie vergessen, dass wir vor ganz kurzer Zeit glücklich waren, wenn wir nach jahrelangem Warten

nur einzelne Schulen bekamen, die wir nicht einmal mit dem Namen serbische Schule bezeichnen durften. Dann vergessen unsere lieben Zeitungsschreiber, dass nach dem türkisch-griechischen Kriege wenigstens unter uns Balkaniern das Prestige der Türkei bedeutend gestiegen ist. Die Leute vergessen, dass zu derselben Zeit, wo die Bulgaren so viele Bischofsberate an sich rissen, wir nicht einmal die Erlaubnis erwirken konnten, in Konstantinopel eine serbische Fibel drucken zu lassen, während wir es heute erleben, dass der Chef der bulgarischen Regierung laut klagt, der serbische Ministerpräsident verhindere die Erteilung weiterer bulgarischer Berate.“

Viel mehr als die Haltung der serbischen, beunruhigte mich diejenige der französischen Presse und ihre mögliche Rückwirkung auf unsere Anstrengungen, unsere finanzielle Lage zu sanieren. Deswegen schrieb ich an unseren Gesandten in Paris Milutin Garaschanin, er möge doch sehen, ob wir nicht wenigstens Ein ernstes Pariser Blatt, um uns darin zu verteidigen, gewinnen könnten. Er antwortete: „— — — Um keinen Preis in der Welt würde sich irgend ein französisches Blatt dazu bereit finden, unsere Ansichten zu vertreten, so lange man nur voraussetzen darf, dass diese Ansichten denen Russlands entgegengesetzt sind. Heute etwas schreiben, wovon man mit Recht oder Unrecht voraussetzen würde, dass es Russland unangenehm wäre, würde für ein französisches Blatt gerade soviel bedeuten, als das ganze französische Publikum zu verlieren und gleich neben Dreyfus gestellt zu werden. Wenn morgen aus Petersburg ein anderer Wind wehen würde, schon übermorgen würde auch die Haltung der ganzen französischen Presse gegenüber Serbien eine andere werden.“

In einem zweiten Brief schrieb mir unser Gesandter in Paris:

„Gibt es denn gar kein Mittel, die Beziehungen zwischen König Milan und Russland zu verbessern? Wenn man einen Weg hierzu finden könnte, und wenn man damit reussieren würde, so wäre das nicht bloss für Serbien, für den König Alexander und für den König Milan nützlich, sondern für Russland selbst. Wenn Sie mich fragen, woran ich dabei denke, könnte ich nicht einmal mit annähernder Präzision darauf antworten. Aber das, worauf ich nicht kommen kann, werden Sie vielleicht finden, und besonders der König Milan, der aus so mancher schwierigen Situation den Ausweg zu

finden wusste. Könnte man den neuen russischen Gesandten in Serbien nicht dazu benützen? Sie müssen ja diesen Herrn noch aus Konstantinopel kennen und sind in der Lage, im voraus zu beurteilen, ob sich mit ihm etwas machen liesse. Ich habe von diesem Herrn bei seiner Ernennung zum Gesandten in Belgrad zum ersten Male gehört, und erwähne ihn hier bloss faute de mieux. Aber wenn durch ihn nichts zu erreichen wäre, könnte man vielleicht einen anderen Weg suchen. Die Sache verdient, dass man sich alle mögliche Mühe gebe. Wenn man da zu einem Erfolge gelangen könnte, auf der Stelle würde jede Opposition in Serbien aufhören, und auch mit der Frage der französischen Presse wären wir im Nu fertig. Würde vielleicht Seine Eminenz der Erzbischof Michael, der seinerzeit es verstanden hat, die Beziehungen zwischen Russland und König Milan so gründlich zu verderben, es nicht jetzt an der Zeit finden und es als seine Pflicht erachten, diese Beziehungen zu verbessern? Mit aufrichtigen Grüssen Ihr M. Garaschanin."

Und von diesem serbischen Staatsmanne hat sein lebelang die ganze Welt geglaubt und behauptet, er wäre nicht bloss der Chef der austrophilen Partei in Serbien, sondern auch der grösste Feind Russlands!

Unser Gesandter in Cetinje, General Velimirovitch, glaubte sich vom Fürsten von Montenegro absichtlich zurückgesetzt und verlangte seine Abberufung. Dies geschah; aber da ich wusste, dass die Opposition diese Gelegenheit benützen werde zu behaupten, die serbische Regierung wäre diejenige, welche die „brüderlichen Bande" zwischen Serbien und Montenegro zerreisse, bat ich den König, den Posten gleich wieder zu besetzen. Der König erwiderte, dass Fürst Nikola diese Aufmerksamkeit unsererseits eigentlich nicht verdiene, denn gerade dieser Tage habe er die Taktlosigkeit begangen, den bei uns wegen politischen Mordes verurteilten und aus dem Lande flüchtigen Ranko Taissitch an seinem Hofe zu empfangen und dort zu behalten. Wenn ich aber dabei bliebe, wolle er meinen Vorschlag annehmen — unter der Bedingung, dass sein Freund und gewesener Flügeladjutant Oberst Maschin zum Gesandten in Cetinje ernannt werde. Diese Kan-

didatur des Königs überraschte mich ein wenig, denn ich kannte diesen Offizier als einen ausgezeichneten Regimentskommandeur und vortrefflichen Generalstäbler, hatte aber von seiner diplomatischen Befähigung keine Ahnung. Aber ich musste einsehen, dass der König jetzt in Cetinje einen persönlichen Freund brauche, und deswegen wurde Oberst Maschin zum Gesandten ernannt.

Es wurde mir die Ankunft des neuen türkischen Gesandten in Belgrad, Oberst Fethy-Bey gemeldet. Als ich mich überzeugte, dass auch er nicht dasjenige gebracht habe, was ein Flügeladjutant des Sultans hätte bringen sollen, und als ich sah, dass er nur neue Versprechungen des Sultans mithatte, bat ich den König — was auch geschah — ihm gleich nach der Übernahme seiner Akkreditive folgendes zu sagen:

„Ich wundere mich, dass die Versprechungen, welche S. kaiserl. Majestät dem Präsidenten meines Ministerrates gemacht hat und für welche ich S. kaiserl. Majestät in einem besonderen Telegramm meinen Dank ausgesprochen habe, noch immer nicht ausgeführt sind. Diese Verzögerung in der Ausführung so formell gegebener und teilweise an die Frist von zehn Tagen gebundener Versprechungen wundert mich um so mehr, als es allgemein bekannt ist, dass S. kaiserl. Majestät in allen Fragen der äusseren Politik un sens politique hors ligne bezeugt. S. kaiserl. Majestät hat diesen ausserordentlichen politischen Sinn in den letzten Jahren so glänzend betätigt, dass alle Herrscher und grossen Staatsmänner der Gegenwart ihn darob bewundern. Demgemäss muss ich mich fragen, was denn die Ursache sein mag, dass S. kaiserl. Majestät der Sultan die Ausführung seiner Versprechungen nicht beschleunigt. Denn in seiner Genialität und bei seinem weiten politischen Blick, muss er ja besser wie irgend jemand anderer die Schwierigkeit meiner Lage inmitten der wutschnaubenden politischen Parteien — welche überdies von der ungeduldigen öffentlichen Meinung fortwährend gereizt werden — begreifen, und als mein erprobter Freund muss er ja das Bedürfnis fühlen, mir in dieser Lage zu helfen. Gewöhnlich glaubt man, dass mich während des türkisch-griechischen Krieges bloss der Einfluss Russlands zur Neutralität und zur Ruhe gezwungen hat. Diese Annahme ist eine sehr fehlerhafte, denn in meinem Staate bin ich der Herr, und in der Welt gibt es ausser Russland noch andere grosse und mächtige

Staaten. Ich habe unsere Haltung einzig und allein nach den Interessen meines Landes und nach den Gefühlen meiner persönlichen Freundschaft für den Sultan eingerichtet. Ich habe schon damals von S. kaiserl. Majestät bezüglich aller unserer Wünsche und besonders bezüglich des Mgr. Firmilian, die präzisesten Versprechungen erhalten, und nur mit diesen Versprechungen war ich in der Lage, meine Leute in Ruhe zu halten. Wenn ich diese Haltung weiter fortsetzen soll, ist es unbedingt notwendig, dass die gegebenen kaiserlichen Versprechungen ausgeführt werden, denn schon will der Präsident meines Ministerrates seine Demission geben, bloss deswegen, weil die ihm gegebenen Versprechungen nicht gehalten worden sind. . ."

Als der türkische Gesandte nach dieser seiner ersten Audienz beim König herauskam und ich ihn bis zur Hälfte des zweiten Saales begleitete, wo ihn der Hofmarschall übernahm, bat er mich inständigst, ihm helfen zu wollen, die Worte des Königs getreulich nach Konstantinopel zu senden. Ich konnte ihm dieses Versprechen um so leichter geben, weil ich das Konzept dieser Worte in der Tasche hatte. Später werden wir sehen, dass auch dieser ganz genaue Bericht des türkischen Gesandten direkt an den Sultan, an der Russophilie des Munir-Pascha zerschellt ist, et pour cause . . .

Am 22. Dezember 1897 wurde das königliche Dekret unterzeichnet, durch welches auf Grund des Artikels 65 der Landesverfassung angeordnet wurde, dass für den Beginn des Jahres 1898 dasselbe Budget zu gelten habe, wie es für 1897 votiert war, bis die Volksversammlung den Staatsvoranschlag pro 1898 bewilligt haben würde. In der Sitzung des Ministerrates vom 24. Dezember 1897 wurden folgende wichtige Beschlüsse gefasst:

1. Die Nationalversammlung wird auf den 30. Dezember 1897 nach Belgrad einberufen, aber gleichzeitig, auf Grund des Artikels 77 der Landesverfassung, des Artikels 78 des Wahlgesetzes und des Artikels 113 der Geschäftsordnung der Volksversammlung, durch königliches Dekret bis zum 24. Juni 1898 verschoben.

2. Auf Grund des Gesetzes über die Formation der Armee wird das Kommando der aktiven Armee, welches früher bestanden und dann aufgehoben wurde, wieder hergestellt.

3. wurde das königliche Dekret unterzeichnet, durch welches König Milan zum Kommandanten der aktiven Armee ernannt wurde.

Diese Ernennung war für meine Kollegen eine angenehme Tatsache, für mich aber, der ich unser Regierungsprogramm aufgestellt und zur Ausführung übernommen hatte, war seitdem diese Formation der Armee mit dem König Milan als Kommandanten und dem General von der Goltz als seinem Stabschef, einfach ein Ideal. Ich dachte mir, dass König Milan dank seiner Autorität innerhalb dieser Armee, welche er ja geschaffen hatte, und mit einem solchen Generalstabschef, wie von der Goltz an der Seite, diese Truppen in wenigen Jahren zu den ersten der Balkanhalbinsel machen werde. Zwar wurde in dieser Sitzung der General Mita Z. Markovitch zum Stabschef des neuen Kommandanten ernannt; aber vor neun Monaten war nicht an den Eintritt von der Goltz' in unsere Dienste zu denken, und nachdem man mir von allen Seiten zu beweisen suchte, dass General Mita der fähigste serbische Offizier für diesen Posten sei, so begnügte ich mich vorläufig mit der Freude, dass ein gewesener König, der der oberste Kriegsherr einer Armee in drei Kriegen gewesen war, so viel Selbstaufopferung und Patriotismus hatte, in dieser selben Armee als einfacher General in Reih' und Glied zu treten, für seinen Sohn und für sein Vaterland. Durch die ausländische Presse ging aber ein Schrei der Entrüstung über diese Ernennung. Alle reichsdeutschen und sogar die österreichisch-ungarischen Blätter benützten diese Gelegenheit, um die ärgsten Beschimpfungen über diesen „grössten Austrophilen" zu ergiessen. Die Vosssche Zeitung nannte die Entschliessung einen neuen Staatsstreich, durch welchen eine neue Thronbesteigung des Königs Milan vorbereitet werden sollte; die grässlichste Wirkung aber machte die Ernennung in Petersburg. Unser Gesandter in Russland hatte am 24. Dezember 1897 von mir die Instruktion erhalten, bei der russischen Regierung anzufragen, was denn die Erteilung neuer bulgarischer Bischofsberate zu bedeuten habe und wie dieses Faktum mit der früheren Haltung der russischen Regierung in dieser Frage in Einklang zu bringen sei. Infolgedessen begab sich General Sava D. Gruitch zum ersten darauf folgenden diplomatischen Empfang im kaiserlichen Ministerium

des Äusseren, und es fand zwischen ihm und dem Grafen Murawiew folgendes Gespräch statt:

General Sava D. Gruitch: Voriges Mal sagten mir Durchlaucht, dass der Sultan die neuen bulgarischen Berate ganz im Geheimen, ohne Vorwissen des Patriarchates und der kaiserl. Botschaft in Konstantinopel erteilt habe. Vorigen Sommer aber, als der bulgarische diplomatische Agent sein berüchtigtes Ultimatum stellte, war so etwas doch nicht möglich, weil damals Ew. Durchlaucht mit meiner Erklärung einverstanden waren, dass man in den Fragen der neuen Bischofsberate die Interessen der serbischen Nationalität auch berücksichtigen muss.

Graf Murawiew (lächelnd): Ganz richtig, aber seit der Zeit hat sich so manches ereignet und verändert.

General Gruitch: Wir haben, Durchlaucht, Berichte, laut welchen die Bulgaren diese neuen Berate als Belohnung seitens Russlands für ihre Haltung in der Emigrantenfrage erhalten haben.

Graf Murawiew: Ihre Berichte sind ganz fehlerhaft. Es gibt absolut keine Verbindung zwischen der Emigrantenfrage und derjenigen der neuen bulgarischen Bischöfe. Wir hatten gar kein eigenes spezielles Interesse in der Emigrantenfrage. Als Fürst Ferdinand hier war, hat er aus eigener Initiative die Erklärung abgegeben, dass er den Emigranten volle Amnestie geben werde, und unser Oberst Peschkow ist unlängst in Sofia gewesen, bloss um die Modalitäten für die Rückkehr der Emigranten festzusetzen, nachdem die Mehrheit derselben bis jetzt in der russischen Armee gedient hat . . . Was die Berate anbelangt, so hat der Sultan diese dem Fürsten Ferdinand versprochen, und hat jetzt einfach sein Wort gehalten. Wir haben diesmal nur keine Hindernisse gemacht.

General Gruitch: Also haben die Bulgaren doch, sagen wir durch Ihre passive Hilfe, zu Neujahr drei neue Bischofsitze erhalten, und zwar in solchen Eparchien, welche in die Sphäre unserer nationalen Interessen fallen, und wir, welche auf Ihre uns versprochene Hilfe gebaut haben, sind mit leeren Händen ausgegangen.

Graf Murawiew: Pardon, Sie haben auch was gewonnen. Die Bulgaren haben zwar die ersehnten Bischofsitze erhalten, Sie aber, Sie haben einen neuen Generalissimus.

General Gruitch: Also ist es sonnenklar, dass eine persönliche Frage die kaiserliche Regierung bewogen hat, uns ihre mächtige Unterstützung in der Bischofsfrage zu entziehen. Ich bitte aber, Durchlaucht, bedenken zu wollen, dass die persönlichen Fragen vorübergehend sind, während die nationalen Fragen eine dauernde Wichtigkeit und Bedeutung haben. In dieser Frage war nicht bloss das Interesse des Königreichs Serbien auf dem Spiele, sondern auch dasjenige von Montenegro und des ganzen serbischen Volkes in der Türkei.

Graf Murawiew: Die Persönlichkeiten sind zwar vorübergehend, aber sie beeinflussen sehr stark die Politik. So zum Beispiel hat König Milan seinerzeit feierlichst versprochen, nicht mehr nach Serbien zurückzukehren, und jetzt — nicht bloss, dass er zurückgekehrt ist, sondern er beeinflusst aktiv Ihre Politik, und wie wollen Sie dann, dass wir auch diese Politik mit der früheren Aufrichtigkeit unterstützen?

General Gruitch: Die serbische Politik, Durchlaucht, führt einzig und allein der König Alexander, und wenn er seinen Vater gebeten und eingeladen hat, zurückzukehren, so hat er es getan, weil er seine grosse Erfahrung schätzt und an seine vollständige Ergebenheit glaubt.

Graf Murawiew: Sie können daran glauben, wir aber glauben weder das eine noch das andere. Im Gegenteil, wir sind überzeugt, dass der Aufenthalt des gewesenen Königs in Serbien nur schädliche Folgen haben wird, sowohl für das Land, als auch für seinen jungen Herrscher, dem wir das beste Glück wünschen.

General Gruitch: Ich muss Ew. Durchlaucht daran erinnern, dass mir so oft von seiten der kaiserl. Regierung der Rat gegeben wurde, wir sollen mit den Bulgaren in Frieden und Einverständnis leben. Wie sollen wir jetzt diesen schönen Wünschen der kaiserlichen Regierung, welche auch die unserigen waren, weiter entsprechen, wenn die Bulgaren jetzt, ausgestattet mit den neuen Beraten, in die Sphäre unserer legitimen nationalen Aspirationen eindringen? Und was soll jetzt das Patriarchat sagen, dessen kanonische Rechte so flagrant verletzt werden?

Graf Murawiew: Ich kann Ihnen den freundschaftlichen Rat, mit den Bulgaren auch weiterhin gute Beziehungen zu unterhalten,

nur wiederholen. Was das Patriarchat anbelangt, dasselbe hat in all' das eingewilligt . . .

Damit der General Gruitch nicht in die Versuchung komme, zu glauben, dass Graf Murawiew etwa auf eigene Faust nicht bloss Serbien, sondern dem ganzen serbischen Volke den Rücken gekehrt habe, hat es dann noch Kaiser Nikolaus II. selbst übernommen, dem serbischen Gesandten klaren Wein einzuschenken. Das geschah beim Neujahrsempfange am kaiserlichen Hofe. Als der Kaiser beim Cercle zum serbischen Gesandten gekommen war, und dieser gratulierte, geruhte S. kaiserl. Majestät ihm zu sagen, dass er auch von S. M. dem König von Serbien ein liebes Telegramm erhalten habe. Dann fragte der Kaiser, ob der neue serbische Militäragent angekommen wäre? Wahrscheinlich erwartete der Kaiser, dass ihm hierbei der Oberst Ljuba Christitch vorgestellt werden würde; plötzlich sagte dann aber der Kaiser wörtlich:

„Es ist sehr unangenehm (unpassend), dass König Milan nach Serbien zurückgekehrt ist. Zwar wünschen wir nicht uns in Eure inneren Angelegenheiten zu mischen, aber wir befürchten, dass bei Ihnen sowohl innere, als äussere Komplikationen eintreten könnten. Mein Wunsch ist es, dass Serbien mit Bulgarien die besten Beziehungen unterhalten möge, und ich bitte Sie, dies nach Belgrad zu melden."

So sprach der allmächtige russische Kaiser und verliess den bestürzten serbischen General, ohne die Vorstellung des neuen Legationssekretärs, welcher zu dieser Gratulationscour vom Hofmarschallamte deswegen bestellt worden war, auch nur eines Blickes gewürdigt zu haben.

Als General Gruitch unmittelbar darauf den bulgarischen Vertreter Stantchow fragte, ob der Kaiser ihm auch etwas von den serbisch-bulgarischen Beziehungen gesprochen habe, gab dieser zur Antwort, dass der Kaiser im Gespräche mit ihm dieser Beziehungen mit keinem Worte gedacht, sondern bloss gesagt habe, die Sachen gingen jetzt in Bulgarien sehr gut, und er habe mit Vergnügen von den Festlichkeiten bei der Einweihung der orthodoxen Kapelle im Palais des Fürsten gehört.

So also! Nach den Worten des Grafen Murawiew wünscht Russland dem König Alexander jedes, nur nicht das eine kleine

Glück, seinen eigenen Vater an seiner Seite zu haben. Und weil der unabhängige Staat Serbien nicht bloss erlaubt hat, dass der Vater des Königs an dem Hofe seines Sohnes lebe, sondern noch dazu die unerhörte Verwegenheit gehabt hat, diesen selben Geächteten zum Kommandanten der aktiven Armee zu ernennen, darum gibt es für das ganze serbische Volk in der Türkei nicht einmal e i n e n Bischofsberat! Ja die Bulgaren, das sind ganz andere, brave Kinder! Nicht bloss nehmen sie jetzt die meuterischen Offiziere wieder auf, welche ihren eigenen Kriegsherrn, den ersten Fürsten von Bulgarien, bei Nacht und Nebel aus dem Lande gejagt und dann so viele Jahre in der russischen Armee gedient haben; nicht nur weisen sie ihnen jetzt Stellungen an, die sie nicht erreicht hätten, wenn sie ihrem obersten Kriegsherrn treu geblieben und in der bulgarischen Armee verharrt wären — nicht bloss das tun die braven bulgarischen Kinder, sondern sie richten ja sogar im Palaste ihres römisch-katholischen Fürsten eine griechisch-orthodoxe Kapelle ein. So viel Ergebenheit für Russland muss belohnt werden, die Bulgaren müssen noch drei Bischofsitze in Mazedonien bekommen und wenn man sie auch aus dem lebendigen Fleische eines anderen orthodoxen und slavischen Volkes herausschneiden müsste . . .

Nach diesen Erklärungen der hohen und allerhöchsten Personen Russlands musste ich mir die Frage vorlegen, was das grössere Interesse Serbiens wäre: durch die Demission der jetzigen Regierung so viel als möglich den Zorn Russlands zu besänftigen, oder auch weiter für die Erhaltung der Unabhängigkeit Serbiens zu kämpfen, gegen jede und somit auch gegen die russische Einmischung in die inneren Fragen Serbiens? Ich musste mir diese Frage ganz ernst vorlegen, denn ich habe die Devise „Serbien über alles“ wirklich immer ernst genommen. Die Geschichte der hundertjährigen Beziehungen des neuen serbischen Staates zu Russland hat mir unzählige handgreifliche Beweise geliefert, dass Serbien selbst dann als es jedem Befehl aus Russland blind gehorchte und sich wie eine wahrhaftige russische Provinz benahm, dennoch n i e von Russland eine wirkliche Wohltat erlebte. Andererseits liess das in Serbien jetzt inaugurierte politische System unter der vom König gegebenen Garantie der Stabilität, in gar nicht ferner Zukunft eine finanzielle, militärische und volkswirtschaftliche

Wiedergeburt erhoffen. Sollte man durch eine Demission der Regierung diese Hoffnungen vereiteln, ohne dafür eine sichere Aussicht auf einen Erfolg in der äusseren Politik zu haben? Denn der König Milan persönlich war ja Russland der Dorn im Auge. Ich wusste ganz gut, dass Russland mittelst seines Bündnisses mit Frankreich den Dreibund im Schache halten konnte und infolge seines Einverständnisses mit Österreich-Ungarn imstande war, von der Balkanhalbinsel alles wegzublasen, was ihm nicht gefiel; aber auch dieses mein Bewusstsein von der furchtbaren Macht Russlands war nicht imstande, meine Begriffe von Pflichttreue zu erschüttern. Wie aussichtslos war es doch, als die Revolution eines geringen Teiles des serbischen Volkes im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts begann und man es mit nackten Händen unternahm, gegen die ganze Macht des ottomanischen Reiches zu kämpfen! Und trotzdem haben diese guten Serben ihre Pflicht getan, sie haben gekämpft und sind auf den Schlachtfeldern zu Tausenden gefallen, bis auf dem Hausherde der Nation wiederum das vor Hunderten von Jahren erloschene Feuer angezündet werden konnte. Jetzt, wo man mit so viel Blut und mit den Leichen so vieler Tausender serbischer Helden einen, wenn auch kleinen serbischen nationalen Staat aufgebaut hatte, war es in einem noch grösseren Maße die heiligste Pflicht meiner Generation, alles für die Erhaltung der Unabhängigkeit dieses nationalen Staates zu riskieren, und „advienne que pourra".

Ich habe also ruhig die weitere Führung der Staatsgeschäfte fortgesetzt. Nachdem ich den bisherigen Sektionschef der politischen Abteilung im Ministerium des Äusseren anderswo verwenden musste, habe ich diese wichtigste Stelle einem der hervorragendsten Führer der radikalen Partei, dem Herrn Jovan Gjaja mit folgender Motivierung angetragen: „Ich wünsche, durch Ihre Ernennung zum politischen Direktor meines Ressorts einen neuen Beweis zu liefern, dass es mir ernst ist mit dem Versprechen, nur die fähigsten Männer ohne Unterschied der politischen Partei zum Staatsdienste heranzuziehen; dann wünsche ich, dass einer der hervorragendsten Staatsmänner der Opposition in das Allergeheimste meines Kabinettes eingeweiht werde, weil es sehr viele politische Fragen gibt, welche man nicht der Opposition zuliebe an die grosse Glocke hängen kann." Und Herr Gjaja, obwohl er schon

Staatsminister und Staatsrat gewesen, hat seine Einwilligung gegeben, unter meiner Regierung als Sektionschef erster Klasse in den Staatsdienst zurückzukehren.

Der Unterrichtsminister entschloss sich ebenso, trotz entgegengesetzter Meinung des Königs und trotz der Parteigänger in der Regierung, einen angesehenen Radikalen in seinem Ministerium nicht bloss als ersten Sektionschef zu behalten, sondern ihn auch avancieren zu lassen. In derselben Sitzung des Ministerrates, in welcher diese Dekrete unterzeichnet wurden, wurde auch ein ausgezeichneter Kavalleriemajor bloss deswegen pensioniert, weil er so geheiratet hatte, wie ein Offizier nicht heiraten darf. Den Tag darauf, beim Neujahrsempfange im königlichen Palais, antwortete der König auf die Glückwünsche des Ministerrates folgendermassen:

„Seit Ihrer Berufung zu der Leitung der Staatsgeschäfte habe ich vielfach Gelegenheit gehabt, öffentlich zu erklären, wie ich diese Staatsgeschäfte geführt zu sehen wünsche. Ihre Aufgabe beweist an und für sich, wie gross das Vertrauen ist, mit welchem ich Ihnen die Ausführung dieser Aufgabe übergeben habe. Ihre Arbeit am Schlusse des soeben vollendeten Jahres war nur der Anfang, und erst dieses neue Jahr wird das erste Jahr Ihrer Regierungsarbeit sein. Ich bin überzeugt, dass Sie dabei fest und unerschütterlich zu mir halten werden. Aber ein, selbst zwei und drei Jahre werden nicht genügen, um die Aufgabe, welche ich Ihnen anvertraut habe, zu bewältigen; zur Ausführung eines solchen Programms braucht man viele Jahre ununterbrochener Arbeit. Deswegen wiederhole ich noch einmal, dass Sie bei der Ausführung dieses Staatsprogramms auf meine ständige Unterstützung rechnen können. Aber sowohl Sie, als ich, wir haben noch eine Nebenaufgabe: den allgemeinen Glauben unserer Leute an fortwährende Veränderungen und Überraschungen gründlich auszurotten. Ich hoffe, es wird uns bald gelingen, auch diese Aufgabe zu erfüllen.“

Wahrscheinlich als Antwort auf diese Rede begann man jetzt den König selbst anzugreifen. Zuerst in Budapester, dann in Berliner Blättern wurde eine schmutzige Geschichte aus dem dunkelsten Orpheum in Budapest über gewisse Beziehungen einer Bänkelsängerin Rosa Benkö zum König Alexander hervorgeholt und

unter dem Titel: „Die Königin des Ostens" breitgetreten, mit der Behauptung, die Dame besitze viele eigenhändige Briefe des Königs usw. Zu Dutzenden strömten Depeschen und Berichte hierüber in die europäische Presse; der Korrespondent der „Kölnischen Zeitung" erfand ausserdem — was man mit jener Skandalaffäre in Verbindung brachte — eine ernste Krankheit des Königs, berichtete über die Absicht des Königs Milan, zuerst zur Regentschaft und dann auch auf den Thron zu kommen, wofür seine Ernennung zum Kommandanten der ganzen Armee Beweis sei; und es entstand so wieder ein allgemeiner heftiger Feldzug gegen die ganze regierende Dynastie Serbiens. Mitten dazwischen suchte ich mir die Mitarbeiterschaft des zweiten Chefs der radikalen Partei, Kosta Tauschanovitch zu gewinnen, und machte ihm den Vorschlag, eine patriotische Mission übernehmen zu wollen. Er bat zuerst um eine Audienz beim König, und nachdem ich sie ihm verschafft hatte, akzeptierte er diese Mission, und wurde demonstrativ von seiner Partei aus dem dirigierenden Ausschuss gestrichen. Am 12. Januar 1898 schrieb mir unser neuer Gesandter in Konstantinopel einen Privatbrief, in welchem folgendes zu lesen war:

„Der gewesene Patriarch von Jerusalem hat mich gerade so wie der russische Botschafter Sinowiew angefahren, warum dem König Milan das Kommando über die Armee gegeben wurde? Wie könne sich der König eines solchen Vaters entledigen? Jetzt habe König Milan die ganze bewaffnete Macht des Landes in seinen Händen. Jetzt sei der gesetzliche König nicht mehr Herr in seinem eigenen Lande, sondern sein Vater sei es nunmehr. Man behaupte, die ganze Armee sei dem König Milan sehr ergeben. Dadurch habe er den Schlüssel der ganzen Situation in seiner Hand...

„Darauf habe ich geantwortet, dass es nicht so steht. Das neue Kommando ist noch lange nicht das höchste Kommando der Armee. Der König hat weder seine königlichen Rechte, noch die eines obersten Kriegsherrn, welche ihm nach der Landesverfassung zukommen, an seinen Vater abgegeben. Man täusche sich in Russland gewaltig, wenn man dieser Ernennung des Königs Milan eine so kolossale Bedeutung zuschreibt, und man würde besser tun, wenn man unsere Angelegenheiten mit genauerer Kenntnis behandeln würde; das würde sowohl ihnen, als uns nützen,

denn heutzutage gibt es in Serbien keinen einzigen Menschen, der eine Entfremdung, geschweige denn einen Zank mit Russland suchen würde. Selbst der König Milan denke nicht daran.

„Das schien auf den Patriarchen einige Wirkung ausgeübt zu haben, denn er sagte mir darauf: „Wissen Sie was, Stojan Ivanovitch, schreiben Sie dem Ministerpräsidenten, dass ich die Schritte getan habe, um welche er mich betreffs der Heirat des Königs gebeten hat. Ich habe von der betreffenden, dem russischen Hofe sehr nahestehenden Person die Antwort bekommen, dass jetzt, wegen des Königs Milan von einer Heirat zwischen dem König und einer russischen Grossfürstin nicht die Rede sein kann. Ich weiss nicht warum, aber am russischen Hofe ist man gegen die ganze serbische königliche Familie sehr feindlich gesinnt. Wie Sie wissen, hat Euch Russland auch die Kombination mit der griechischen Prinzessin Marie verdorben."

„Ich dankte ihm, versprach Dir darüber zu schreiben, fügte aber hinzu, dass Russland in dieser Art gegen die eigenen Absichten und Wünsche handelt, weil gerade durch eine Heirat zwischen dem König und einer russischen Prinzessin die Bande zwischen Russland und Serbien enger und fester geknüpft worden wären, und weil weiter die Heirat dem König diejenige Festigkeit des Charakters geben würde, welche sie dort wünschen, da es nachgewiesen ist, dass die jungen Männer erst nach der Heirat zu der Reife gelangen, welche alle Eigenschaften des Geistes zu der vollständigen Entwickelung bringt." — — —

„Mit Gruss Dein St. Novakovitch."

Der Brief dieses Staatsmannes, welcher vor der ganzen Welt als ein erprobter Freund Russlands gilt, beweist bis zur Evidenz zweierlei:

1. dass Russland zweimal eine standesgemässe Heirat des Königs Alexander verhinderte, das erste Mal mit einer griechischen, das zweite Mal mit einer russischen Prinzessin, und dass es dadurch, aus Hass gegen den Einen König Milan dem ganzen Königreich Serbien und der ganzen serbischen Nation all' den späteren ausserordentlichen Schaden zugefügt hat.

2. dass ich gerade damals, wo man in der serbischen wie in der fremden Presse, meine Regierung als eine Filiale der österreichisch-ungarischen Regierung anklagte, daran gearbeitet habe, eine russische Prinzessin auf den serbischen Thron zu bringen; und dass die Vereitelung dieses Versuches, den ich durch den Patriarchen Nikodemus als einer persona gratissima des russischen Hofes unternommen hatte, auf das Deutlichste beweist wie wenig die massgebenden Personen in Russland es begriffen haben, dass eine solche Heirat die weitere Einmischung des Königs Milan in die serbischen Staatsgeschäfte für immer ausgeschlossen hätte.

Kurz notiere ich, dass meine radikale Opposition aus Wut darüber, dass J. Gjaja wieder in den Staatsdienst getreten war, von ihm plötzlich behauptete, dass er in sehr intimen Beziehungen zu der österreichisch-ungarischen Regierung stehe, und dass er als Katholik daran arbeiten werde, ein Konkordat zwischen dem Papste und Serbien zustande zu bringen. Und er war einer der hervorragendsten ihrer Partei!

Ich habe noch einen angesehenen radikalen Parteimann, den Herrn Mika Kr. Gjorgjevitch, welcher in mehreren radikalen Regierungen ein Portefeuille inne gehabt hatte, zum Gesandten in Bukarest ernennen lassen und andere fähige Männer, ohne Unterschied der Partei zur Mitwirkung bei der Ausführung unseres Staatsprogramms heranzuziehen gesucht. In allererster Reihe trachtete ich die Mitarbeiterschaft des Vukaschin J. Petrovitch zu gewinnen. Mit jedem Tage überzeugte ich mich von der Richtigkeit dessen, was König Milan bei der Bildung meines Kabinettes über die Kandidaten für das Finanzministerium geäussert hatte, denn ich war genötigt, bei Vukaschin Petrovitch das zu suchen, was ich bei meinem Kollegen vom Finanzministerium nicht finden konnte: nämlich finanzielle Ideen und fertige Gesetzprojekte. In den letzten Jahren hatten die Radikalen angefangen, Raiffeisensche Ackerbau-Vereine zu gründen, die sehr nützlich werden zu wollen schienen; es blieb nur die Sorge, ob dieses Netz von Vereinen nicht zu politischen Parteizwecken missbraucht werden würde. Ich bewog Vukaschin Petrovitch, als unser Delegierter nach Deutschland zu gehen, um dort am Rhein die Raiffeisensche Organisation genau zu studieren und die notwendigen Gesetzprojekte vorzubereiten; nebenbei gaben wir ihm die Mission, die grossen europäischen Geld-

märkte zu sondieren, um zu sehen, ob eine Aussicht wäre, auf diesen Geldmärkten die nötigen Mittel, sei es für die provisorische, oder für die definitive Sanierung unserer Staatsfinanzen zu finden, in jedem Falle aber die notwendigen Gesetzvorlagen für eine radikale Reform unseres Finanzwesens vorzubereiten.

Am 17. Januar 1898 reiste König Milan in Begleitung zweier Minister und des alten Generals Beli-Markovitch nach Vranja ab, um an der zwanzigjährigen Feier der Befreiung dieser Provinz teilzunehmen. Er wurde auf dieser Reise von den herbeiströmenden Volksmassen enthusiastisch begrüsst. Darauf erhielt ich von unserem Vertreter in Sofia folgende Depesche:

„Der bekannte Mörder Stambulows und Beltschews, der Mazedonier Halju, hat einem Bekannten von mir im Vertrauen gesagt, dass er bis Ostern den König Milan ermorden werde. Halju ist ein äussert gefährlicher Verbrecher, und steht mit den Brüdern Ivanow und mit Tufektschiew, welche ebenfalls an der Ermordung Stambulows beteiligt waren, in Verbindung. Dieser Mörder Halju bezieht seit der Ermordung Stambulows eine russische Pension von 200 Franks monatlich. Er ist 35 Jahre alt, von mittlerem Wuchs und schwarzem Haar. Er ist bei der Ermordung Stambulows an der Brust, an einer Schulter und an einem Handgelenk verwundet worden und die Narben sind deutlich zu sehen. Er hat drei Pässe zur Verfügung, einen russischen, einen türkischen und einen bulgarischen, auf die Namen Halju, Michailow und Suljo. Noch vor zehn Tagen war er hier, dann ist er verschwunden. Bitte die strengsten Befehle für die Fahndung nach diesem Verbrecher erteilen zu wollen, besonders jetzt bei den Festlichkeiten in Vranja. Sobald ich Näheres erfahre, werde ich unverzüglich melden.

Danitch.“

Selbstverständlich wurde sofort alles Notwendige angeordnet. Interessant ist es, dass zwei Tage nach diesem Telegramm die Zeitung „Budapesti Hirlap“ in Budapest eine Korrespondenz aus Sofia veröffentlichte, in welcher behauptet wurde, dass das slavische Komitee in Moskau die Todesstrafe über König Milan verhängt habe.

Der neue russische Botschafter in Konstantinopel, Herr

Sinoview, dokumentierte gleich bei seinem ersten Besuche beim ökumenischen Patriarchen seine Gesinnungen gegen Serbien ebenfalls in deutlicher Weise. Er regte die Frage an, mit welcher sich bis dahin der Botschaftsrat Jadowsky nur wichtig gemacht hatte, nämlich die Frage von der — Aussöhnung zwischen dem bulgarischen Exarchate und dem griechischen Patriarchate. Also Unerbittlichkeit; und das ganze serbische Volk soll und muss dafür büssen, dass König Milan zum Kommandanten der Armee ernannt worden ist! Wir beschäftigten uns gerade damit, von der deutschen Regierung erprobte Fachmänner für das Berg-, sowie für das Forstwesen, und von der belgischen die Überlassung eines Fachmannes für die Austrocknung der Sümpfe zu erbitten — da erhielt ich vom Geschäftsträger der russischen Gesandtschaft in Belgrad, Herrn Nekljudow, eine sehr scharfe Note, in welcher er auf Befehl der kaiserlichen Regierung von uns die sofortige und vollständige Bezahlung (immédiatement et intégralement) aller bis dahin unbezahlt gebliebenen Zinsen, der Anleihen Serbiens in Russland verlangte. Ich will von den Behauptungen unserer ersten radikalen Regierung nicht reden, dass der russische Kaiser all die Summen, welche Serbien in Russland geliehen hatte, unserem Lande geschenkt habe. Aber, ob nun so oder so, seit der Abdikation des Königs Milan bis zu seiner Ernennung zum Kommandanten der serbischen Armee hatte die russische Regierung von uns niemals die Bezahlung der Zinsen auf diese Anleihen verlangt, und nur ein einziges Mal 1894 die serbische Regierung daran „erinnert" — wiederum nur aus dem Grunde, weil König Milan damals in Belgrad war. Infolge dieses Verhaltens der russischen Regierung war die Summe der ungezahlten Zinsenraten bis zur Summe von 5½ Millionen Franks angewachsen. Und wie nun? Jetzt, nach dem türkisch-griechischen Kriege, welcher Serbien gezwungen hatte 9 Millionen für militärische Vorbereitungen auszugeben; jetzt, wo es riesige Summen brauchte, um die in Creuzot bestellte Positionsartillerie zu bezahlen und seine Infanterie mit Repetiergewehren zu versehen; jetzt, wo meine Regierung in den Staatsfinanzen ein Chaos vorgefunden hatte, gerade jetzt haben unsere russischen Brüder es für sehr brüderlich befunden, uns an der Gurgel zu packen und zu verlangen, wir sollten „immédiatement et intégralement" 5½ Millionen bezahlen, wohlgemerkt als

Zinsen für diejenigen Anleihen, welche Serbien einzig und allein zu dem Zweck gemacht hatte, um als Verbündeter Russlands gegen die Türkei zu kämpfen — und zwar für die Schaffung des Gross-Bulgariens von San-Stefano! .. Infolge dieser Note habe ich vor allem angeordnet, dass in den Archiven der Ministerien des Äusseren und der Finanzen die Aktenstücke herausgesucht werden, welche diese serbische Schuld an Russland betreffen; denn der König erinnerte sich deutlich, dass der damalige Gesandte Serbiens in Petersburg in einem amtlichen Rapporte behauptet hatte, der russische Kaiser hätte ihm ausdrücklich gesagt, er schenke Serbien alle die Summen, welche es an Russland schulde. Als man mir die betreffenden Aktenstücke brachte, überzeugte ich mich, dass es wirklich so war, dass aber der Kaiser vergessen hatte, von diesem seinem Geschenke auch den russischen Finanzminister in Kenntnis zu setzen; und als der Kaiser gestorben war, und der serbische Gesandte verlangte, das Geschenk des Kaisers möge auch amtlich an Serbien notifiziert werden, erklärte der russische Finanzminister, dass ihm von einer solchen Entscheidung des Kaisers nichts bekannt sei. Die einzige Erleichterung, welche die russische Regierung in dieser Frage Serbien zu gewähren in der Lage sei, wäre auf die Bezahlung der Interessen dieser Schuld nicht zu drängen. Jetzt aber, wo Serbien eine Regierung zu haben wagte, welche nicht bloss die Rückkehr des Königs Milan litt, sondern sich noch erdreistete, ihn zum Kommandanten der Armee zu ernennen, wird nicht nur gedrängt, sondern Serbien muss obendrein nicht bloss die infolge der Nichtmahnung angehäuften Zinsen, sondern auch Geldstrafen für die Nichteinhaltung der Zahlungstermine erlegen! So stand also die Frage. Herr Nekljudow erhielt aber die Antwort, dass die königliche Regierung es immer für ihre Pflicht erachten werde, den Verpflichtungen Serbiens im Auslande Genüge zu leisten, und dass sie somit so schnell als möglich auch diese „Rückstände" an Russland bezahlen werde; und dem Finanzministerium erteilte ich den Befehl, sofort mit der regelmässigen Bezahlung jeder fälligen Zinsenrate zu beginnen und sie auch später, nach Abtragung des ganzen Rückstandes von 5½ Millionen, fortzusetzen. Diese Haltung Russlands schloss uns nicht bloss den Pariser Geldmarkt, sondern machte auch den Berliner und den Wiener Markt miss-

trauisch. Lehrreich waren die damaligen Rapporte von Vukaschin Petrovitch aus Berlin. In einem seiner Briefe, vom 29. Januar 1898, habe ich folgende Stellen gefunden: „Gerade so fehlerhafte Begriffe über Serbien, welche ich in den finanziellen und in den bürgerlichen Kreisen fand, hat Baron Waecker-Gotter in den höchsten Kreisen gefunden. Als aufrichtiger Freund des Königs und seines Vaters hat er sich indessen ganz offen für uns eingesetzt, und nicht bloss den Herren vom auswärtigen Amte und dem russischen Botschafter Grafen Osten-Sacken, sondern auch des Kaisers Majestät auseinandergesetzt, dass die jetzige Lage in Serbien eine sehr zufriedenstellende sei, sowohl in Beziehung auf die äussere, als die innere Politik. Er hat die Ernennung des Königs Milan als einen grossen Gewinn für die Ruhe und Ordnung sowohl im Lande, als auch über seine Grenzen hinaus bezeichnet, und für diese Behauptung die volle Verantwortung auf sich genommen, in der Überzeugung, dass ihn die Ereignisse nicht dementieren werden. Der Kaiser hat diese Erklärungen des Herrn Barons mit Vergnügen zur Kenntnis genommen, mit der Bemerkung, er freue sich, dass der junge König in seinem Vater eine Stütze finde, um sich die Last zu erleichtern, welche auf jedem Herrscher liegt. Aber das merkwürdigste ist, was man dem Baron im auswärtigen Amte bekanntgegeben hat, nämlich: *der König und König Milan müssten sich vor Attentaten in acht nehmen. Nach der Meinung der Herren vom hiesigen auswärtigen Amte müsste man die allergrösste Aufmerksamkeit den russischen Agenten zuwenden.*“

Das waren also nicht Rapporte irgend eines Individuums in Sofia an unseren dortigen diplomatischen Agenten — aus dem kaiserlich deutschen Auswärtigen Amte erhielten wir diesmal den Wink, nicht bloss den König Milan, *sondern auch den König Alexander vor den Attentaten russischer Agenten zu schützen.*

Den ganzen Monat Januar des Jahres 1898 hatte ich mit der Gemeinde Belgrad in Sachen der grossen Assanierungsarbeiten der Residenz zu tun; während dessen hatte der Kriegsminister sehr wichtige Schritte zu unternehmen, um langsam und ohne Lärm die reguläre Armee zu vergrössern. Am 21. Januar 1898 wurde ein

königliches Dekret unterschrieben, durch welches auf Grund des Artikels 7 des Gesetzes über die Armeeorganisation die bisherigen Gardebataillone in ebenso viele Regimenter umgewandelt wurden.

Am 3. Februar 1898 wurde mir und dem Bautenminister das Angebot eines vorläufig aus den Herren Calthrop und Markus bestehenden englischen Konsortiums für den Bau von Lokalbahnen unterbreitet, nach einem eigenen neuen System mit langen, in Indien ausprobierten Waggons, welche Bahnen viel billiger herzustellen seien, als die gewöhnlichen schmalspurigen Bahnen, und trotzdem leistungsfähiger wären. Um diese Vorzüge in praxi darzutun, erklärten sich Calthrop und Markus bereit, irgend eine kurze Lokalbahn auf eigene Kosten und ohne Staatsgarantie zu bauen, wenn ihnen das notwendige Terrain und andere Erleichterungen zur Verfügung gestellt, wenn ihnen weiter die Exploitation dieser Linie auf sechzig Jahre überlassen, und zugleich das Vorzugsrecht in einem eventuellen Wettbewerb zum Baue der Eisenbahnlinie Belgrad—Valjewo überlassen würde. Diese letztere grosse Linie würden sie jedoch nur bauen, wenn ihnen seitens der Regierung auf das eingelegte Kapital 5 Prozent garantiert würden. Auf die weiteren Schicksale dieses Projektes werde ich noch zurückkommen.

Am 5. Februar 1898 starb der Erzbischof Serbiens Mgr. Michael. Die über ihn in den russischen Zeitungen erschienenen Nekrologe waren sehr charakteristisch. Sie betonten, dass er mehr Politiker als Kirchenchef gewesen und als Politiker sehr oft mit dem König Milan in Konflikt geraten war. Sein Lebensprinzip — so schrieben die Petersburger „Novosti“ wörtlich — der Grundsatz, an den er sich in seinem ganzen Leben gehalten, war, dass Serbien verpflichtet sei, in allem und jedem mit Russland zu gehen, darin liege die einzige Rettung Serbiens. Die serbischen Parteichefs hätten nie einen Begriff von der kolossalen Autorität gehabt, welche er in Russland besessen habe. Der Geschäftsträger der russischen Gesandtschaft in Belgrad erhielt den Befehl, bei dem Begräbnisse des Metropoliten Michael den russischen Kaiser zu vertreten, worauf wir uns beeilten, für ihn als Vertreter des Kaisers einen persönlichen Ehrenplatz in der Kathedrale anzuweisen. Der Oberprokureur der heiligen Synode in Russland, Pobedonoszew, sandte folgendes Tele-

gramm: „Die ganze russische Nation weint am Grabe des hochverehrten Metropoliten Michael. Sein Tod ist ein unermesslicher Verlust für die orthodoxe Kirche und für die serbische Nationalität. Er war ein echter Patriot und ein treuer Hüter der glorreichen Traditionen. Gebe Gott, dass ein würdiger Nachfolger für ihn gefunden werde.“ Diesem Winke mit dem Zaunpfahl haben wir Rechnung getragen, aber selbstverständlich vom kirchlichen, nicht vom politischen Standpunkt, trotzdem ein Oppositionsblatt mitten in Belgrad den traurigen Mut hatte, vorzuschlagen, man sollte einen Russen zum Erzbischof von Serbien wählen. („Wetchrnje Nowosti.“) Der Unterrichts- und Kultusminister rief sofort auf Grund der Artikel 131 und 127 des Gesetzes über die kirchlichen Behörden das Kirchenkonzil zur Wahl des neuen Kirchenchefs für den 15. Februar 1898 ein. Es wurde dabei so peinlich vorgegangen, dass man selbst einen serbischen Archimandriten, der nach Moskau kommandiert war, zur Versammlung lud. Eines konnten wir nicht erlauben, nämlich, dass die Opposition und die fremden Einflüsse die Wahl des neuen Kirchenchefs für ihre politischen Zwecke ausnützten; deswegen beeilten wir uns mit der Einberufung. Am 15. Februar also wurde die Wahl gesetzmässig getroffen und der bisherige Bischof von Nisch, Mgr. Inokentije wurde zum Erzbischof von Serbien gewählt sowie noch am selben Tage durch königliches Dekret bestätigt. Damit war der Opposition ein günstiges Agitationsmittel so schnell als möglich entrissen. Sie versuchte dann zu behaupten, dass die Wahl ungesetzlich vor sich gegangen wäre, allein der Chef der radikalen Partei, Nikola Paschitch selbst nahm als Präsident der letzten Nationalversammlung an der Wahl teil und erkannte dieselbe als vollständig legal an. Glücklicherweise hatte der neue Kirchenfürst seine höhere theologische Ausbildung in Russland genossen, und so sandte der Oberprokureur der heiligen Synode an ihn alsogleich folgendes Telegramm: „Indem wir Ihre Ernennung zum Metropoliten begrüssen, senden wir an den göttlichen Herrn der Kirche die aufrichtigsten Gebete, er möge seine Gnade über Sie ausbreiten, zum Wohle der serbischen Kirche und des serbischen Volkes.

Pobedonoszew.“

Mittlerweile hatte Vukaschin Petrovitch mit Hermann Bachstein, einem grossen deutschen Kapitalisten, Verhandlungen sowohl wegen einer kleinen Anleihe, als auch hinsichtlich des Ausbaus neuer Eisenbahnen in Serbien geführt. Die Informationen, welche unser Gesandter in Berlin auf meinen Befehl im deutschen Auswärtigen Amte einzog, lauteten dahin, Bachstein wäre sehr solid und kapitalskräftig. Daraufhin wurde Vukaschin Petrovitch nach Belgrad berufen und die Frage dem Ministerrate vorgelegt, der Vukaschin Petrovitch bevollmächtigte, mit Bachstein einen Präliminarvertrag über den Bau und die Exploitation der neuen serbischen Staatsbahnen in der ungefähren Länge von 600 Kilometer unter folgenden Bedingungen abzuschliessen:

1. Staatsgarantie für Bachstein 5 Prozent seines tatsächlich in das Unternehmen eingelegten Kapitals.

2. Bachstein gibt uns sofort eine Anleihe von 5 Millionen Franks auf Schatzbons mit 5 Prozent jährlicher Interessen.

3. Der Preis der Konstruktion für jeden Kilometer wird auf Grund der Trace im Einverständnis zwischen dem Staate und Bachstein festgesetzt werden.

4. Die Tarife der neuen Staatsbahnen werden im Einverständnisse mit der königlichen Regierung festgesetzt werden.

5. Was die Exploitation der schon bestehenden Staatsbahnen anbelangt, so kann dieselbe ohne besondere Bewilligung der Nationalversammlung niemandem zugesprochen werden. Demnach hätte Bachstein, wenn er auch darauf reflektiert, seine Vorschläge zu unterbreiten.

Auf Grund dieser Beschlüsse habe ich für Vukaschin Petrovitch am 13. Februar 1898 neue Instruktionen ausgefertigt, mit denen er neuerdings nach Berlin abreiste. Er war kaum fort, als nach Belgrad Herr Stoclet, Präsident der belgischen kapitalistischen Gruppe „Société générale pour l'industrie nationale", welche über ein Kapital von 500 Millionen verfügt und ausgebreitete Unternehmungen in Europa und China besitzt, kam. Er hatte bereits im Jahre 1888 behufs Exploitation eines der Gesellschaft gehörigen Kohlenbergwerks eine schmalspurige Bahn von der Donau bis nach Zajetchar gebaut, und schon damals verhandelte ich mit ihm in meiner Eigenschaft als Volkwirtschaftsminister über die Verlängerung dieser schmalspurigen Bahn von Zajetchar nach Nisch.

Die Abdikation des Königs Milan hatte diese Verhandlungen so wie manche andere für den Staat nützliche Sache unterbrochen. Jetzt, wo ich Regierungschef war, kam Stoclet um zu sehen, ob etwas mit der Timokbahn zu machen wäre. Er stellte zwei Bedingungen: der Staat sollte ihm seine bestehende Lokalbahn abkaufen, und dann eine staatliche Garantie für die Exploitation der Timokbahn übernehmen. Der Bautenminister fand, dass der Staat kein Interesse habe, eine parallel laufende Lokalbahn, und noch dazu um den vom Herrn Stoclet verlangten Preis abzukaufen — während ich fand, dass unser Budget zu sehr belastet war, als dass man ihm noch die Staatsgarantie für eine Bahn wie die Timokbahn aufbürden sollte, welche wegen des stark kupierten Terrains und der vielen notwendigen Kunstbauten relativ grosse Summen erfordern musste. Indessen wollten wir die Verhandlungen mit einer solchen Kapitalsgruppe und einem so soliden Bauunternehmer wenigstens so lange nicht abbrechen, als nicht die Verhandlungen mit Bachstein abgeschlossen und Pläne und Voranschlag der grossen Timokbahn fertiggestellt waren. Deswegen haben wir diese Verhandlungen mit Stoclet nur aufgeschoben.

König Milan hatte inzwischen mitten im Winter die genaue Inspektion zweier Armeedivisionen (Nisch und Kragujevatz) vollendet, dann einen Marsch mit einer Feldbatterie, wohlgemerkt in voller Kriegsausrüstung und auf den schlechtesten Landstrassen gemacht, und war dann zur Inspektion der Drina-Armeedivision abgereist. Trotz der oben nur angedeuteten und vieler anderen nichterwähnten Staatsgeschäfte dieser Zeit, hatte ich natürlich nicht einen Augenblick die Heirat des Königs aus dem Auge gelassen. Der Gesandte in Berlin hatte die Aufgabe zu versuchen, womöglich den deutschen Kaiser hierfür zu interessieren. Der König korrespondierte darüber direkt mit dem Gesandten und sprach mit mir nur ungern über dieses Thema; er wiederholte immer wieder, seine Heirat wäre seine Privatsache, obwohl ich ihm unzählige Male auseinandersetzte, dass die Heirat eines Monarchen immer eine Staatsfrage von der grössten Wichtigkeit ist. Deswegen schrieb unser Gesandter sehr selten über diese Frage an mich, und wenn er es tat, so war es nur in seinen Privatbriefen. So schrieb er mir am 16. Februar 1898 folgendes:

„Lieber V! Vor ein paar Tagen, auf dem letzten Hofball, hat

der Kaiser mit meiner Frau auch über die Heirat unseres Königs gesprochen. Er hat gefragt, in welchem Stadium sich die Sache jetzt befände und hat hinzugesetzt: „Denken Sie ja nicht, dass ich es vergessen habe, ich denke fortwährend daran, aber die Sache ist nicht leicht. Trotzdem wollen wir sie nicht aufgeben, und ich werde daran weiter arbeiten.“ Meine Frau hat dem Kaiser geantwortet, die Sache wäre wirklich so schwer, dass sie bereits angefangen habe, den Mut zu verlieren, aber „wenn Ew. Majestät sich für die Sache interessieren wollten, dann kann man sicher auf einen Erfolg rechnen, nur muss man Geduld haben“. Der Kaiser bemerkte darauf im Scherze, es wäre viel leichter, auf die Pürsch zu gehen, aber trotzdem dürfe man die Hoffnung nicht aufgeben. Und die Sache ist wirklich nicht leicht; vorläufig haben wir noch keine Prinzessin, welche die notwendigen Eigenschaften hätte. Zwei waren da, aber sie sind beide schon weg; die eine war die Prinzessin von Meiningen, welche jetzt mit dem Prinzen Reuss XXX. verlobt ist, und die zweite, die Prinzessin Sybille, will durchaus einen Offizier heiraten, worin sie von ihrer Mutter unterstützt wird, obwohl die ganze Familie und der kaiserliche Hof dagegen sind. Es scheint, dass der Kaiser an diese zwei Prinzessinnen gedacht hat. Andere zwei Prinzessinnen wären da, die von M . . . . , von denen die eine an den russischen Hof gegangen ist, um dort ihr Glück zu suchen. An diese zwei aber dürfen wir von nun an nicht mehr denken. Als vor einigen Tagen in den Zeitungen die Nachricht von der Möglichkeit der Reise unseres Königs nach Petersburg auftauchte, bin ich erschrocken, weil ich dachte, es könnte von irgend einer Seite die Absicht bestehen, unserem König eine von diesen Prinzessinnen anzutragen, und ich könnte in keinem Falle dem Könige anraten, einem solchen Antrage näher zu treten. Deswegen habe ich es als notwendig erachtet, diese zwei Prinzessinnen hier zu erwähnen und die Aufmerksamkeit auf dieselben zu lenken.“

„Heute habe ich usw. M. M. Boghitchevitch.“

Am 17. Februar telegraphierte mir Vukaschin Petrovitch aus Berlin, dass Bachstein für die Anleihe von 5 Millionen eine Eintragung auf die Staatsbahnen verlangen wolle und bat mich, ihm das Resultat der Verhandlungen mit den Belgiern mitzuteilen. Ich

antwortete sofort telegraphisch: „Wenn Bachstein eine solche Bedingung aufstellen sollte, nehmen Sie dieselbe bloss ad referendum. Das Resultat der Verhandlungen mit Stoclet: Beschleunigung der Detailpläne und Voranschläge und dann erst sachliche Verhandlungen. Dem Stoclet hat die Idee, die Erdarbeiten von Pionieren und Sträflingen ausführen zu lassen, sehr gefallen. Dann würde der ganze Oberbau mit samt dem Fahrpark kaum über 15 Millionen kosten, und so viel könnte er selbst in diese Unternehmung einlegen." — Diese Idee, den Unterbau der neu herzustellenden Staatsbahnen von Pionieren und Sträflingen auszuführen, fasste ich, weil man mir erzählt hatte, dass in Bulgarien, aber auch an der grossen transsibirischen Bahn in derselben Art gearbeitet worden war; und nachdem wir in unserem Offizierskorps einen tüchtigen Offizier hatten, welcher in Russland bei dieser Art von Bahnbauten mit Truppen teilgenommen hatte, so verlangte ich von ihm ein schriftliches Memoire. Am 18. Februar telegraphierte mir Vukaschin Petrovitch, dass Bachstein die Anleihe nicht machen will. Meine Antwort lautete: Dann möge er so schnell als möglich den Plan für die bewusste innere Finanzoperation ausarbeiten und hersenden, d. h. also: 1. Einige Millionen finden, um die dringendsten Staatsbedürfnisse zu befriedigen, bis zur Zeit, wo die Staatseinkünfte reichlicher in die Staatskasse fliessen. 2. Gesetzvorlagen für die radikale Reform des ganzen Finanzwesens ausarbeiten. Am 19. Februar telegraphierte Vukaschin Petrovitch denn auch aus Berlin: „Heute habe ich den ganzen formulierten Vorschlag und den Kommentar für die bewusste innere Operation abgesandt."

Mitten in diesen Finanzsorgen bekam ich aus Üsküb von Mgr. Firmilian folgenden Stossseufzer: „Um Gotteswillen, was ist das? die Bulgaren werden nicht bloss von Russland und Österreich-Ungarn, sondern auch von England und selbst von den Türken unterstützt, alles zu unserem Schaden."

Der Naive! Er konnte nicht begreifen, dass ganz Europa in Alt-Serbien und Mazedonien für Russland Frondienste leisten muss!

Der Unterrichts- und Kultusminister benützte seinerseits die Zeit nach dem Tode des Metropoliten Michael mit grosser Gewandtheit dazu, die zwei „Hierarchien", welche von unserem „Kulturkampf" zurückgeblieben waren, vollständig auszusöhnen und so die Ruhe in unserer Kirche wieder herzustellen. Jeder, der die

Gewalt des kirchlichen „non possumus“ kennt, musste die Geschicklichkeit, mit welcher Andra Georgevitch diese schwierige Aufgabe löste, bewundern.

Infolge der glänzenden Berichte unseres Geologen von der Hochschule, welche behaupteten, dass in Missatcha mächtige Lager von Steinkohle zu exploitieren wären, gründete man in Belgrad am 15. Februar 1898 eine Aktiengesellschaft für die Erschliessung und Exploitation dieses Kohlenlagers.

Der Volkswirtschaftsminister führte bei allen staatlichen Pflanzschulen besondere öffentliche Kurse über das Pfropfen der Reben ein. In der Wein- und Obstbauschule in Bukowo wurde ein besonderer Kursus für sämtliche Geistliche aus dem Timoktale eröffnet.

Am 22. Februar, dem Nationalfeste der Proklamierung Serbiens zum Königreiche, grosser Empfang bei Hofe, Platzregen von Dekorationen, Galadejeuner für die serbischen Staatswürdenträger und grosses Diner für das diplomatische Korps. Zu dem Dejeuner war auch der Kammerherr der Königin Natalie, Oberst Simonovitch, zugezogen, beim Diplomatendiner erschien auch die gewesene Ehrendame der Königin Natalie, Frau Draga Maschin. Ich wusste, dass die bösen Zungen Belgrads viel Hässliches über diese Dame zu erzählen hatten, aber ich hatte sie nie gesehen. Kurz vorher war mir im Kabinett des Königs folgendes passiert: Ich sah auf dem Schreibtische des Königs, und über demselben an der Wand sehr viele Bilder einer und derselben älteren, aber noch immer hübschen Dame, und fragte S. M. wer die Dame sei, von der er so viele Bilder zum Andenken bekommen habe.

„Was?! — fragte mich der König verwundert, und beinahe erschrocken — Sie kennen sie nicht?“

„Dieses sie erinnert mich, Sire, an eine Szene, welche vor einigen Jahren in Karlsbad stattgefunden hat. König Milan erwiderte dem Fürsten Ferdinand einen Besuch und fragte ihn, wer denn der Herr sei, dessen Photographien auf dem Schreibtische prangten. Der Fürst rief darauf: „Comment, mais c'est Lui! C'est Stambulow!“

Der König errötete und sagte: Das ist Frau Draga Maschin.

„So—o—o?“ erwiderte ich und öffnete schnell das Portefeuille, um zu referieren.

Ich wusste, dass der Vater des Königs diese Dame nicht leiden konnte und war sehr erstaunt, als ich sie beim grossen diplomatischen Diner sah. Als König Milan und ich im Rauchsalon waren, und Frau Draga Maschin durch dieses Zimmer nach dem grossen Salon ging, fragte ich darum den König Milan, wieso denn diese Dame zum diplomatischen Korps gehöre? Der Vater des Königs warf die kaum angezündete Zigarette zornig in den Aschenbecher, zündete sich eine neue an, und sagte mir:

„Ca, c'est du propre. Le Roi et vous me faites avaler des couleuvres, und dann fragen Sie mich noch warum ich das tue?" —

— Auf Ehrenwort, Majestät, je n'y suis pour rien —

„So? Dann ist es eine Kaprize des Königs, zu Mittag den Kammerherrn und abends die Hofdame seiner Mutter zu laden. Als ich ihren Namen auf der Liste der Einzuladenden sah, dachte ich, das wäre Ihr Werk, und es wäre eine Folge Ihrer uns noch in Wien auseinandergesetzten Absichten an einer Versöhnung zwischen mir und der Mutter des Königs zu arbeiten, und deswegen habe ich gegen diese Einladung keinen Einwand erhoben."

— Unglücklicherweise, Majestät, bin ich mittlerweile auch zur Überzeugung gekommen, dass es ganz aussichtslos wäre, an dieser Aussöhnung weiter zu arbeiten. Aber selbst wenn das nicht der Fall gewesen wäre, würde ich an diese Dame für diesen Zweck nicht gedacht haben, erstens, weil sie von der Königin Natalie in Ungnade entlassen wurde, und dann kenne ich sie überhaupt nicht und glaube auch nicht, dass ich je die Gelegenheit suchen werde, ihre Bekanntschaft zu machen. —

Aber diese Gelegenheit wurde von anderer Seite gesucht und gefunden. Bei einer Soiree in der rumänischen Gesandtschaft bat die Hausfrau, Mme. Mavrocordato, meine Frau um die Erlaubnis, ihr eine Dame „aus der Gesellschaft" vorstellen zu dürfen, und nachdem ein solches Ersuchen natürlicherweise nicht abgewiesen werden konnte, stellte ihr die Frau Gesandtin die Ehrendame der Königin Natalie vor. Da musste ich auch einige Worte mit dieser Dame sprechen, und zwar über ganz gleichgültige Dinge. Den Tag darauf machte Frau Draga Maschin in unserem Hause ihren ersten Besuch. Diesen Besuch musste natürlich meine Frau erwidern, und sie fand bei dieser Gelegenheit im Salon der Frau Draga das ganze diplomatische Korps

und die beste Belgrader Gesellschaft vor, so dass ich infolge der ganzen Stellung dieser Dame in der Gesellschaft zu zweifeln begann, ob das Gerede über Beziehungen zwischen ihr und dem König überhaupt begründet wäre.

Am 21. Februar, in der Nacht, während der ganze Ministerrat noch beim Könige war, erhielt ich eine Depesche von unserer Gesandtschaft in Paris, welche den Tod des Gesandten Milutin Garaschanin meldete. Wir erhoben uns alle und sagten „Gott möge seine Seele in Gnaden aufnehmen". Der König sah ziemlich überrascht seinen Vater an, dieser aber erhob sich ebenfalls und sagte „Milutin Garaschanin war ein Staatsmann, der dem Vaterlande und unserem Hause grosse Dienste geleistet hat, welche ich um so höher schätze, als er in Grotzka ein Grab hatte, das ihn von unserem Hause für immer hätte trennen können." Das war genug, um den König zu einer förmlichen Rede über die Verdienste des Verstorbenen zu begeistern, welche in dem Vorschlag gipfelte, Milutin Garaschanin mit grossem Pomp und auf Staatskosten zu begraben. Wir erklärten uns alle einverstanden, und König Milan setzte hinzu: „Ich bin überzeugt, dass unser lieber Doktor auch diese Gelegenheit benützen wird, um an der Aussöhnung der blutig verfeindeten politischen Parteien, welche einen wichtigen Punkt in seinem Programme bildet, weiter zu arbeiten . . ." Ich muss gestehen, dass ich daran nicht gedacht hatte, auch einen Todesfall für die Tagespolitik auszunützen, aber ich habe gleich begriffen, dass darin ein sehr guter Rat der praktischen Politik lag, und habe sofort beantragt, alle Chefs der verschiedenen politischen Parteien, sowie einen Vertreter des königlichen Militärstaates in das Trauerkomitee aufzunehmen, sowie von jeder politischen Partei je einen Führer zu ersuchen, dem verstorbenen Staatsmanne eine Grabrede zu halten. Die Absicht wurde denn auch soweit erreicht, dass der radikale Führer Andra Nikolitch am Grabe des von den Radikalen zu Tode gehetzten Chefs der Fortschrittler eine Rede hielt, für welche ihm sowohl der König, als sein Vater danken liessen, — und dass ich am 25. Februar von einem der fanatischsten Führer der Fortschrittler folgendes Telegramm bekam: „Die edlen Gefühle, welche Sie und Ihre Kollegen den Manen des seligen Garaschanin bewiesen haben, sind für uns ein Beweis, dass Serbien grosse Männer hat und haben wird. Die tieftrauernden Freunde des

grossen Verstorbenen danken Euch vom ganzen Herzen. Sie werden diesem Edelmute nichts schuldig bleiben. Milovan Bralovitch."

In der Armee wurde eifrig daran gearbeitet, die vollständigen Cadres für neunzig Bataillone Infanterie zu schaffen. Alle Offiziere, welche nach langjährigem Dienste oder in unserer Not, während der Kriege, Offiziere geworden waren, ohne genügende militärische Vorbildung gehabt zu haben, wurden sukzessive durch Offiziere, welche die Militärakademie absolviert hatten, ersetzt. Um aber alle Offiziersposten in der Armee mit Schuloffizieren besetzen zu können, wurde der Militärakademie eine erhöhte Sorgfalt geschenkt.

Die Aussichten für ein erspriessliches Wirken in der Nationalversammlung wurden von Tag zu Tag besser. Die Kampfeswut zwischen den Parteien hatte sich in den ersten fünf Monaten meiner Regierung so ziemlich gelegt, und die Hoffnung war begründet, dass bei den nächsten allgemeinen Wahlen mehr Freunde der Arbeit als Berufspolitiker in die Volksvertretung kommen würden. Die liberale Partei zeigte immer mehr Neigung, die Regierung in den Hauptfragen zu unterstützen; von den Fortschrittlern war der eine Teil schon mit der Regierung, der andere trieb eine objektive und loyale Opposition. Bloss die Radikalen verblieben noch in der entschiedensten Opposition.

Am 14. März 1898 erschien das königliche Dekret, welches die bisherige Volksvertretung auflöste und die Ausschreibung der allgemeinen Neuwahlen in der verfassungsmässig bestimmten Zeit in Aussicht stellte. Kurz resümiere ich einiges aus jenen arbeitsreichen Tagen: Ernennung der türkischen Delegierten für die Verhandlungen über den neuen Handelsvertrag; in Kruschevatz Eröffnung der öffentlichen Kurse über die Rebenpfropfungen; in Michaelovatz Gründung eines Vereins zur Förderung des Wein- und Obstbaues; an vielen Orten Errichtung von Filialen der volkswirtschaftlichen Gesellschaft; in vielen Gemeinden Votierung von Gründungsbeiträgen für diese nützliche Gesellschaft; ferner wird der Bau der Zweigbahn zwischen dem Belgrader Bahnhof und dem grossen Schlachthause in der Nähe Belgrads in Angriff genommen. Aus der Mitte der bisherigen fanatischsten radikalen Parteigänger, nämlich der Dorfschullehrer, kamen jetzt in den Zeitungen Veröffentlichungen, von denen ich eine hier zitieren will: „Trach-

ten wir Schullehrer, die politisch bis ans Messer Verfeindeten auszusöhnen und wieder zu verbrüdern. Trachten wir die wirtschaftliche Kraft unserer Mitbürger zu heben, indem wir sie anstatt auf die politischen Meetings, auf die Ackerfelder und Wiesen führen, indem wir sie aus dem Wirtshause in die Kirche führen, indem wir ihnen anstatt der Zeitungen volkswirtschaftliche Bücher in die Hand geben, indem wir sie lehren, wie man edlere Obstarten ziehen, und nicht wie man gegen den politischen Gegner bei Gerichte falsch schwören soll.“

Die Pariser Gläubiger hatten den Herrn Baron Bourgoing in besonderer Mission nach Belgrad entsendet. Er hatte mit mir eine lange Konferenz, in welcher er gewisse Fragen an mich richtete, welche ich im folgenden zusammen mit meinen Antworten wiedergeben will:

Frage: Welches sind die gegenwärtigen Schwierigkeiten Ihrer Staatskasse? Ist es richtig, dass die Truppen nur unvollständig bezahlt sind?

Antwort: Wenn sich unser Staatsschatz momentan in Schwierigkeiten befindet, so kommt dies daher, dass die Internationale Bank in Paris ihr Versprechen, die Option von den 38 Millionen der letzten Anleihe auszuführen, nicht eingehalten, und dass sie ihr S. M. dem König im Oktober 1897 in Paris gegebenes Versprechen, uns alsogleich 3 Millionen zur Verfügung zu stellen, nicht eingehalten hat. Die Truppen sind mit unbedeutenden Ausnahmen vollständig ausbezahlt.

Frage: Wäre die königliche Regierung geneigt, die Mission eines Delegierten zu erleichtern, dessen hohe Kompetenz über jede Diskussion erhaben ist, und welcher folgende zwei Fragen an Ort und Stelle zu studieren hätte: 1. die allgemeine und speziell die ökonomische und finanzielle Lage des Staates, sowie die Aussichten für die Zukunft, welche sich aus ihr ergeben? 2. Würde es die königliche Regierung für möglich halten, diese Person zu beauftragen, auch das Räderwerk der administrativen Maschine zu untersuchen, so weit dieselbe die Finanzen betrifft, — also die Steuereinhebung, die Zollämter, die Monopole usw., — und dieser Person zu gestatten, dass sie Vorschläge über eine etwaige Reform dieser Behörden unterbreite? Selbstverständlich würde

dieses Studium den legitimen Empfindlichkeiten des Nationalgefühles strenge Rechnung tragen.

Antwort: Ja, wenn diese Person nur als Delegierter der Kreditoren, oder der Internationalen Bank in Paris auftreten würde, und auch so lange sie nicht offiziell oder halboffiziell den Charakter eines Vertreters eines fremden Staates haben würde. Dann könnte sie auf alle möglichen Erleichterungen von Seite der serbischen Regierung rechnen.

Unsere Gläubiger sind später wieder darauf zurückgekommen, — der gewesene Generaldirektor der Länderbank hat bei Vukaschin Petrovitch, der jetzt in Wien war, für diese „besondere Mission" eine Lanze zu brechen versucht, ich wollte aber davon nichts mehr hören.

Je mehr in den russischen Zeitungen behauptet wurde, dass Serbien einen Krieg mit Bulgarien suche, desto mehr bereiteten sich die Bulgaren auf einen Krieg vor. Das angesehene Blatt in Sofia „Swoboda" sagte auch ganz offen: „Die sogenannte Verbrüderung zwischen Serben und Bulgaren während der Regierung Simitsch in Serbien, war ein gegenseitiges Sich-Belügen und Sich-Betrügen und zwar auf Befehl eines fremden Staates gewesen; jetzt heisst es Krieg und das ganze bulgarische Volk begrüsst mit Befriedigung solch einen Krieg." Andererseits erhielt ich Nachrichten, dass die Türkei fortwährend frische Truppen an ihre Grenzen sende und liess einen Freund in Konstantinopel, der immer genau wusste, was in der türkischen Armee vorging, fragen, was denn an der Sache wahr sei? Er schrieb mir am 15. März 1898: „Danke gehorsamst für den Brief vom 3. d. Mts. Anbei die vollständige Ordre de bataille der türkischen Armee. In der zweiten Beilage Details über die letzten Truppen-Nachschübe. Die energischen Vorstellungen des russischen und des österreichisch-ungarischen Vertreters in Sofia werden wahrscheinlich die Bulgaren zur Besinnung bringen, um so mehr, als Fürst Ferdinand bei seinem letzten Empfange in Wien vom Kaiser Franz Joseph sehr ernste Worte zu hören bekommen hat. Aber ich glaube denn doch nicht, dass die Bulgaren so dumm sein werden, in das Kreuzfeuer der serbischen und der türkischen Armee hineinzurennen, und so glaube ich ein relativ ruhiges mazedonisches Jahr erwarten zu können."

Sehend, dass diese Regierung reüssierte, dass sie die politischen Leidenschaften im Lande beruhigt und dass sie sich wahrscheinlich wird halten können, begann die Opposition mit einem neuen Mittel, mit antidynastischen Broschüren, zu arbeiten. Eine derselben trug den Titel: „Nahe dem Wahnsinn", nämlich: König Alexander wäre am Sprunge wahnsinnig zu werden. Zugleich ging es gegen die Liberalen los, deren berühmten Führer Jovan Ristitch man beschuldigte, er sei in den Dienst des Doktor Vladan Georgevitch getreten. Im liberalen Organ „Srpska Zastava" wurde darauf mit der unbestreitbaren Erklärung geantwortet, dass der Führer der radikalen Partei Nikola Paschitch während seiner Emigration in Bulgarien an eine gewisse Person in Petersburg ein Memorandum gerichtet habe, in welchem er für eine Veränderung auf dem serbischen Throne lebhaft plädierte, weil Mazedonien für Bulgarien verloren gehen werde, wenn die Obrenovitch auf dem Throne bleiben. Paschitch liess diese furchtbare Anklage volle fünfzehn Tage ohne Antwort; erst am 13. März erschien im radikalen Organe „Odjek" seine Erklärung, dass im betreffenden Memorandum jene Stelle nicht vorhanden sein könne, und dass übrigens alle seine früheren Sünden durch die Amnestie der Vergessenheit übergeben worden seien. Das liberale Organ antwortete mit dem Vorschlage, Paschitch möge doch wegen Verleumdung klagen, vor dem Gerichte werde man genau konstatieren, was im betreffenden Memorandum vorhanden war. Allein Paschitch hatte nicht den Mut, vor Gericht sein eigenes Memorandum noch einmal zu sehen, und deswegen liess er das liberale Organ ungeklagt. Denn dieses Memorandum eines Serben war wirklich so bulgarisch, wie die Liberalen es behaupteten. Es war seinerzeit im Original in die Hände des damaligen Unterrichtsministers Milan Kujundzitch gelangt, welcher es dem König Milan übergab, bei dem es die Minister aus dem Kabinette Garaschanin sahen und lasen. Es sollen auch Kopien davon existieren. Nach der Abdikation des Königs Milan blieb dieses Dokument in den Händen seines Sohnes und Nachfolgers.

Am 22. März 1898 brachte die Amtszeitung das Gesetz über die zehn Millionen-Anleihe bei der serbischen National-

bank, von welcher im Rapporte des Ministerrates über den Zustand der übernommenen Staatsgeschäfte ausführlicher gesprochen worden ist.

Am selben Tage war in der Nationalbank Plenarsitzung des Verwaltungs- und Aufsichtsrates der Bank, welcher Sitzung wir, ich und noch zwei Minister, beiwohnten, um in ihr die Staatsbedürfnisse auseinanderzusetzen, welche uns zwangen vom Artikel 56 der Landesverfassung Gebrauch zu machen, um dem Lande den Staatsbankerott oder die Ausgabe von Staatsnoten zu ersparen. In der Debatte wurde die Einberufung einer ausserordentlichen Versammlung sämtlicher Aktionäre der Nationalbank angeregt, um von ihr die Zustimmung für die Ausführung einer solchen Operation zu verlangen, da der Verwaltungsrat hierzu nicht befugt sei. Ich erwiderte, hier sei ein Staatsgesetz, verkündet auf Grund des Artikel 56 der Landesverfassung, das allsogleich ausgeführt werden m u s s und überhaupt keiner anderen Versammlung, als einzig und allein der Nationalversammlung vorgelegt werden darf, welche nachträglich die Indemnität bewilligen oder verweigern kann. Die Regierung werde also unter ihrer Verantwortung in der Ausführung des Gesetzes bis zu den letzten Konsequenzen ihrer Pflicht gehen, und wenn sie hierzu alle dem Staate zur Verfügung stehenden Mittel anwenden sollte. Nach dieser kategorischen Erklärung verliessen wir Minister die Sitzung. Die Veröffentlichung dieses Gesetzes über die Anleihe bei der Nationalbank fiel nun aber förmlich wie eine Bombe unter die Radikalen. Sie, welche am besten wussten, in welchem Elend sie die Staatsfinanzen verlassen hatten und in welchem Zustande diese von meiner Regierung übernommen worden waren, sie rechneten mit Sicherheit auf den Sturz meiner Regierung aus Anlass der Geldkalamität. Sie wussten ganz genau, dass uns Russland alle Geldmärkte so geschlossen hatte, dass wir draussen keinen Kreuzer Geld finden konnten; und andererseits wussten sie, dass ich nicht der Mann war, der den Staatsbankerott Serbiens zulassen würde. Was blieb mir also anderes, als Untergang? Und auf einmal sahen sie, dass die ihnen so verhasste Regierung einen Ausweg aus den ungeheueren Schwierigkeiten gefunden und sich Zeit für die Vorbereitung der notwendigen Reformen und für die definitive Sanierung der Staatsfinanzen geschaffen hatte, und das musste um jeden Preis verhindert werden.

Der Plan für ihre Aktion war ganz klar: Die Belgrader Kaufleute, welche fremde Fabrikate ins Land bringen und grosse Zahlungen im Auslande in Gold zu entrichten haben, waren wegen des hohen Agio, welches sie jetzt für Gold zahlen würden, erschrocken. Die Bankgeschäfte in Belgrad, welche auf Gold spekulierten und schon massenhaft Silberbanknoten angehäuft hatten, um im Herbst die Napoleondore billig zu kaufen, erschraken ebenfalls, denn diese Operation der Regierung entriss ihnen einen schon sicher geglaubten riesigen Gewinn. Der grösste Teil des Publikums endlich ist und bleibt ja in der Regel unaufgeklärt, es begreift nicht das Wesen dieser und ähnlicher Anleihen, und fürchtet nach der menschlichen Natur das Unbekannte. Die Ängstlichen also muss man noch mehr erschrecken, die Interessierten muss man noch mehr reizen, die Unaufgeklärten muss man ganz verwirren — das war der Plan. Man muss eine allgemeine Verwirrung, Furcht und Bestürzung hervorrufen; man muss die Leitung der Nationalbank zum offenen Widerstand reizen, man muss sie zwingen, eine ausserordentliche Plenarversammlung einzuberufen, um vor derselben zu demissionieren. Diese grosse ausserordentliche Versammlung aller Aktionäre muss man dazu verleiten, alle Forderungen der Regierung abzulehnen, und eben dadurch die Regierung wieder zwingen, ihre eigenen Beamten mit Gewalt der Bank aufzudrängen und nicht minder die Kassen der Nationalbank mit Gewalt aufzubrechen. Man muss die öffentliche Meinung in Belgrad so aufregen, dass wenigstens drei- bis viertausend Belgrader mit stürmischen Demonstrationen die Entscheidung der Aktionärversammlung beeinflussen. Man muss eine ganze Armee „selbstbewusster Bürger“ schaffen, welche in dichten Kolonnen die Nationalbank schützen sollen in dem Momente, wo die staatlichen Behörden versuchen sollten, die gesetzmässige Leitung der Bank mit den Bajonetten hinauszutreiben. Mit einem Worte, der radikale Plan war, alles aufzureizen, alles toll zu machen, und alle jene Elemente zu hypnotisieren, welche mit der jetzigen Regierung aus irgend einem Grunde unzufrieden waren. War das alles nicht direkt eine Verschwörung gegen Serbien?

Dennoch trat der Zentralausschuss der radikalen Partei an die Ausführung dieses Planes. Das Organ der radikalen Partei

behauptete, dass eine solche Anleihe bis jetzt nirgends in der Welt gemacht wurde, dass diese Erscheinung ein Unikum in der Geschichte sei, dass das Agio alles in Serbien auffressen werde, dass die Regierung von diesen zehn Millionen der Nationalbank nicht einen Kreuzer zurückzahlen werde. Im Gegenteil, wenn sie diese zehn Millionen verschwendet haben werde, werde sie an der Nationalbank einen neuen Raub von 15 bis 20 Millionen begehen. Und das alles wurde in der unaufgeklärten Masse des Publikums geglaubt, und die Handelsgesellschaften begannen Deputationen auszusenden, nicht bloss zur Regierung, sondern auch an den König, um im Namen des ganzen Kaufmannstandes zu bitten, dass das Gesetz nicht durchgeführt werde. Jedem einzelnen Verwaltungs- und Aufsichtsrat der Bank wurde mit der Konfiskation seines ganzen persönlichen Vermögens gedroht, wenn er die Anleihe ohne Einberufung der ausserordentlichen Versammlung votieren würde. Auf der Börse, in allen Kaffeehäusern und in allen Strassen von Belgrad wurde agitiert. Der Advokat Ljuba Zivkovitch, der „Journalist“ Badoje Radojlovitch und der entlassene Ministerialsekretär Vojislav Markovitch hatten, besonders die ersten zwei, die Aufgabe, die untersten Schichten der Bevölkerung aufzurütteln.

Und was war das Resultat dieser ganzen Agitation?

Die Leitung der Bank hat k e i n e ausserordentliche Versammlung der Aktionäre einberufen, sondern der Staatskasse die notwendigen Summen auf Rechnung der Anleihe auszuzahlen angefangen; das Goldagio ist n i c h t gestiegen, sondern hat zu fallen begonnen und der Kurs der serbischen Staatspapiere auf den fremden Geldmärkten ging sogar langsam in die Höhe. Bloss die „Kölnische Zeitung“ behauptete auch jetzt, dass diese Anleihe zum Staatsbankerotte Serbiens führen werde; die ganze Geldkrise sei ja eine Folge des Aufenthaltes des Königs Milan in Serbien, welcher nun die Rolle eines O b e r k ö n i g s spiele und dass dessen Bedürfnisse alle Millionen der Nationalbank nicht imstande sein würden zu befriedigen. Die anderen wichtigen bisher auch gegnerischen Organe der öffentlichen Meinung in Europa fanden, „dass diese finanzielle Operation den Besitzern der serbischen Rente im Auslande willkommen sei, weil durch sie die inneren Schwierigkeiten des serbischen Staatsschatzes beseitigt seien.“

Mittlerweile rückte die Zeit heran, in welcher die allgemeinen Wahlen für die Nationalversammlung angeordnet werden mussten. Bevor wir an die Veröffentlichung des betreffenden königlichen Dekretes schritten, hatten wir allen Kreispräfekten anbefohlen, zu zweien und dreien auf einige Tage nach Belgrad zu kommen. Die Präfekten wurden der Reihe nach zum Dejeuner oder zum Diner im Palais geladen und dann den Konferenzen zugezogen, an welchen der König, meine Wenigkeit, der Minister des Innern und manchmal auch die anderen Staatsminister teilnahmen. In diesen Konferenzen wurden die Listen der Regierungskandidaten für jeden einzelnen Landkreis festgesetzt. Als Grundlage für die Diskussion dienten die schriftlichen Vorschläge der Präfekten; in diesen Vorschlägen waren für jeden Wahlort mehrere Kandidaten bezeichnet, und neben jedem Namen war auch verzeichnet, welcher Partei der Mann angehörte und wieviel Steuern er jährlich leistete. Aus dieser Menge wurden in unseren Konferenzen bei Hofe die definitiven Kandidaten ausgewählt. Da ich infolge meines langen Dienstes im Auslande sehr viele von den Kandidaten nicht persönlich kannte, habe ich in den Konferenzen darauf gedrungen, ganz neue Leute zu wählen, welche in keiner politischen Partei engagiert waren, gute Hausherren und reiche Leute, welche in ihrer Gemeinde die meisten Steuern bezahlen — und solche Leute gab es genug in den Vorschlägen der Präfekten. Wenn wir uns in der Konferenz in bezug auf gewisse Kandidaten durchaus nicht einigen konnten, dann wurde auch König Milan gebeten, seine Meinung abzugeben. Er war gleich dem Könige der Ansicht, dass man trachten müsse, die Majorität aus der liberalen, und die Minorität aus der Fortschrittspartei zu nehmen.

Vukaschin Petrovitch war mittlerweile nach Belgrad zurückgekehrt, um mir seine finanziellen Gesetzesprojekte vorzulegen. Ich ernannte zu ihrer Begutachtung eine fachmännische Kommission unter Vukaschins Präsidium, welcher ich auch das radikale Finanzgenie Dr. Laza Patchu beizog. Nebenbei machte ich Vukaschin Petrovitch zum finanziellen Beistand einer Militärkommission, welche die Aufgabe hatte, ein spezielles Geldinstitut zu schaffen, welches das Offizierskorps von Verschuldungen zu retten hätte.

Durch königliches Dekret vom 17. April 1898 wurden die allgemeinen Wahlen für die Nationalversammlung, und zwar für die Legislaturperiode der Jahre 1897, 1898 und 1899 auf den 23. Mai 1898 festgesetzt. An diesem Tage hatte das Volk 194 Abgeordnete zu wählen, zu denen dann der König auf Grund des Artikels 45 der Landesverfassung 64 Krondeputierte zu ernennen das Recht hatte; auf diese Art wird die Nationalversammlung aus 258 Abgeordneten zusammengesetzt.

V.

Besuche und Versuche der Balkanfürsten in London.

Sobald ich die Überzeugung gewonnen hatte, dass meine Regierung auf keine Unterstützung von Seiten Russlands rechnen konnte, und unsere Bemühungen, eine selbständige äussere Politik zu führen, selbst von der halboffiziellen Presse der österreichisch-ungarischen Monarchie ironisch behandelt wurden, begann ich daran zu denken, ob man nicht versuchen sollte, die Aufmerksamkeit der englischen Staatsmänner auf die Hindernisse zu lenken, denen die Balkanstaaten in ihrem Kampfe um die Erhaltung ihrer Unabhängigkeit begegneten und zu sondieren, ob nicht Grossbritannien dafür zu haben wäre, diese jungen Balkanstaaten vor fremden Übergriffen zu schützen. Ich schrieb also an einen englischen Staatsmann, und zwar sandte ich ihm diesen Brief durch einen beiderseitigen guten Bekannten in Konstantinopel zu. Obwohl ich die Beweise erhielt, dass der Brief in die richtigen Hände gelangt war, bekam ich keine Antwort. Das konnte aber auch ein Zufall sein; denn da ich selbst wusste, wie klein selbst mit Zuhilfenahme der Nacht schon für den Minister eines kleinen Staates der Tag wird, konnte ich leicht verstehen, dass die Staatsmänner Grossbritanniens noch viel weniger Zeit haben, jeden Brief rechtzeitig zu beantworten. Als ich nun aber später die Überzeugung gewann, dass nicht bloss die Politiker, sondern auch die hohen und allerhöchsten Kreise Russlands gegen uns eingenommen waren, dass die russische Regierung ganz offiziell unsere Gegner unterstützte und dass man von Russland aus jeden Erfolg unserer Regierung in Konstantinopel zu vereiteln imstande war, selbst in Fragen, deren

Befriedigung der Sultan selbst mit zehntägiger Frist kategorisch versprochen hatte; und als ich weiter sah, dass auch die amtlichen Organe der österreichisch-ungarischen Regierung die Bestrebungen unserer Gegner in Alt-Serbien und in Mazedonien unterstützten, sowie dass Russland imstande war, auf allen europäischen Geldmärkten jeden Anlauf zur Sanierung unserer Staatsfinanzen zu verhindern: da dachte ich mir, dass es an der Zeit wäre, einen zweiten, und diesmal persönlichen Versuch in England zu machen, und infolgedessen bat ich den König um die Erlaubnis, durch unseren Gesandten in London sondieren zu dürfen. Ich setzte dem König auseinander, dass es für ihn die höchste Zeit wäre, der Königin von England seine Aufwartung zu machen, da er mit diesem Höflichkeitsbesuche ohnehin zu lange gewartet und alle anderen Herrscher und Staatsoberhäupter bereits besucht habe. Sodann schrieb ich an unseren Gesandten Cseda Mijatovitch am 19. März 1898, er möge sondieren, wie am Hofe der Königin und bei der grossbritannischen Regierung eine eventuelle amtliche Mitteilung von der Absicht des Königs I. M. die Königin zu besuchen, aufgenommen werden würde. Mijatovitch ging sehr vorsichtig vor. Im Foreign Office sagte er kein Wort darüber, weil er genau wusste, dass Sir Thomas Sanderson seinen Bericht über diese Mitteilung irgend einem seiner Sekretäre diktiert, und dieser wieder den Bericht irgend einem Schreiber zur Abschrift gegeben hätte, auf welche Weise gleich im Anfang die Gefahr des vorzeitigen Bekanntwerdens der Sache eingetreten wäre. Er hat folgendes getan: Als guter Bekannter und Nachbar des Marquis of Lorne, eines Schwiegersohnes der Königin Viktoria, hat er diesen gebeten, seine Frau, die Prinzessin Louise, zu bewegen, an ihre Mutter zu schreiben, dass er den Marquis gebeten habe, vertraulich zu erfahren, wie eine eventuelle formelle Notifikation des Besuches des Königs Alexander aufgenommen werden würde. Zu gleicher Zeit schrieb Mijatovitch dem Privatsekretär des Lord Salisbury, Herrn Barington, er möge Lord Salisbury ersuchen, direkt bei der Königin diesbezüglich anzufragen. Mijatovitch wandte sich aus dem Grunde gerade an Herrn Barington, weil er ihm als seinem guten Freund, auch über unsere Hoffnungen schreiben konnte, dass unser König mit vollen königlichen Ehren, wie zum Beispiel vor einem Jahre der König von Portugal, empfangen werden würde. Der Marquis

of Lorne hatte Herrn Mijatovitch nebenbei bemerkt, dass es der Königin unzweifelhaft angenehm sein würde, wenn unser König zu Besuch käme, da die Königin wie er wisse, für unseren König, noch von der Zeit her, wo sie ihn einmal in Florenz sah, die lebhaftesten Sympathien hege.

Die Antwort des Herrn Barington aus Beaulieu am 13. April 1898 lautete:

Mein lieber Herr Mijatovitch!

„Schon vor einiger Zeit hat Lord Salisbury mit der Königin über den Wunsch des Königs von Serbien, England zu besuchen, gesprochen und nach Erhalt Ihres Briefes vom 7. d. Mts. hat Seine Lordschaft neuerdings Gelegenheit gehabt, I. M. über diesen Gegenstand zu sprechen.

„Zweifelsohne hat die Königin gehofft, jetzt, nach den Anstrengungen und Ermüdungen des letzten Jahres, ein Jahr relativer Ruhe zu haben. Ich denke, dass I. M. eingewilligt hat, den König von Italien zu empfangen, aber das ist auch alles, was sie tun kann, wenn es ihr auch sehr leid tut, den König von Serbien zu enttäuschen, welcher so liebenswürdig war, seinen Wunsch auszusprechen, I. M. persönlich seine Aufwartung zu machen. Aber sie ist jetzt nicht in der Lage den Besuch irgend eines Souveräns zu empfangen, mit dem sie nicht schon bekannt ist, und Lord Salisbury „feels that it is impossible for him in the circumstances to press the matter further than he has done".

„Seine Lordschaft hofft darum, dass Sie über diesen Stand der Sache Herrn Dr. Georgevitch die notwendigen Aufklärungen geben, und somit eine amtliche Antwort auf das Telegramm, welches Herr Dr. Georgevitch an Ew. Exzellenz gerichtet hat, umgehen werden.

Ich verbleibe usw. Erik Barington."

Trotz dieser Antwort wollte Herr Mijatovitch noch mit Lord Salisbury persönlich sprechen und zwei Wochen lang auf dessen Rückkehr nach London warten, und bat mich keine weiteren Schritte zu unternehmen, bevor er den Bericht über das Gespräch mit Lord Salisbury eingesandt haben werde. Obwohl es klar war, dass es unmöglich sein werde, die Königin noch nachträglich ausser

dem Empfange des Königs von Italien, auch zum Empfang unseres Königs in diesem Jahre zu bewegen, wollte Mijatovitch doch zuerst hören, was Lord Salisbury zu sagen hätte, bevor wir durch einen Akt unserer Regierung das Bedauern aussprechen würden, dass die Aufmerksamkeit unseres Königs nicht die Aufnahme gefunden, welche sie verdient hätte. Weder der König, meinte Mijatovitch, noch die königliche Regierung hätten Ursache, den getanen vertraulichen Schritt zu bedauern; der König und Serbien hätten das ihrige getan und niemand könne ihnen vorwerfen, dass sie, die so grosse politische Interessen im Auge behalten müssten, Grossbritannien und der Königin Viktoria nicht geziemend Rechnung getragen hätten.

Übrigens bat mich Mijatovitch zu glauben, dass nach seiner tiefsten Überzeugung in diesem Akt der alten Königin kein politischer Hintergedanke liege; ihre Entscheidung sei im Gegenteil eigentlich aus der vollständigen Abwesenheit jedes politischen Gedankens erfolgt.

Selbstverständlich haben wir weiter keinen Schritt getan.

Als Lord Salisbury nach London zurückgekehrt war, schrieb ihm unser Gesandter mit der Bitte, ihn zu einer Zeit empfangen zu wollen, wo er mit ihm ohne Unterbrechung sprechen könnte. Er bekam zur Antwort, noch am selben Tage, den 28. April ins Foreign Office zu kommen. Dort hat zwischen ihnen folgendes Gespräch stattgefunden:

Lord Salisbury: Ich danke Ihnen für die Art und Weise, in welcher Sie mir die Frage bezüglich eines Besuches des Königs zugestellt haben, und bedaure unendlich, dass ich nicht in der Lage gewesen bin, diese Frage angenehmer zu beantworten.

Mijatovitch: Ich muss Ew. Lordschaft ganz offen sagen, dass mir diese Antwort sehr peinlich gefallen ist, denn es sind schon zwei volle Jahre, dass ich meiner Regierung von Zeit zu Zeit schreibe, wie gut es wäre, wenn unser Souverän I. M. die Königin Viktoria besuchen würde, wobei ich immer behauptet habe, dass der König in London herzlich empfangen werden würde. Und als nun endlich meine Regierung meine Vorschläge im Prinzip angenommen und mir befohlen hat, vor allem zu sehen, ob dieser Besuch noch in diesem Jahre stattfinden könne, um im Bejahungs-

falle die formellen Schritte vorzunehmen, — höre ich, dass I. M. die Königin wünscht, in diesem Jahre von allen nicht unumgänglich notwendigen Anstrengungen verschont zu werden. Ich erkenne die Glaubwürdigkeit aller Gründe im Briefe Baringtons an, aber persönlich kann ich mich einer Befürchtung nicht erwehren, nämlich, ob diese Entscheidung der Königin nicht zufälligerweise aus irgend welchen anderen Rücksichten erflossen ist?

Lord Salisbury: Ich kann Sie auf das Entschiedenste versichern, dass die Antwort der Königin einzig und allein aus Rücksicht auf ihre physische Verfassung, auf ihren nervösen Zustand, ergangen ist. Sie ist schon in jüngeren Jahren oft sehr nervös gewesen, sobald sie eine ihr noch unbekannte fürstliche Person zu empfangen hatte, und es war immer sehr schwer sie zu bewegen, jemanden zu empfangen, den sie früher nie gesehen hat. Dazu ist sie jetzt schwach und alt, und die kleinste Anstrengung schadet ihr. Sie wissen, dass der Kaiser von Österreich voriges Jahr den Wunsch ausgesprochen hat, die Königin bei Gelegenheit ihres Jubiläums zu besuchen, und dass sie gebeten hat, sie mit diesem Besuche zu verschonen. Jetzt hat der deutsche Kaiser, den sie persönlich sehr gerne hat, den Wunsch ausgesprochen, sie zu besuchen, und er ist ebenfalls gebeten worden, nicht zu kommen. Selbst vom Besuche des Königs von Italien, zu dem sie sich mit grosser Mühe entschlossen hat, ist jetzt keine Rede mehr.

Mijatovitch: Es ist aber doch sehr zu verwundern, dass die Königin gerade den e i n z i g e n Balkanherrscher nicht empfangen wollte, welcher eine Politik der wahrhaftigen Unabhängigkeit der Balkanvölker führt, — einer Unabhängigkeit selbst von Russland, — während sie andererseits dem Fürsten von Montenegro, welcher nichts anderes als ein Vasall Russlands ist, ihren Orden in Brillanten schickt.

Lord Salisbury: Ich verstehe, was Sie sagen wollen, aber ich kann Sie versichern, dass diese Dekoration n i c h t a u f m e i n e n V o r s c h l a g erteilt worden ist. Wir kennen ganz genau das Verhältnis des Fürsten Nikolaus zu Russland. Aber die Königin des Vereinigten Königreichs und von Irland besitzt ein einziges verfassungsmässiges Recht, gegen welches ihre Minister kein Recht haben ihr Veto einzulegen, und das ist die Verleihung von

Ordensdekorationen. Bei Gelegenheit der Heirat eines Battenbergers mit der Tochter des Fürsten, wurde Fürst Nikolaus der Königin in Nizza vorgestellt und hat durch seine Erscheinung und durch sein Kostüm auf sie einen grossen Eindruck gemacht. Dann hat die Königin Gelegenheit gehabt, andere Töchter des Fürsten kennen zu lernen, und diese haben ihr sehr gefallen. Diese Ordensverleihung ist Sache ihrer sozusagen familiären und persönlichen Gefühle, und nichts weiter.

Mijatovitch: Daran zweifle ich gar nicht. Leider kennen nicht alle Völker diese verfassungsmässige Geschichte, sondern sie werden bloss sehen, dass Grossbritannien durch die Königin Viktoria gerade denjenigen Fürsten auszeichnet, welchen die russischen Agitatoren in Serbien als den zukünftigen König von Serbien empfehlen. Es ist ein trauriger Umstand, dass gerade die Königin Viktoria, ohne es zu wollen, indirekt die Agitationen von Seite Russlands unterstützt, und zwar die Agitationen gegen den einzigen Balkanherrscher, welcher die Unabhängigkeit seines Staates auch gegen Russland verteidigt. Ich denke, es wäre nur recht, wenn Sie möglichst schnell eine Gelegenheit finden würden, zu zeigen, dass es nicht Ihre Absicht ist, die russischen Agitationen in Serbien, wenn auch unwillkürlich und indirekt zu unterstützen, und dass Sie die Politik, welche König Alexander heute führt, um Serbien und den Balkan vor der russischen Übermacht zu schützen, billigen und dieser Politik Erfolg wünschen.

Lord Salisbury: Alles das ist recht schön und könnte leicht gemacht werden, wenn die Serben ein kleines Stück Meeresufer besitzen würden, und wenn wir mit ihnen direkter in Kontakt treten könnten.

Mijatovitch: Vor sechzig Jahren war Serbien kleiner, ärmer, weniger bekannt, und noch weiter vom Meere entfernt als heute, und doch fand damals Lord Palmerston, dass England dem serbischen Volke nicht bloss seine Unterstützung leihen kann, sondern auch leihen soll, in dem schweren Kampfe für die Befreiung von der russischen Übermacht. Warum sollte das heute unmöglich sein?! Mir will es scheinen, als ob Sie das bisschen Interesse, welches Sie bis jetzt für uns gehabt haben, vollständig verloren und uns vollständig auf Gnade und Ungnade an Russland und Österreich übergeben hätten.

Lord Salisbury: Das durchaus nicht. Wir wünschen sehr lebhaft, dass die Balkanvölker vollständig unabhängig werden und dass die Balkanländer bloss den Balkanvölkern angehören mögen. Aber darum werden Sie von uns nicht erwarten, dass wir Ihretwegen einen Krieg mit Russland anfangen?!

Mijatovitch: Selbstverständlich denken wir nicht daran. Aber mir scheint, dass wir ein gewisses Recht haben, von Ihnen wenigstens eine moralische Unterstützung für eine Politik zu verlangen, welche die Balkanländer den Russen entreissen will. Leider schenken Sie Ihre moralische Unterstützung der Politik des Fürsten von Montenegro, von dem Sie selbst gestehen müssen, dass er sich wie ein Vasall Russlands benimmt.

Lord Salisbury: Und ich sage Ihnen wiederum, dass die Dekorierung des Fürsten von Montenegro kein Akt der grossbritannischen Regierung ist, und dass sie keine politische Bedeutung besitzt; sie ist ein Akt des persönlichen Interesses der Königin für den Fürsten Nikolaus, dessen Töchter sie gerne hat. Und das ist alles. (Nach einer kleinen Pause.) Vorhin haben Sie mir vorgeworfen, dass wir uns jetzt weniger für Serbien interessieren als früher, und dass wir eine Gelegenheit suchen sollten, um zu zeigen, dass wir gar nichts gegen den König von Serbien und die Politik, welche seine Regierung führt, haben, sondern dass wir Ihnen hierin Glück und Erfolg wünschen. Gut, hier, was ich Ihnen heute abend versprechen kann: Morgen habe ich Audienz bei der Königin. Ich werde ihr unser heutiges Gespräch vollinhaltlich mitteilen. Vielleicht findet die Königin eine Art und Weise, in welcher wir dem Könige von Serbien zeigen könnten, dass wir nie die Absicht gehabt haben, auch nur unabsichtlich die Agitationen gegen ihn zu unterstützen.

Wahrscheinlich wollte Lord Salisbury mit den letzten Worten bloss das Gespräch in einer angenehmen Weise abbrechen. Beweis dafür ist, dass er gegen Herrn Mijatovitch mit keinem Wort erwähnte, dass Fürst Nikolaus nach London kommen werde, um der Königin persönlich für den ihm verliehenen Orden zu danken; und Se. Lordschaft musste davon Kenntnis haben, denn am selben Abend brachten sämtliche Londoner Zeitungen Telegramme, dass der Fürst von Montenegro von Cetinje nach London abgereist sei.

Was mochte wohl der Zweck dieser Reise sein? Es ist begreiflich, dass der serbische Gesandte trachtete darüber Aufschlüsse zu bekommen, denn um den Dank für den Orden auszusprechen, hätte auch ein Brief genügt, und der Fürst hätte es deswegen nicht notwendig gehabt, Lord Salisbury aufzusuchen. Das Projekt einer Heirat des montenegrinischen Thronfolgers mit irgend einer englischen Prinzessin war ebenfalls ausgeschlossen. Das hat der Fürst selbst gleich nach seiner Ankunft in London vor Leuten, mit denen er gesprochen hat, dementiert. Eine Anleihe für Montenegro? Auch nicht, denn der Fürst hat während seines Aufenthaltes in London keinen einzigen Financier gesehen. Lord Salisbury erzählte dem Botschafter einer Grossmacht in London, dass er mit dem Fürsten von Montenegro ein langes Gespräch gehabt habe. Der Fürst hatte auf Seine Lordschaft einen sehr guten Eindruck gemacht. Er machte aus seiner Anhänglichkeit an Russland und aus seinem Antagonismus gegen Österreich gar kein Hehl, doch setzte er hinzu, dass er bereit wäre, der beste Freund Österreichs zu werden, wenn diese Monarchie geneigt wäre, wenigstens einige von seinen legitimen Ansprüchen zu befriedigen. Lord Salisbury glaubte verstanden zu haben, als ob der Fürst gesagt hätte, dass es nur gerecht wäre, wenn Österreich ihm den Ort abtreten würde, wo sich die Gruft seiner Vorgänger aus der alten Zeit befinde. Lord Salisbury, der keine Gelegenheit vorbeigehen liess, wo er seinen nicht immer politischen Witz zeigen konnte, fragte den Botschafter, ob er nicht wisse, was denn das für eine Gruft wäre, nach welcher sich der Fürst so sehne, und nach der er so seufzte? Für den Botschafter war diese Gruft eine mystische Charade. Umsonst bemühte sich Lord Salisbury ihm zu helfen, herauszufinden, wo diese Gruft liegen könnte, umsonst sagte er ihm, dass es nach den Worten des Fürsten scheine, als ob diese Gruft sich unweit von der montenegrinischen Grenze befinden müsste, also vielleicht in einem Lande, welches von Österreich okkupiert ist. Schliesslich hielten es die zwei grossen Herren für das beste, über diese originelle Idee des Fürsten Nikola herzlich zu lachen. Indessen, als der Botschafter das nächste Mal den serbischen Gesandten sah, fragte er ihn doch, ob er imstande wäre, ihm diese Charade — so nannte er es — aufzulösen. Darauf antwortete Herr Mijatovitch, dass Fürst Nikola in der Herzegowina

gar keine Gruft seiner Vorfahren besitze, dass dort aber ein Kloster Mileschevo existiere, in welchem sich das Grab des heiligen Sava befinde, welches eine gewisse politische Bedeutung habe, weil das Land einst von diesem Grabe her den Namen eines „Herzogtums vom heiligen Sava" bekommen hatte. Somit würde der Fürst von Montenegro, sobald er Mileschevo in seinen Besitz bekäme, für sich gleich ein legitimes Recht auf den Titel „Herzog vom heiligen Sava" herausfinden, und als solcher hätte er die natürliche Anwartschaft, eines Tages Herzog der Herzegowina zu werden! Ja, noch mehr! In allen serbischen Ländern wird der heilige Sava als der grösste nationale Aufklärer und Kulturträger verehrt, und somit ist es klar, dass der Fürst, wenn er einmal das Recht oder auch nur den Anlass fände, sich zum Herzog vom heiligen Sava zu proklamieren, ein neues und sehr wichtiges Element zur Hypnotisierung der ganzen serbischen Nation gewinnen würde. Diese Erklärung des Herrn Mijatovitch wirkte auf den Botschafter nun doch wie eine Offenbarung. Nach allem, was er später einmal erzählte, hatte er damals den Eindruck, als ob Lord Salisbury hätte sagen wollen: „wenn das ein ganz unbedeutender Ort an der montenegrinischen Grenze ist, und wenn das eine Gruft der Vorgänger des Fürsten ist, warum gibt ihm Österreich nicht diese Gruft, wenn er mit so wenig zu befriedigen wäre?" Nun aber war es für Österreich-Ungarn allerdings klar, dass der Fürst von Montenegro als Hüter des Grabes vom heiligen Sava und als sein Herzog, im Vorhinein die Herzegowina als sein Erbteil bezeichnen würde.

Fürst Nikolaus kannte die gegenseitigen Beziehungen zwischen den Grossmächten so genau, dass er bestimmt wusste, dass ihm England nicht helfen werde, die Herzegowina von Österreich als Geschenk zu erhalten, deswegen hatte er sich also gewiss nicht nach London bemüht. Aber er dachte sich, es wäre nicht unmöglich, durch die Hilfe Englands, wenn auch nicht zum Besitze von Mileschevo so doch vielleicht zum Titel eines Herzogs vom heiligen Sava zu gelangen. Das schien ihm auch deswegen erreichbar, weil er wusste, dass die Königin Viktoria vollständig unter dem Einflusse der Prinzessin Beatrice von Battenberg stand, und dass die Battenberger alles Mögliche tun würden, ihm, wenn schon nicht zu neuen Territorien, so wenigstens zu einer neuen Würde zu ver-

helfen, — was ihnen auch sehr angenehm sein konnte, nachdem Fürst Nikolaus der Schwiegervater eines Battenbergers war. Ja vielleicht ist hier, bei diesem Besuche des Fürsten Nikolaus in London, auch der Titel „königliche Hoheit", den der Fürst von Montenegro später angenommen hat, gefunden worden.

Fürst Nikolaus blieb in London einen Tag länger, als es im Programm vorgesehen war, weil er am Namenstage des russischen Kaisers beim Tedeum in der russischen Kirche sein wollte. Diese Demonstration war ihm jetzt sehr notwendig, weil er wusste, dass sein Besuch bei den Krim-Invaliden, als diese im Windsorpalaste dinierten, in Petersburg sehr unangenehm berührt haben dürfte. Dabei geschah es, dass ihn niemand in der russischen Kirche empfing, wahrscheinlich, weil der Fürst noch vor dem russischen Botschafter hingekommen war, und dann weiter, dass bei diesem Tedeum, mit Ausnahme des russischen Botschafters und seines Personals, sowie des serbischen Gesandten, einer Frau und einer Bonne mit einem Kinde, kein Mensch anwesend war. Während der Fürst und der serbische Gesandte in grosser Gala und mit allen Orden geschmückt, eine ganze Stunde die Gesangsübungen des Kirchenmessners stehend anhören mussten, waren sie einfach lächerlich. Umsonst blickte der arme Botschafter jeden Augenblick nach der Kirchentüre, um zu sehen, ob denn niemand von der russischen Kolonie kommen würde. Fürst Nikola sah während des ganzen Gottesdienstes weit begeisterter als der Botschafter aus. Er machte das Zeichen des Kreuzes zehnmal öfter, als die drei anwesenden Russen zusammengenommen, und sank auch einige Male in die Knie. Aber diesem Beispiele folgten weder die drei anwesenden Russen, noch die zwei Adjutanten des Fürsten — vom serbischen Gesandten gar nicht zu reden, der es wegen seiner engen Hose am wenigsten mit dem Niederknien versuchen durfte.

Am 7. (19.) Mai schied der Fürst aus London. Auf dem Bahnhof erschienen zur Begrüssung: der russische Botschafter mit einem Sekretär, der serbische Gesandte und der serbische Generalkonsul Christmass. Von den Engländern war bloss der ihm zur Dienstleistung zugeteilt gewesene General da, aber auch er in Zivil. Nach seiner Abreise sagte der Botschafter dem serbischen Gesandten, dass ihm der Fürst gesagt hätte: „Nach dem Benehmen des hiesigen serbischen Gesandten scheint es, dass der König Alexander

und seine Regierung für mich ganz freundschaftlich gesinnt sind; diese Höflichkeit bringt mich eigentlich so in Verwirrung, dass ich nicht weiss, was ich denken soll.“ Der serbische Gesandte erwiderte darauf dem russischen Botschafter, dass König Alexander und seine Regierung nie vergessen könnten, dass der Fürst von Montenegro der Herrscher eines serbischen Landes sei, dass sie aber umgekehrt hoffen, der Fürst werde seinerseits nie vergessen, dass er Serbe sei. . .

VI.

Die Wahlen für die Nationalversammlung.

Die Agitation für die Wahlen hatte schon angefangen; alle radikalen Führer waren in die Provinzen abgereist, um persönlich und durch das lebendige Wort die Massen des Volkes gegen die Regierung aufzureizen. Der König verlangte von uns zu wiederholten Malen, dass wenigstens vier Staatsminister das Innere des Landes bereisen, um die Agitation für die Regierungskandidaten zu führen. Wir fanden, dass es politisch unzweckmässig wäre, die Verantwortung der Polizeibehörden durch die Anwesenheit der Minister selbst bei den Wahlagitationen zu entlasten. Bloss den Kriegsminister brachte der König dazu, seine ohnedies notwendige Dienstreise nach Kragujevatz und zur Drina-Division auch zu Wahlzwecken zu benützen. Der beste Beweis, dass der Kriegsminister diese Nebenaufgabe nicht auf Verlangen des Ministerrates übernahm, besteht darin, dass er alle seine Berichte über den Stand der Wahlfragen in den von ihm bereisten Kreisen nicht an den Minister des Innern oder mich, sondern an den Kommandanten der aktiven Armee adressierte. Wie die Opposition arbeitete, beweisen folgende Tatsachen: Die radikalen Schullehrer erhielten ihre Instruktionen direkt vom Zentralausschuss der Partei. Einem von ihnen — und also auch wohl den anderen — dem Schullehrer Sava Bankovitch aus Kalna erklärte der Parteichef Nikola Paschitch, man brauche die Nationalversammlung, damit sie von den bei der Nationalbank ausgeliehenen zehn Millionen sofort dem König Milan zwei runde, bare Millionen votiere. Diese zwei Millionen brauche er zur Einlösung eines russischen Wechsels

über eine Million Rubel, welcher bereits protestiert worden sei; bekomme er das Geld, dann werde er Serbien verlassen. Weiter erklärte Nikola Paschitch derselben Person gegenüber, dass Russland sich in die inneren Fragen Serbiens einmischen werde, wenn während der Wahlen Unruhen ausbrechen sollten, und diese würden ganz sicher ausbrechen, weil dies von der Partei bereits angeordnet sei. Paschitch und der langjährige radikale Abgeordnete Stantcha Videnovitch fügten noch hinzu, die russische Intervention würde, wenn König Milan das Land nicht verlassen, sondern einen Widerstand versuchen wollte, sogar so weit gehen, dass die Frage der weitern Existenz Serbiens als unabhängiger Staat, auf die Tagesordnung gesetzt erscheinen würde. Nach Pirot zurückgekehrt, äusserte denn auch der genannte Lehrer einem Polizeibeamten gegenüber, er solle sich nicht zum Dienste bei den Wahlen kommandieren lassen, damit nicht auch er erschlagen werde.

Mitten in der Vorbereitung für die Wahlen machte mir bei einem diplomatischen Empfang im Ministerium des Äusseren der deutsche Gesandte Baron Waecker-Gotter folgende vertrauliche Mitteilung: „Im Jahre 1896 versuchte Bulgarien auch Rumänien in eine Aktion für die mazedonischen Reformen hineinzuziehen. Damals wies König Carol jede Teilnahme ab und erklärte, dass er jede Sonderaktion Bulgariens als eine Verletzung des Gleichgewichtes auf dem Balkan betrachten werde. Jetzt — fuhr der Gesandte fort — habe ich, nicht aus einer amtlichen, aber aus einer sehr sicheren Privatquelle erfahren, dass König Carol in Sofia die Erklärung abgeben liess, dass er jede kriegerische Aktion Bulgariens gegen die Türkei oder gegen Serbien, behufs Vergrösserung des bulgarischen Territoriums, als casus belli betrachten werde.“ Angesichts einer solchen Mitteilung und von einer solchen Seite, habe ich alsogleich unseren Gesandten in Bukarest angewiesen, festzustellen, ob und wieviel darin auf Wahrheit beruhe. Während nach dieser Mitteilung Bulgarien eine grosse Aktion sei es gegen uns, sei es gegen die Türkei vorbereitete, in welch' letzterem Falle Serbien auch in einen Krieg verwickelt werden musste, meldete mir unser Gesandter aus Cetinje, dass Fürst Nikola den Besuch des Fürsten Ferdinand erwidern wolle, und auf seiner Reise nach Sofia sich in Belgrad aufhalten möchte, um „seinen Bruder Alexander“ zu sehen.

Als ich dem König diesen Bericht des Obersten Maschin zeigte, schrie er mich an: „Ich will ihn nicht sehen, ich will ihn nicht empfangen. Nun, und der Papa wird ihn erst recht grüssen lassen. Telegraphieren Sie dem Maschko, dass ich an dem Tage, an welchem der alte Fuchs Belgrad berühren wird, nicht hier sein werde.“ Diesen kurz angebundenen Befehl des Königs habe ich in die diplomatische Sprache übersetzt und dem Obersten Maschin anempfohlen, die Frage aus eigener Initiative nicht zu berühren. Wenn der Fürst von selbst auf das Thema zurückkommen sollte, möge er erklären, dass er nach der ersten Äusserung des Fürsten über diese Absicht keine Schritte in Belgrad unternommen habe, dass er es aber sogleich tun werde, wenn es der Fürst befehle — nur möge er um die genaue Angabe des Tages bitten, an welchem der Fürst denke in Belgrad sein zu können.

In diesen Tagen kam ein Dampfer der russischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft auf dem Schwarzen Meere, welcher den Namen „König Alexander I.“ führte, nach Belgrad, und brachte eine Deputation mit sich, welche vom staatlichen Direktor dieser Gesellschaft, Herrn Kotchetow, geführt wurde. Der Dampfer kam, um die Geschenke seines Taufpaten, unseres Königs, in Empfang zu nehmen, und von vielen Seiten wurde mir nahe gelegt, dass der Führer der Deputation als Freund des mächtigen russischen Finanzministers von Witte, als russischer Handelsagent in Konstantinopel und besonders als Mitarbeiter des grossen russischen Blattes „Nowoje Wremja“ eine gar wichtige Person sei, durch welche man imstande wäre die öffentliche Meinung Russlands zu beeinflussen, und eventuell auch eine Besserung in den offiziellen Beziehungen mit Russland zu erreichen. Ich hatte wenig oder vielmehr gar keine Hoffnung; indes, als der russische Geschäftsträger Herr Nekljudow die Deputation in grosser Uniform zu mir ins Ministerium brachte und sie offiziell vorstellte, erbat ich sogleich eine Audienz für sie, nicht bloss beim Könige, sondern auch bei seinem Vater, und empfing Herrn Kotchetow am selben Tage auch selbst in einer besonderen Audienz. Aus dem langen Gespräche habe ich wirklich ohne Mühe entnommen, dass der Hauptzweck der Mission darin bestand, dieser Dampfschiffahrtsgesellschaft die Lieferung von Petroleum für unsere Staatsmonopole zu sichern, und womöglich mit der serbischen Dampfschiffahrtsgesell-

schaft einen Vertrag abzuschliessen, betreffs der Warenbeförderung auf der oberen Donau. Selbstverständlich versprach mir Herr Kotchetow goldene Berge auch in puncto der Politik. Aus dem schriftlichen Gutachten des Direktors unserer Monopole ersah ich, dass die Lieferung des russischen Petroleums für uns übrigens tatsächlich das Geeignetste und Nützlichste wäre, und so sagte ich Herrn Kotchetow nicht nur unsere Unterstützung zu, sondern erliess auch gleich die notwendigen Befehle an die betreffenden Ministerien. Da sich übrigens die Gelegenheit benützen liess, um zu zeigen, dass die massgebenden Kreise Serbiens auch nach dem 11. Oktober 1897 gar nicht russophob sind, sondern von der russischen Presse einfach nur verleumdet würden, geschah es, dass während der Feierlichkeit an Bord des russischen Dampfers sowohl der König, als auch die ganze Regierung und selbst König Milan anwesend waren. Ja, bei dem nachfolgenden Diner brachte König Milan einen sehr schönen Trinkspruch auf die russische Armee aus, welchen der russische Geschäftsträger in französischer Sprache sehr liebenswürdig, aber auch sehr ausweichend beantwortete. Nun, und tags darauf war zu Ehren der russischen Gäste ein Galadiner bei Hofe, sowie abends eine Soiree in meinem Hause; und schliesslich Dekorationen für alle Mitglieder der Deputation, und sogar für den offenen Feind meiner Regierung, den russischen Konsul in Nisch, Herrn Tchachotin, wofür ich ein besonderes Dankschreiben des russischen Geschäftsträgers erhielt.

Inzwischen kam der Entscheidungstag für die allgemeinen Wahlen, die Entscheidungsschlacht zwischen den Elementen der Ordnung und den Radikalen. Den ganzen 23. Mai habe ich im Ministerium zugebracht, um die telegraphischen Berichte entgegenzunehmen. Vor mir lag das Verzeichnis der mit den Kreispräfekten in den Hofkonferenzen vereinbarten Regierungskandidaten, und bei jeder Depesche, welche ich erhielt, konnte ich konstatieren, dass der gewählte Abgeordnete an betreffender Stelle in meinem Verzeichnis stand.

Die Beteiligung der Wähler war überall eine sehr grosse und die Regierung siegte auf der ganzen Linie so glänzend, dass die Radikalen nicht einmal wagten irgendwo Unruhen hervorzurufen. Die Mehrzahl der gewählten Abgeordneten war liberal oder im politischen Sinne unparteiisch, eine angesehene Minorität gehörte

den Fortschrittlern. Eine einzige Stadt in ganz Serbien, Uzice, hatte einen Radikalen gewählt. Als dieses Telegramm ankam, sagte König Milan: „Ich habe Euch hundertmal gesagt, dass der alte Montenegriner dort nicht mehr zum Kreispräfekten taugt, aber Ihr wolltet ja nicht hören.“ Der Kriegsminister, welcher gerade in dieser Stadt für den Regierungskandidaten agitiert hatte, fühlte sich getroffen und behauptete — Gott verzeih ihm die Blasphemie — dass wenn der Herrgott selbst Präfekt in diesem radikalen Nest wäre, doch kein anderer als ein Radikaler gewählt worden wäre. Ich meinerseits konnte nur sagen, es wäre mir lieber gewesen, wenn die Wahlen wenigstens noch einige Radikale in die Volksversammlung geschickt hätten, denn so wird es im Parlamente sehr einförmig zugehen.

Während der folgenden Tage bekam ich zahllose Gratulationen zum Wahlsieg. „Der Ausgang der Wahlen — schrieb unser Gesandter in Sofia — hat hier einen sehr tiefen Eindruck gemacht, und auch gewisse Fremde ziemlich verstimmt. Der französische Gesandte, welcher mir gegenüber vor zwei Monaten behauptete, Milan werde bei den nächsten Wahlen weggefegt werden, sagte mir jetzt: „das ist ein fähiger, verflucht fähiger Mensch, mit dem man rechnen muss“ und fängt jetzt an, sich auch über Sie näher zu erkundigen. Ich habe ihm lachend mit seinen eigenen Worten geantwortet: „Auch das ist ein fähiger, verflucht fähiger Mensch, mit dem man rechnen muss, und mit dem man, wie Sie sehen, gut gerechnet hat“. Einer der angesehensten Fortschrittler, welcher weder jetzt im Dienste war, noch irgend etwas für sich beanspruchte, der gewesene Kreispräfekt Bralovitch, schrieb mir: „Es freut mich, dass meine Meinung über die Stimmung im Lande, welche ich Ihnen lange vor den Wahlen auseinandergesetzt habe, sich als vollständig begründet erwiesen hat. Ich habe Ihnen damals gesagt, dass Ihre Regierung im Volke selbst grosse Sympathien besitzt. Wenn die Lage im Volke nur entfernt so wäre, wie die Schreier behaupten, so wäre bei dem tiefen Stand der Autorität der Behörden ein solches Wahlresultat einfach unmöglich gewesen. Aber die Leute sind nicht blind, sie sehen, dass mit Ihrer Regierung Ruhe und Ordnung im Lande wiedergekehrt ist, sie glauben an das königliche Versprechen, diese Richtung beibehalten zu wol-

len, und alle Welt hat sich bei diesen Wahlen bemüht, die so lang ersehnte Stabilität im Lande zu sichern."

Jetzt hiess es für die Regierung eine gute Wahl der Krondeputierten zu treffen. Leider konnte ich dabei nicht so verfahren, wie ich gewünscht hätte. Ich war gezwungen, hierbei „praktische Politik" zu treiben, und diese ist immer das Ergebnis der verschiedenartigsten, oft diametral entgegengesetzten politischen Partei- und persönlichen Interessen. Die praktische Politik ist immer nur ein Kompromiss des gegenseitigen Feilschens und der gegenseitigen Konzessionen. In der Frage der Krondeputierten musste man nicht nur die erreichten Ergebnisse der Volkswahl ausgleichen, sondern in erster Reihe die Wünsche des Königs und seines Vaters, dann die Protektionen der einzelnen Staatsminister, dann die speziellen Fächer des Staatsdienstes und sodann auch alle Religionen befriedigen, und bei alledem nicht vergessen, dass man zu Krondeputierten nur Anhänger der nationalen Dynastie und des neuen Regimes machen kann.

Mitten in dieser Arbeit bekam ich die Nachricht vom Tode des grossen englischen Staatsmannes Gladstone, des Führers der englischen Liberalen, welcher immer so grosse Sympathien für die unterjochten Christen im Oriente bekundet hat. Ich betrachtete es als meine Pflicht, seiner Witwe folgendes Kondolenztelegramm zu senden: „Als Regierungschef und als Serbe halte ich es für meine Pflicht, Ihnen den lebhaften Anteil, den ich an Ihrem Schmerze nehme, auszusprechen. Wir beweinen mit Ihnen den Tod des grossen Mannes, welchem Gott erlaubt hat, sein ganzes Leben dem Wohle der Menschheit zu widmen."

Jetzt wurde an der definitiven Gestaltung der Gesetzesvorlagen für die Nationalversammlung gearbeitet. Ich hatte ursprünglich die Absicht dreissig Gesetzprojekte zu unterbreiten, darunter:

1. Das Staatsbudget für das Jahr 1899, 2. Gesetz über die Ausarbeitung und über die A n w e n d u n g des Staatsbudgets, 3. Reform des Zollwesens, 4. allgemeiner Zolltarif, 5. Reform der Staatskassen und der Rechnungsführung, 6. Einführung von neuen Staatsbeamten für die Volkswirtschaft, 7. ein Gesetz über die Entwickelung der Viehzucht usf., ferner ein Gesetz über die Heiraten der Offiziere, und ein Gesetz über die Militäradministration. In bezug auf die politische Gesetzgebung beschränkten wir uns auf

einige unumgänglich notwendige Veränderungen und Zusätze in den Gesetzen über die Gemeinden und die Presse; alle anderen Vorlagen waren der Ausführung des Staatsprogramms vom 11. Oktober 1897 gewidmet. Für mich waren die ersten drei Gesetzprojekte die wichtigsten, denn es war mir klar, dass durch die Annahme dieser drei Projekte, welche von Vukaschin Petrovitch ausgearbeitet und in einer Fachmännerkommission genehmigt worden waren, die Staatseinkünfte, ohne irgend eine neue Belastung der Steuerkraft des Volkes, um vier bis fünf Millionen jährlich steigen würden; und für die sichere Erreichung dieses Zieles garantierte der bisher unzweifelhaft beste Finanzmann Serbiens, Vukaschin Petrovitch schriftlich „mit seinem Kopfe". Dass der Mann ganz genau wusste, wofür er seinen Kopf einsetzte, werden wir später sehen. Jetzt aber, im Juni 1898, erklärte der Finanzminister, als ich ihn bat, diese Finanzprojekte sofort einzubringen, wörtlich: „Für mich ist es sonnenklar, dass Vukaschin Petrovitch mit diesen Projekten gar nichts anders beabsichtigt, als der jetzigen Regierung ein Bein zu stellen und sie zu stürzen." Auf meine Bitte, diese Behauptung an der Hand der Gesetzprojekte selbst zu beweisen, gab der Finanzminister, ungewöhnlich aufgeregt, zur Antwort: „Nun, nehmen Sie nur sein Projekt über die Ausarbeitung, und besonders über die Anwendung des Staatsbudgets, und Sie werden sich überzeugen, dass durch diese Bestimmungen der Regierung sowohl die Hände, als auch die Füsse gebunden werden." Ich fand, dass die betreffenden Bestimmungen die Regierung bloss an der Überschreitung der von der Volksversammlung beschlossenen Kredite hindern wollten und dass sie bloss die wahnsinnigen „ausserordentlichen Kredite" verhindern würden, welche bisher das chronische Defizit im Staatsbudget um ganze Millionen vergrössert hatten. Darauf erklärte Minister Steva D. Popovitch kategorisch, dass er im Falle wir die Einbringung dieser drei Projekte beschliessen sollten, nicht mehr Finanzminister bleiben könnte. Die Debatte schnitt der König mit der Erklärung ab, dass am Vorabend der Eröffnung der Volksvertretung auch nicht von der kleinsten partiellen Veränderung in der Regierung die Rede sein könne, schon weil der Austritt eines so wichtigen Fortschrittlers, wie es Herr Popovitch

war, aus der Regierung, das ganze bei den allgemeinen Wahlen erreichte Resultat in Frage stellen und alle Fortschrittler in die Opposition drängen würde. Der Justizminister bestätigte als Fortschrittler diese Behauptung des Königs. Die übrigen Minister schwiegen. Ich sagte mir: Aufgeschoben ist nicht aufgehoben, und fügte mich in das Unumgängliche.

Wodurch dachte der jetzige Finanzminister diese von ihm zurückgewiesene Möglichkeit der Vermehrung der Staatseinkünfte um 5 Millionen jährlich, zu ersetzen? Das kann man aus einem Briefe entnehmen, in welchem er mich ersuchte, „vom italienischen Gesandten ein Exemplar des italienischen Gesetzes zu erbitten über die Steuern, welche in Italien von den Mühlen oder vom Mehl erhoben werden". Der Finanzminister wusste somit noch nicht, worin eigentlich die betreffende italienische Steuer bestand, welche in Italien so viel Unglück verursacht hat, bis sie aufgehoben wurde. Eine Ahnung nur sagte ihm, dass man mit einem Centime Steuer auf jedes Kilo Mehl, welches in Serbien verzehrt wird, jährlich 7 Millionen eintreiben könnte — und dann wäre die Sanierung unserer Staatsfinanzen so einfach, wie das Ei des Kolumbus! . . .

Aber das war noch nicht alles. Im Ministerrate, in welchem unter Vorsitz des Königs das der Volksvertretung vorzulegende Staatsbudget diskutiert wurde, wurde nun vom König seinerseits unbarmherzig jede neue Position einfach gestrichen, ohne Rücksicht darauf, ob sie für die Förderung so vieler neuer Schöpfungen und Intentionen noch so notwendig war. Stundenlang musste um eine Ausgabe von 500 Franks gefeilscht werden; der König wollte selbst an der Errichtung einer Bretterhütte zur Aufbewahrung der schon angeschafften so teuren Maschinen sparen. Immerfort hiess es: „Wenn das Land bis jetzt ohne diese Position im Budget leben konnte, kann es noch ein Jahr ohne dieselbe existieren." Als ich aber dieses Sparsystem auch auf einige Positionen des Militärbudgets, wo die Geldvergeudung augenscheinlich war, anzuwenden versuchte, schnitt der König kategorisch jede weitere Diskussion mit der Motivierung ab, dass „das Militärbudget nur den König und den Kriegsminister angeht". Und ebensowenig konnten wir dazu gelangen, in die zahlreichen oft gar nicht notwendigen Beförderungen in der Armee dreinzureden,

welche das Ausgabenbudget so schwer belasteten, und mit welchen der Kriegsminister uns so oft durch die Amtszeitung überraschte.

Warum nun haben wir, die Minister, und warum habe ich speziell als Chef der Regierung das alles geduldet und so auf uns die Verantwortung für so vieles, was gegen unsere bessere Überzeugung war, geladen? Auf diese Frage möge folgende Depesche antworten, welche ich von unserem Vertreter in Sofia am 10. Juni 1898 erhielt: „Gestern abends sind von hier sehr viele Gebirgskanonen und drei grosse Belagerungsgeschütze an unsere Grenze geschickt worden. Morgen gehen das Alexander-Regiment und das 14te Regiment an die serbische Grenze. Der angebliche Zweck dieses Manövers ist die „Wiederholung unseres Krieges mit den Bulgaren". Nach der Versicherung gut informierter Leute befinden sich dort schon alle bulgarischen Kavallerieregimenter. Gestern wurde hier das Gerücht verbreitet, eine Abteilung der bulgarischen Kavallerie sei zur Besichtigung unserer neuen Grenzbefestigungen über die Grenze gegangen, wobei vier bulgarische Offiziere getötet worden seien. Heute morgen ist die Zahl der Gefallenen und Verwundeten auf 17 gewachsen. Bitte, ob tatsächlich etwas vorgefallen ist? Nachdem mit jedem weiteren Tage immer grössere und grössere Massen der bulgarischen Armee an unserer Grenze konzentriert werden, ist es unumgänglich nötig, den Major Vasitch so schnell als möglich zurückzuschicken, denn ich kann allein diese Bewegungen der bulgarischen Armee nicht verfolgen."

Der Major Vasitch war unser Militärattaché in Sofia. Er hatte aber seinen Dienst dort so auffällig versehen, dass ihn die Bulgaren offen als Spion bezeichneten und ihn bald durchgeprügelt hätten. Deswegen wurde er auf einen Urlaub befohlen, damit die Bulgaren nicht eine neue „Affäre" schaffen, denn es war augenscheinlich, dass sie förmlich mit Gewalt einen Zank mit uns suchten. Gleichzeitig mit diesen Konzentrierungen der bulgarischen Truppen an unserer Grenze hatte das Organ der liberalen Partei in Bulgarien sensationelle Enthüllungen über die Zusammenkunft des Fürsten von Bulgarien mit dem Fürsten von Montenegro in Abbazia, sowie über die grossen Summen, welche ein Freund des Fürsten Ferdinand nach Cetinje getragen hat u. a. gebracht.

Diese Enthüllungen liessen erraten, dass Russland sich nicht begnügte, gegen den König Milan und die Dynastie der Obrenovitch bloss mittelst der Presse und der unterirdischen Intriguen zu wirken, sondern dass es eine Verschwörung — oder soll man es Bündnis nennen? — der Fürsten Nikola und Ferdinand in Abbazia begünstigt hat. Diese Erscheinungen mögen also wenigstens teilweise erklären, warum wir, ich und meine Kollegen, trotz der oben angeführten Widerwärtigkeiten auf unseren Posten ausgeharrt haben. Es gab in diesen Tagen auch andere beunruhigende Erscheinungen, welche mit der Zusammenkunft der zwei Balkanfürsten in Abbazia in Verbindung gebracht werden konnten. Die gewöhnlichen blutigen Zusammenstösse an der montenegrinisch-türkischen Grenze, welche der Blutrache der Albanesen und der Montenegriner entspringen, hatten in den letzten Tagen eine solche Grösse und einen so politischen Charakter angenommen, dass die Türkei Hals über Kopf zweitausend Pferde für ihre Artillerie und Kavallerie in Ungarn kaufte, und mit der Zusammenziehung ihrer Armee an der montenegrinischen Grenze begann, dass Montenegro eine grosse Menge von Waffen im Kreise von Berane verteilte, dass im montenegrinischen Kolaschin ein ernster Aufruhr ausbrach usw. In diesen Tagen beeilte sich Russland noch 50 000 Gewehre mit der entsprechenden Munition an Montenegro zu schenken, und Montenegro bat in Petersburg um die möglichst schnelle Zusendung einer Abteilung des „roten Kreuzes", weil in Andrijewitza schon viele Verwundete wären. . . Der Chef der montenegrinischen Regierung Bozo Petrovitch, hatte sich schon persönlich an die Grenze begeben, und in Konstantinopel war es zwischen der Hohen Pforte und dem montenegrinischen Gesandten zu sehr scharfen Auseinandersetzungen gekommen. Unter solchen Umständen, und obwohl die Diskussion im Ministerrate über das vorzulegende Staatsbudget noch nicht beendet war, habe ich darauf gedrungen, die Volksvertretung so schnell als möglich einzuberufen, und so wurde die Nationalversammlung für das Jahr 1897 auf den 17. Juni 1898, nach Nisch einberufen.

VII.

Ein Gesandter, wie er noch nie dagewesen ist.

Gleichzeitig mit den soeben erwähnten alarmierenden Ereignissen hatte sich der neue russische Gesandte für Serbien, Valerij Vsevoloditch Jadovsky, endlich entschlossen, seinen Posten anzutreten. Er hatte damit so lange gezögert, dass unsere Opposition bereits der festen Hoffnung lebte, der neue russische Gesandte werde überhaupt nicht mehr nach Belgrad kommen, solange der König Milan in Serbien weile. Aber die Hoffnung trog, und Herr Jadovsky tauchte in Belgrad so plötzlich auf, dass ich nicht einmal das Vergnügen haben konnte, meinen guten Freund aus Konstantinopel auf dem Bahnhofe zu begrüssen. Er überraschte mich eines Tages mit einem Briefe, in dem er mich bat, ihn wissen zu lassen, wann ich ihn empfangen könnte. Anstatt ihm zu schreiben, ging ich sogleich in die russische Gesandtschaft, um den so sehnlichst erwarteten Freund zu begrüssen; und schon am dritten Tage nach seiner Ankunft in Belgrad wurde der neue russische Gesandte in feierlicher Audienz vom König empfangen.

Die kleine Rede, mit welcher Herr Jadovsky dem König seine Akkreditive überreichte, war augenscheinlich eine Improvisation, denn sie war den gewöhnlichen Ansprachen bei solchen Gelegenheiten gar nicht ähnlich. Sie lautete folgendermassen:

„Sire!

Durch den Willen des Kaisers zu der Ehre berufen, Seine Regierung bei Ew. Majestät zu vertreten, bin ich glücklich, Gelegenheit zu haben, Ihnen, Sire, den Ausdruck meiner respektvollen Ergebenheit und die Versicherung zu geben, dass ich keine

Anstrengung scheuen werde, um immer der treue Dolmetsch der Gefühle der unveränderlichen Sympathie zu sein, welche mein Souverän traditionell für die Person Ew. Majestät und für die serbische Nation hegt.

„Den glorreichen und wohlwollenden Traditionen Seiner erhabenen Vorgänger treu, liegt dem Kaiser nichts so sehr am Herzen, wie der Fortschritt und Wohlstand der jungen Staaten, welche durch das Blut und durch die Kirche mit Russland verbunden sind. Deswegen ist S. M. immer glücklich zu sehen, wenn diese Staaten mit Klugheit, Vertrauen und Aufrichtigkeit dem Wege folgen, welcher sie zu der glänzenden Zukunft führen wird, die S. M. für diese Staaten erstrebt.

„Früher war ich an anderen Orten so glücklich, Gelegenheit zu finden, die legitimen Interessen der Regierung Ew. Majestät nach dem Massstabe meiner Mittel und meiner Pflichten zu verteidigen, und Ihnen zu dienen. Ich bin heute um so glücklicher, berufen worden zu sein, dieses Werk hier in demselben Geiste und mit demselben Eifer fortzusetzen. Mein lebhaftester Ehrgeiz und zugleich meine beste Belohnung wäre, wenn ich in dieser Aufgabe reüssieren könnte, weil sie im gleichen Masse meinen Pflichten und meinen Sympathien entspricht.

„Ich habe die Ehre, Sire, den Brief meines Herrn, welcher mich bei Ew. Majestät akkreditiert, in Ihre Hände zu legen."

Der König stellte sich in der Beantwortung dieser Rede, als ob er das alles, was in ihr ungewöhnlich und taktlos war, nicht bemerkt hätte, und antwortete gerade so, wie er allen anderen Gesandten zu antworten die Gewohnheit hatte. Darnach lud der König den neuen Gesandten und seinen Sekretär ein, mit ihm und seinem Minister des Äusseren im Kleinen Saale Platz zu nehmen, und liess die Gäste mit Kaffee und Zigaretten bedienen. Das war für den neuen Gesandten genug, um in seinem Gespräch mit dem König eine Konjekturalpolitik zu beginnen, wie sie von Politikern in der Unterhaltung mit anderen ernsten Politikern nicht traktiert wird. Der König sah nur mich an und liess dem Gesandten ruhig alles hersagen, was er auf dem Herzen hatte. Dieses Gespräch war für mich eine Veranlassung, an unseren Gesandten in Petersburg eine besondere Note zu richten, deren Inhalt gleich folgen wird. Hier muss ich eine andere Tatsache erwähnen.

Seitdem der Vater des Königs ins Land zurückgekehrt war, übten die Vertreter der fremden Mächte in Belgrad, und zwar von selbst die Gewohnheit, gleich nach der für die Übergabe ihrer Kreditive bestimmten feierlichen Audienz, auch dem Vater des Königs, da er doch Mitglied des regierenden Hauses war, ihren Besuch abzustatten. Dieser Gebrauch, welcher an allen Höfen Europas besteht, wurde bisher wie gesagt, von allen fremden Gesandten ohne Ausnahme eingehalten. Der erste, welcher von dieser Höflichkeitspflicht nichts wissen wollte, war Herr Jadovsky. Am Abend des folgenden Tages, als er zum Galadiner kam, das ihm zu Ehren gegeben wurde, bat er den Hofmarschall so nebenher, ihn bei dieser Gelegenheit auch dem König Milan vorzustellen. . . Oberst Raschitch bedauerte, diesen seinen Wunsch nicht erfüllen zu können, aus dem einfachen Grunde, weil S. M. der König Milan zu diesem Diner nicht erscheinen werde. . . . Den Tag darauf war diplomatischer Empfang bei mir, zu welchem auch der neue russische Gesandte erschien, um mit mir als dem Minister des Äusseren, die ersten offiziellen Beziehungen anzuknüpfen. Unser Gespräch ist wahrscheinlich ein Unikum in den Gesprächen dieser Art, und deswegen möge es hier Wort für Wort aufgezeichnet werden.

Jadovsky: Von Belgrad aus ist ein Schritt in Wien unternommen worden, um die früher bestandene Militärkonvention zwischen Serbien und Österreich-Ungarn zu erneuern. Als man den Herrn Grafen Goluchowski darüber befragte, verneinte er zwar die Frage, aber in einer Art, welche nur bestätigte, dass diese Massregel von Belgrad aus wirklich unternommen, das Verlangen aber vom Grafen abgewiesen worden ist. Sodann hat man von Belgrad aus denselben Schritt bei Herrn von Kallay erneuert, welcher sich die Antwort vorbehalten hat. Ich würde über diese Verhandlungen nicht reden, wenn das noch ein Geheimnis wäre und darüber nur erst zwischen dem Wiener und dem Petersburger Kabinette gesprochen würde; aber die Sache ist schon ganz offenkundig, die ganze Welt spricht davon, deswegen will ich auch darüber sprechen.

Dr. V. G.: Ihre Worte machen mich so bestürzt, dass ich gar nicht fragen will, mit welchem Rechte Sie mich darüber interpellieren wollen, sondern ich begnüge mich Ihnen bloss zu sagen, dass das ganze Gerede eine Erfindung ist. Wenn daran ein Funken

wahr wäre, und wenn irgend welche Verhandlungen solcher Art von Belgrad aus mit irgend einem fremden Staate geführt worden wären, so könnte das nicht ohne die Erlaubnis des Königs geschehen, und diese Verhandlungen könnte nur der verantwortliche Chef der königlichen Regierung, bezw. der Minister des Äusseren führen. Und nachdem ich im Augenblick sowohl das eine als das andere bin, so erkläre ich Ihnen bestimmt, dass mir der König nie befohlen hat, solche Verhandlungen in Wien zu führen, und schliesslich, dass auch ich und meine Kollegen in der Regierung nie daran gedacht haben.

Jadovsky: Nach einer solchen Erklärung von Ihrer Seite muss ich glauben, dass weder König Alexander, noch seine Regierung irgend etwas von diesen Verhandlungen gewusst haben; aber unglücklicherweise besitzt Serbien jetzt zwei Könige, und dieser zweite untergräbt die Autorität des wahren Königs, welcher im Interesse Serbiens ein Selbstherrscher sein sollte.

Dr. V. G.: Serbien ist, dank den russischen Bemühungen, welche schon sechzig Jahre dauern, ein verfassungsmässiger Staat. Demgemäss kann mein allergnädigster Herr nicht ein Alleinherrscher im russischen Sinne sein. Aber trotzdem ist Alexander I. der alleinige König in Serbien, und die Behauptung unser Land hätte zwei Könige, ist eine Absurdität.

Jadovsky: Und König Milan?

Dr. V. G.: S. M. König Milan ist der allertreueste General unseres Königs, er ist der Kommandant eines Teiles Seiner Armee, gerade so wie die einzelnen Grossfürsten in Russland oder die Erzherzöge in Österreich-Ungarn, oder andere Mitglieder der Herrscherfamilien in anderen Staaten, welche verschiedene Kommandos in der Armee führen.

Jadovsky: Das ist nicht dasselbe. Denn diese Grossfürsten, Erzherzoge und Prinzen führen nicht den Titel Majestät, welcher in diesem Falle nur die Majestät des wahren Königs schädigt.

Dr. V. G.: König Milan hat sich diesen Titel dadurch erworben, dass er aus einem türkischen Vasallenfürstentum ein unabhängiges Königreich geschaffen hat. Selbst wenn ihm nicht alle Staaten der Welt diesen Titel zuerkannt hätten, so hat er sich doch so unsterbliche Verdienste um Serbien, um das serbische Volk, um das Slaventum und um die Orthodoxie erworben, dass es am aller-

wenigsten dem Vertreter Russlands ziemt, ihm diesen Titel abzusprechen. Dieser Titel schadet keinesfalls der Majestät unseres Königs, weil dieser Titel, indem er die Autorität des Kommandanten der aktiven Armee über alle anderen Generale und Kommandanten stellt, dadurch auch den militärischen Geist, die Disziplin und alle anderen militärischen Tugenden hebt, und damit nur zum Glanze der Majestät des Königs beiträgt. Davon kann sich ein jeder überzeugen, der nur sehen will.

Jadovsky: Wenn der König Milan ein so grosser Mann wäre, als Sie ihn zeichnen, dann sollte er doch so viel Patriotismus haben, sich für seinen erhabenen Sohn und für das Wohlergehen des Vaterlandes zu opfern.

Dr. V. G.: König Milan hat die glänzendsten Beweise eines Patriotismus gegeben, welcher bis zur Selbstaufopferung geht, und zwar das erstemal als er zugunsten seines Sohnes abdizierte, und dann als er sich mit der Stellung eines gewöhnlichen Generals in derjenigen Armee begnügte, welche er geschaffen hat und deren oberster Kriegsherr er in drei Kriegen gewesen ist. Er hat eingewilligt, einem Obersten unterstellt zu werden, welchen er zum Offizier ernannt hat, bloss deswegen, weil dieser Oberst jetzt Kriegsminister im Staate seines Sohnes ist... Ich zweifle sehr, dass man in der Geschichte anderer Völker viele Beispiele eines solchen Patriotismus und einer solchen Seelengrösse finden wird.

Jadovsky: Wie konnten Sie, der Sie doch wissen, wie schlecht König Milan in Russland angeschrieben ist, und der Sie auch wissen, dass König Alexander selbst in Russland das Versprechen gegeben hat, sein Vater werde nie nach Serbien zurückkehren, — wie konnten Sie einwilligen, nicht bloss dass er ins Land zurückkam, sondern dass ihm sogar das Kommando über die ganze Armee anvertraut wurde? Haben Sie denn auch nur Einen Augenblick zweifeln können, dass diese Tatsache allein genügen wird, das Wohlwollen Russlands für Serbien wenn nicht in Feindschaft, so doch in eine Gleichgültigkeit zu verwandeln, welche für Serbien sehr gefährlich werden kann, sobald die Zeit kommt, den Kuchen zu verteilen. Und diese Zeit kann in einem Jahre, in einigen Monaten, und wer weiss, vielleicht schon in einigen Wochen eintreten... Diese Gleichgültigkeit, welche für Serbien so gefährlich ist, ist schon eingetreten, daran können Sie nicht einen Moment

zweifeln, denn mein Herr und Kaiser hat mir selbst gesagt: „Mit den Serben ist nichts zu machen, man muss sie ihrem Schicksale überlassen."

Dr. V. G.: Mein allergnädigster Herr brauchte von niemandem, und am allerwenigsten von seinem treuen Diener die Einwilligung zur Rückkehr seines Vaters nach Serbien zu verlangen. Was mich persönlich anbelangt, war ich, als ich meine Regierung zu bilden hatte, sehr glücklich, neben dem König seinen natürlichsten und erfahrungsreichsten Ratgeber, seinen eigenen Vater zu finden. Ich kann absolut nicht glauben, dass mein König irgend jemandem in Russland das Versprechen gegeben hat, dass sein Vater nicht nach Serbien zurückkehren werde. Wenn dies von Seite irgend einer serbischen Regierung geschehen ist, so muss ich ihr auch die Verantwortung dafür überlassen, denn meine Vorgänger im Amte haben mir bei der Übergabe der Staatsgeschäfte keine Verpflichtung in dieser Beziehung, ja nicht einmal eine Mitteilung darüber gemacht. Was das Kommando der aktiven Armee anbelangt, bin ich aus dem Grunde meiner Seele dem König Milan dankbar, dass er dieses Kommando übernommen hat, denn erst nachdem ich mich dadurch für künftighin der Armee versichert sah, konnte ich mich ganz dem finanziellen und dem volkswirtschaftlichen Teile der Aufgabe widmen, welche mir mein König anvertraut hat. Nie hätte ich es geglaubt, wenn ich es nicht aus dem Munde Ew. Exzellenz gehört hätte, dass der mächtige orthodoxe Kaiser Nikolaus II. so gleichgültig werden könnte gegenüber dem Schicksal desjenigen Serbien, dem seine Vorfahren so wohlwollend gesinnt waren. Das ist für mich ein grosses Unglück, um so grösser, als es unverdient ist, aber dagegen kann ich nichts tun. Was das Verteilen des Kuchens anbelangt: Ew. Exzellenz kann als Vertreter einer Grossmacht leichter wie ich wissen, ob diese Operation nach einem Jahre, nach einigen Monaten, oder schon nach einigen Wochen vorgenommen werden soll. Aber was ich weiss, ist folgendes: Seit dem Berliner Kongress ist das Königreich Serbien ein unabhängiger Staat, welcher niemandem, auch nicht dem besten Freunde und Verwandten, eine Einmischung in seine inneren Angelegenheiten erlauben kann.

Jadovsky: Ah, so steht es? Nun denn, dann ist es ja gut, aber dann erwarten Sie auch keine Hilfe mehr von Russland.

Dr. V. G.: Sind Sie, Herr Minister, von der kaiserlichen Regierung bevollmächtigt, mir das zu sagen? Wenn Sie von Seite der kaiserlichen Regierung keine solchen Instruktionen haben, haben Sie vielleicht dazu die direkten Befehle S. M. des Kaisers selbst? Wann haben Sie S. kaiserl. Majestät das letztemal gesehen? Wenn das nicht in der allerletzten Zeit geschehen ist, ist Ew. Exzellenz noch sicher, dass in Petersburg jene Gleichgültigkeit noch herrscht, von der Sie gesprochen haben?

Jadovsky (ziemlich verwirrt): Ich habe den Kaiser noch im Januar gesehen... Ich bin durch den Befehl, sofort nach Belgrad abzureisen, ziemlich überrascht gewesen ... und es ist möglich, dass mittlerweile in den Ansichten über Serbien irgend welche Veränderung vorgegangen ist. Ich werde sehr bald nach Wien gehen, um mich zu orientieren... Ich habe heute vor Ihnen nur deswegen mein Herz ausgeschüttet, weil wir zwei alte Bekannte und Mitarbeiter aus Konstantinopel sind.

Herr Jadovsky ging, und ich habe mich sogleich hingesetzt, um dem König dieses Gespräch Wort für Wort schriftlich mitzuteilen. Als der König diesen ungewöhnlichen Bericht gelesen hatte, ersuchte er mich, die Sache einige Tage ruhen zu lassen und nichts zu unternehmen, damit wir sehen, wie sich Herr Jadovsky weiter benehmen werde; und dann, wenn wir einmal in Nisch sind, werde er mir seine Instruktionen geben.

An demselben Tage, wo ich das obige merkwürdige Gespräch mit dem neuen russischen Gesandten führte, sass auch der serbische Gesandte in Petersburg im Kabinette des Grafen Murawiew, welcher ihm die „freudige“ Nachricht mitteilte, dass Herr Jadovsky schon in Belgrad sei. General Gruitch dankte dem Grafen hocherfreut, dass endlich einmal dem diplomatischen Strike, welcher für unsere traditionell freundschaftlichen Beziehungen so schädlich war, ein Ende gemacht wurde, und lenkte zugleich die Aufmerksamkeit auf die Art, in welcher gewisse russische Blätter über Serbien und über die Person des Königs schrieben. Als Beweis gab er ihm einen Artikel, welcher im Blatte „Narod“ erschienen war. Graf Murawiew sagte darauf wörtlich: „Sagen Sie Herrn Georgevitch, dass ich jetzt zum ersten Male gehört habe, dass eine solche Zeitung hier erscheint. Schreiben Sie ihm, dass ich gar keine Rücksicht auf das nehme, was die Zeitungen schreiben,

sowie dass sie gar keinen Einfluss auf die Politik der kaiserlichen Regierung haben."

Nach drei Tagen reiste der König mit uns von Belgrad nach Nisch ab. Bei der Abreise war auf dem Belgrader Bahnhof zur Begrüssung des Königs das ganze diplomatische Korps anwesend, mit einziger Ausnahme des russischen Gesandten. Überrascht durch diese neue Unhöflichkeit, fragte ich bei der Begrüssung der Diplomaten im Hofsalon des Bahnhofes den Doyen, ob Herr Jadovsky unpässlich geworden sei, worauf Baron Waecker-Gotter mir zur Antwort gab, dass der neue russische Gesandte bei ihm gegen den Beschluss der Missionschefs, den König auf dem Bahnhofe zu begrüssen, Protest erhoben habe. Das war also eine absichtliche Beleidigung, welche Herr Jadovsky dem Souverän zufügte, bei dem er akkreditiert war ... Noch während der Reise, im Waggon wurde mir vom König befohlen, in Nisch angelangt, dem General Gruitch eine Kopie meines Berichtes vom 13. Juni zu senden, mit dem Auftrag, diesen Bericht dem Grafen Murawiew zu zeigen und ihn zu fragen, ob Herr Jadovsky Instruktionen seiner Regierung besitze, sich so zu benehmen und zu sprechen?

In Nisch angekommen, habe ich dem General Gruitch unter anderem folgendes geschrieben:

„Der bisherige Geschäftsträger der kaiserlich russischen Gesandtschaft in Belgrad hatte mich fortwährend versichert, dass Herr Jadovsky, welcher schon im November des vorigen Jahres zum Gesandten am Hofe unseres Königs ernannt wurde, nicht vor September nach Belgrad kommen werde. Diese demonstrative Abwesenheit des Herrn Jadovsky hat die königliche Regierung sehr gewundert, weil sie in ihrem ganzen bisherigen Tun und Lassen nicht den geringsten Grund für diesen diplomatischen „Strike" finden konnte. Vierundzwanzig Stunden nach der letzten solchen Versicherung, schrieb mir derselbe Herr Nekljudow, dass die kaiserlich-russische Regierung Herrn Jadovsky befohlen hat, sogleich nach Belgrad zu gehen und seinen Dienst anzutreten. Diese Nachricht hat uns mit um so grösserer Freude erfüllt, weil wir sie gleichzeitig mit den Berichten über die blutigen Zusammenstösse an der türkisch-montenegrinischen Grenze, sowie mit jenen über bulgarische Truppenkonzentrierungen an unserer Grenze erhielten —

notabene Konzentrierungen zum Behufe so merkwürdiger Übungen, dass für sie Truppen selbst aus Philippopel herangezogen wurden, und das zu einer Zeit, wo Serbien seine ganze Kraft für die Lösung der finanziellen, volkswirtschaftlichen und anderen durchaus friedlichen inneren Fragen einsetzen will. Aber schon bei seiner feierlichen Antrittsaudienz hat Herr Jadovsky eine Rede gehalten, welche ich Ihnen in treuer Kopie sende, und in welcher er so gesprochen hat, als ob er nicht bloss am Hofe des Königs von Serbien, sondern für alle „jungen Balkanstaaten“ akkreditiert wäre. Selbstverständlich hat ihm unser Herr nur im Namen seines Staates antworten können. Herr Jadovsky hat auch über die glänzende Zukunft „der Balkanstaaten“ gesprochen, was uns sehr angenehm gewesen wäre, wenn er Vollmacht gehabt hätte, bei einer so feierlichen Gelegenheit solche Worte zu gebrauchen. Ich habe aber Grund an dieser Vollmacht zu zweifeln, weil mir Herr Jadovsky selbst, als ich ihn im Grossen Saale empfing, noch dafür dankte, dass ich ihm eine Stunde vorher geschrieben hatte, dass er mir nicht, wie es üblich ist, die Rede zu zeigen brauchte, mit der er den König zu begrüssen gedenkt; denn erst dann hat er über Hals und Kopf diese Rede aufgesetzt. In dem Gespräche, welches der König nach Empfang seiner Kreditive mit Herrn Jadovsky sehr gnädig geführt hat, — in meiner und des russischen Sekretärs Georg Alexandrovitch Nelidow Anwesenheit — hat der russische Gesandte es für gut befunden, ohne irgend einen Anlass von seiten S. M. dem Herrscher Serbiens zu sagen, dass Serbien auf dem Wege nach Saloniki nichts zu suchen habe, weil Saloniki entweder an Griechenland oder an Bulgarien fallen müsse. Als darauf unser Herr lächelnd fragte, ob denn Serbien auf immer verurteilt sein solle, ohne einen Ausgang zu bleiben, schickte ihn Herr Jadovsky an das serbische Meer, an das adriatische Meer . . . Auf meine Bemerkung, dass uns der Weg zu diesem Meere mit Einwilligung Russlands versperrt worden ist, wies Herr Jadovsky uns dann durch Albanien an das Meer . . . Nach der Audienz sind die Taktlosigkeiten des Herrn Jadovsky crescendo weiter gegangen. So hat der russische Gesandte, obwohl er wusste, dass er tags darauf die Ehre haben werde, an der Hoftafel auch mit dem Vater des Königs zusammen zu sitzen, das nicht tun wollen, was alle früheren Gesandten ohne Ausnahme getan haben und was auch sein un-

mittelbarer Vorgänger Herr Isvolsky getan hat: er hat um keine Audienz beim König Milan nachgesucht, obwohl dieser nicht bloss Kommandant der aktiven Armee, sondern auch Mitglied des herrschenden Hauses ist. Herr Jadovsky hat geglaubt, dass es genügen wird, fünf Minuten vor dem Galadiner zu ersuchen, ihn mit dem König Milan bekanntzumachen, als ob S. M. ein Stadtpräfekt oder ein anderer höherer Beamter wäre, dessen Bekanntschaft man zufälligerweise bei der Hoftafel machen könne. Da aber König Milan die Gewohnheit hat, nicht mit Leuten zu essen, die ihm nicht vorgestellt sind, so ist S. M. zu diesem Diner nicht gekommen. Angesichts dieser Beleidigung, welche der Herr Gesandte dem Kommandanten der ganzen aktiven Armee zugefügt hat, haben die ganze Generalität und alle höheren Offiziere, welche zu dem Diner geladen waren, für die Ehre gedankt und ihr Ausbleiben entschuldigt. Aber das alles war noch nicht genug. Er hat bei seinem ersten amtlichen Schritte, bei meinem diplomatischen Empfang im Ministerium, solche Dinge und in einem solchen Tone gesprochen, wie bis jetzt vielleicht noch nie ein Gesandter in irgend einem europäischen Staate mit einem Minister des Äusseren gesprochen hat. Dieses Gespräch ist ein solches Unikum in der Geschichte der Diplomatie, dass ich es als meine Pflicht erachtet habe, darüber S. M. dem König einen schriftlichen Rapport zu unterbreiten. S. M. hat mir zu befehlen geruht, auch Ihnen eine Kopie von diesem Bericht zu senden, was ich hiermit tue. Aus diesem Berichte werden Sie gleich eingangs ersehen, wie apodiktisch Herr Jadovsky behauptet hat, dass Serbien daran arbeite, eine Militärkonvention mit Österreich-Ungarn abzuschliessen, trotzdem der König zehn Tage früher Gelegenheit genommen hat, dem Herrn Nekljudow zu sagen, dass alle Gerüchte darüber böswillige Erfindungen sind; trotzdem der König ferner Herrn Nekljudow bevollmächtigt hat, diese seine Mitteilung der kaiserl. Regierung zu senden; trotzdem es also mehr als wahrscheinlich ist, dass Herr Nekljudow bei der Übergabe der Geschäfte Herrn Jadovsky von dieser allerhöchsten und massgebendsten Widerlegung jener Erfindung in Kenntnis gesetzt hat: trotzalledem hat es Herr Jadovsky für gut befunden, nicht zu glauben, was der König von Serbien behauptet, und für gut befunden, mir, dem Minister S. M. von dieser Konvention als von einer Sache zu

sprechen, welche schon der ganzen Welt bekannt ist. Betreffs des Übrigen, was Sie in diesem Berichte finden werden, brauche ich dem Gesandten und General unseres Königs keinen weiteren Kommentar zu geben, — am allerwenigsten bezüglich der Beleidigungen gegen den Vater des Königs.

„Indessen, bis dahin hat Herr Jadovsky das Recht zu haben geglaubt, bloss König Milan zu beleidigen. Was er aber gestern gewagt hat, das ist eine Beleidigung für den König von Serbien selbst, welchen der Kaiser von Russland seinen Bruder nennt. Als gestern der König Belgrad verliess, um hier die Nationalversammlung zu eröffnen, haben ihm nicht bloss alle Grosswürdenträger des Königreichs, sondern auch das ganze diplomatische Korps auf den Bahnhof das Geleite gegeben. Das einzige Mitglied des diplomatischen Korps, welches bei dieser Verabschiedung vom König nicht anwesend sein wollte, war Herr Jadovsky, indem er zugleich beim Doyen des diplomatischen Korps gegen diese Höflichkeit aller Chefs der fremden Missionen protestierte . . . Nach einer solchen Tatsache will unser König wissen, wie er sein weiteres Benehmen gegen einen solchen Vertreter Russlands, wie es Herr Jadovsky ist, einzurichten hat. Deswegen befiehlt er Ihnen, Herr General, alles Vorstehende dem kaiserlichen Minister des Äusseren mitzuteilen, und ihm dabei zu sagen, wie sehr die königliche Regierung durch dieses Benehmen des Herrn Jadovsky verletzt ist, weil sie nicht einmal denken kann, dass dieses Benehmen den Instruktionen der kaiserlichen Regierung entsprechen sollte, geschweige den hohen Intentionen S. M. des Kaisers und dem traditionellen Wohlwollen Russlands für Serbien."

Gleichzeitig mit diesem Brief an den General Gruitch, ist auch auf ausdrücklichen Befehl des Königs je eine Kopie meines Berichtes vom 13. Juni an die serbischen Gesandten in Wien und Konstantinopel abgegangen.

Am 24. Juni 1898 telegraphierte mir General Gruitch nach Nisch folgendes:

„Kaiserl. Minister des Äusseren bedauert das taktlose Benehmen Jadovskys. Hat ihm telegraphisch eine Rüge geschickt. Bittet den König an die besten Gefühle des Kaisers für S. M. und für Serbien zu glauben."

An demselben Tag, an dem dieses Telegramm in Petersburg

aufgegeben wurde, hat Herr Jadovsky seinen ersten Rapport an den Grafen Murawiew geschrieben, aus welchem wir Einiges wörtlich mitzuteilen in der Lage sind.

„Am 7./19. d. Mts. abends bin ich nach Belgrad gekommen, habe den Tag darauf mit dem Minister des Äusseren Besuche gewechselt. Am 11. hat mich der König Alexander in feierlicher Audienz empfangen und war einen Tag später bei S. M. beim Diner, welches wegen meiner Ankunft gegeben wurde. Früher hatte ich mich in das Besuchsbuch des Vaters des Königs eingeschrieben.

„Zur allgemeinen Verwunderung und gegen die hiesigen Gebräuche war König Milan bei diesem Diner nicht anwesend. Aus nachträglichen Erkundigungen folgt, dass seine Abwesenheit dadurch zu erklären ist, weil er unzufrieden war, warum ich bei ihm nicht gerade so eine Audienz nachgesucht habe, wie beim herrschenden König.

„Indessen habe ich das getan, was hier Brauch ist, seitdem er nach Belgrad zurückgekehrt ist, nach welchem Brauch die Gesandten sich in sein Besuchsbuch einschreiben, und, wenn sie dann seine Bekanntschaft machen, ihn besuchen, aber ohne jede Etikette, im Gehrock.

„Man muss annehmen, dass die Aufregung und die Prätentionen, welche in letzter Zeit an ihm bemerkt wurden, sein Selbstgefühl über jedes Mass gesteigert haben, so dass er die Prätention hat, als Mitregent aufgefasst zu werden. Ausserdem habe ich erfahren, dass er meine plötzliche Hierherkunft nach so langer Verschiebung als einen Schritt der kaiserlichen Regierung ausposaunen liess, welcher zu einer Aussöhnung der kaiserlichen Regierung mit ihm führen soll, und er wollte durch meinen Besuch dieser Behauptung mehr Effekt verleihen.

„Indem ich bedaure, dass ich ihm, ohne es zu wollen, eine Unannehmlichkeit bereitet habe, bin ich sehr froh, dass ich in die mir gelegte Falle nicht gegangen bin und somit auch unwillkürlich nichts beigetragen habe, seine Lage und Autorität zu heben.

„Die Könige sind mit dem Hofe und den Ministerien am 15. ds. nach Nisch zur Nationalversammlung gegangen, und gedenken nach Schluss der Session zusammen nach Karlsbad zu

gehen, woher sie erst im September nach Belgrad zurückkehren werden.

„Da König Milan hauptsächlich wegen seiner Pariser Geldverlegenheiten hier weilt, — wie mir der französische Geschäftsträger sagt, droht ihm in Paris die Gefahr, dass seine Wechsel im Betrage von sieben Millionen, die sich in den Händen des Finanzagenten eines gewissen Verne befinden, protestiert werden, — ist zu hoffen, dass es der serbischen Regierung bis zum September gelingen wird, eine Anleihe abzuschliessen, von welcher der Löwenanteil im Vorhinein für die Hände des Generalissimus bestimmt ist, und dass dann das Land, wenn auch nur provisorisch, diesen unruhigen Gast loswerden wird, welcher dem Lande soviel kostet.

„Aber die Aussichten auf die Abschliessung einer Anleihe können ohne unsere Hilfe nicht realisiert werden, denn die Länderbank ist zu schwach, um die Hindernisse in Paris zu bewältigen."

Wollen wir nun ein wenig sehen, inwieweit dieser amtliche Bericht des Herrn Jadovsky aus Belgrad der Wahrheit entspricht.

1. Den Besuch, welchen ich ihm als Minister des Äusseren gemacht habe, hat er nicht erwidert. 2. Nicht vor, sondern viel später, nach dem betreffenden Galadiner, hat er sich in das Buch der Besuche bei König Milan eingeschrieben. 3. König Milan hat von ihm nichts anderes erwartet, als was alle anderen Gesandten getan haben, nämlich, dass er eine Privataudienz verlangt. 4. König Milan hat durchaus nicht eine Mitregentschaft prätendiert. Im Gegenteil, er hat seinen Sohn immer und bei jeder Gelegenheit als seinen Herrn und König und obersten Kriegsherrn in die vorderste Reihe gerückt. 5. Die vorbereitete „Falle" war eine Erfindung des Herrn Jadovsky, vermöge welcher er vor seinem Chef mit seiner Klugheit prahlen wollte. 6. Der französische Geschäftsträger konnte unmöglich Herrn Jadovsky gesagt haben, dass ein gewisser Verne Wechsel des Königs Milan für sieben Millionen in seinen Händen habe. Excusez du peu! Diese Erfindung hat Jadovsky gebraucht, um die Rückkehr des Königs Milan nach Serbien und die Bemühungen der serbischen

Regierung um eine Anleihe in seiner vornehmen Art zu erklären. An späterer Stelle werden wir beweisen, dass König Milan von Serbien nicht einen Centime mehr bekommen hat, als die Apanage, welche die Volksvertretung ihm in dem Staatsbudget ausgeworfen hat, und dass er seinen Gehalt als General und Kommandant der Armee regelmässig den kranken Offizieren geschenkt hat. Demgemäss hat König Milan bis zu seinem Tode im ganzen 1 240 000 Franks von seiner Apanage bekommen. Wenn er in dieser Zeit von dreiundeinhalb Jahren nicht einen Kreuzer verzehrt, und wenn er diese ganze Apanage für die Abzahlung seiner „sieben Millionenschuld“ verwendet hätte, so wären doch bei seinem Tode in den Händen des Herrn Verne noch 5 760 000 Franks unbezahlter Wechsel gewesen. Nach dem Tode des Königs Milan haben die Behörden von Wien sein ganzes Hab und Gut unter Siegel gestellt und amtlich in allen Zeitungen den Termin bestimmt, bis zu welchem sich alle diejenigen melden konnten, welche vom König Milan etwas zu fordern hatten. Der Termin ist verstrichen, und kein einziger Gläubiger des Königs Milan hat sich gemeldet . . . 6. Von der Erfindung des Herrn Jadovsky, dass „die beiden Könige“ und die serbische Regierung bloss deswegen die Freundschaft Russlands gesucht haben, um eine Anleihe zu finden, von welcher der Löwenanteil an König Milan fallen sollte — von dieser Erfindung rede ich nicht mehr.

Am selben 24. Juni hat Herr Jadovsky noch einen Bericht an den Grafen Murawiew gesandt, aus dem ich ebenfalls in der Lage bin, wörtlich einiges mitzuteilen, und in dem er über die politischen „Bedingungen“ der jetzigen serbischen Regierung meldet:

„Vor allem hat mich die Nervosität stutzig gemacht, mit welcher König Alexander gleich im ersten Gespräch mit mir bestrebt war, mir die Unmöglichkeit einer ruhigen Entwickelung des Landes zu beweisen, und dass alles Böse in Serbien von dem Bestehen der politischen Parteien herkomme, sowie dass es auf verfassungsmässigem Wege unmöglich sei, diesem Unheil zu steuern. Er hat seine Rede damit beendigt, mir zu sagen, dass er im Interesse des Volkes beschlossen habe, die vollständige Freiheit der Aktion an sich zu reissen und alles, was der Einführung einer stabilen Ordnung im Lande hinderlich ist, aus dem Wege zu räumen.

„Ich habe mich begnügt, ohne mich in die Untersuchung der

Hypothese, auf welche er seine Schlüsse aufgebaut hat, einzulassen, und welche etwas für sich hat, einfach zu bemerken, dass der Schluss, welchen der König aus ihr gezogen, ein wenig riskiert sei, denn abgesehen von dem Schwur, welchen der König auf die Verfassung geleistet habe und welcher ihn binde, werde er auf diesem rücksichtslosen Wege unausweichlichen Schwierigkeiten begegnen, welche viel grössere und gefährlichere Erschütterungen hervorbringen könnten, als es diejenigen sind, welche er auf diese Weise entfernen möchte.

„Jeder Argumentation zur Verteidigung seiner Ansicht aus dem Wege gehend, hat der König fortgefahren, seine Ansicht zu entwickeln und lebhaft zu verteidigen, wodurch er mir gezeigt hat, dass seine ganze Rede eine auswendig gelernte Lektion war, und es war mir nicht schwer zu erraten, welcher Lehrer ihm diese Lektion eingegeben hat. Das hat mich bewogen, hinzuzufügen, dass ich in einem solchen Programm einen Versuch zur Heraufbeschwörung unerwarteter Ereignisse sehe, welche imstande wären, auch die besten Freunde Serbiens zu der Rolle uninteressierter Beobachter zu zwingen.

„Der Charakter und das Verfahren der jetzigen Regierung, die Art und Weise, wie die letzten allgemeinen Wahlen durchgeführt worden sind, die Zusammensetzung der neuen Volksvertretung: alles das entspricht vollständig den Ideen des Königs und dem Prinzip einer echt Milanschen Wirtschaft. Es ist gar nicht schwer vorauszusehen, wie diese ganze traurige Geschichte enden wird.

„Der Inspirator des Ganzen ist der Vater des Königs, welcher mit Hilfe der Armee der faktische Herrscher ist. Der Hauptmitarbeiter ist Georgevitch, welcher dem König Milan blind ergeben ist und das Ganze dirigiert, weil die übrigen Mitglieder des Ministeriums lauter unbedeutende Personen sind und gar kein Ansehen geniessen. Im Hintergrunde steht Ristitch, welcher die Aufgabe hat, die Majorität der Volksvertretung zu leiten. Ristitch hält sich vorläufig sehr vorsichtig abseits, aber er ist dazu bestimmt, im entscheidenden Momente, wenn die Staatsgeschäfte eine gefährliche Richtung genommen haben werden und der unpopuläre Georgevitch vor dem Zorne des Volkes sich nicht länger halten kann, diesen zu ersetzen.

„Bei solchen Verhältnissen finde ich, dass nur zwei Fälle möglich sind: Entweder wird das Volk schweigen und geduldig alles ertragen, und dann wird das Land mit grossen Schritten der finanziellen und politischen Katastrophe entgegeneilen, oder das Übermass der Gewalttätigkeiten und Ungerechtigkeiten wird selbst den Geduldbecher der dumpfen friedliebenden Masse des serbischen Volkes überfliessen machen, und im Lande eine sehr gefährliche Erschütterung hervorbringen.

„In einem wie im anderen Falle wäre es meiner Ansicht nach sehr klug, öffentlich zu dokumentieren, dass wir an diesem traurigen Unternehmen, welches von gewissen hiesigen fremden Vertretern schadenfroh unterstützt wird, keinen Anteil nehmen.

„Demgemäss finde ich, dass es für uns besser wäre, meine hiesige Anwesenheit bloss durch die Sorge der kaiserlichen Regierung für die Schicksale des serbischen Volkes zu erklären, um nicht die Ansicht aufkommen zu lassen, dass meine hiesige Anwesenheit eine Billigung des ungesetzlichen und gefährlichen Weges bedeute, auf den sich der junge und schwache Herrscher dieses Landes schleppen lässt."

So viel wird genügen, um die Gesinnungen zu kennzeichnen, mit welchen der neue Gesandte Russlands nach Serbien gekommen war, wo man sich über seine Ankunft so freute! Es genügt auch, um zu beweisen, dass seine Auffassung der politischen Lage in Serbien, welche er in zwei Tagen so ergründet hatte, ebenfalls etwas wie eine angelernte Lektion war. Die Lehrer brauchen wir nicht weit zu suchen, welche ihm diese Lektion eingelernt haben. Um seine Wahrheitsliebe in seinen amtlichen Berichten an die kaiserliche Regierung zu kennzeichnen, genügt es, daran zu erinnern, dass er selbst in seinen Gesprächen mit mir erklärt hatte, der König von Serbien sollte ein Selbstherrscher, ein Autokrat sein, während er in dem oben mitgeteilten Berichte behauptet, dem König das Gegenteil gesagt, ja ihn sogar an den Verfassungsschwur erinnert zu haben . . .

Nach unserer Abreise wurde im diplomatischen Korps das Verhalten des neuen russischen Gesandten sehr lebhaft besprochen, — selbstverständlich nur insoweit es bekannt war, denn kein Mensch hatte eine Ahnung, wie dieser redliche Beamte sich erst in seinen amtlichen Berichten benahm. Aber selbst das Wenige,

was man von seinem Benehmen zu Gesichte bekam, war genügend, um allgemeine Indignation hervorzurufen; die einzige Ausnahme machte der Sekretär der französischen Gesandtschaft, Herr Rousseau. Dieser erklärte gleich, dass die Ankunft des Herrn Jadovsky die vollständige Desavouierung des Geschäftsträgers Nekljudow bedeute. Bei Gelegenheit des Festes an Bord des russischen Dampfers „Alexander I." hatte diesem der österreichisch-ungarische Gesandte dazu gratuliert, dass es ihm gelungen sei, den König Milan zur Teilnahme an dieser Festlichkeit zu bewegen, wodurch er dem serbischen Hofe Gelegenheit gab, vor der ganzen Welt zu zeigen, dass gewisse mit der russischen Regierung bestandene Differenzen ausgeglichen seien. Herr Nekljudow hatte damals darauf geantwortet: „Mein lieber Freund, ich habe es aus Überzeugung getan, und weil ich nach meinen persönlichen Sympathien nicht anders handeln konnte. Allein ich muss bekennen, dass ich dazu keinerlei Auftrag hatte. Ich glaube nur, dass meine Darstellung der Sache in Petersburg eine gute Aufnahme finden wird."

Herr von Schiessl meinte darauf, dass er das unter solchen Umständen bezweifle, worauf Herr Nekljudow, die Stärke seiner Stellung in Petersburg betonend, doch bei der Überzeugung verblieb, dass alles eine gute Aufnahme finden werde. Tatsächlich teilte er Herrn von Schiessl dann nach einiger Zeit mit, dass er aus Petersburg eine sehr zufriedenstellende Antwort bekommen habe; zwischen den Zeilen könne man lesen, dass die kaiserliche Regierung die Sache mit Genugtuung zur Kenntnis genommen habe, so dass demgemäss das Zerwürfnis zwischen der russischen Regierung und dem König Milan als beigelegt zu betrachten sei. So betrachtete Herr Nekljudow die Sache als einen Erfolg, und der österreichisch-ungarische Gesandte wollte also auch nach der obigen Äusserung des französischen Geschäftsträgers nicht glauben, dass Herr Jadovsky sein beleidigendes Benehmen auf Grund von Instruktionen seiner Regierung eingerichtet haben sollte — sondern es blieb nur die Auffassung, dass Herr Jadovsky bloss aus angeborener Aufdringlichkeit so aufgetreten sei. Und notwendig erinnerte man sich, dass er in seiner bisherigen diplomatischen Tätigkeit viele ähnliche Böcke geschossen hatte und dafür von seiner Regierung immer desavouiert worden war. Er hatte übri-

gens, wie erwähnt, bei der Abreise des Königs nach Nisch nicht bloss bei Herrn Baron Waecker-Gotter, sondern auch beim österreichisch-ungarischen Gesandten dagegen protestiert, dass seine Kollegen über ihn verfügen und ihn auf den Bahnhof einladen; und unter dem obigen Gesichtspunkte wurde dies also im diplomatischen Korps so aufgefasst, dass er nicht auf den Bahnhof kommen konnte, weil er wusste, dass er dort den von ihm beleidigten König Milan antreffen werde, und deswegen eben habe er seine Abwesenheit in diesen Protest nur sozusagen eingewickelt. Sollte er nun aber doch — was sich nicht ganz ausschliessen liess — auf Grund von Instruktionen gehandelt haben, dann sah man im diplomatischen Korps die Möglichkeit d r a m a t i s c h e r Entwickelungen voraus.

Selbstverständlich wurden diese Ereignisse auch im Publikum Belgrads lebhaft diskutiert. Die Radikalen frohlockten und rechneten schon mit der Notwendigkeit unserer Demission. Unterdessen erhielt ich aus Petersburg von General Gruitch weitere Nachrichten. Er schrieb:

„So wie ich Herrn Jadovsky kannte, hatte ich ohnehin wenig Vertrauen in seinen politischen Takt; aber als ich Ihren Brief mit den Beilagen gelesen hatte, war ich selbst ausserordentlich überrascht und wartete mit Ungeduld auf die Gelegenheit, den Grafen Murawiew zu sehen, um ihn zu fragen, ob Herr Jadovsky in seinen Instruktionen nicht irgend einen Anhaltspunkt zu finden glaubte, mit welchem er sein taktloses Auftreten in Belgrad zu entschuldigen versuchen konnte, — obwohl ich daran von vornherein nicht geglaubt habe. Für diese Begegnung mit dem Grafen hatte ich eine note verbale vorbereitet, in welcher ich bloss dasjenige aufzeichnete, was Herr Jadovsky gesprochen und getan hat, damit der Minister genau mit dem Ganzen bekannt werde.“

„Mein Gespräch mit dem Minister des Äusseren habe ich damit begonnen, dass ich ihm sagte, wie wir uns nach so langem Warten freuten, als Herr Jadovsky endlich nach Belgrad kam; wie uns aber der neue russische Gesandte gleich bei den ersten Schritten seiner wichtigen Mission vollständig enttäuschte. Nachdem ich ihm mündlich alles Geschehene erzählt hatte, übergab ich dem Minister die vorbereitete note verbale und bemerkte dazu, dass ich das Benehmen des Herrn Jadovsky seinem Urteile überlasse.

„Kaum hatte Graf Murawiew den Anfang meiner Note gelesen, so sagte er mir, dass ihm dieses Gespräch des Herrn Jadovsky mit Ihnen schon bekannt sei. Der österreichische Botschafter Fürst Lichtenstein habe ihm auf Befehl des Grafen Goluchowski die Entdeckungen des Herrn Jadovsky über eine angebliche Militärkonvention zwischen Serbien und Österreich-Ungarn mitgeteilt und Aufklärungen verlangt. Graf Murawiew fügte hinzu, er habe dem österreichischen Botschafter geantwortet, dass er von einer Militärkonvention nichts wisse und dass somit Herr Jadovsky darüber aus dem russischen Ministerium nichts erfahren konnte. Darüber telegraphisch befragt, hat Jadovsky seinem Minister gemeldet, dass er dieses Gespräch mit Ihnen bloss als Ihr „alter Bekannter" und nicht als Gesandter geführt habe, dass diesem Gespräch somit kein amtlicher Charakter hätte gegeben werden sollen. Trotzdem hat Graf Murawiew Herrn Jadovsky dafür einen Verweis erteilt, und zwar so, dass es ihm nie mehr einfallen wird, solchen Unsinn zu sprechen.

„Ich habe dem Minister dafür meinen Dank ausgesprochen, habe aber hinzugesetzt, dass sich Herr Jadovsky doch nicht bloss durch dieses Gespräch kompromittiert hat — welches absolut nicht als Privatgespräch aufgefasst werden kann, nachdem es im Ministerium des Äusseren beim offiziellen Empfang der Diplomaten stattgefunden hat — sondern auch durch seine Taktlosigkeiten gegenüber S. M. dem König und dem königlichen Hofe.

„Zuerst erwähnte ich, wie Herr Jadovsky ohne irgend einen Anlass in der feierlichen Audienz S. M. dem König erklärt hat, dass wir gar keine Aussicht auf Saloniki haben. Dann habe ich besonders die zweite Taktlosigkeit unterstrichen, dass er keine Audienz beim Vater des Königs verlangt hat, und dass infolgedessen sowohl König Milan als auch die ganze Generalität nicht zum Galadiner gekommen sind, welches zu Ehren des neuen kaiserlichen Gesandten bei Hofe gegeben wurde. Schliesslich habe ich die Aufmerksamkeit des Ministers auf die Rücksichtslosigkeit des Herrn Jadovsky für die erhabene Person des Königs gelenkt, welche darin lag, dass er bei der Abreise des Königs nach Nisch den König nicht begrüssen wollte, wie es alle seine Kollegen getan haben.

„Nachdem er das alles angehört hatte, machte Graf Murawiew in grosser Aufregung folgenden Ausruf: „Ich bitte Sie, Sie

sind mein Zeuge, mit welchem Vergnügen ich Herrn Jadovsky nach Belgrad geschickt habe, natürlich in der Absicht, dem König und seiner Regierung etwas Angenehmes, nicht aber um Ihnen eine Unannehmlichkeit zu bereiten. Deswegen bitte ich Sie, sofort nach Belgrad zu melden, dass ich das Benehmen des Herrn Jadovsky vollständig verurteile und kategorisch dementiere. Melden Sie, bitte, dem König, dass der Kaiser ein lebhaftes Interesse für Serbien und die besten Gefühle für S. M. hegt."

„Ich fand es gut, noch speziell zu fragen, ob Herr Jadovsky nicht Instruktionen für sein Benehmen gegenüber dem König Milan gehabt, und ob er nicht auf Grund dieser Instruktionen es unterlassen habe, dem König Milan seine Aufwartung zu machen. Graf Murawiew erklärte mir darauf in der entschiedensten Weise, dass Herr Jadovsky auch diese speziellen Instruktionen nicht gehabt und dass er das alles einfach aus Unwissenheit getan hat. Dann setzte er fort:

„Diesen Jadovsky kenne ich beinahe gar nicht. Ich weiss nur, dass er in Konstantinopel ähnliche Geschichten gemacht hat. Kennen Sie ihn vielleicht?

„Soweit ich ihn kenne, — gab ich zur Antwort — ist er ein ganz guter Junge, aber er ist nicht auf den richtigen Platz gekommen. Er taugt nicht zum Diplomaten.

„Er ist lange Konsul in Griechenland gewesen — setzte der Minister fort — hat dort eine Griechin geheiratet, und daher kommt wohl wahrscheinlich die grosse Protektion der Königin Olga Konstantinovna (welche am selben Tage in Petersburg angekommen war) für ihn. Wer lange im Konsulardienst zubringt, der wird selten ein guter Diplomat. Und doch mögen Sie ihn nicht zu strenge richten. Ich hoffe, dass er nach der Lektion, welche er von mir schon bekommen hat und noch bekommen wird, nie mehr irgend eine neue Unannehmlichkeit verursachen wird. —

„Nach einer solchen aufrichtigen Erklärung des Grafen Murawiew, habe ich das Ministerium sehr beruhigt verlassen. Die kaiserliche Regierung desavouiert vollständig das taktlose und beleidigende Benehmen ihres neuen Gesandten; er hat hierzu keine Instruktionen gehabt, im Gegenteil, die kaiserliche Regierung hat durch seine Sendung nach Belgrad der königlichen Regierung eine Annehmlichkeit und nicht eine Unannehmlichkeit

bereiten wollen. Der Kaiser und seine Regierung hegen beständig freundschaftliche Gefühle für S. M. den König und für Serbien. Deswegen wäre meine höfliche Meinung, das Ganze der Vergessenheit zu übergeben, und Herr Jadovsky wird bald entweder trachten das Geschehene gut zu machen, oder er wird selbst wünschen müssen, aus Belgrad versetzt zu werden."

Den folgenden Tag hat mir unser Gesandter in Petersburg, unter anderem nachträglich geschrieben:

„In einer administrativen Angelegenheit bin ich gestern beim Vertreter des Direktors der ersten (früher der „asiatischen") Abteilung, Herrn Hartwig gewesen. Ich fand ihn gerade beim Fertigstellen des Berichtes an den Kaiser. In demselben befand sich auch meine note verbale, welche ich dem Grafen Murawiew über Herrn Jadovsky gegeben hatte.

„— Sie haben, Exzellenz, — sagte er — sehr gut getan, diese Note zu übergeben. Erst aus ihr haben wir ersehen, was der Jadovsky für ein Dummkopf ist („durak" und „balvan"). Wie er sich nur unterstehen konnte, dem Kaiser Worte in den Mund zu legen, wie dass der Kaiser kein Interesse mehr an Serbien habe! Na, dem wird jetzt eine Suppe eingebrockt, dass ich nicht weiss, wie er sie wird ausessen können. Das wird er sich wohl merken." Nach diesen zornigen Exklamationen an die Adresse des Herrn Jadovsky, klagte Herr Hartwig, dass Russland wenig Glück in der Auswahl seiner Vertreter in der Fremde, und besonders für Belgrad, habe und wie diese oft entgegen den Ansichten der kaiserlichen Regierung auf eigene Hand Politik machen." — — —

„— — — Im vorletzten Briefe habe ich die Ehre gehabt, Ihnen mitzuteilen, dass der englische Botschafter die Aufmerksamkeit des Grafen Murawiew auf die Konzentrierung der bulgarischen Armee an der serbischen Grenze gelenkt hat. Bei dem letzten diplomatischen Empfang bin ich mit Sir O'Connor zusammengetroffen und habe ihn gefragt, ob er weitere Nachrichten darüber habe? Er sagte mir, dass die Sache jetzt vollständig aufgeklärt ist und dass man aus Sofia die befriedigendsten Aufklärungen nach Belgrad geschickt hat. Die Sache war, sagte der englische Botschafter, eine sehr gewöhnliche und einfache, ein Kavallerieregiment aus Philippopel hat mit noch einer Truppe aus Sofia mili-

tärische Übungen in der Richtung der serbischen Grenze gemacht, und das war alles.

„Der hiesige bulgarische Vertreter hat mir mitgeteilt, der englische Botschafter hätte die Sache deswegen so ernst genommen, weil ihm Lord Salisbury befohlen hatte, die Aufmerksamkeit des Grafen Murawiew auf die Sache zu lenken, woraus zu ersehen wäre, dass selbst Lord Salisbury schlecht unterrichtet gewesen sei. Die Herren Engländer, fuhr Herr Stantchow fort, haben nicht berücksichtigen wollen, dass ernste militärische Unternehmungen nicht vorgenommen werden könnten in einem Momente, in welchem der erste Minister Bulgariens krankheitshalber in einem Bade weilt und der Fürst selbst im Begriffe steht, ins Ausland abzureisen."

Über die Zusammenziehungen der bulgarischen Truppen an unserer Grenze, habe ich gleichzeitig von unserem Gesandten in Sofia einen Brief erhalten, in welchem folgendes zu lesen war:

„Die Konzentrierung der bulgarischen Truppen an unserer Grenze wird ununterbrochen fortgesetzt. Ganz ernste Leute behaupten, dass auch das Regiment aus Schumen und ein grosser Teil der Garnison von Rustchuk nach unseren Grenzen abgehen werden, wo man auch andere Truppenteile aus Ost-Rumelien erwartet. Gestern morgen sind in Slivnitza acht Kruppsche Kanonen, sieben gepanzerte, vier sehr grosse und drei kleinere Kanonen, mit vier Waggons Soldaten und einem Waggon Offiziere angekommen. Am Abend standen auf dem hiesigen Bahnhof fünf Waggons der serbischen Staatsbahnen, von denen ein jeder mit zwei grossen Belagerungsgeschützen beladen war. Diese Waggons sind schon expediert. Heute morgens sind zwei weitere serbische Waggons mit Munition beladen worden, und werden mittags abgeschickt werden. Das Alexander-Regiment und das vierzehnte mazedonische Regiment sind gestern nach einer kirchlichen Einsegnung abmarschiert. Solche kirchliche Zeremonien werden gewöhnlich nur beim Abmarsch der Truppen in einen Krieg vorgenommen. Von allen Seiten bekomme ich Berichte, dass alle Offiziere, welche an die Grenze gehen, behaupten, die „Militärübungen" wären nur eine Ausrede, sie gingen in den Krieg. Gleichzeitig wird überall verbreitet, dass Serbien riesige Truppenmassen aufgestellt hat, und dass es somit den Krieg provozieren will. Dieselben Gerüchte werden auch durch die Zei-

tungen verbreitet, und sogar behauptet, dass es schon zu einem Zusammenstosse an der Grenze gekommen sei, wobei zwei Serben gefallen wären. Herr Theodorow sagte mir gestern, dass er darüber keinen Bericht bekommen habe und deswegen daran nicht glaube. Er setzte hinzu, dass der Kriegsminister seine Anordnungen über die Schiessübungen veröffentlichen wird und dass dann aller Welt klar werden wird, warum die Kanonen und die Armee nach Slivnitza geschickt werden. Der Kriegsminister hat das auch gestern abends im „Courrier des Balcans“ getan. Nach der Verfügung des Kriegsministers hat die Redaktion des Blattes die Bemerkung hinzugefügt: „Dieses amtliche Dokument wird allen alarmierenden Gerüchten, welche über unsere Beziehungen mit Serbien seit einigen Tagen in Sofia zirkulieren, ein Ende machen.“ Herr Theodorow versprach auch in den Regierungsblättern das Publikum beruhigen zu wollen. Das wäre auch sehr notwendig, denn die Aufregung in der Stadt ist sehr gross. Die Bürger sind sehr besorgt und fragen: was hat denn Serbien für eine Ursache, Bulgarien mit Krieg zu bedrohen? Warum musste es so weit kommen! Ich habe allen unseren Leuten anempfohlen, in der Bürgerschaft den Glauben an kriegerische Absichten der serbischen Regierung zu bekämpfen und alle Bewegungen der bulgarischen Armee mit der servilen Politik der bulgarischen Regierung zu erklären, welche das Bedürfnis hat, die Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung von der schädlichen inneren Politik abzulenken. Das Organ Karavelovs „Zname“ beschuldigt Serbien selbst wegen der Angriffe der Albanesen an unserer Grenze und reizt die bulgarische Regierung gegen Serbien, die Vornahme der allerernstesten Massregeln verlangend.

„Seit einigen Tagen weilt hier der deutsche Militärattaché Hauptmann Morgen. Der Fürst hat ihn empfangen, hat ihm ein Diner gegeben und mehrere Offiziere zu seiner Verfügung gestellt, welche ihn in alle Kasernen und überallhin geführt haben. Mit Sicherheit kann ich melden, dass die bulgarischen Offiziere bestrebt waren, dem Hauptmann Morgen zu beweisen, dass alle ihre Vorbereitungen durch die drohende Haltung der Serben hervorgerufen wurden. Er hat ihnen erklärt, dass es wenigstens in diesem Jahre zu einem Kriege nicht kommen wird, weil es dazu nicht kommen darf.

„Es wird auch davon gesprochen, dass die ganze Reserve der Armee den Befehl erhalten hat, sich jeden Augenblick für eine Einberufung bereit zu halten. Ich war beim hiesigen russischen Vertreter Bachmetiew zum Dejeuner geladen, nach welchem wir ein langes Gespräch über die Lage geführt haben. Herr Bachmetiew hat bei meinem Abschied das Ganze mit folgenden Worten resümiert: „Bulgarien kann, darf keinen Krieg, gleichviel welchen führen, weil wir einen solchen Befehl gegeben haben. (Für die Beziehungen Russlands zu Bulgarien verwendet er immer das Zeitwort befehlen.) Natürlich, Bulgarien wird keinen Krieg jetzt führen, weil niemand wissen kann, was die Zukunft bringen kann. Übrigens, Serbien darf auch keinen Krieg führen."

„Darauf habe ich ihm gesagt, mit uns wäre es ganz anders. Wir wünschen mit niemandem Krieg zu führen, und mit Bulgarien am allerwenigsten; wenn wir aber zum Kriege provoziert werden sollten, gibt es keine Einflüsse, die uns davon zurückhalten könnten, ausser der Ehre und den Landesinteressen. Bei uns sind, sagte ich ihm, wie Sie es aus unseren bisherigen Kriegen wissen dürften, selbst die Finanzen hierbei nicht ausschlaggebend, aber wir wünschen keinen Krieg und alles, worum ich mich hier bemühe, ist, die Sachen nicht so weit kommen zu lassen, um überhaupt je noch mit Bulgarien Krieg zu führen. Wir wissen auch sehr gut, dass Bulgarien vorläufig nicht imstande ist Krieg zu führen, somit nehmen wir diese ihre ganzen jetzigen Dummheiten gar nicht ernst. Aber was uns mit Sorge erfüllt, ist dieses systematische Quälen mit Nadelstichen, denn wir fürchten, es könnte allmählich zu einer solchen Verfeindung kommen, dass niemand einen blutigen Hass verhindern könnte.

„Für diese Erscheinungen fand Herr Bachmetiew eine sonderbare Erklärung: den Aufenthalt des Königs Milan in Serbien . . .

„Pardon, — fiel ich ihm ins Wort, — aber die Bulgaren sollten sehr sorgsam jede Beschäftigung mit unseren inneren Angelegenheiten vermeiden, denn das könnte ihnen gewaltiges Kopfweh verursachen. Sie sollen nur um das eigene Elend besorgt sein, denn es fällt uns nicht ein, betreffs unserer inneren Fragen die Bewilligung der Bulgaren einzuholen."

„Gestern war Fürst Ferdinand bei Herrn Bachmetiew zum Dejeuner. Aus einzelnen Bruchstücken des Gespräches mit Bach-

metiew zu schliessen, hat sich die ganze Unterredung zwischen ihnen um Serbien und den König Milan gedreht. Bachmetiew sagte mir, der Fürst Ferdinand glaube sich vom König Milan sehr gehasst. Darauf habe ich sofort geantwortet, dass der Fürst sehr schlecht informiert sei, denn König Milan habe mir selbst den Auftrag gegeben, den Fürsten Ferdinand von seiner Seite zu grüssen, wobei er hinzugefügt hat, „obwohl er mich nicht leiden kann, was ich tief bedauere". Ich habe dem Fürsten die Grüsse des Königs Milan ausgerichtet, sagte ich weiter, und wenn er trotzdem anders denkt, dann muss irgend jemand zwischen den zweien intrigieren. Bachmetiew bemerkte, dass der hiesige englische Vertreter dem Fürsten gemeldet habe, König Milan habe in Nisch eine kriegerische Rede gegen den Fürsten und Bulgarien gehalten. — „Dann ist Herr Eliot sehr schlecht unterrichtet, weil mir gestern Herr Theodorow selbst gesagt hat, er wäre von der Grundlosigkeit dieser Gerüchte vollständig überzeugt." — — —

„Nach den weiteren Gesprächen mit Herrn Bachmetiew scheint mir, dass er die Ankunft des neuen russischen Gesandten n i c h t als einen Beweis für die russische Bereitwilligkeit, sich mit Serbien und mit dem König Milan zu versöhnen, betrachtet. Vielleicht haben Sie dort die Beweise für das Gegenteil. Wenn Sie diese Beweise nicht besitzen, dann käme folgendes heraus:

„Es dürfte irgend eine „entscheidende Massregel" vorgenommen werden, und damit man nicht angesichts der Abwesenheit des russischen Gesandten eine Teilnahme Russlands an dieser Massregel vermute, wurde es notwendig, dass der Gesandte auf seinen Posten kommt. Aus demselben Grunde dürfte auch die plötzliche Abreise des Fürsten Ferdinand nach Varna erfolgt sein.

„Ich bitte Sie, mich mit der wahren Sachlage, mit Ihrer Ansicht und mit den Schritten, welche die Regierung schon unternommen hat oder zu unternehmen beabsichtigt, bekannt machen zu wollen. Das wäre für mich sehr nützlich, weil ich dann besser imstande wäre, meine Beobachtungen dahin zu lenken, wo es notwendig ist, und weil ich dann die hiesigen Erscheinungen besser verstehen würde. So bin ich den Eindrücken von allen Seiten ausgesetzt, und die Auswahl, Beurteilung und Klassifizierung derselben kann manchmal unmöglich und manchmal fehlerhaft werden.

Für meine Beurteilung der ganzen Lage bin ich von folgenden Standpunkten ausgegangen:

1. Die Russen wünschen ganz entschieden, den König Milan so schnell als möglich auf irgend eine Art aus Serbien zu entfernen, womöglich auf eine solche, dass von einer Rückkehr für ihn nie mehr die Rede sein kann.

2. Fürst Ferdinand ist infolge des Drängens von seiten Russlands, und auch im Bestreben, Russland so viel als möglich gefällig zu sein, bereit, die Ausführung dieses Planes auch mit unerlaubten und tückischen Mitteln zu unterstützen.

3. Es scheint, dass darüber kein Missverständnis zwischen dem Fürsten von Bulgarien und dem Fürsten von Montenegro zurückgeblieben ist. . .

4. Die jetzige bulgarische Regierung ist, obwohl sie ganz gut die schädlichen Folgen einer Teilnahme Bulgariens an einer solchen Politik voraussieht, absolut gezwungen, die Befehle Russlands zu befolgen. — — —

„Ich würde sehnlichst wünschen, mich in dieser Auffassung getäuscht zu haben. Aber für meine Arbeit hier, ist es mir notwendig zu wissen: soll ich die Sachen auch weiter von diesem Standpunkte aus betrachten, oder nicht. Darüber können nur Sie mir Aufschluss geben, und ich bitte deswegen es baldmöglichst tun zu wollen, denn meine Stellung hier ist eine solche, dass jeder Fehler meinerseits für die Politik der königlichen Regierung folgenschwer werden könnte."

Ich habe am 14. Juni 1898 an Herrn Ivan Pavlovitch in Sofia folgendes telegraphiert: „Der Ausgangspunkt für Ihre Beurteilung der Lage im gestrigen Briefe ist ganz korrekt und begründet. Die Ankunft des neuen russischen Gesandten in Belgrad haben Sie sehr gut aufgefasst. Ihr Militärattaché wird übermorgen abends in Sofia sein."

Bezüglich der Stelle im obigen Briefe des Herrn Pavlovitch, in welcher er die Vermutung ausspricht, dass zwischen dem Fürsten Nikolaus und dem Fürsten Ferdinand kein Missverständnis darüber obwalte, was im Interesse Russlands gegen den König Milan vorzunehmen wäre, möge hier eine Enthüllung erwähnt werden, welche zwei Tage früher im ungarischen Blatte „Orszagos Hirlap" (No. 173) erschienen war:

„Es ist noch erinnerlich, dass letzthin Fürst Ferdinand von Bulgarien mit dem Fürsten Nikolaus von Montenegro in Abbazia zusammengekommen ist, und dass sie in Gegenwart einzig und allein des russischen Gesandten in Cetinje ein langes Gespräch geführt haben, zu welchem merkwürdigerweise der gleichzeitig in Abbazia anwesende bulgarische diplomatische Agent in Cetinje nicht zugezogen war. Unmittelbar nach dieser Zusammenkunft hat Fürst Nikolaus in der Stadt Nikschitj in Montenegro ein Blatt gegründet, welches in Sachen Bosnien und Herzegowina, Österreich ganz offen und grimmig angegriffen hat. Gleichzeitig wurden Konzentrierungen der bulgarischen Truppen an der serbischen Grenze vorgenommen. Wenn man die langjährigen Agitationen des Fürsten Nikolaus von Montenegro gegen die Dynastie der Obrenovitch in Betracht zieht, wenn man bedenkt, wie feindlich Russland nicht bloss dem König Milan sondern auch dem König Alexander gegenüber gesinnt ist; wenn wir schliesslich bedenken, dass Russland heute durch den Fürsten Ferdinand über Bulgarien bedingungslos und nach eigenem Gutdünken verfügen kann, dann wird auch das Folgende, welches wir aus ganz sicherer Quelle erfahren haben, sehr glaubwürdig: In Abbazia hat Fürst Ferdinand dem Fürsten von Montenegro im eigenen Namen und im Namen Bulgariens versprochen, durch seine Armee dem Fürsten von Montenegro zu helfen, sowohl die Dynastie Obrenovitch vom Throne zu stürzen, als auch Bosnien und die Herzegowina mit Serbien und Montenegro zu vereinigen, damit der Fürst sich die Krone dieses vereinigten grossen serbischen Staates aufsetze.“

Am selben Tage hat das Organ der ungarischen Regierung „Pesti Hirlap“ folgendes geschrieben: „Unseren Lesern ist es bekannt, was für eine Rolle der russische Abenteurer Komarow in Prag gespielt hat. Nicht ohne Interesse ist der Umstand, dass zu gleicher Zeit Erzherzog Josef, ein angesehenes Mitglied der Habsburger Dynastie und der oberste Kommandant der ungarischen Landwehr, dem König Alexander von Serbien einen Besuch abgestattet hat. Gleich nachdem König Milan aus Serbien hinausdirigiert worden war, hat sich Fürst Nikolaus mit den Führern der serbischen radikalen Partei in Verbindung gesetzt und ihnen zur Aufgabe gemacht, alles für den Sturz der Obrenovitch Notwendige systematisch vorzubereiten. Da auf einmal wurden die Radikalen

nicht bloss von der Regierung verjagt, sondern an die Spitze der serbischen Armee wieder König Milan gestellt. Das könne nur das Werk von Österreich-Ungarn sein, dachte der Fürst und eilte nach London, um gegen unsere Monarchie zu intrigieren, wobei er uns das Gladstonesche „Hands off“ zurief. Aus London in seine Fürstenhütte zurückgekehrt, rief er dann einen Kampf mit den Albanesen hervor, in der sicheren Erwartung, dass es den Radikalen in Serbien gelingen werde, den heiligen Krieg für die Befreiung des gesamten Serbentums anzufachen, in welchem er und kein anderer den alleinigen Führer der grossen Bewegung auf dem Balkan machen würde. Mittlerweile haben sich die Radikalen in Serbien blossgestellt, die serbische öffentliche Meinung fängt an ihre Sympathien für unsere Monarchie und für die ungarische Nation zu zeigen, und es wird klar, dass der Fürst irrte, als er sich einbildete, sich bereits die serbische Kaiserkrone auf den Kopf setzen zu können. — — — Der Belgrader Besuch unseres Erzherzogs Josef ist der beste Beweis von den guten Beziehungen zwischen Serbien und unserer Monarchie. Und was Bosnien und Herzegowina anbelangt, — „Hands off“.

Am 17. (29.) Juni sprach das ungarische Blatt „Orszagos Hirlap“ noch einmal davon, dass Fürst Ferdinand mit seiner Armee dem Fürsten Nikolaus helfen wolle, die Dynastie Obrenovitch zu stürzen, aber mit dem Zusatz, dass selbst in dem Falle des Gelingens die Verschwörer nichts davon haben würden, weil in einem solchen Falle Russland Bulgarien, und Österreich Serbien besetzen würde.

VIII.

Die erste Session des Parlaments.

Bei der Abreise des Königs nach Nisch zur Eröffnung der Session der Volksvertretung waren mit ihm ausser seiner Suite nur noch drei Minister. Die übrigen fuhren mit einem anderen Zuge. Warum?

Die Polizei hatte ziemlich sichere Anhaltspunkte erhalten, dass gerade auf dieser Reise ein Attentat gegen den königlichen Eisenbahnzug vorgenommen werden sollte. Eine grosse Menge Dynamit war plötzlich aus einem Depot verschwunden und gerade am längsten Tunnel der Eisenbahnstrecke bei Ralja wurde die Anwesenheit sehr verdächtiger Individuen konstatiert. Obwohl längs der ganzen Strecke, bei allen Ein- und Ausgängen der Tunnels, sowie bei den Ventilationslöchern des grossen Tunnels Vorsichtsmassregeln getroffen waren, wurde doch angeordnet, dass die Mehrzahl der Staatsminister früher nach Nisch abreise, damit im Falle doch ein Unglück geschehen sollte, jemand da sei, der die legale Macht im Lande zu übernehmen befugt wäre. . .

Der Empfang des Königs auf allen Stationen von Belgrad bis Nisch war wirklich ein aufrichtig enthusiastischer. In Nisch selbst war die ganze Bevölkerung vom Bahnhof bis in die Stadt aufgestellt, und begrüsste den König mit stürmischen Ovationen. Abends war grossartiger Fackelzug vor dem Königshause, und der Bürgermeister begrüsste den König und seinen Vater als den Befreier von Nisch, mit einer, für seinen Bildungsgrad ungewöhnlich klugen Rede. Der König antwortete vom Balkon herab mit einer glänzenden, aber zu langen Improvisation, in welcher er zu

meiner grössten Bestürzung und ohne nahen Anlass die Radikalen furchtbar herunterriss. Die Massen, welche den ganzen Park vor dem Palaste bis zum Ufer der Nischawa besetzt hatten, akklamierten lebhaft jeden Satz der Rede, und als diese zu Ende war, war des Enthusiasmus kein Ende.

Beim Heruntersteigen aus dem ersten Stocke in den königlichen Garten zum Diner fragte mich der König vor Vergnügen strahlend, wie mir seine Rede gefallen habe. Ich gab zur Antwort: „Sire, Ihre Rede war sehr effektvoll. Man sieht, dass Ew. Majestät bezüglich der Rednergabe fils à papa sind, mit dem einzigen Unterschiede, dass er sich vielleicht weniger wiederholt hätte. Aber vom politischen Standpunkte war die Rede Ew. Majestät zu leidenschaftlich und zu viel gegen eine politische Partei gerichtet, besonders für einen Herrscher, der auch von seiner Regierung verlangt, dass sie sich über den Parteien halte. Wir haben in den vergangenen Monaten unsere liebe Not gehabt, bis wir den leidenschaftlichen und wahnsinnigen Parteikampf, so gut es ging, beruhigt haben, und Ew. Majestät hat heute abend den Schürhaken in das mit Asche bedeckte Feuer so furchtbar gestossen, dass der Kampf vom neuen lichterloh aufflammen wird. Das hätten wir uns ersparen können.“ Der König wurde darauf ziemlich böse und sagte: „Das verstehen Sie nicht, mein lieber Doktor, Sie waren im Auslande während der ganzen Zeit, in welcher die Radikalen hier heillos gewirtschaftet haben, so dass niemand seines Lebens sicher war, geschweige denn mit seinem Vermögen und seiner Ehre. Wenn ich heute abend nicht so offen gegen die Radikalen gesprochen hätte, glauben Sie denn, dass diese liberalen und fortschrittlichen Hausherren und Familienväter, welche unsere jetzige Volksvertretung ausmachen, an die Stabilität des jetzigen Regimes glauben würden? Nein, mein lieber Doktor, sie würden auch weiter vor den radikalen Mordbrennern zittern, und Sie wären gar nicht in der Lage, mit diesen Leuten irgend etwas Ordentliches zu machen. Schauen Sie, ich habe für heute abend dreissig der angesehensten Mitglieder des Parlamentes zum Diner geladen, damit wir nachher alles das besprechen, was in den ersten Sitzungen der Volksvertretung vorzunehmen ist, und Sie werden sich aus den Worten dieser Deputierten überzeugen können, dass

ich auch politisch ganz klug getan habe, über die Radikalen so zu sprechen, wie ich es heute abend getan habe."

„— Es ist sehr möglich, Sire, dass den jetzt favorisierten politischen Parteien die Art und Weise gefallen wird, wie Ew. Majestät über ihre politischen Gegner gesprochen haben; aber nachdem die Radikalen auch Serben und Untertanen Ew. Majestät sind, und nachdem ich Chef einer serbischen und nicht einer liberalen oder fortschrittlichen Regierung, und als solcher sowohl moralisch als gesetzlich verantwortlich bin für all dasjenige, was Ew. Majestät öffentlich tut oder sagt, so möchte ich alleruntertänigst gebeten haben, Ew. Majestät möge geruhen, so lange ich die Ehre habe in dieser Stellung zu sein, nicht mehr bei ähnlichen Gelegenheiten zu improvisieren, sondern mir gnädigst erlauben zu wollen, vorher in dasjenige, was Ew. Majestät öffentlich zu sprechen beabsichtigt, Einblick tun zu dürfen. Speziell für die heutige Rede bitte ich gehorsamst dieselbe nicht veröffentlichen lassen zu wollen, bevor ich sie durchgelesen habe, um die unnötigen Schärfen gewisser Ausdrücke zu mildern."

„Gut, gut, Doktor," sagte der König und ging an die Begrüssung der um den Springbrunnen im Garten gruppierten Abgeordneten.

Während des Diners haben einzelne Deputierte die Rede des Königs beim Fackelzug in den Himmel gehoben. Ich habe geschwiegen, aber der König konnte der Versuchung nicht widerstehen, mir für die Kritik seiner Rede mit folgender Bemerkung heimzuzahlen: „Und schauen Sie, meine Herren, gerade diese meine Rede hat meinem Ministerpräsidenten gar nicht gefallen. Er behauptet, es wäre gar nicht notwendig gewesen, die Radikalen so anzugreifen, wie ich es getan habe."

„Bei Gott, Sire, — sagte einer der Abgeordneten — ein jeder, der die radikalen Furien erlebt hat, ein jeder, der sich jede Nacht mit einem geladenen Gewehr ins Bett gelegt hat, weil er nicht sicher war, den Morgen lebend zu erwachen, ein jeder solcher musste heute abend tief aufatmen und jedes Wort segnen, welches Ew. Majestät vorhin dem Volke zu sagen geruht haben."

Ich habe weiter geschwiegen und König Milan hat nach seiner Gewohnheit es verstanden, dem Gespräch eine andere Richtung zu geben.

Nach dem Diner entfernten sich die diensthabenden Offiziere und der Zivilstaat des Königs; er aber blieb mit seinem Vater, mit den Ministern und den Abgeordneten bei Tisch, und das Gespräch wurde unmerklich in eine förmliche politische Konferenz umgewandelt. Der König setzte ausführlich auseinander, dass jede dem Parlamente vorzulegende Frage vorerst gründlich diskutiert werden müsse, aber nicht in den Klubs, denn die Gründung solcher Klubs würde von neuem zur Organisierung der politischen Parteien führen, einem Übel, von dem man das Land definitiv befreien solle — sondern die Diskussion einer jeden solchen Frage soll bei ihm, am königlichen Hofe stattfinden, im Beisein sämtlicher Staatsminister, welche jeweilig die notwendigen Aufklärungen geben würden. Sollten einzelne Fragen zu umfangreich oder fachmännisch sein, um dieselben in diesen Konferenzen bei Hofe zu studieren, dann könne sich das Plenum des Parlamentes, durch die Erklärung einer öffentlichen Sitzung zu einer geheimen, sogleich in die notwendige Konferenz verwandeln. Aber die Wiedererrichtung von besonderen politischen Parteiklubs in der Volksvertretung werde der König durchaus nicht zulassen.

Die Mehrheit der anwesenden Abgeordneten akzeptierte sofort diesen Vorschlag des Königs. „Der Staat — sagte einer von ihnen — ist eine grosse Hausgemeinschaft und der König ist das Haupt derselben. Es wäre nur recht, dass der Chef der Hausgemeinschaft mit den Mitgliedern derselben eine jede Frage bespricht, welche das Wohl und Weh des Ganzen betrifft. So ist, Sire, auch Dein Urgrossvater vorgegangen und hat mit unseren Grossvätern gearbeitet, und Gott sei es gedankt, es war gut: sie befreiten dieses Stück Land, und brachten Ordnung in alle öffentliche Angelegenheiten. Wie wäre heute unser Glück beschaffen, wenn man später nicht andere Wege eingeschlagen hätte!“

Der Abgeordnete von Belgrad Radulovitch, versuchte gegen den Strom zu schwimmen, und behauptete, es wären das andere Zeiten gewesen. Damals konnte Fürst Milosch im Schatten eines Baumes alle Streitigkeiten persönlich schlichten, denn zu der Zeit habe es derselben nicht viele gegeben, und sie konnten in dieser Art erledigt werden. Aber heute gebe es so viele Prozesse, dass zwanzig Gerichte erster Instanz mitsamt dem Appellationshof und dem Kassationshof nicht imstande seien, alle diese Prozesse zu er-

ledigen; und viele gebe es, welche jahrelang unerledigt bleiben müssen. In der guten alten Zeit sei die Nationalversammlung bloss auf wenige Tage zusammengetreten, um dem Landesherrn die Wünsche des Volkes zu melden, heute aber sei die Volksvertretung ein gesetzgebender Körper, welcher Landesgesetze zu schaffen hat, und so eine Arbeit könne man mit dem besten Willen nicht beim Glas Wein und bei einer Tasse Kaffee vollbringen. Zum Unglück war der Belgrader Abgeordnete kein guter Redner; er sprach zu hastig und mit einer sehr unsympathischen Stimme, so dass es dem König nicht schwer war, diesen ersten Versuch einer Opposition zu paralysieren. Der Vorschlag des Königs, anstatt der Klubsitzungen, Hofkonferenzen zu halten, wurde von allen anwesenden Abgeordneten angenommen, dann wurde die Nominierung der Kandidaten für das Präsidium und für das Bureau des Parlaments vollzogen, wobei von allen Seiten der Majorität der Liberalen und der Minorität der Fortschrittler ängstliche Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Diese erste „Konferenz bei Hofe" dauerte bis nach Mitternacht. Nachdem sich die Abgeordneten verabschiedet hatten, hielt der König die Minister noch eine volle Stunde zurück, um jedem von meinen Kollegen die Instruktionen zu geben, wie sie die Deputierten „bearbeiten" sollten. Bloss mir wollte oder wagte er nicht eine solche Aufgabe zu stellen. Mich bat er, morgen im Laufe des Vormittags die Thronrede aufzusetzen und sie mitzubringen, damit, wenn der ganze Ministerrat zum Dejeuner erschiene, sogleich eine Sitzung des Ministerrates zur Diskutierung der Thronrede stattfinden könnte. Tags darauf hat diese Sitzung auch stattgefunden, und der König zeigte gleich bei Anfang derselben einen riesigen blauen Stift vor, mit der halb scherzhaften, halb ernsten Bemerkung, dass er damit alles streichen werde, was im Konzepte „des Doktors" nicht taugen sollte. Er bemühte sich auch redlich zu streichen. Bald war ihm ein Satz im Konzepte nicht historisch genug begründet, dann spöttelte er über die Wichtigkeit der früheren Volksvertretungen, dann machte er Witze über das Gebäude der Volksschule, welches für die Sitzungen des Parlamentes notdürftig hergerichtet war. Bei einem Passus über die Verdienste der früheren Obrenovitche um Serbien wurde der König merkwürdigerweise unwillig, so dass sich alle Minister überrascht und verwundert ansehen mussten.

Ich musste diesen Passus streichen. Bei der Erwähnung Rumäniens, betreffs dessen wir die Konvention über die Verbindung unserer Bahnen über die Donau einzubringen hatten, machte der König bissige Bemerkungen über den warmen Ton, in welchem dieses Nachbarland erwähnt wurde, und frug mich, ob ich denn nicht wisse, dass König Carol ihm seinen Besuch noch nicht erwidert habe. Den Passus über die Armee fand der König ungenügend, und ich musste ihn auf der Stelle breiter ausarbeiten. Ebenso musste ich einen Satz einfügen, dass meine Regierung all die notwendige Zeit dauern werde, welche unbedingt nötig zur Ausführung unseres Staatsprogramms wäre. Es wurde mir nicht schwer, jede Bemerkung des Königs, mit Ausnahme der verlangten zwei Zusätze, zu widerlegen. Als das Ganze angenommen war, sagte der König: „Das klingt jetzt ziemlich gut in der serbischen Sprache. Ich muss aber sehen, wie das Ganze französisch aussehen wird, denn für mich ist es wichtiger, dass der Eindruck dieser Thronrede im Auslande ein günstiger sei, als dass sie den Unsrigen hier gefällt. Wartet auf mich ein wenig, ich werde gleich kommen.“ Der König nahm mein Konzept und ging. Während wir auf die Rückkehr des Königs warteten, machte der Justizminister schlechte Witze über die Superrevision, zu welcher der König die Thronrede hintrug. Ich fand, dass es eine ganz falsche Scham sei, wenn der König Milan bei den wichtigen Sitzungen des Ministerrates nicht anwesend sei, da wir doch alle wussten, dass der König kein Dekret unterzeichnete, ohne seinen Vater zu befragen, und dass er noch weniger ohne seine Ratschläge einen so wichtigen Staatsakt, wie eine Thronrede ist, unterzeichnen werde. Ich hielt diese geheime Konsultation für eine unnütze Zeitvergeudung. Schliesslich kam der König zurück.

„Wissen Sie was, Doktor? Ich habe über den Passus nachgedacht, den wir gestrichen haben, und habe gefunden, dass er doch bleiben soll. Setzen Sie ihn Wort für Wort wieder ein, wie Sie ihn ursprünglich geschrieben haben. Die Thronrede ist ziemlich gut und wird sich auch im Französischen ganz gut machen.“

Am 17. Juni 1898 wurde die Nationalversammlung feierlich mit nachstehender Thronrede eröffnet:

„Geehrte Abgeordnete!

In der Liebe, Treue und Ergebenheit des serbischen Volkes für die nationale Dynastie lag jene grosse Kraft, welche dem Genius der Obrenovitchs geholfen hat, aus den Ruinen des mittelalterlichen serbischen Staates das neue serbische Königreich zu schaffen.

„Meine glorreichen Vorfahren haben sich immer über jede wichtige Staatsaktion mit dem Volke ins Einvernehmen gesetzt. Auch ich trete heute mit Freuden in das Haus der Volksvertretung und heisse Euch herzlich willkommen!

„Mein erstes Wort sei mein aufrichtiger Dank an mein liebes und getreues Volk, dass es meinem königlichen Rufe vom 11. Oktober 1897 mit so einmütigem Patriotismus gefolgt ist.

„Diese Vaterlandsliebe erinnert an die grosse Zeit Fürst Milosch des Grossen, an die berühmte Zeit des Fürsten Michael des Unsterblichen, und an die unvergesslichen Tage der Regierung meines erhabenen Vaters, des Königs Milan.

„Gerade so wie mein Volk immer bereit war, ihrem patriotischen Rufe zu folgen, so hat es auch meine Aufforderung, den fruchtlosen Parteikampf aufzugeben, zu Herzen genommen.

„Durch die Wahlen vom 23. Mai d. J. hat die Nation mit Donnerstimme allen und jedem in verständlicher Weise verkündet, dass sie treu und fest zu dem König von Serbien hält. An diesem Tage hat die Nation ihre angesehensten Söhne, denen Serbien über alles geht, in die Volksversammlung entsandt.

„Serbien über alles, das ist auch die Devise auf der Staatsfahne, welche der König von Serbien immer hochhalten wird. Die Volksstimme hat mit Einmütigkeit und aus vollem Herzen das Staatsprogramm angenommen, welches ich aufgestellt und meiner Regierung zur Ausführung anvertraut habe.

„Dieses Programm ist: Friede mit dem Ausland, Ruhe und Ordnung im Innern, Gesundung der Staatsfinanzen, Entwickelung aller volkswirtschaftlichen Kräfte unseres Staates, Kräftigung unserer Militärmacht.

„Bevor meine Regierung an die Ausführung des ihr anvertrauten Staatsprogramms schreiten konnte, musste sie den Zustand, in welchem sie die Staatsgeschäfte übernommen hatte, berücksichtigen. Deswegen war sie gezwungen mir vorzuschlagen, von

einer Vollmacht, welche uns der Artikel 56 der Landesverfassung erteilt, Gebrauch zu machen, und das Gesetz vom 22. März d. J. zu erlassen, welches Ihrer Bewilligung unterbreitet werden wird. Und so hat auch die Nationalversammlung die Pflicht, alles das was vorausgegangen war, sowie den tatsächlichen Zustand des Landes, ernstlich zu berücksichtigen, und von diesem Standpunkte ausgehend, einmütig und im Einverständnisse mit meiner Regierung an die Ausführung des neuen Staatsprogramms zu gehen.

„Eine Ihrer ersten Sorgen muss es sein, aus dem Staatsbudget das Defizit auszumerzen, denn Serbien darf sich nicht mehr verschulden, bloss um die jährlichen Defizite zu decken. Die definitive Gesundung unserer Staatsfinanzen kann nur im faktischen Gleichgewichte zwischen den Einkünften und den Ausgaben des Staates erblickt werden, und dieses ist durch Ersparungen in allen Zweigen der staatlichen Verwaltung, ferner durch eine gründliche Reform der gesamten Finanzverwaltung, sowie durch die auf diese Art gekräftigten und gesicherten Staatseinkünfte zu erreichen. Meine Regierung wird Ihnen die dazu notwendigen Gesetzvorlagen unterbreiten. Wenn Sie dieselben annehmen, werden Sie das System der fruchtlosen Verschuldung des Staates für immer beendigen und die Staatswirtschaft auf eine gesunde Unterlage stellen. Dadurch allein schon werden Sie den Kredit Serbiens heben, welcher für seine wirtschaftlichen Ziele: für den Ausbau eines vollständigen Eisenbahnnetzes, für die Entwickelung unseres Forst- und Bergwesens, für die Entwickelung unserer Gewerbe, für die Schaffung einer Industrie, für die Entwickelung des Ackerbaues und der Viehzucht, mit einem Worte, für die Entwickelung aller Zweige der Volkswirtschaft so notwendig ist.

„Gleichzeitig wird meine Regierung Gesetzvorlagen über die Reform des Elementar- und des mittleren Unterrichtes unterbreiten, weil ich nach den bitteren Erfahrungen, welche mein Staat mit der bisherigen Richtung der Volksaufklärung gemacht hat, wünsche, dass unsere Schulen die heranwachsende Generation für das praktische Leben ausbilden.

„Der besonderen Aufmerksamkeit der Nationalvertretung empfehle ich die neuen Eisenbahnen und Landstrassen, weil dieses Kommunikationsnetz nach seiner Fertigstellung unserer ganzen Volkswirtschaft einen grossen Aufschwung geben wird; und

auch der Ausbau dieses Netzes wird zur Tilgung der noch nicht konsolidierten Staatsschulden beitragen.

„Von diesem Netze neuer Eisenbahnen müssen wir trachten, so schnell als möglich die grosse Linie Kladovo-Nisch in Angriff zu nehmen, für welche wir schon die Verbindung mit den Eisenbahnen des uns benachbarten und verbrüderten Königreichs Rumänien über die Donau hinweg durch einen besonderen Vertrag gesichert haben, welcher Ihrer Genehmigung vorgelegt werden wird.

„Gleichzeitig müssen wir die Organisation unserer Gemeinden verbessern, müssen eine bessere innere Verwaltung sichern, müssen die Rechtsprechung für jedermann sichern, müssen die Vollziehung der gerichtlichen Entscheidungen beschleunigen, um dem Lande die Vermögenssicherheit zu geben und die Seele des Volkes vor weiteren Vergiftungen durch den Missbrauch des öffentlichen Wortes beschützen. Betreffs alles dessen wird Ihnen meine Regierung die notwendigen Gesetzvorlagen unterbreiten.

„Geehrte Abgeordnete!

„Es ist Euch allen bekannt, wie gross meine Liebe zu meiner treuen Armee, dieser Hoffnungsstütze des ganzen serbischen Volkes ist. Die Volksvertretung hat der Armee immer ihre grösste Aufmerksamkeit geschenkt. Deshalb hoffe ich auch heute, dass Sie alles dasjenige, was Ihnen meine Regierung zur Verbesserung unserer militärischen Organisation und Administration vorschlagen wird, mit Enthusiasmus annehmen werden. Das Kommando über die Armee habe ich in diejenigen Hände gelegt, welche ich und mein Volk das Recht haben, als kräftige und verlässliche, mir und der serbischen Staatsidee treu ergebene zu betrachten.

„Mit einer solchen inneren Politik werden wir, dessen bin ich überzeugt, auch die beste äussere Politik führen, weil wir durch diese Arbeit an der inneren Kräftigung imstande sein werden, aus Serbien ein starkes und verlässliches Element des Friedens, der Ordnung und der Zivilisation auf der Balkanhalbinsel zu machen. Wir werden dadurch die Freundschaft zu den Nachbarstaaten vergrössern und das uns so wertvolle Wohlwollen der Grossmächte rechtfertigen.

„Seiner internationalen Pflichten, aber auch seiner Rechte be-

wusst, wird Serbien nie das Bedürfnis haben, an Abenteuer zu denken, sondern alle seine Kräfte der Kulturarbeit widmen.

„Für die Ausführung eines so grossen Staatsprogramms werden mehrere Sessionen der Volksvertretung notwendig sein; wir werden viel Arbeit, viel Ausdauer, viel Zeit brauchen. Aber was man am meisten brauchen wird, das ist die Garantie für die Dauerhaftigkeit eines solchen Regierungssystems.

„Ich habe bei mehreren Gelegenheiten öffentlich versprochen, dass meine jetzige Regierung all' die für eine so grosse Aufgabe notwendige Zeit haben wird. Dasselbe wiederhole ich bei diesem feierlichen Anlasse vor der versammelten Volksvertretung, in der Erwartung, dass die Nationalversammlung, welche aus den besten Männern und angesehensten Patrioten meines Staates zusammengesetzt ist, meiner Regierung mit demselben Vertrauen entgegenkommen wird, mit welchem ich ihr diese schwere Aufgabe anvertraut habe. Meiner Regierung habe ich besonders anempfohlen, sich mit vollem Vertrauen in Euren Patriotismus an Euch zu wenden, und Euch in alle Verhältnisse, Geschäfte und Bedürfnisse des Staates einzuweihen. Vom Einvernehmen zwischen Euch und meiner Regierung erwarte ich eine fruchtbare und nützliche Arbeit für Serbien.

„Und nun, meine Getreuen, möge der allmächtige Gott Eure Arbeit zum Glücke unseres lieben Vaterlandes segnen! Ich erkläre die Nationalvertretung, welche für das Jahr 1897 einberufen ist, für eröffnet."

Da der König sehr effektvoll zu lesen verstand, wenn er wollte, und heute überdies besonders gut aufgelegt war, machte seine Thronrede den besten Eindruck und jeder wichtigere Satz wurde von den Abgeordneten mit nicht endenwollenden Beifallsbezeugungen begrüsst. Ebenso freundlich war der Eindruck im Lande. Nur der Pariser „Temps" störte mit der radikalen Erfindung, man habe der serbischen Volksvertretung schon eine Gesetzvorlage über die Änderung in der Thronfolge unterbreitet. Das deutsche Organ der ungarischen Regierung schrieb, man möge auf dem betretenen Wege ausharren, weil bis jetzt in Serbien sehr oft die Regierungen gewechselt wurden, bloss deswegen, „weil man im königlichen Palais nicht die Geduld gehabt hat, die Resultate der Regierungsaktion abzuwarten".

Während die Volksvertretung noch mit der Abfassung und Diskussion ihrer Adresse auf die Thronrede beschäftigt war, hatte ich Nachrichten über eine neue, unser Volkstum in Alt-Serbien und Mazedonien bedrohende Gefahr erhalten, nämlich, dass die bulgarische Regierung in Konstantinopel alle Hebel in Bewegung setze, um einen Anschluss der von ihr geplanten Bahn Sofia—Küstendjil über Kumanowo und Üsküb an die grosse Linie nach Saloniki durchzusetzen. Ich beauftragte unseren Gesandten in Konstantinopel mit allen Kräften dieses bulgarische Projekt zu hintertreiben, und gleichzeitig lenkte ich auf diese Gefahr die Aufmerksamkeit auch anderer Staaten, welche gewisse Bahnen mit schwerem Gelde gebaut hatten, die nun durch die neue Verbindung ganz umgangen worden wären, mit der Bitte, auch ihrerseits die notwendigen Schritte zu unternehmen.

Am 22. Juni 1898 erschien die ganze Nationalversammlung zur Überreichung der Adresse in corpore vor dem König. Die Adresse war eine Paraphrase der Thronrede, bloss der Stil war viel freier und die Gefühle der Volksvertretung waren viel schwungvoller ausgedrückt. Nachdem der König die Adresse in Empfang genommen hatte, hielt er in freier Rede folgende, keineswegs Plutarchsche, sondern nach dem Stenogramm wiedergegebene Ansprache:

„Meine Herren Abgeordneten, Ich bin Ihnen für die Gefühle, welchen Sie in dieser Adresse Ausdruck verliehen haben, aufrichtig dankbar. Ich habe in meinem Briefe vom 11. Oktober des v. J., dann in mehreren öffentlichen Reden und schliesslich in der Thronrede selbst, deutlich und klar gesagt, was man heute für Serbien zu tun hat.

„Serbien befindet sich heute in sehr ernsten Verhältnissen. Wir sind ein junger Staat, welcher sehr viel zu arbeiten hat, welcher aber leider in der letzten Zeit durch die Leidenschaften des politischen Parteikampfes ganz zerrüttet wurde. Als ich den Thron bestieg, zählte ich erst $16^1/_2$ Jahre und so jung konnte ich mich natürlich noch für keinen ständigen politischen Plan entscheiden, — ich war gezwungen mit verschiedenen Regierungssystemen Versuche zu machen. Als ich aber vier Jahre eigener Erfahrung hatte, da kam ich zur Überzeugung, dass ich eine Regierung über den Parteien schaffen muss, welche sich nur auf die Elemente der Ordnung stützen will, denen die Interessen Serbiens wichtiger sind, als alles andere.

„Wir dürfen uns, meine Herren, gar nicht täuschen: Das grösste Unheil Serbiens war der Parteikampf, und dieses Unheil ist über Serbien an dem Tage hereingebrochen, als der Radikalismus so stark geworden war, dass man ihm die Leitung der Staatsgeschäfte übertragen musste.

„Es unterliegt keinem Zweifel, dass in der radikalen Partei sich auch viele gute

und anständige Menschen befinden, aber die Führer dieser Partei sind mit sozialistischen und nihilistischen Ideen erfüllt und sie wollen mittelst der rohen Gewalt und des Terrorismus von unten herrschen. Diese Leute haben mehr als 10 Jahre ihren unglückseligen Einfluss auf die Staatsgeschäfte Serbiens ausgeübt, und das Land, das kann ich ruhig sagen, in jeder Richtung desorganisiert.

„Während der Regierungszeit meines erhabenen Vaters hat Serbien 250 Millionen Staatsschulden kontrahiert. Aber mit diesem Gelde wurden 3 Kriege geführt, wurde die Staatseisenbahn gebaut, wurden Waffen, besonders Kanonen angeschafft, und wurde die Agrar-Frage in den im Kriege gewonnenen neuen Provinzen zur Befriedigung aller Interessierten gelöst. Seitdem die radikalen Regierungen ans Staatsruder gekommen sind, hat Serbien noch über 150 Millionen Staatsschulden gemacht, aber für dieses Geld hat das Land keine einzige nützliche Einrichtung gesehen. Dass solche Leute überhaupt zur Regierung gelangen konnten, dass der Herrscher oft gezwungen wurde, solche Leute zur Regierung zu berufen, war aber die Schuld derjenigen anständigen Politiker, welche uneinig untereinander, so oft sich mit den Radikalen verbanden. Dem musste einmal ein Ende gemacht werden. Alle Leute in unserem Vaterlande, denen Serbien teurer ist, als alles andere, müssen sich heute um mich scharen und mir helfen, all die Schäden, welche die Radikalen dem Lande zugefügt haben, zu beseitigen. Sie haben mir, meine Herren, in Ihrer Adresse diese Hilfe feierlichst versprochen und ebenso die Unterstützung meiner Regierung.

„Nun will ich einige Worte über die Gesetzvorlagen sagen, welche Ihnen meine Regierung unterbreiten wird: Unsere Finanzlage ist schwer krank, sie braucht eine radikale Behandlung. Trachten Sie zu sparen, wo es nur angeht, aber ebenso vergessen Sie nie, das, was für die Erhaltung der einzelnen Fächer und Zweige im Staatsdienste notwendig ist, zu geben. An dem absolut Notwendigen darf nicht gespart werden. Meine Regierung wird Ihnen schon im Detail zeigen, wo man sparen kann, und wo nicht. Ich will nur folgendes bemerken: Alles, was wir heute besitzen, haben wir unserer Armee zu verdanken, und deswegen glaube ich, dass in einer Zeit, wo alle Staaten um uns herum ihre Armeen entwickeln, vergrössern und kräftigen, die Volksvertretung begreifen wird, dass wir an der Armee nicht sparen können. Gerade so werden Sie einsehen, dass der Staat auch ohne Polizei und Gerichtswesen nicht bleiben kann, und mehr oder weniger gilt das von den übrigen Zweigen der staatlichen Administration. Eine enorme Ursache der Überbürdung unseres Staatsbudgets liegt darin, dass man im Staate schlecht gewirtschaftet hat, und dass die genehmigten Kredite weit überschritten wurden. Daraus entstanden dann die vielen Defizite, welche immer wieder durch neue Staatsanleihen gedeckt werden mussten. Deswegen ist die Staatsschuld Serbiens eine viel grössere geworden, als das faktische Bedürfnis des Landes verlangt hat. Aber das haben die Radikalen gemacht, das ist jetzt ein Faktum, mit dem wir rechnen müssen, denn wir müssen jetzt auch den Verbindlichkeiten gerecht werden, welche die Radikalen im Auslande dem Lande aufgeladen haben. Nun, meine Regierung wird Ihnen verschiedene Gesetzprojekte vorlegen, welche einesteils die Produktionskraft des Landes heben, andererseits das fremde Kapital in das Land ziehen sollen. Sie wissen, dass wir selbst nicht genügende Kapitalien haben, um eine nationale Industrie zu schaffen. Auf dem angedeuteten Wege wird es uns, so hoffe ich, gelingen, fremde Kapitalien dazu

zu bekommen. Ich empfehle deswegen diese Gesetzvorlagen Ihrer besonderen Aufmerksamkeit.

„Sie wissen, meine Herren, dass unser bisheriges gesamtes Unterrichtswesen so eingerichtet war, um einzig und allein Beamte zu liefern und Leute, welche nur auf Kosten der Staatskasse leben können, so dass sie sich, wenn sie das nicht erreichen, sich in die politische Agitation stürzen, bloss um gut bezahlte Stellen im Staatsdienste zu erobern. Dem muss auch ein Ende gemacht werden. Wir müssen Schulen haben, in denen die Leute alles lernen, was sie zu einem selbständigen Lebensunterhalt fähig macht; sie sollen Volkswirte werden, — solche Leute braucht Serbien heute am meisten! Hier unter Ihnen, meine Herren, befinden sich 190 Abgeordnete aus dem Volke und unter Ihnen, glaube ich, leben 160—170 von der Volkswirtschaft. Und geht es Ihnen nicht gut? Warum soll unsere Jugend nicht in dieser Richtung erzogen werden?

„Meine Regierung wird Ihnen auch solche gesetzliche Bestimmungen vorschlagen, welche die Auswüchse der öffentlichen Presse einschränken sollen. Serbien braucht eine Presse, welche das Volk aufklärt, nicht aber auf gefährliche Irrwege führt. Zur Zeit kann, wenn jemand im Kaffeehaus angefallen oder beschimpft wird, der Schuldige dafür vors Gericht gestellt und verurteilt werden: in den Zeitungen aber konnte man bis jetzt jedermann beschimpfen und verleumden, ohne dass der Schuldige gestraft werden konnte. Dieser Missbrauch muss ein für allemal unmöglich gemacht werden. Ich habe in meiner Thronrede eines anderen Gesetzprojektes nicht erwähnt, welches Ihnen der Kriegsminister vorlegen wird. Wir wollen, dass die Rekruten nicht mehr in ihrem 20. Lebensjahre in die Armee eingereiht werden, sondern sie sollen von nun an erst im 21. Lebensjahre zum Militärdienst zugezogen werden. Auf den ersten Blick wird das manchem von Ihnen nicht willkommen sein, weil man ja allgemein den Wunsch hat, die Rekruten so früh als möglich den Militärdienst abmachen zu lassen, damit sie so schnell als möglich nach Hause kommen, um dem bürgerlichen Leben zurückgegeben zu werden. Ich bitte Sie, meine Herren, über diese Sache reiflich nachdenken zu wollen. Der junge Mann befindet sich im 20. Lebensjahre erst in der kräftigsten Entwickelung, für welche ein Jahr sehr viel ausmacht. Wir haben gefunden, dass es im allgemeinen Interesse wäre, wenn die Rekruten ein Jahr später zur Armee berufen werden, weil sie dann zu diesem relativ sehr schweren Dienste besser entwickelt und kräftiger kommen würden, so dass sie nach Absolvierung des Militärdienstes gesünder und kräftiger zurückkommen und eine gesündere Nachkommenschaft haben werden, als es bis jetzt der Fall war, wo die jungen Leute zu früh und nicht genug entwickelt, einberufen wurden und sehr oft kränklich aus der Kaserne nach Hause entlassen werden. Ich empfehle also der Volksvertretung alle diese Gesetzvorlagen.

„Nun, die Sachen sind nicht leicht. Die Arbeit wird eine schwere sein; sie wird erfolgreich sein, nur, wenn wir alle ohne jede Popularitätshascherei an die Arbeit gehen, ohne Rücksicht darauf, ob die anarchistischen Elemente ihr Höllengeschrei anstimmen werden. Wir alle müssen diesen einzig günstigen Moment für eine ernste Arbeit benützen, denn wenn wir ihn verpassen, so könnten 10—20 Jahre vorübergehen, bevor ein zweiter ähnlich günstiger Moment eintritt.

„Sie haben heute — schloss der König — einen jungen Herrscher, welcher

entschlossen ist, sich dem Wohle des Landes zu widmen, und welcher entschlossen ist, Sie auf einem ernsten konservativen Weg zu führen, weil das der einzige Weg ist, auf welchem Serbien ein gut organisierter und kräftiger Staat auf der Balkanhalbinsel werden kann. Ich hoffe, dass alle Leute, welche für Ordnung und Arbeit in diesem Lande sind, uns aufrichtig unterstützen werden, — mich und meine Regierung, welche mein ganzes vollständiges Vertrauen besitzt. Die Volksversammlung braucht vor den anarchistischen Elementen keine Furcht mehr zu haben, denn ich bin fest entschlossen, diesen anarchistischen Elementen nie mehr die Leitung der Staatsgeschäfte anzuvertrauen. (Dreimaliges donnerndes „Hoch" der sämtlichen Abgeordneten.) Glauben Sie denn, meine Herren, dass der Mann, welcher 20 Jahre die Fahne Serbiens hoch gehalten und gezeigt hat, dass er einer der grössten Patrioten war und ist, dass mein Vater (die ganze Volksvertretung bricht in neue enthusiastische Hochrufe aus) je das Kommando über die aktive Armee in Serbien übernommen hätte, wenn er einen Augenblick an der Festigkeit meines Entschlusses gezweifelt hätte und nicht überzeugt gewesen wäre, dass ich von nun an in seine Fusstapfen tretend, nur für den Fortschritt unseres Vaterlandes leben werde? Sie können also, meine Herren, auf die Stabilität des neuen politischen Systems vollständig vertrauend, Ihre ganze Kraft einsetzen, mich und meine Regierung in unserer schweren Aufgabe zu unterstützen, und es bleibt mir nur noch übrig Ihnen bei dieser Arbeit zum Wohle des Vaterlands und zum Ruhme Serbiens vom ganzen Herzen Glück zu wünschen." —

Man kann sich denken, wie diese Worte des Königs gewirkt haben, und wie sie auch den wankelmütigsten unter den Abgeordneten sozusagen Festigkeit der Haltung gaben. Aber gerade an diesem Tage bekam ich aus Konstantinopel von Düring-Pascha einen Brief, in welchem alle seine Gratulationen zu meinem glänzenden Wahlsieg und alle seine liebenswürdigen Prophezeiungen für meine politische Zukunft mir durch eine Nachricht verbittert wurden, welche folgendermassen lautete: „General von der Goltz schreibt mir, dass er mit seinem neuen Amte, welches sehr wichtig und sehr verantwortungsvoll ist, ausserordentlich zufrieden ist. Aber gerade deswegen kann von der Goltz nicht mehr daran denken, in die serbische Armee zu treten." — Und so wurde mein sehnlichster Wunsch, an die Spitze des serbischen Generalstabes einen der genialsten und fähigsten Generäle der grossen deutschen Armee zu stellen, vereitelt.

Während die verschiedenen Parlamentskommissionen mit dem Studium und mit der Berichterstattung für das Plenum beschäftigt waren, gingen wir, der König, sein Vater und alle Minister, welche in den Kommissionen nichts zu tun hatten, von Nisch

nach Pozarevatz, zur Enthüllung des grossen Monumentes, welches die Bevölkerung des dortigen Kreises dem Fürsten Milosch Obrenovitch I. in der Kreisstadt errichtet hatte. Bei dieser Feierlichkeit habe ich folgende Rede gehalten:

„Vor Dir, allergnädigster Herr, vor der Majestät Deines erhabenen Vaters, vor dem Chef der serbischen orthodoxen Kirche, vor den Präsidenten und Delegierten der Nationalversammlung, vor den Vertretern des Staatsrates, vor den ersten Räten Deiner Krone und vor so vielen Würdenträgern des Dir von Gott verliehenen Königreiches — vor so vielen Deputationen Deines lieben und treuen Volkes soll heute der unbedeutendste unter Deinen Getreuen sprechen, und er soll sprechen über den grossen Fürsten Milosch.

„Aber wie soll ich sprechen, allergnädigster Herr, mitten in der Freude meines Herzens, dass ich den Tag der nationalen Dankbarkeit für den Retter Serbiens, für den Schöpfer des neuen serbischen Staates, für den Gründer Deines königlichen Hauses erlebt habe? Kann man denn eine ganze Epopöe der Leiden und der Rettung Serbiens in einige Worte fassen? Kann man die Flut der Gefühle eines ganzen Volkes in einigen Worten zusammenfassen, wenn man selbst von der Macht dieses Gefühles überwältigt ist? Aber selbst wenn man das könnte, wenn meine schwachen Kräfte bis zu der Höhe einer solchen Aufgabe heranreichen würden, wovon soll ich zuerst sprechen, allergnädigster Herr?

„Soll ich über den grossen Mann sprechen, welcher Fürst Milosch geheissen und in welchem alle guten Eigenschaften unseres Volkes verkörpert waren?

„Oder soll ich zuerst von dem grossen Patrioten sprechen, welcher im ersten Heldenaufstande für die Befreiung Serbiens, von allen Führern des serbischen Volkes allein auf dem Schutthaufen von 1813 zurückgeblieben war, obwohl man auch ihn gebeten hatte, mit über die Grenze zu gehen und das Volk seinem Schicksale zu überlassen.

„Soll ich seine stolzen, seine patriotischen Worte zitieren: „wenn die Türken meine alte Mutter und meine Frau und Kinder mit ihren Füssen zermalmen, wozu soll ich noch am Leben bleiben? Viele Brüder, welche ich im Kampfe geführt habe, sind auf dem Felde der Ehre gefallen, es ist nur recht, wenn ich auch falle." Mit diesen Worten hat der Vojvode von Rudnik die Einladung der zur Flucht gewendeten Vojvoden, auch zu desertieren, beantwortet, und dann ist er auf seinen Posten gegangen, im Herzen des Landes und seines Volkes. Diese Worte einer grossen Selbstaufopferung für das Ganze sind im Herzen des serbischen Volkes tief eingegraben, und nachdem die Völker unsterblich sind, werden auch keine Jahrhunderte imstande sein, diese patriotische Tat aus dem Herzen und der Seele des serbischen Volkes zu streichen.

„Soll ich die Klugheit des Vojvoden Milosch loben, der einen unzeitgemässen neuen Versuch zum Aufstande mit möglichst wenigen Opfern ersticken lässt, indem er sagt: „Selbst wenn ich wüsste, dass ich imstande wäre, alle diejenigen wieder auferstehen zu lassen, welche in diesem aussichtslosen Versuche fallen werden, selbst dann würde ich in diesem Augenblicke nicht einwilligen, einen Aufstand gegen die Türken vorzunehmen."

„Während Milosch sich noch in den Klauen des blutdürstigen Sulejman Pascha Skopljak in Belgrad befand, versammelten sich tief im Inneren des Landes, im kleinen Dorfe Rudovtzi, die Vertreter des unglücklichen gemarterten Volkes, und beschlossen doch einen neuen Aufstand, dessen Führung dem Vojvoden Milosch anvertraut werden sollte, sobald er aus Belgrad zurück kam. Bei dieser Gelegenheit zeigte er vom neuen, dass ihm der Erfolg der nationalen Bewegung und die Freiheit des Volkes höher stand, als sein persönlicher Ehrgeiz, Führer des Volkes zu werden. Deswegen erklärte er nur unter der Bedingung die Führerschaft übernehmen zu wollen, wenn der Krieg nicht gegen den Sultan, sondern gegen die türkischen Missetäter im Lande geführt werden würde, und erst als die Massenversammlung des Volkes, welche am Vorabende des Palmsonntages des Jahres 1815 bei der kleinen Kirche von Takovo stattfand, diese Bedingung akzeptiert hatte, erst dann übernimmt er die Führung und erklärt am 11. April 1815, an dem Palmsonntag der nationalen Auferstehung, den Krieg mit den Worten: „Hier bin ich, hier habt ihr den Krieg gegen die Türken."

„Ritter von Takovo! Soll ich Euch, deren Brust mit dem Takovokreuze geschmückt ist, diesen Vojvoden Milosch erst beschreiben, wie er auf einem Stein vor der riesigen Takovo-Eiche, vor der bescheidenen Takovo-Kirche steht und die Fahne dem Sima Paschtrmatz übergibt, um unter diese Fahne eine neue Armee zu rufen? Soll ich Euch all' die Befehle erzählen, welche Milosch im selben Momente erteilt hat? Euch, Ritter von Takovo, brauche ich das alles nicht zu erzählen, denn Ihr seht von hier aus mit den geistigen Augen so lebhaft jene Tausende gezückter Jatagane, Krummsäbel und Sensen, die da in den Strahlen der Frühlingssonne glänzen, Ihr seht ja leibhaft die Tausende gegen den Himmel zur Schwurleistung erhobener Hände, Ihr seht es leibhaft, wie all die Männer, Frauen und Kinder vor der kleinen Kirche von Takovo der Reihe nach herantreten, um einen Zipfel vom Vojvodenkleide des Milosch zu küssen, wenn man nicht seine Hand ergreifen kann, welche soeben eine Träne abgewischt hat, damit dieselbe von niemandem gesehen werde. Diese Träne ist um den eigenen Bruder geweint worden, um den späteren Gospodaren Jevrem, den Urgrossvater unseres Königs; weil in dem Momente, in welchem der Vojvode Milosch seine ersten Befehle zu dem neuen Krieg mit den Türken erteilte, sein Bruder Jevrem Obrenovitch in die Tiefe des Gefängnisturmes der Belgrader Festung geworfen wurde. Und an demselben Tage hat der Kampf am Rudnik angefangen, ein Kampf, der in vier Monaten Serbien von den türkischen Vandalen säuberte und die innere Unabhängigkeit Serbiens eroberte.

„Aber die staatsmännische Klugheit, welche Milosch selbst angesichts seiner soeben für das Vaterland gefallenen oder verwundeten Helden, und mitten in der Aufregung des Kampfes auf dem Schlachtfelde, nie aus dem Auge gelassen hat, zieht mich unwiderstehlich zur Besprechung der staatsmännischen Verdienste des späteren Fürsten Milosch. Aber wie soll ich mich da erst in Kürze fassen, wenn doch jeder Stein in dem Baue, welcher das Fürstentum Serbien heisst, von seiner eigenen Hand aus dem Felsen herausgehauen, von seiner eigenen Hand zugeschnitten, von seiner eigenen Hand in diesen Bau eingemauert wurde? Das Blut der Feinde war noch nicht auf seinem Säbel und auf den Jataganen seiner Helden vertrocknet, noch hatte sich der Pulverdampf von den Schlachtfeldern nicht verzogen, noch waren die

Wunden aus diesem Heldenkampfe nicht verheilt, und schon am Ende desselben Jahres, in dessen Frühling er das Riesenwerk der Befreiung Serbiens unternommen hatte, schon am 19. Dezember 1815 berief er die Nationalversammlung, organisierte ein grosses Gericht, ernannte die ersten serbischen Behörden in jeder Stadt und in jedem Dorf, unterbreitete das erste geschriebene Staatsbudget Serbiens und nahm eine gerechte Verteilung der Staatssteuern vor. Im Vasallenfürstentum Serbien gibt es keinen einzigen Zweig der staatlichen Organisation und keinen einzigen Zweig des nationalen Lebens, zu welchem Fürst Milosch nicht den ersten gesunden Gedanken gegeben und welchen er nicht persönlich ausgeführt, entwickelt und vorwärts gebracht hätte. Die innere staatliche Organisation, die Justiz und die Volksaufklärung, die öffentlichen Bauten und die Volkswirtschaft, die Finanzen und die ersten Anfänge der Armee im Vasallenfürstentum Serbien, all dasjenige, auf dem später Fürst Michael und König Milan den Bau des serbischen modernen Staates aufgeführt haben, war die Schöpfung des grossen Fürsten Milosch.

„Unter seinen Verdiensten für Serbien gibt es aber eines, von dem ich sagen möchte, dass es grösser ist als alle seine militärischen, strategischen und taktischen, staatsmännischen und administrativen Verdienste. Über dieses Verdienst will ich wenigstens ein Wort sagen. Da er die Aufgabe hatte, gerade an derjenigen Stelle der Balkanhalbinsel, an welcher durch volle tausend Jahre der Kampf zwischen dem Westen und dem Osten, zwischen Rom und Byzanz, zwischen Orthodoxie und Katholikentum, zwischen Islam und Christentum, zwischen slavischen und unslavischen Bestrebungen ausgefochten wurde, — einen neuen serbischen Staat zu schaffen, hat Fürst Milosch auch ein Wunder der diplomatischen Kunst zustande gebracht. Als er das Land militärisch befreit und sein inneres Leben auf eine gesunde Grundlage gesetzt hatte, verstand er es, ihm, eins nach dem anderen, die Attribute eines selbstständigen Staates zu verschaffen, verstand er es, ganze Provinzen geschenkt zu bekommen, für welche ein anderer hätte blutige Kriege führen müssen, verstand er es, in den Kriegen, welche in unmittelbarer Nähe Serbiens wüteten, die Neutralität Serbiens und zu gleicher Zeit auch die Freundschaft der kriegführenden Parteien zu bewahren, und doch aus jedem fremden Zusammenstosse den grösstmöglichsten Nutzen für das Vaterland zu ziehen.

„Unter den tausendjährigen, so mächtigen Rivalen in allen die Balkanhalbinsel betreffenden Fragen, hat es auch solche gegeben, welche unter keiner Bedingung erlauben wollten, dass Serbien wachse und kräftiger werde, und welche nur wünschten, diesen jungen Staat schwach und innerlich zerfahren zu erhalten, damit er Kleingeld bleibe zur Begleichung der grossen Rechnungen des Weltteiles. Diesen Mächtigen war selbst der Gedanke an ein Erbfolgerecht am neu gegründeten serbischen Fürstenthrone tief verhasst, weil sie sehr gut wussten, dass die gesicherte Erbfolgeordnung die stärkste Garantie für das Leben und für den Fortschritt Serbiens geworden wäre. Dem diplomatischen Genie des Fürsten Milosch ist es gelungen, auch diese Garantie für die Zukunft Serbiens zu schaffen. Oh, gewiss, Fürst Milosch hat für diesen seinen grossen diplomatischen Erfolg mit einem zwanzigjährigen Exil büssen müssen, aber er hat dadurch die Zukunft Serbiens gesichert, und Serbien ist heute nicht mehr ein Vasallenfürstentum der Türkei, sondern ein freies und unabhängiges Königreich, und

auf dem Throne dieses Königreiches sitzt heute Obrenovitch V.! Ewiger Ruhm dem grossen Fürsten Milosch!"

Dieser Ausruf hat unter den versammelten Volksmassen einen enthusiastischen Widerhall gefunden. Dann gab der König das Zeichen, die Hülle des neuen Monumentes fiel, und die heroische Gestalt Miloschs, welche der serbische Bildhauer Georg Jovanovitch ausgeführt hatte, wurde unter dem Jubel des Volkes sichtbar.

Am 25. Juni 1898 kehrten wir nach Nisch zurück.

Nach einigen Tagen habe ich aus Petersburg von Herrn Kotschetow, dem Direktor der russischen Dampfschiffahrtsgesellschaft im Schwarzen Meer, einen Brief erhalten. Herr Kotschetow schrieb mir unter anderen:

„Ew. Exzellenz, Hochverehrter V. G.!

„Ich hatte kein Recht, Ihnen irgend etwas Positives zu versprechen, deswegen habe ich es auch nicht getan. Trotzdem habe ich hier alles getan, was ich tun konnte, und wie es scheint (Anspielung auf mehrere inzwischen erschienene, in der Tat freundlichere russische Blätterstimmen) nicht ohne Erfolg, wovon Sie bald Beweise bekommen dürften. Gleichzeitig mit der Arbeit an den massgebenden Stellen trachte ich nämlich auch auf die öffentliche Meinung zu wirken, und schreibe in den Zeitungen. Denn ich muss Ihnen sagen, dass ich die Überzeugung gewonnen habe, dass Ihr König ein ausgezeichneter und kluger junger Mann ist, welcher nicht bloss sein Serbien, sondern auch unser Russland liebt. Mit einem Worte, ich habe getan, „quod potui — faciant meliora potentes".

Wir werden bald sehen, dass diesem guten Russen seine Freundschaft für Serbien schlecht bekommen ist. Beim Blättern in den Zeitungen, welche Kotschetow meinte, fand ich u. a., dass die Frage der Verbindung der bulgarischen Eisenbahnen mit den türkischen bei Küstendjil sehr viel Staub aufgewirbelt hatte. Der „Pester Lloyd" berichtete, dass der russische Botschafter die betreffenden bulgarischen Bemühungen in Konstantinopel stark unterstütze, „damit solcher Art Mazedonien vollständig von Serbien und den westeuropäischen Bahnen isoliert werde". Die „Kölnische Zeitung" meldete, dass die Pforte nach langem Widerstreben in den Bau dieser Linie eingewilligt zu haben scheine.

„Bulgarien wird in kürzester Zeit die Linie von Sofia bis zur mazedonischen Grenze ausbauen, und die Konzession für den Bau dieser Linie wird am 17. oder 19. Juli erteilt werden. Dieses unmittelbare Eindringen Bulgariens in Mazedonien wird aber erst dann in seiner vollen Wichtigkeit fühlbar werden, wenn diese Linie mit der neuen türkischen Linie über Kumanowo in Verbindung gelangt, weil dann der Hafen von Saloniki mit der Donau verbunden sein wird, und Serbien und Österreich-Ungarn ganz umgangen sein werden. Bisher hatte die Pforte ihre Teilstrecke nicht bauen wollen; jetzt aber hat sie den bulgarischen Unternehmer Najdanow nach Konstantinopel berufen, um mit ihm über den Ausbau dieser ihrer Teilstrecke zu verhandeln. Und die Folge: Nicht bloss dass die serbischen und österreichisch-ungarischen Handelsinteressen hierdurch gewaltig geschädigt würden, sondern auch das politische Gleichgewicht in Mazedonien würde jetzt zugunsten Bulgariens stark verschoben werden. Das wäre nichts Geringeres als die ganze Auslieferung Mazedoniens an Bulgarien. Jetzt erst erinnere man sich, dass Herr Stoilow, seitdem er Minister ist, wiederholt gesagt hat, dass er imstande sei, einen Schlag zu führen, welcher sowohl Serbien, als auch Österreich-Ungarn treffen würde."

Nach Nisch zurückgekehrt, habe ich sowohl nach Sofia als nach Konstantinopel geschrieben, um womöglich diesen Schlag des Herrn Stoilow zu parieren, worauf wiederum die „Kölnische Zeitung" folgendes zu melden wusste: „Die serbische Regierung hat in der letzten Zeit alles mögliche versucht, die Einwilligung der Pforte zum Anschluss der türkischen an die bulgarischen Bahnen über Kumanowo-Kustendjil zu hintertreiben, aber alle diese Anstrengungen der serbischen Regierung sind erfolglos geblieben." Wir werden später sehen, dass es sich doch anders verhielt.

Endlich fingen die Parlamentskommissionen an, etwas Arbeitsstoff für das Plenum zu liefern, und so konnte man — in der siebenten öffentlichen Sitzung — am 27. Juni an die eigentliche gesetzgeberische Arbeit schreiten. Der Zufall wollte es, dass die erste Vorlage, welche auf die Tagesordnung gesetzt werden konnte, die Obstzucht im Lande betraf, als ob er die Absicht gehabt hätte, die Aufmerksamkeit eines Landes, welches für gedörrte Zwetschgen allein 16 Millionen Franks jährlich einnimmt, noch mehr auf die Obstzucht zu lenken. Zunächst ging alles gut, aber bei der Spezial-

beratung entwickelte sich plötzlich eine um so grössere und lebhaftere Debatte, und als gar der Berichterstatter den Artikel verlas, nach welchem für Pflanzschulen besondere Bezirksökonomen mit der notwendigen Zahl von Gehilfen und der jährlichen Bezahlung von 1000 bis 1500 Franks zu bestellen wären, brach in der Volksversammlung ein wahrer Sturm los. Was, neue Beamte, welche neben freier Wohnung und Heizung noch so riesige Gehalte beziehen sollen? Nein, daran ist nicht zu denken, sondern zu dieser Arbeit solle man die Sträflinge aus der Polizeihaft heranziehen! Der arme Berichterstatter hatte seine liebe Not, den Leuten zu erklären, dass man zu einer solchen Arbeit Fachkenntnisse besitzen muss, dass die Sträflingsarbeit überhaupt nicht viel taugt, dass die vorgeschlagenen Gehalte sehr bescheiden wären usw. Umsonst! Alle Redner sprechen über die fürchterlichen Bezahlungen; der Berichterstatter flüstert mit dem Minister und verkündet dessen Einwilligung, die Gehalte auf 800 bis 1200 jährlich zu reduzieren — die Konzession ist zu klein. Schliesslich musste man die Bezahlungen auf 800 bis 1000 herabsetzen, um die Annahme des betreffenden Artikels mit Stimmenmehrheit durchzusetzen. Und bei jedem der folgenden Artikel neue überflüssige Debatten. Viele nahmen das Wort, um das zu sagen, was die geehrten Vorredner ohnehin schon breitgetreten hatten; viele sprachen für die Galerie, bezw. für die Stenographen, weil man doch im betreffenden Wahlbezirke lesen muss, dass sein Abgeordneter auch gesprochen hat. Und als dann die Strafen für absichtliche Beschädigungen der Bezirksobstschulen an die Reihe kamen, da kamen die Juristen mit ihren Fachreden über die Bestrafung der Minderjährigen, der Bediensteten, der Eltern und der Dienstgeber; das reizte wieder die Nichtjuristen zu zeigen, dass sie auch etwas dreinzureden wüssten — kurz, Parlament! Als dann der Minister des Innern endlich auch das Wort ergriff, um alles einzurenken, liess der Lorbeer, den er mit dieser Rede erntete, dem Justizminister keine Ruhe und er hielt auch eine. Aber item, neben manchem Unverständnis und mancher Eitelkeit zeigte diese Debatte das lebhafte Interesse der ganzen Volksvertretung selbst für ein so spezielles Gesetz, welches nach zweitägiger Debatte erledigt wurde. Nun kam mit der Vorlage über die Anstellung von besonderen Kreis- und Bezirksökonomen mit noch höheren Gagen,

ein noch grösserer Sturm, den zunächst der Abgeordnete von Belgrad Radulovitch, mit einer hitzigen Rede entfesselte, in der er bewies, dass Serbien überhaupt keine neuen Beamten und am allerwenigsten sogenannte Ökonomen, brauche und dies besonders jetzt, wo die finanzielle Lage des Landes eine so elende sei. Durch diese letzte Bemerkung berührte er nun freilich den empfindlichsten Punkt, so dass eine wahre Flut von Deklamationen über Beamtentum, Überschwemmung, Not, Tod und Teufel an die Reihe kam, — bis ich endlich auch das Wort nahm, um den geehrten Vorrednern für die patriotischen Sorgen, denen sie so einen beredten Ausdruck verliehen, zu danken. Nur fand ich, dass man gegen das aus Überschwemmungen und schlechten Jahresernten resultierende Ungemach mit Gesetzen für die Stärkung der Volkswirtschaft weit besser ankämpfen würde, als mit rührenden und patriotischen Reden. Zwar kann man mit solchen Reden es zu grosser Popularität bringen, aber ich bin überzeugt, dass die wirklichen Patrioten es vorziehen würden, durch zweckmässige Gesetze den Wohlstand des Volkes zu heben. Und noch ein zweites Mal musste ich in der Debatte das Wort ergreifen, nämlich gegenüber dem Abgeordneten Dragojevitch, einem glänzenden Redner und Dialektiker, der gesagt hatte, er befürchte, dass dieses Gesetz zwar neue Beamtenstellen schaffe, im übrigen aber unausgeführt bleiben werde, gerade so, wie das Gesetz über die Ackerbauschulen, welches vor drei Jahren votiert wurde, bis jetzt unausgeführt geblieben war. Nun, sehr gerne konnte ich zugeben, dass viele vor meinem Regime votierte Gesetze lediglich auf dem Papiere standen. Daran war das furchtbare Parteiregiment schuld, welches jede nützliche Arbeit verhinderte. Tatsächlich hatten ja die bisherigen Regierungen in den sechs bis zehn Monaten, welche sie im Durchschnitte zu leben hatten, einzig und allein um ihre politische Existenz zu kämpfen und es fehlte ihnen an Zeit an die Ausführung der Gesetze zu denken, für welche mehrere Jahre notwendig sind. Nun aber schien ja eine andere Ära angebrochen zu sein; von der allerkompetentesten Stelle und auf die feierlichste Weise war die notwendige Zeit garantiert worden, um alle von der Volksvertretung votierten und vom König sanktionierten Gesetze auch wirklich in Geltung zu setzen. Noch vor zehn Jahren, war weiter gesagt worden, hätte ich die Handarbeit in den Schulen gelobt,

und jetzt dächte ich nicht einmal daran — aber ich konnte erwidern, dass ich nicht bloss daran denke, sondern dass meine Regierung schon Staatszöglinge, darunter einen Professor und mehrere Volksschullehrer, nach Norwegen geschickt habe, gerade um die Handarbeiten in den Schulen gründlich zu studieren. Nun, und so wurde nach ganz zweckloser Zeitvergeudung endlich auch diese Questio gravis der Gehälter der Ökonomen erledigt. Dabei immer wieder: Quid novi ex Bulgaria? „Trotz aller friedfertigen Behauptungen — schrieb in diesen Tagen der „Pester Lloyd" — nimmt die Bewegung der bulgarischen Armee gegen die serbische Grenze den Charakter einer politischen Demonstration an. Wahrscheinlich will man Serbien zur Vornahme ernster Massregeln provozieren, um ihm dann fälschlich für den Frieden gefährliche Absichten vorzuwerfen, in Wahrheit aber um dadurch gewissen Grossmächten zu helfen, den König Milan aus Serbien zu entfernen. Eine zweite bulgarische Demonstration, wohl zu demselben Zwecke, bestand in der Ausbesserung und Armierung der bulgarischen Befestigungen an der serbischen Grenze." Und gerade zu dieser Zeit, da man uns als die ewig Unruhigen und Schuldigen darstellen wollte, trafen wir keine militärischen Gegenmassregeln, sondern verhandelten in unserem Parlament ruhig — deswegen spreche ich auch so weitläufig von all diesen kleinen Vorlagen — das Gesetz über die Errichtung der volkswirtschaftlichen Stationen. Endlich, im Juli 1898 kam die Konvention zwischen Serbien und Rumänien über den Anschluss der Bahnen auf die Tagesordnung. In Anbetracht der brüderlichen Beziehungen zwischen den beiden Staaten, sowie der materiellen Wichtigkeit dieses Anschlusses ihrer Bahnen fand der Präsident der Nationalversammlung, dass er die Gefühle der ganzen Volksvertretung verdolmetsche, wenn er vorschlage, die Konvention mit Akklamation anzunehmen, was denn auch unter donnernden Zurufen geschah. Weiter finde ich in meinen damaligen Aufzeichnungen: Annahme der sehr umfangreichen Reform der Direktion der öffentlichen Fonds (der einzigen staatlichen Hypothekenbank in Serbien) mit allen gegen zwei Stimmen; in der fremden Presse lese ich trotzdem die aus radikalen Quellen stammende Behauptung, dass „die Zahl der liberalen und fortschrittlichen Abgeordneten, welche zur Opposition übergehen, von Tag zu Tag

wachse und dass der schon gebildete oppositionelle Klub, welcher im Anfange der Session bloss dreissig Abgeordnete betrug, in den letzten Tagen „riesig angewachsen“ sei. Eine Ministerkrise in Sicht meldete der „Pester Lloyd“; dass vierzig liberale Abgeordnete aus der Regierungsmajorität ausgetreten, die „Wiener Neue Freie Presse“, dass die Regierungsmehrheit in die Brüche gehe, behauptete die „Frankfurter Zeitung“. Und von alledem war einfach keine Spur. Viel wichtiger war aber, dass Herr Jadovsky bereitwilligst alles das glaubte und seiner Regierung mitteilte. In einem Bericht vom 4. Juli 1898 an den Grafen Murawiew schrieb er:

„Vor einer gewissen Zeit hat man unter den Führern der hiesigen Opposition viel darüber gesprochen, dass von seiten des Belgrader Hofes in Wien der Vorschlag gemacht wurde, neuerdings eine geheime politisch militärische Konvention abzuschliessen, und zwar dieselbe, die einsteris vom König Milan unterschrieben war, und welche im Jahre 1895 nicht mehr erneuert worden ist, und welche der König Alexander auf Anraten des damaligen Ministerpräsidenten Herrn Stojan Novakovitch, unserem damaligen Gesandten hier, dem Baron Rosen, übergeben hat. Vor einigen Tagen habe ich Gelegenheit gehabt, mit König Alexander zu sprechen. S. M. klagte mir, über die Machinationen der Opposition, welche ihn quasi vor Russland verleumde, und berührte dabei auch die Gerüchte, welche die Opposition über eine Erneuerung der Konvention mit Österreich kolportiert, wobei er mit besonderem Nachdruck sagte, dass er nie daran gedacht hat, um so weniger, als eine solche Konvention jetzt gar keinen Zweck hätte.

„— Ew. Majestät haben recht — habe ich mir erlaubt dem König zu sagen— denn nicht bloss, dass eine solche Konvention zwecklos wäre und in gar keinem Falle angewandt werden könnte, sondern sie wäre selbst gefährlich für Ew. Majestät. Sie erinnern sich, wie man damals diese Konvention ängstlich vor ganz Serbien verbergen musste und wie im Lande jede Behörde unpopulär wird, welche wagt, mit den angeborenen Überzeugungen und Bestrebungen des Volkes zu brechen. Mit einer solchen Konvention in der Schublade des Schreibtisches kön-

nen weder Sie, Sire, noch irgend ein anderer König von Serbien bleiben. (!!!)

„— Sie haben vollständig recht, — sagte mir König Alexander lebhaft — ich werde nie so was unterschreiben, das können Sie nach Petersburg melden.

„In Petersburg — habe ich dem König geantwortet — würde man sich für eine solche Frage nur vom akademischen Gesichtspunkte interessieren, und das auch nur, insoferne eine solche Frage die Person und die Wohlfahrt Ew. Majestät betreffen würde. Die Gerüchte über diese Konvention sind wahrscheinlich schon bis nach Petersburg gedrungen, aber man hat mich darüber von dort aus nicht einmal gefragt. Wenn man mich fragen sollte, dann werde ich unausbleiblich und getreu (im russischen Original „svjato") die authentische Erklärung Ew. Majestät berichten.

„König Alexander schien mir bei diesen Erklärungen aufrichtig gesprochen zu haben, um so mehr, als es ganz zufällig zu diesem Gespräche gekommen ist, er somit auf dasselbe nicht vorbereitet sein konnte.

„Darin liegt der Grund, warum ich es als meine Pflicht erachtet habe, trotz . . . . . . (ein Wort war unlesbar) in der vertraulichsten Weise darüber Ew. Durchlaucht zu berichten."

Das Interessanteste an diesem Berichte ist, dass dieses Gespräch zwischen König Alexander und dem Herrn Jadovsky nie stattgefunden hat . . . Aber er soll ja wegen dieser Konvention, wie wir früher gesehen haben, einen Verweis von seinem Chef erhalten haben, und er musste etwas erfinden, um sich so weit es ging für die „gaffe" zu entschuldigen. Aber was dabei doch unverzeihlich und zugleich unbegreiflich ist, das ist die Art und Weise, wie Herr Jadovsky der russischen Regierung auch sonst über die Vorgänge im serbischen Parlament berichtete. Wir haben Gelegenheit gehabt, vier Rapporte zu lesen, welche dieser merkwürdige Gesandte am 7. Juli 1898 an den kaiserlichen Minister des Äusseren absandte. Hier einige Auszüge aus denselben; und zwar wörtlich:

„Entgegen den Erwartungen und trotz aller Vorsichtsmassregeln, welche Georgevitch vorgenommen hatte, um in die Nationalversammlung nur gehorsame und wohldisziplinierte Elemente herein zu bekommen, geht die Arbeit im Parlamente sehr schwierig vor sich. Die Regierungsvorlagen stossen zwar auf einen furcht-

samen, aber doch stetigen Widerstand, so dass es gleich anfangs sehr grosser Anstrengungen und rigoroser Massregeln bedurfte, bis man die Abgeordneten dazu zwang, für die Vorlagen zu stimmen.

„Infolge der Selbstüberhebung (der Regierung) wurden der Nationalversammlung gleich zu Beginn Gesetze vorgelegt, mittelst welcher die Steuern der Bauern vergrössert werden, obwohl doch die Regierung wissen musste, dass solche Gesetze die grösste Unzufriedenheit und den grössten Widerstand der Bauern hervorrufen, während sie sonst für alles, was die Regierung unternimmt, ziemlich gleichgültig sind. Diese Gesetzesprojekte sind denn auch auf den erwarteten Widerstand der bestürzten Abgeordneten gestossen. Die Sache war verwickelt und schwer. Die Regierung hat mit Schrecken wahrgenommen, dass der oppositionelle Klub, welchen gleich anfangs einige junge Abgeordnete mehr der Form halber als wegen eines faktischen Nutzens gebildet hatten, anfängt sich zu vergrössern und eine unerwartete Wichtigkeit zu gewinnen, womit die Regierung wird rechnen müssen. Obwohl das Ministerium weiss, dass es unmöglich ist die Staatseinkünfte zu vergrössern, und dass man im Gegenteil die Staatsausgaben verkleinern muss, um das Gleichgewicht im Staatsbudget zu erreichen, trotzdem muss es, ob es will oder nicht, dem Generalissimus für die Vergrösserung und Kräftigung der Armee möglichst grosse Summen zur vollständigen und gesetzwidrigen Disposition zur Verfügung stellen. Diese Aufgabe ist nicht leicht, und zur befriedigenden Lösung derselben wird es der ganzen rücksichtslosen „Izvorotlivosti“ des Georgevitch und besonderer Beeinflussung des Hofes bedürfen. Deswegen berufen beide Könige die Bauerndeputierten zu Hofe, traktieren dieselben und trachten sie zu überreden. Der Erfolg ist noch nicht gesichert, und mit Rücksicht darauf ist die Session der Nationalversammlung, welche ursprünglich sehr kurz sein sollte, bedeutend verlängert worden.“ — — —

„Gnädiger Herr M. N.!

„Der traurige Zustand der serbischen Finanzen, welcher unheilbar ist, zwingt nicht bloss zur Sorge um die Zukunft, sondern es ist schon so weit gekommen, dass in der täglichen Administration grosse Not herrscht. Die Kassen sind leer, der Kredit ist zugrunde gerichtet, und in der Leitung der Finanzen herrscht

eine solch' chaotische Unordnung, dass man schwerlich irgend eine Besserung erwarten kann.

„Die serbische Bank, welche um sieben Millionen Banknoten mehr ausgegeben hat, als sie nach dem Gesetze berechtigt war, und gezwungen wurde, diese Summe der Regierung zu übergeben, will durchaus keine neuen Banknoten mehr ausgeben, und der Finanzminister, welcher selbst nach dem Geständnis der Regierungsanhänger keinen Begriff von den Finanzen hat, sondern aus politischen Rücksichten an diese Stelle gesetzt worden ist, ging dieser Tage nach Wien, um zu sehen, ob er bei den dortigen Juden irgend eine Summe Geldes erwischen (perechvatit) könnte, — er ist aber von Wien mit leeren Händen zurückgekommen.

„Die einzige Hoffnung der Regierung bleibt die Ernte, und das Jahr scheint freilich eine beispiellos reiche Ernte zu versprechen. Aber die Steuern beginnen erst vom September an einzugehen und merkliche Resultate kann man frühestens am Schluss des Jahres voraussehen. So lange warten kann man aber nicht, und so wird man sehr bald mit der Bezahlung der dringendsten Verpflichtungen, unter anderen auch mit der Bezahlung der Zivil- und Militärbeamten aufhören.

„Die Situation fängt an allgemeines Misstrauen und Beunruhigung hervorzurufen. Diese traurigen Verhältnisse können auf die politische Lage Serbiens sehr wohltätig einwirken, indem sie den König Alexander zwingen werden, ernster die Gefahr jenes Weges einzusehen, auf den er unter dem schädlichen Einflusse seines ruhelosen Führers das Land schleppt, und den König zur Überzeugung bringen, dass die Ursache des allgemeinen Misstrauens und der allgemeinen Beunruhigung einzig und allein in der Anwesenheit des ungerufenen Mitregenten (neproschenoga sopravitelja) liegt." — — —

„Gnädiger Herr Graf M. N.!

„Von allen Übeln, welche Serbien würgen, seitdem König Milan zurückgekehrt, ist selbstverständlich das gefährlichste jener unbedachte Entschluss seines Sohnes, ihm das unverantwortliche Kommando über die bewaffnete Macht des Staates anzuvertrauen. Die Stellung und die Handlungsweise des Generalissimus fangen in der letzten Zeit an einen solchen Charakter anzunehmen, dass man den Eintritt der gefährlichsten Überraschungen befürch-

ten muss. Nachdem er während seiner vieljährigen Regierung eine vollständige Gleichgültigkeit gegen die militärischen Angelegenheiten bewiesen und seine Unfähigkeit eine gute Armee zu formieren und zu leiten, gezeigt hat, hat König Milan jetzt ganz plötzlich den Geschmack und Beruf in sich gefühlt, sich ganz dieser schweren Arbeit zu widmen, für welche man eine gewisse Vorbereitung, Fähigkeiten und Erfahrungen besitzen muss. Übrigens hat die Aufgabe, wie er sie aufgefasst hat, einen ganz anderen Zweck und einen ganz anderen Charakter. Er hat die Armee in seine Hände genommen, bloss um aus ihr gegen die Staatsorganisation und unabhängig von dem nicht widerstandsfähigen Willen seines Sohnes ein gehorsames Instrument seiner Machtgier zu machen, trotz der eigenen Unpopularität, welche mit jedem Tag mehr zum Vorschein kommt.

„Diesem Ziele geht er schnell und entschlossen entgegen. Die Kommandanten und Offiziere, welche auch nur etwas Selbständigkeit hatten, sowie alle diejenigen, welche in Russland studiert oder dort gedient haben, und deswegen Sympathien für Russland mitgenommen haben, sind aus ihren Ämtern entfernt. Alle wichtigen Stellen in der Armee sind ausschliesslich persönlichen Anhängern ohne Rücksicht auf ihre Rechte, Verdienste und Fähigkeiten anvertraut. Die Dislokation und die Versetzungen einzelner Truppenteile richten sich nicht nach irgend welchen strategischen oder ökonomischen Gründen, sondern einzig und allein nach den persönlichen Bedürfnissen der Politik des Kommandanten der aktiven Armee. Bei den letzten Wahlen wurde die Armee verwendet, ebenso ist sie jetzt rings um Nisch herum konzentriert, um die Nationalversammlung im geziemenden Gehorsam zu erhalten und dieselbe vor äusseren Einflüssen zu schützen.

„Dank einer solchen Bewachung ist jeder Eintritt in die Stadt, seitdem in derselben die Nationalversammlung eröffnet worden ist, durch allerlei strenge Formalitäten erschwert, während der Eintritt von politischen Persönlichkeiten nach Nisch, welche mit dem jetzigen Regime nicht sympathisieren, und welche auf die Abgeordneten auch nur den geringsten Einfluss ausüben könnten, bedingungslos verboten ist.

„Infolgedessen hört man schon, sogar aus militärischen Kreisen, dass die Armee unter einer solchen Leitung jede Kampf-

fähigkeit verlieren und sich ausschliesslich in eine Polizeimacht verwandeln wird.

„Meiner Ansicht nach gibt ein solcher Zustand Anlass zu den schwärzesten Befürchtungen. Und wahrlich, wenn man in Betracht zieht, dass schon Erscheinungen einer zunehmenden Erkaltung zwischen dem König und seinem Generalissimus bemerkbar wurden, und dass die Forderung übertriebenen Gehorsams von seiten der Nationalversammlung schon angefangen hat ihre passive Folgsamkeit zu erschüttern, dann ist Gefahr vorhanden, dass König Milan, der zu allem fähig ist, sich zu einem Pronunziamento gegen den eigenen Sohn entschliessen könnte.

„Es bleibt nur eine einzige Hoffnung, dass ein solcher Versuch im jetzigen Momente nicht von Erfolg begleitet sein könnte, und das ist der absolute Geldmangel und die Abwesenheit jedes Kredites. Unter solchen Verhältnissen würde eine solche Politik schwerlich reüssieren; und selbst wenn sie Erfolg hätte, würde sie keine mit Händen zu greifenden Resultate („osjazatelnih") liefern, und diese sind für den gewesenen König die Hauptsache. Deswegen denke ich, dass König Milan, welcher sich sein lebelang in verzweifelten Geldverlegenheiten befunden hat, besser als jeder andere das Unpraktische und Unproduktive eines solchen Risikos begreifen, und dass er eine andere, gemässigtere Lösung der Krise vorziehen wird." — — —

„Gnädiger Herr Graf M. N.!

„Das kaiserliche Ministerium hat mir unterm 16. des vorigen Juni eine Kopie des vertraulichen Briefes, welchen der Direktor unserer Dampfschiffahrtsgesellschaft auf dem Schwarzen Meere, Herr Kotschetow, an den Herrn Finanzminister geschrieben hat, einzusenden geruht.

„Nachdem in diesem Briefe die Gespräche enthalten sind, welche Herr Kotschetow mit den Hauptpersonen der heutigen Regierung in Serbien über die politische Lage des Landes geführt hat, so betrachte ich es als meine Pflicht, einige Aufklärungen, bezüglich der Fragen zu geben, welche Herr Kotschetow berührt hat. Beim Lesen dieses Briefes weiss man wirklich nicht, worüber man eher ausser sich geraten soll (izumljatsja) über die unverschämte Verdrehung der Wahrheit auf der einen, oder über die

Naivetät und die Leichtgläubigkeit auf der anderen Seite. Ich werde mich bei der politischen und moralischen Charakteristik der Personen, mit denen Herr Kotschetow gesprochen hat, nicht aufhalten. Sie ist dem kaiserlichen Ministerium wohlbekannt. Aber in Anbetracht dessen, dass die politische Wichtigkeit des Herrn Vladan Georgevitch noch ziemlich jungen Datums ist, und dass es hier auch anständige und ernste politische Personen desselben Namens gibt, — wird es nicht überflüssig sein, zu erwähnen, dass der jetzige serbische Ministerpräsident seines Zeichens ein Arzt ist, und dass er sein ganzes Leben lang ein Vertrauensmann des Königs Milan, sein treuer Diener in allen geheimen und intimen Geschäften war. Er ist derjenige, welcher zur Zeit, als er Leibarzt des Königs war, das Zeugnis ausgestellt und unterschrieben hat, dass die Königin Natalie zum ehelichen Leben unfähig sei, welches Zeugnis später die Grundlage für die Ehescheidung des Königs wurde.

„König Alexander hat gar keinen Grund, für Georgevitch irgend eine Neigung oder Vertrauen zu haben; er duldet ihn, als einen Menschen, den ihm sein Vater als einen unumgänglich notwendigen Mitarbeiter aufgedrungen hat. Diese Tatsache allein, dass eine solche Person an der Spitze der Regierung steht, kennzeichnet genügend das moralische Niveau des jetzigen Regimes und das Vertrauen, welches dasselbe verdient. Was den Herrn Kotschetow anbelangt, so habe ich immer gefunden, dass es sehr angenehm ist, mit diesem lebhaften Zeitungskorrespondenten zu sprechen, aber ich habe von ihm nicht erwartet, dass er mit einer solchen Leichtgläubigkeit der groben Mystifikation unterliegen wird, welche man ihm hier in der Form eines russisch-serbischen Festmahles bereitet hat. Ich habe nicht erwartet, dass er ohne Widerrede anhören und ohne jeden Beweis an den Ernst dessen glauben wird, was man ihm hier gesagt hat, und dass er diese Worte, wenn auch vertraulich, seinem Vorgesetzten vorlegen wird. Diejenigen, welche hier mit ihm gesprochen haben, dürften kaum eine hohe Meinung von der Intelligenz des Direktors unserer Dampfschiffahrt gewonnen haben.

„Das Unglück besteht bloss darin, dass solche politische Dilettanten aus den Journalistenkreisen es leidenschaftlich lieben, ihnen fremde Aufträge zu übernehmen und eine politische Rolle zu

spielen, zu der sie weder die Fähigkeit, noch ein Recht haben, — weil sie keinen Begriff von dem Schaden haben, den sie durch ihr unberufenes Hineinmischen verursachen.

„In diesem Falle haben die gewissenlosen Menschen, mit denen Herr Kotschetow gesprochen hat, es nicht unterlassen, seine Naivetät und seine Gutmütigkeit entsprechend auszunützen. Sie haben sich eingebildet, dass die Bemühungen des russischen Direktors und Journalisten sogar Aussicht haben, von der kaiserlichen Regierung berücksichtigt zu werden, und sie haben gleich nach der Abreise des Herrn Kotschetow von hier in den eigenen Zeitungen das wiedergewonnene Wohlwollen Russlands ausposaunt, mit der Unterstellung, dass meine Ankunft hierher die besten Dispositionen Russlands für das hiesige Regime bedeute. Von der Reise beider Könige nach Russland wurde als von einer vollendeten Tatsache gesprochen. Alles das war für mich, als ich hierher kam, ein Rätsel, denn ich hatte keine Ahnung von den intimen Verhandlungen des Herrn Kotschetow. Erst jetzt begreife ich warum mein kaltes und zurückhaltendes Benehmen gegen den König Milan und seine Anhänger in den hiesigen herrschenden Kreisen eine so riesige Enttäuschung und Erschütterung hervorgerufen hat.

„Aber auch heute, nachdem ich von dieser geheimen „podkladka" erfahren habe, bleibe ich bei meiner Überzeugung, dass ein anderes Benehmen des russischen Vertreters hier in diesem Momente unzweckmässig gewesen wäre, denn auch der leiseste Schatten einer Sympathie oder einer Solidarität mit den Gesetzwidrigkeiten, welche das Gewissen und die Würde des besten Teiles der Einwohnerschaft verletzen, würde für uns nur schädlich sein."

„P. S. Allmählich, aber immer mehr und mehr bekomme ich Gelegenheit, mich von der zweifellosen tätigen Unterstützung zu überzeugen, welche die Vertreter Deutschlands und Österreichs Milan erweisen. Es ist undenkbar, dass sie ohne Instruktionen ihrer Regierungen sich so benehmen sollten. Um dem Grafen Goluchowski das Recht zu wahren, uns gegenüber formell behaupten zu dürfen, dass er gar keinen Anteil an den (ein Wort unlesbar) Milans habe, sind die serbischen Angelegenheiten dem Leiter Bosniens und der Herzegowina, dem Baron Kallay übertragen worden, und wenn Milan Rat oder Hilfe braucht, so wendet er sich an Kallay. Infolgedessen ist meine Lage hier gar nicht

beneidenswert, aber in meinen Augen ist das eine Frage zweiten Ranges, welche gar nicht in Betracht gezogen zu werden braucht."

Oh, rührende Selbstlosigkeit eines redlichen Beamten! Die offiziellen Protokolle und stenographischen Berichte aus den Sitzungen der Nationalversammlung beweisen am besten, wie viel Wahrheit in seinem amtlichen Berichte wirklich enthalten war. Wenn die Abgeordneten der Nationalversammlung durch die Armee gewaltsam in das Volkshaus gebracht wurden, was brauchten sie dann von ihren „Mitbauern" daheim zu fürchten? Dann war ihnen ja ihre Rechtfertigung sehr leicht. Wenn sie gekauft waren, dann frage ich, wozu man der Armee überhaupt bedurfte. Ein gekaufter Abgeordneter frisst auch ohne militärische Drohung aus der Hand und es war dann nicht nötig, die Nationalversammlung erst von der Armee belagern zu lassen. Herr Jadovsky war also nicht nur, was er war, sondern nebenbei ein schlechter Logiker. Was soll man namentlich von jener Behauptung sagen, dass die Regierung sich verpflichtet fühlte, von der Nationalversammlung möglichst grosse Summen zu erpressen, um dieselben dem König Milan zur Verfügung zu stellen? Am betreffenden Orte haben wir genau auseinandergesetzt, zu welchem Zwecke die Anleihe bei der Nationalbank gemacht wurde, und die ganze Sache war aus den Zeitungen aller Welt bekannt. Dennoch hatte Herr Jadovsky den Mut, auch sie als ein Werk des Königs Milan und zu dessen Bedarf hinzustellen. Und noch mehr! ein kaiserlich russischer Gesandter hatte die unerhörte Dreistigkeit, zu behaupten, König Milan wolle ein militärisches Pronunziamento gegen seinen eigenen Sohn unternehmen, und hinzuzusetzen, dass dieser Verrat am Vaterland wie am eigenen Kinde nur deswegen ausbleiben dürfte, weil für Milan dabei unter den gegebenen Verhältnissen nicht genug Geld zu gewinnen wäre! Ich wiederhole, alle Tatsachen waren jedermann bekannt, von der ganzen Wahrheit konnte sich die kaiserliche Regierung auf tausend Arten unterrichten, und dennoch schrieb Herr Jadovsky amtlich das gerade Gegenteil! Und wenn er dies amtlich der Behörde gegenüber tat, der er doch zur wahrheitsgetreuen Berichterstattung verpflichtet war, wer wird sich dann wundern, dass er in seinen streng vertraulichen Berichten seinem Hasse gegen den König Milan und seine Freunde noch mehr, und in einer Art und Weise

die Zügel schiessen liess, die schon ans Phantastische streifte! Alle Welt wusste längst ganz genau, wie es zur Ehescheidung zwischen König Milan und der Königin Natalie gekommen war, und trotzdem hatte Herr Jadovsky die Dreistigkeit, seinem Minister zu melden, dass der Grund der Scheidung in einem ärztlichen Zeugnis des Doktors Vladan Georgevitch gelegen habe, welches die Unfähigkeit einer Frau zur Ehe bescheinige, die zweimal Mutter geworden. (!!!) Das Traurigste aber war, dass man in Petersburg, wie wir später sehen werden, diesen Berichten des russischen Gesandten volles Vertrauen schenkte, und auf Grund dieser Karikaturen einer ehrlichen diplomatischen Relation die Beziehungen des mächtigen russischen Kaiserreiches zu dem kleinen, aber Russland so liebenden Serbien tatsächlich regelte.

Schon aus diesen ersten Berichten ist es ganz klar, dass Herr Jadovsky keine andere Aufgabe in Serbien hatte, als eine der politischen Parteien mit dem ganzen Ansehen Russlands zu unterstützen und den König Milan zu vernichten, und wenn dabei ganz Serbien zugrunde gehen sollte. Am Tage vor der Absendung der eben angeführten Berichte des Herrn Jadovsky erschien in einem tschechischen Organ der serbischen Radikalen, in den Prager „Narodni Listy" ein Artikel, welcher mitteilte, „dass die serbische Regierung unermüdlich und systematisch gegen den Fürsten Nikolaus von Montenegro arbeite, welcher jetzt der einzige Träger des serbischen nationalen Gedankens auf dem Throne sei, und dass man ihm jetzt zumute, für sich und für seine Nachfolger dem Throne zu entsagen und ein Untertan des Königs von Serbien zu werden".

Zwei Tage später richtete der serbische Gesandte in Petersburg, General Sava Gruitch an mich folgenden Privatbrief:

„Ich habe Deine Zuschrift bekommen, in welcher Du sagst, dass ich keinen Urlaub bekommen kann, so lange die Situation mit Jadovsky nicht aufgeklärt ist. Du hast mir so geantwortet, weil Du wahrscheinlich meinen Bericht über die Sache noch nicht in Händen hattest. Ich hoffe nun aber, dass Du mit der Erklärung des Grafen Murawiew zufrieden sein und den Zwischenfall mit Jadovsky als erledigt betrachten wirst. Fürst Radolin, bei dem ich zum Diner geladen war, sagte mir, dass ihm die Affäre

Jadovsky bekannt sei — wahrscheinlich von Waecker-Gotter, mit welchem er in Korrespondenz steht. Bei dieser Gelegenheit sagte mir der deutsche Botschafter, dass Jadovsky auch in Konstantinopel sehr oft ähnliche Sachen gemacht habe, und zwar immer, wenn er Herrn von Nelidow zu vertreten hatte, weil er an Grössenwahn leidet, und dass er seine jeweilige Geschäftsführung immer dazu benützt hat, die Botschafter der Grossmächte als seinesgleichen zu behandeln. Als ich dem Fürsten Radolin sagte, was Graf Murawiew auf unsere Vorstellungen in dieser Sache erklärt hatte, meinte der Fürst, das wäre vollständig genug und damit könnten wir uns durchaus zufriedengeben. Ich melde Dir, lieber Gevatter, alles dies, nicht so sehr um meinen Urlaub zu bekommen, sondern hauptsächlich wegen der Befestigung der normalen Beziehungen zu der russischen Regierung, welche wir soeben wieder hergestellt haben. Aus meinem heutigen offiziellen Berichte wirst Du ersehen, dass Graf Murawiew das gleiche aufrichtig wünscht."

Am selben Tage bekam unsere diplomatische Agentur in Sofia vom bulgarischen Ministerium des Äusseren folgende kleine Note:

„Infolge einer Mitteilung des Kriegsministeriums hat der fürstliche Minister des Äusseren die Ehre, die diplomatische Agentur und das Generalkonsulat Serbiens zu benachrichtigen, dass die Fortifikationen in der Umgebung Sofias und in Slivnitza mit militärischen Wachen besetzt sind, welche den Befehl haben, jeden, welcher näher als einen Kilometer an die Befestigungen herantreten wollte, daran zu verhindern."

Wenn auch diese „Note" eine „zirkuläre", also für alle fremden Vertreter in Sofia bestimmt war, so war es doch ganz klar, dass sie einzig und allein gegen den serbischen Militäragenten in Sofia gerichtet war, denn die übrigen hatten kein so lebhaftes Interesse wie er, diese Befestigungen genau kennen zu lernen. Gleichzeitig wollte man für den Fall, dass jemand durch diese Wachen erschossen werden sollte, die Verantwortung von sich abwälzen. Und dass diese Anordnung, wenn sie nicht gegen den Major Vasitch gerichtet war, keinen Sinn gehabt hätte, erhellt aus der Tatsache, dass einzelne dieser Befestigungen bloss zweihundert oder gar hundert Meter von der Landstrasse entfernt lagen. . .

Hatten die Bulgaren auch die Absicht, jeden auf der Strasse daherziehenden Bauern niederzuschiessen?

Mitte Juni 1898 wurde vom obersten Rechnungshof eine Kontrollkommission zur Überprüfung der Kassen und Bücher in der autonomen Monopol-Verwaltung delegiert. Resultat: sie fand alles in Ordnung und den bestehenden Gesetzen und ministeriellen Anordnungen gemäss. Trotzdem erhob sich im In- und Auslande radikales Geschrei, dass man in der Monopolverwaltung fürchterliche Missbräuche entdeckt habe, und die Folge dieser Machination der Radikalen war das ständige Fallen unserer Staatspapiere an den fremden Börsen. Es war ein wahres Morden des serbischen Staatskredites, das erst durch die Veröffentlichung des Kommissionsberichtes in der Amtszeitung beendigt wurde. Aber der Schaden, welcher durch dieses neue Parteimanöver dem Staate zugefügt worden war, ging bereits in die Hunderttausende.

Am 15. Juli 1898 formeller Schluss der Session für 1897 und sofortige Wiedereröffnung der Session für 1898; sodann Annahme der Reform der Hypothekenbank; einstimmiger Beschluss der Nationalversammlung, den Fürsten Milosch fortan Milosch den Grossen zu nennen; Annahme einer Pressnovelle, Annahme der Mittelschulreform, nach welcher eine ganze Anzahl von „klassischen" Schulen geschlossen und der unheimlichen Vermehrung des Beamtentums für die Zukunft endlich vorgebeugt werden sollte; ferner Annahme des neuen Gerichtsverfahrens per Akklamation, sowie Erteilung der Indemnität für die zehn Millionen-Anleihe bei der Nationalbank, endlich auf Vorschlag des Abgeordneten von Csacsak ohne Debatte und einstimmig die Annahme des Gesetzes über die Reformen in der Armee — und Herr Jadovsky berichtete nach Petersburg fortgesetzt über die schweren parlamentarischen Kämpfe der Regierung! Nach der Annahme des letzteren Gesetzes richtete der König an mich ein besonderes königliches Handschreiben, welches in der 25. Sitzung der Volksvertretung vorgelesen wurde. Dieser königliche Brief hatte folgenden Wortlaut:

„Lieber Vladan!

„Gerade so einträchtig und patriotisch, wie die Nationalversammlung den Manen Milosch des Grossen ihre hohe Achtung erwiesen und dadurch feierlich im eigenen Namen und im Namen

meines teuren Volkes ausgesprochen hat, wie unerschütterlich die Bande sind, welche das Volk mit der nationalen Dynastie der Obrenovitch verbinden, gerade so einträchtig und einmütig hat sie in ihrer gestrigen Sitzung die notwendigen Änderungen im Gesetz über die Armeeorganisation angenommen, worüber Sie Mir Bericht erstattet haben. Diese Änderungen sind nach den gesammelten Erfahrungen für den Fortschritt meiner Armee höchst notwendig, und deswegen hatte ich meinen Kriegsminister bevollmächtigt, sie der Nationalversammlung vorzuschlagen. Die Stimme der Volksvertretung hat einen angenehmen Widerhall in meinem Herzen gefunden und ihr Beschluss mich hoch erfreut. Als König und oberster Kriegsherr bin ich hocherfreut zu sehen, dass die Nationalversammlung dieselbe Liebe für meine Armee, diese Hoffnung des Volkes hegt, welche ich für sie habe. Deswegen danke ich in meinem und im Namen meiner Armee vom ganzen Herzen den würdigen Vertretern meines getreuen Volkes für diesen neuen und glänzenden Beweis ihrer Vaterlandsliebe, und bevollmächtige Sie, lieber Vladan, der Dolmetsch dieser meiner Gefühle vor der Nationalversammlung zu sein.

Nisch, den 14. Juli 1898.

Ihr wohlgeneigter

Alexandre m. p.“

Die Verlesung dieses Briefes wurde von der Nationalversammlung stehend angehört und mit donnernden Rufen: „Es lebe der König“ beantwortet.

In der 26. Sitzung der Volksvertretung wurde über die Vorlage betreffend die Unterstützung der eigenen nationalen Industrie verhandelt, durch welche Staat, Landeskreise und Bezirke in den Stand gesetzt wurden, den konzessionierten Industriellen 10% mehr zu zahlen, als für Lieferungen derselben Ware aus der Fremde.

Am 17. Juli 1898 endlich grosse Debatte über das Gemeindegesetz, bei welcher man wohl einen Augenblick verweilen muss. Der Belgrader Abgeordnete Radulovitch fand, dass durch diese Vorlage dem Volke ein Recht entrissen werde, welches die Nation durch so viele Dezennien ausgeübt hatte, nämlich das Recht sich die eigene Gemeindeverwaltung frei zu wählen. Der greise Abgeordnete Jeremitch bedauerte, erlebt zu haben, dass eine Gesetz-

vorlage über die Ernennung der Bürgermeister und der Dorfältesten eingebracht werden musste, aber er müsse leider gestehen, sagte er, dass seit dem Jahre 1844 bis heute nur zu oft Leute zu Bürgermeistern, Dorfältesten und Gemeinderäten gewählt wurden, deren Qualifikation diese Gesetzvorlage als vollständig zweckmässig erscheinen lasse. Ebenfalls einer der ältesten Abgeordneten im Hause, Nikola Radovanovitch, sagte, er erinnere sich an eine Zeit, wo nur die ehrlichsten Leute in die Gemeindeleitung gewählt wurden, und es war gut, sowohl für die Gemeinden, als für den Staat. Aber seit einer Reihe von Jahren — fuhr er fort — ist das Volk in dieser Beziehung auf Irrwege geraten; die unterste Hefe reisst die Leitung der Gemeindeangelegenheiten an sich, richtet das ganze Gemeindevermögen zugrunde und missbraucht die Freiheit der Gemeindewahlen — deswegen werde auch er für diese Vorlage stimmen. Acht andere Abgeordnete sprachen in demselben Sinne. Der Abgeordnete von Schabatz Sava Ilitch opponierte; er sagte wörtlich: „Von vielen Vorrednern habe ich hören müssen, unser Volk wäre noch nicht reif genug, sich selbst die Bürgermeister und die Gemeinderäte zu wählen, und deswegen sollten dieselben durch königliches Dekret oder Ministerialerlasse ernannt werden. Der beste Beweis, dass das Volk wirklich noch nicht reif genug ist, seine Gemeindebehörden zu wählen, liegt darin, dass wir hier sind, denn wenn das Volk reif wäre, würde es nicht solche Volksvertreter wählen, als wir sind.“ Diese Worte riefen einen heillosen Sturm hervor, und der Präsident stellte die Frage, ob die Nationalversammlung diese Worte als Beleidigung gegen sich aufgefasst habe. Die ganze Versammlung brach in den Ruf aus: „Jawohl!“ und der Präsident verlangte sodann, dass der Redner seine Worte zurücknehme. „Nie werde ich das tun, was immer auch mit mir geschehen möge,“ gab dieser zur Antwort. Darauf Tumult und Unterbrechung der Sitzung, sodann Erklärung des Präsidenten, dass die Nationalversammlung auf Grund des Artikels 71 der Geschäftsordnung über die ihr zugefügte Beleidigung in der nächsten Sitzung verhandeln werde — und die Tagesordnung wurde fortgesetzt.

In der folgenden Sitzung — die Vorlage war inzwischen schon akzeptiert worden — wurde der Abgeordnete für Schabatz

für dreissig Tage aus der Nationalversammlung ausgeschlossen, und dann das Gesetz über die Bevollmächtigung der Nationalbank, dreissig Millionen Franks Banknoten in Umlauf zu bringen, votiert.

Inzwischen wurde die Aufmerksamkeit von dem Empfange des Fürsten Ferdinand in Petersburg in Anspruch genommen. Die reichsdeutschen Blätter fanden in diesem Empfange nicht bloss die Antwort Russlands auf die Rückkehr des Königs Milan nach Serbien, sondern im Zusammenhang mit der Haltung, welche der Fürst von Montenegro gegen Österreich angenommen hatte, sowie angesichts der Reden des Generals Komarow in Prag und des Prinzen Mirko in Montenegro gegenüber den bosnisch-herzegowinischen Emigranten, sogar eine grosse Gefahr für das russisch-österreichische Balkaneinvernehmen vom Jahre 1897. Darauf antwortete die russische Presse mit der nicht mehr neuen Erfindung, Serbien verhandle mit dem Papst wegen eines Konkordates, sowie mit der weiteren, allerdings neuen Erfindung, König Alexander werde eine Tochter des Erzherzogs Josef heiraten.

Am 13. Juli 1898 habe ich an den Minister zur Disponibilität Vukaschin Petrovitch, folgenden Brief gerichtet:

„Herr Minister!

„Die k. u. k. österreichisch-ungarische Regierung hat S. M. unserem allergnädigsten Herrn und König direkt mitteilen lassen, sie wäre gewillt, seine Regierung bei eventuellen Verhandlungen in Wien über den Abschluss einer Anleihe zur Tilgung der schwebenden Staatsschuld zu unterstützen. Die Regierung des Königs möge einen Vertrauensmann nach Wien senden, um darüber mit dem k. u. k. gemeinsamen Finanzminister Herrn von Kallay Rücksprache zu nehmen. Auf Befehl des Königs und im Einverständnisse mit dem Finanzminister habe ich die Ehre diese wichtige Mission Ihnen, Herr Minister, anzuvertrauen, weil ich überzeugt bin, dass Sie Ihre ganze fachmännische Befähigung und Ihren ganzen Patriotismus einsetzen werden, um diese Verhandlungen so zu führen, wie es die Interessen des Landes erheischen. Eine formelle Vollmacht wird Ihnen nachträglich zugestellt werden, sobald Sie mir gemeldet haben werden, mit welchem Konsortium die Verhandlungen geführt werden.

„Genehmigen Sie usw.

Dr. V. G.“

Mit diesem Akt beginnt der zweite Versuch meiner Regierung, die schwebenden Staatsschulden zu tilgen und den ersten grossen Schritt zur Sanierung der Staatsfinanzen zu tun. Der erste Versuch war an dem von russischer Seite geschürten Misstrauen der europäischen Geldmärkte gegenüber der Stabilität des neuen Regimes in Serbien gescheitert. Es scheint, dass die zehnmonatliche Arbeit meiner Regierung das Vertrauen des Auslandes allmählich wieder zu erwecken begann, weil jetzt sogar die Regierung einer Grossmacht ihre Hilfe zur Sanierung unserer Staatsfinanzen anbot. Charakteristisch war, dass diese Hilfe nicht dem Chef der königlichen Regierung, sondern durch den österreichisch-ungarischen Gesandten in Belgrad, dem Könige selbst angeboten ward. Diese manière de proceder zeigt nebenher, ob die Behauptung der Opposition, meine Regierung sei eine durchaus austrophile, begründet war. Zu derselben Zeit erklärte das Organ der russischen Regierung in Paris „Le Nord“ endlich ganz offen, dass der Besuch des Königs Carol von Rumänien und des Fürsten Ferdinand von Bulgarien in Petersburg, sowie die Aussöhnung zwischen Russland und Bulgarien die direkte Antwort Russlands auf die Rückkehr des Königs Milan nach Serbien gewesen sei. Die Prager „Narodni Listy“ wieder brachten den Text eines Briefes, welchen König Milan am 31. Dezember 1892 an die Königin Natalie geschrieben haben sollte, um von der Frau, die er verstossen hatte, durch die Versicherung, er habe sich zum Selbstmorde entschlossen, Geld zu erpressen. Der Brief war schon einmal benützt und von der Hofdame der Königin Natalie in einer besonderen Zuschrift an die Zeitungen als gefälscht erklärt worden. Was schadete das? Er wurde, namentlich in Frankreich, doch wieder vollinhaltlich abgedruckt und mit Kommentaren versehen, so zum Beispiel in der „La Patrie“: „König Milan hat sich nicht getötet, weil er ja doch jetzt Generalissimus der serbischen Armee ist. Dieser Brief ist sehr drollig, weil er das Höchste im Schwindeln darstellt (forte carotte). Aber ist die Veröffentlichung dieses Briefes nicht das Signal eines beginnenden Krieges gegen Milan? . . . Warum dieser Brief zur Veröffentlichung gelangt sein mag? Mein Gott, diejenige, an welche er geschrieben war, dürfte ihn zufällig einmal verloren und ebenso zufällig dürfte ihn jemand gefunden haben.“ Ich habe die Beweise, dass der damalige Wiener Korrespondent

des Pariser Blattes „Temps", der zugleich der Vertrauensmann der serbischen Radikalen war, diesen Brief erhalten und laut Beschlusses ihn zuerst dem Prager Blatt zur Veröffentlichung überlassen hatte. Die Radikalen wussten, dass ich mich nicht herablassen würde, gegen diesen Schmutz ein offizielles Dementi zu erlassen. Aber ganz unverhofft geschah es, dass gerade das feindlichste Blatt, welches je gegen meine Regierung geschrieben hatte, die „Zastava" in Neusatz, am 22. Juli folgende Erklärung brachte: „Wir sind von der massgebendsten Stelle bevollmächtigt, zu erklären, dass der Brief des Königs Milan, welcher in den „Narodni Listy" publiziert und in unserem Blatte sowohl als im „Srbobran" und anderen serbischen Blättern abgedruckt wurde, apokryph ist."

Am 19. Juli bekamen wir in Leskovatz, wohin sich der König mit seinem Vater begeben hatte, um die industriellen Etablissements der Stadt zu besichtigen, die Nachricht vom Tode des Fürsten Bismarck. Der König telegraphierte sofort dem Grafen Herbert Bismarck folgendes:

„In meinem und im Namen des serbischen Volkes nehme ich Anteil an Ihrer Trauer und bitte Sie zu glauben, dass wir Ihren Schmerz lebhaft und aufrichtig mitfühlen. Der Name des Fürsten von Bismarck ist unzertrennlich auch mit unserer Geschichte verbunden, und zwar durch den Berliner Kongress, welcher unter seinem Vorsitze und im Namen Europas unsere Bemühungen um unsere nationale Unabhängigkeit und unseren Fortschritt auf dem Wege der Zivilisation sanktioniert hat. Ehre und Ruhm dem Andenken des berühmten Verstorbenen!

Der König von Serbien: Alexandre."

Ich selbst habe sogleich an den Reichskanzler nach Berlin nachstehendes Telegramm geschickt:

„Die tiefe Trauer, welche heute durch den Tod des grössten Staatsmannes des neunzehnten Jahrhunderts, das mächtige deutsche Reich und die hochzivilisierte deutsche Nation ergriffen hat, weckt das innigste Mitgefühl bei allen Nationen, die denselben hohen Zielen zustreben und für die höchsten Güter der Kultur kämpfen. Im Namen der Regierung S. M. des Königs von Serbien bitte ich Ew. Exzellenz, die Versicherungen unserer ehrfurchtsvollen Teilnahme genehmigen zu wollen. Unsterblicher Ruhm dem grossen Kanzler des grossen Kaisers! Georgevitch."

Als wir von Leskovatz nach Nisch zurückgekehrt waren, bekam ich in der Nacht von Vukaschin Petrovitch aus Wien folgendes Telegramm:

„Es wurde kein formeller Vorschlag, sondern folgender Gedankengang vorgelegt: Man will uns sechzig Millionen leihen, unter der Bedingung auch die verpfändeten Obligationen auszulösen. Als Garantie verlangt man Exploitation der Staatsbahnen, den Bau der neuen Eisenbahnen und das Recht, uns gewisse Waldungen abzukaufen. Der Staat wäre von der Bezahlung der Annuitäten dieser Anleihe befreit; sie würden selbst mit den jetzigen Gläubigern verhandeln, um die verpfändeten Einkünfte der Eisenbahnen frei zu machen. Kallay war in der Konferenz anwesend. Er gibt uns den Rat, den Vorschlag anzunehmen. Brief folgt."

Dieser Brief dürfte an den König adressiert gewesen sein.

Am 21. Juli habe ich an Vukaschin Petrovitch folgendes telegraphiert:

„Der König, ich und der Finanzminister sind überzeugt, dass Du alles aufbieten wirst, die Sache zu gutem Ende zu führen. Die Idee ist sehr kühn. Würde uns im Prinzipe gefallen, wenn wir nähere Anhaltspunkte hätten, bevor wir uns im allgemeinen einverstanden erklären. Deswegen melde umgehend: für wie viele Jahre möchten sie die Exploitation der Bahnen haben? welche Waldungen wollen sie kaufen? sind die sechzig Millionen al pari oder mit einem Kurs und mit welchem? Hoffe heute abend imstande zu sein, Dir die prinzipielle Einwilligung der Regierung senden zu können."

Dieses „heute abend" bezog sich auf eine Sitzung des Ministerrates, welche ich in Anbetracht der riesigen Pression, welche von Seite des Königs und seines Vaters in dieser Frage auf mich und meine Kollegen ausgeübt wurde, nicht nach dem Palaste, sondern nach der Kanzlei des Kriegsministeriums einberufen hatte. Ich habe für mich auch in dieser Sitzung wenigstens die Stichworte der ganzen Diskussion mit dem Bleistifte aufgezeichnet. Hier der Wortlaut dieser Notiz:

„Andra (Unterrichtsminister): Die Sache wird sehr unpopulär sein. Die Nationalversammlung wird sie nie bewilligen. „Mehed!" Die Zukunft Serbiens wird engagiert. Als Freund der

Dynastie kann man so was nicht anraten. Wird es angenommen, dann wird er nach drei Monaten demissionieren.

„Kosta (Justizminister) aus denselben Gründen dagegen, will aber daraus keine Frage machen, bis die Nationalversammlung geschlossen wird. Hat nichts dagegen, dass die Verhandlungen fortgeführt werden, aber er ist sicher, dass keine Nationalversammlung in Serbien so was bewilligen wird.

„Andonovitch (Minister des Innern): Es scheint ihm, dass hinter den Kulissen etwas Besonderes vor sich geht. Das wäre ja schwieriger, als die Suspension der Landesverfassung. In keinem Falle darf man in die Abtretung der Eisenbahnen an wen immer willigen. Da muss es etwas viel Tieferes geben. Doch tritt er der Majorität darin bei, die Vollmacht zu den Verhandlungen zu geben.

„Atanatzkovitch (Bautenminister): Wir haben ja vorläufig nur zu entscheiden, ob wir die Sache im Prinzip annehmen oder nicht. Vom finanziellen und vom Eisenbahnstandpunkte wäre er dafür, aber die politische Seite der Frage sei freilich viel wichtiger, und deswegen schliesst er sich den obigen an.

„Kosta (Justizminister): Während der Session der Nationalversammlung dürfen wir keine Ministerkrisis hervorrufen. Man muss in die Verhandlungen eintreten, damit der König diese Session der Nationalversammlung schliessen kann.

„Antonovitch: Vukaschin sollte bloss zur Führung der Verhandlungen über eine Anleihe von sechzig Millionen bevollmächtigt werden.

„Atanatzkovitch: Wozu, wenn wir alle dagegen sind?

„Lozanitch (Volkswirtschaftsminister): Wir machen aus der Sache unnötigerweise ein Schreckgespenst. Alles schon dagewesen. Unsere Eisenbahnen werden in ihren Händen mehr tragen. Unsere Waldungen gehen ohne irgend einen Nutzen für uns zugrunde, weil wir nicht imstande sind, sie regelrecht zu exploitieren. Nun, und die politische Frage? Wenn sie uns ausser dem was wir brauchen, um die Finanzen zu sanieren, noch zwanzig Millionen geben, können wir uns ordentlich bewaffnen und werden dann auch politisch besser stehen.

„Atanatzkovitch: Die Anschaffung der Waffen selbst für bares Geld hängt von der Freundschaft des Staates, in welchem die Waffen gekauft werden, ab. Auch die Waffen, welche wir jetzt

haben, hätten wir ohne die Einwilligung Österreichs nicht bekommen. Hauptsache ist die politische Frage: Warum trägt uns Österreich all dies an?

Ich habe nun zur Beantwortung alles dessen, was meine Kollegen vorbrachten, ausführlich auseinandergesetzt, was ich dem König und seinem Vater noch in Wien gesagt hatte, als mir die Bildung dieser Regierung anvertraut wurde und als König Milan zum ersten Male von der Notwendigkeit sprach, den Fremden die Exploitation der Staatsbahnen zu überlassen.

„Lozanitch: Wir haben zu wählen, welchen Verbündeten wir haben wollen, den Dreibund oder den Zweibund. Wir haben keine Zeit zu zögern in dieser Wahl. Bulgarien war auf dem Sprunge uns anzugreifen."

Ich gab meinen Kollegen ein möglichst vollständiges Bild der äusseren Situation.

„Steva Popovitch (Finanzminister): Die Fronteveränderung in unserer äusseren Politik hat nicht erst einzutreten. Sie ist mit der Ernennung des Königs Milan zum Kommandanten der aktiven Armee schon vollzogen. Zurück können wir nicht. Finanziell gesprochen, könnte der Antrag nicht besser gedacht werden. Und politisch? Nun, niemand hat uns wegen der zehn Millionen-Anleihe gelobt."

Nach dieser Diskussion, von welcher leider nur die Stichworte verzeichnet wurden, haben wir alle folgendes Protokoll unterschrieben:

„Der Ministerrat hat in seiner Sitzung vom 21. Juli 1898 beschlossen, dass Herr Vukaschin Petrovitch bevollmächtigt wird, mit der Unionbank und ihren Verbündeten Verhandlungen zu führen über eine Anleihe von sechzig Millionen auf Grund der Abtretung der Exploitation der serbischen Staatsbahnen und gewisser Waldungen. Die Regierung behält sich das Recht vor, über das Resultat dieser Verhandlungen und über die Bedingungen derselben nachträglich ihre Entscheidung zu fällen."

Am selben Tage hat der russische Gesandte in Belgrad, Herr Jadovsky, an den Grafen Murawiew folgende zwei Berichte gesandt:

„Gnädiger Herr Graf M. N.!

„Die Nationalversammlung hat im weiteren Verlaufe ihrer

stummen (bezmolvnija) und streng disziplinierten Sitzungen eine ganze Reihe von Gesetzen angenommen, darunter auch ein Gesetz über die Reform des Kriegsministeriums und über das Kommando der aktiven Armee, welches durch die Landesverfassung gar nicht vorgesehen ist.

„Auf Grund dieses neuen Gesetzes ist dem Kriegsminister bloss die Intendanz und die Instandhaltung der Kasernen übrig geblieben. Alles andere geht in die Befugnisse des Hauptkommandierenden über, welcher nicht unter dem Befehl des Kriegsministers steht. Alle Ernennungen und Versetzungen, alle Beförderungen ohne irgend eine Begrenzung werden von einer Kommission verfügt, welche aus einigen Generalen und Kommandanten nach der Wahl des Höchstkommandierenden zusammengesetzt sein und unter seinem Präsidium arbeiten wird. Wie weit die Macht des Hauptkommandierenden gehen wird und welche Verantwortung er haben soll, das ist in dem Gesetze nicht vorgesehen.

„Nachdem er so ohne irgend einen Widerstand eine ganze Reihe von Vorlagen durchgesetzt hat, welche einen Teil des von ihm zur Schau getragenen Programms ausmachen, hat Herr Georgevitch in einer der letzten Sitzungen der Nationalversammlung die wunderbarste Überraschung gebracht. Er hat nämlich ohne irgend welche vorherige Andeutungen und ganz gegen die Bestimmungen der Landesverfassung, plötzlich die Session für 1897 für geschlossen erklärt und gleich darauf die Session für 1898 eröffnet.

„Die bestürzten Abgeordneten versuchten zu protestieren. Die Ordnung wurde aber wieder hergestellt und die Sitzung konnte fortgesetzt werden.

„Die grosse Bestürzung der Nationalversammlung ist sehr leicht zu erklären. Die Regierung hat den Leuten bisher immer gesagt, dass die Gesetze, welche bis jetzt votiert wurden und welche eine riesige Vergrösserung des Staatsbudgets mit sich bringen, bloss im Prinzipe angenommen worden sind, und dass die neuen Ausgaben erst in das Staatsbudget eingestellt werden sollen, welches die zukünftige Nationalversammlung zu votieren haben wird. Jetzt auf einmal sind die Abgeordneten in eine Zwangslage versetzt worden, indem sie vor den eigenen Wählern die ganze Last der Verantwortung auf sich nehmen müssen für all

die Ausgaben, welche den faktischen Bedürfnissen der Bevölkerung und der verzweifelten Lage der Finanzen nicht entsprechen. Die Lage der Abgeordneten ist einfach eine verzweifelte. In der Versammlung dürfen sie nicht einmal sprechen, geschweige denn dem Willen der Regierung Widerstand leisten. Und so denken manche von ihnen, zu flüchten oder sich zu verbergen, aber das Städtchen ist voll von Agenten, welche sie sehr scharf bewachen, und ausserdem ist das Städtchen von der Armee eingeschlossen, welche niemanden ohne Verhör und Entscheidung durchlässt. Von hier aus wird mit Neugierde und Aufregung die weitere Entwickelung der Ereignisse und der Heldentaten des Herrn Georgevitch in dieser sonderbaren Nationalversammlung erwartet.“ — — —

„Gnädiger Herr Graf M. N.!

„Die Regierung, welche nach der Rückkehr des Königs Milan nach Serbien ans Ruder gekommen ist, ist eine Regierung ganz besonderer Art. Und sie geht weiter auf dem Wege ihrer logischen Entwickelung, unter dem schicksalsschweren Drucke des unausweichlichen Bedürfnisses, sich am Ruder zu erhalten, und sie entfernt sich immer weiter von den regelrechten Grundlagen der Landesverfassung. Sie vergewaltigt die Gesetze und ist gezwungen, mit den schärfsten Massregeln jede Erscheinung der Unzufriedenheit im Volke zu ersticken.

„Trotz der äussersten Anspannung aller seiner materiellen und moralischen Kräfte in dieser Richtung nützt sich dieses unregelmässige Regime sehr schnell ab, und verliert immer mehr vom Terrain, welches es anfangs gewonnen hat. Und so bedarf es nicht einer grossen Kombinationsgabe, um vorauszusagen, dass dieses neueste und man darf hoffen, auch letzte Experiment der unglückseligen Ära Milan bald zu Ende sein wird.

„Was die Ursachen anbelangt, welche am meisten die Befestigung des jetzigen Regimes verhindern, so bestehen sie in den hoffnungslosen Finanzen und in dem augenscheinlichen Verfall des Ansehens des Königreichs unter den Balkanstaaten, welcher Verfall besonders in der Ohnmacht wahrzunehmen ist, irgend etwas für die serbische Bevölkerung in der Türkei zu tun. Die Unzufriedenheit des Volkes schreibt diese zwei Erscheinungen dem Misstrauen und der Antipathie Russlands gegen den König Milan zu, und wirft

die ganze Verantwortung dafür auf ihn. Und wahrlich, bei der leicht begreiflichen Gleichgültigkeit der übrigen Grossmächte für das Schicksal Serbiens ist dieses Land gewöhnt, die notwendige Hilfe einzig und allein in Petersburg und in Wien zu suchen. Aber Österreich befindet sich jetzt trotz aller seiner Sympathien für Milan infolge der eigenen finanziellen und sonstigen Schwierigkeiten nicht in der Lage, Serbien, sei es finanziell, sei es politisch zu helfen; und dann hat die serbische Propaganda in Alt-Serbien immer den stärksten Widerstand von Seite Österreich-Ungarns gefunden, weil es dieselben Prätentionen hat und seine Agenten immer zusammen mit den Türken und den Albanesen gegen die Entwickelung des serbischen Einflusses gewirkt haben.

„Infolge dieser Verhältnisse ist die Nation im Innersten überzeugt, dass bloss Russland imstande ist, Serbien aus seiner heutigen Erniedrigung und seinem Verfall zu retten; es ist überzeugt, dass bloss Russland durch seinen Einfluss in Paris imstande ist, Serbien den notwendigen Kredit zu eröffnen, und durch seinen Einfluss in Konstantinopel, seinen Konnationalen in der Türkei zu helfen. Allen Leuten hier ist es klar, dass man das Vertrauen und das Wohlwollen Russlands verdienen müsste, dass das aber so lange unmöglich ist, als Milan da bleibt und die Macht behält, weil er das feierlichst in Russland verpfändete Wort, nie mehr nach Belgrad zurückzukehren, mit Füssen getreten hat.

„Milan selbst hat schliesslich eingesehen, dass er keinen Ausweg aus dieser Lage hat, aber er scheint erst in den letzten Tagen die Hoffnung verloren zu haben, dass es ihm gelingen könnte, noch einmal uns zu betrügen und zu berauben (obobrat nas).

„Die Teilnahme des Königs Milan an der Regierung und sein grenzenloser Einfluss auf seinen schwachsinnigen Sohn erschreckt mich nicht so sehr wegen seiner politischen Richtung und wegen seiner Anhänglichkeit an Österreich, als vielmehr wegen der absoluten Abwesenheit der moralischen Prinzipien der einfachsten Ehrlichkeit, welche Abwesenheit er sich nicht geniert, in allen Beziehungen seines Lebens, sowohl des öffentlichen als des privaten, zur Schau zu tragen. Dieser Mangel an elementarster Ehrlichkeit bei ihm gibt das Recht vorauszusagen, dass er fähig ist, für sein Privatinteresse n e u e r d i n g s Serbien in den Abgrund zu stürzen, und wenn sich eine gute Gelegenheit bietet, S e r b i e n n o c h

einmal an irgend jemanden zu verkaufen (pri slutchaje prodat ee jestche raz v ljubije ruki) — wodurch er es uns wieder überlassen würde, Serbien um einen teuren Preis wieder loszukaufen. Demgemäss scheint es mir, dass es unumgänglich notwendig ist, sowohl zur Rettung Serbiens, als auch in unserem eigenen Interesse dieses Übel sobald als möglich durchzuschneiden (presjetch)."

Sieht man es also? Alle bisher zitierten Feinde sind in ihren Erfindungen, Verleumdungen und Verdrehungen allbekannter Tatsachen wahrhafte Kinder, verglichen mit diesem kalten und verwegenen russischen Diplomaten. Alle anderen kämpfen gegen uns bloss mit der mit Galle vermischten Druckerschwärze; nur Herr Jadovsky hat die Fähigkeit in einem amtlichen Schriftstück an die kaiserlich russische Regierung direkt herauszusagen, dass es für die Rettung der russischen Interessen kein anderes Mittel gibt, als das im König Milan verkörperte Übel baldmöglichst zu durchschneiden. Herr Jadovsky hat dieses Mittel freilich nicht näher beschrieben, und nicht ausdrücklich gesagt, ob man die Krankheit mit einem Messer oder einem gut gezielten Revolverschuss durchschneiden soll. . . Er hat als alter Diplomat ganz genau gewusst, dass die Präzisierung der Methode nicht weiter zur Aufgabe der Diplomatie gehört, welche nur die Ideen zu liefern hat. . . Ein Jahr später aber werden wir sehen, was diese diplomatische Idee für Folgen gehabt hat.

Am 23. Juli habe ich von Vukaschin Petrovitch in Wien folgendes Telegramm erhalten:

„Konferenz bei Kallay. Habe Inhalt Ihrer Depesche mitgeteilt. Man hat mir geantwortet, dass man für Sonnabend den Direktor der Agrarbank berufen wird, zur Feststellung der Bedingungen. Konsortium ist zusammengesetzt aus Berliner Handelsgesellschaft, Mendelssohn, Agrar- und Unionbank."

Am 25. Juli telegraphiert er folgendes:

„Beide Direktoren waren bei mir. Verlangen den Bericht über unsere Eisenbahnadministration. Bitte denselben baldmöglichst zu schicken."

In der Nationalversammlung wurde mittlerweile ohne allzuviel Aufregung eine Reihe weiterer Gesetze erledigt, so z. B. die

Übertragung der Bezahlung der Volksschullehrer vom Staate auf die Gemeinden. Die bisherige Erfahrung — sagte der Unterrichtsminister unter anderem bei der Debatte über Elementarschulen — habe eine merkwürdige Erscheinung konstatiert, dass nämlich unser Volk in den Kasernen viel besser lesen und schreiben lernt, als in den Volksschulen. Die vorgeschlagene Reform, sagte er weiter, werde dem Volksunterrichte diesen Vorwurf ersparen und das kann erreicht werden, wenn die Volksschullehrer nicht mehr die Träger der verschiedenen politischen Parteiprogramme bleiben, sondern sich ausschliesslich ihrer Aufgabe widmen; dann werde auch unser Sprichwort „Gott segne zuerst den Lehrer und dann die Eltern“ zu Ehren gelangen. Ich fügte hinzu, dass künftig die Gemeinden die Eröffnung neuer Schulen bloss nach den faktischen Bedürfnissen einrichten werden. Wenn schon die Mehrzahl der Redner konstatiert hat, dass die vorgeschlagene Reform viel besser ist, als das bisherige Gesetz, dann hoffe ich, dass alle diejenigen für die Vorlage stimmen werden, welche wünschen, dass die Erziehung der Jugend praktischen Zielen zugewendet wird, damit die geschulten Leute nicht alle am Staatsbudget zehren müssen.

Sodann folgte die Erledigung der Vorlage über die staatliche Verzehrungssteuer, über die Organisation der höheren Töchterschulen, über die Taxenmarken, über den Fischfang, und namentlich eine Vorlage betreffend das Heiraten der Offiziere.

Am 31. Juli kam das Staatsbudget auf die Tagesordnung. Dasselbe war schon einen ganzen Monat vorher in der Finanzkommission gründlich studiert worden. Jeder Sitzung der Finanzkommission hatte eine sehr grosse Zahl von Abgeordneten beigewohnt, die an den Debatten der Kommission teilnahmen. Auf diese Art war die Majorität der Nationalversammlung mit den kleinsten Details des Voranschlages vertraut, so dass in der Generaldebatte bloss drei Abgeordnete das Wort ergriffen und die Nationalversammlung, nachdem niemand mehr das Wort verlangte, mit allen gegen eine Stimme das Budget im Prinzip annahm. Ja zu meiner grössten Überraschung beantragte der Abgeordnete Stokitch sogar die Annahme des Budgets ohne Spezialdebatte per Akklamation! Das war mir zu viel des Vertrauens für meine Regierung und ich musste dem Präsidenten der Nationalver-

sammlung, welcher mich fragend ansah, energisch abwinken, worauf er erklärte, „dass ginge denn doch nicht“ und den Berichterstatter aufforderte, Position um Position zur Spezialdebatte zu stellen, zum grossen Verdrusse vieler Abgeordneten. Das ganze Werk des Staatsbudgets musste vorgelesen und über jede Position besonders abgestimmt werden, bis schliesslich der Präsident das ganze Staatsbudget von der Nationalversammlung für angenommen erklärte.

Am 3. August wurde die Nationalversammlung bis zum 12. November vertagt.

Für den Abend desselben Tages boten sämtliche Abgeordnete im grossen Saale des „Hotels Europa“ dem König ein parlamentarisches Diner an, und der König nahm die Einladung auch an.

IX.

Die erste Regentschaft des Ministerrates.

Während der soeben abgeschlossenen Session tagte in Sofia ein mazedonischer Kongress, und in Berlin sprach die „National-zeitung“ die Befürchtung aus, dass ein vereinigter Angriff Bulgariens und Montenegros auf Serbien bevorstünde. In der Amtszeitung von Cetinje fulminante Begrüssung der Ankunft des Fürsten von Bulgarien in Montenegro; in der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ ausführliche Besprechungen der Besuche des Königs von Rumänien und des Fürsten von Bulgarien am russischen Hofe, sowie der militärischen und finanziellen Rüstungen Montenegros, nebst folgender Schlussfolgerung: „Serbien hat heute weder eine Armee, noch Geld, es hat seinen guten Ruf vollständig verloren; es fallen dort die Preise für alles und selbst die Preise für Zwetschgen und Schweine. In Petersburg wird Serbien in den Kursen überhaupt nicht mehr gezeichnet, — kurz es ist als wertlose Ware auf den freien österreichischen Markt geworfen.“ Also, sozusagen, konzentrischer Angriff; und der Agramer „Obzor“ brachte einen Artikel folgenden Inhalts: „Man braucht sich nicht zu verwundern, dass die Balkanvölker sich unter den Schutz Russlands begeben; dass Montenegro die Führung und die erste Stellung einnimmt; dass Serbien mit seinem König Milan aus jeder Kombination ausgeschlossen wird, und dass diese Kombinationen hauptsächlich gegen ihn und seine Protektoren gerichtet sind. — Herr Jadovsky hat erklärt, seine Mission in Serbien nicht erfüllen zu können, so lange König Milan im Lande weilt, und die russische Regierung hat ihm deswegen

einen unbestimmten Urlaub gegeben, und dem ersten Sekretär der russischen Gesandtschaft in Belgrad aufgetragen, gegen die Anwesenheit des Königs Milan in Serbien zu protestieren."

Am 4. August unterzeichnete der König ein Dekret, welches bewies, dass die Regierung wirklich entschlossen war die Züchtung eines klassisch gebildeten Beamtenproletariates nach Möglichkeit zu beschränken; dieses königliche Dekret bestimmte auf Grundlage des soeben votierten und sanktionierten Gesetzes über die Mittelschulen die Schliessung zweier Gymnasien in Belgrad, die Schliessung der Gymnasien in Kruschevatz, Negotin, Veliko Gradischte, Jagodina, Knjazevatz, Leskovatz, Paratjin, Smederevo und Uzitze. Durch dasselbe königliche Dekret wurden die Gymnasien in Pozarevatz, Schabatz, Vranja und Csacsak in sechsklassige, die Gymnasien in Valjevo und Pirot in vierklassige Mittelschulen umgewandelt. Durch dasselbe Dekret erhielten schliesslich alle Mittelschulen die Organisation von Realgymnasien; bloss das erste Belgrader Gymnasium erhielt eine separate Abteilung als klassisches Gymnasium, als Schule für den Professorennachwuchs. Stojan Protitch, der spiritus rector der radikalen Partei, griff mich deshalb persönlich in seinen „Flugblättern" an. Das Flugblatt wurde konfisziert, aber ich habe sofort die Freigabe desselben angeordnet.

Am 4. August reiste König Alexander über Wien nach Karlsbad ab, nachdem er folgende Proklamation erlassen hatte:

„Ich verkünde meinem geliebten Volke, dass ich eine gewisse Zeit ausserhalb des Vaterlandes zubringen werde.

„Auf Grund des Artikels 9 der Landesverfassung ordne ich an: Mein Ministerrat wird mich in der Ausübung der königlichen Macht nach den Vorschriften der Landesverfassung in allem vertreten, mit Ausnahme des Begnadigungsrechtes, der Verteilung von Ordensauszeichnungen und der Ernennungen von Ministern, Staatsräten und in der Armee.

„Ich empfehle auch bei dieser Gelegenheit mein liebes Vaterland dem Schutze des Allmächtigen.

Belgrad, 4. August 1898. Alexandre m. p."

Am selben 4. August 1898 schickte der russische Gesandte, Herr Jadovsky, folgende zwei amtliche Berichte an den Grafen Murawiew:

„Gnädiger Herr M. N.!

„Die Nischer Volksversammlung, diese Parodie auf eine freie Volksvertretung, hat gestern ihre Sitzungen geschlossen, welche am 12. November fortgesetzt werden sollen.

„Die Regierung hat alle ihre Gesetzprojekte erfolgreich durchgesetzt, wobei lediglich Vladan Georgevitch gesprochen hat, welcher keine Widerrede duldete, und jeden, der versuchte irgend etwas zu sagen, was auch nur im geringsten nach Opposition klang, sofort das Wort entzogen hat. Durch unerwartete und anbefohlene Übergänge zur Tagesordnung wurde in einem jeden solchen Falle die gehorsame Herde zur bedingungslosen Unterwürfigkeit gebracht.

„Die ganze Arbeit dieser Volksversammlung hat die geistige Unreife und moralische Unbeständigkeit der Masse des serbischen Volkes bis zur Evidenz gezeigt. Übrigens kann man nicht in Abrede stellen, dass die glänzenden Resultate (blestjaschtchije), welche die Regierung erreicht hat, der kunstvollen Zusammensetzung der Versammlung und der energischen Führung aller Debatten durch den gar nicht schüchternen Ministerpräsidenten zuzuschreiben sind. Die Versammlung ist ausschliesslich aus vermögenden, aber ängstlichen Bauern konservativer Richtung zusammengesetzt. Sie haben während der ganzen Session unter der ewig wachen und strengen Kontrolle einer ganzen Armee von offenen und geheimen Polizeiagenten gestanden; andererseits trauten sie sich gar nicht an das eigene Glück zu glauben, fortwährend der königlichen Tafel zugezogen zu werden, bei welcher täglich zwanzig bis dreissig Abgeordnete anwesend waren. Bei diesen Diners haben beide Könige patriotische und sehr überzeugende Reden gehalten, immer über ein und dasselbe Thema: die Versammlung solle in allem und jedem der Regierung und ihren wohlerwogenen Absichten vertrauen. Die gutmütigen und wohl auch verwirrten Bauern gestehen ganz naiv, dass sie während der ganzen Zeit wie betäubt waren; und erst gegen das Ende wurden sie sich der kolossalen Verantwortung bewusst, durch das Budget für 99 erlaubt zu haben, dass 69 Millionen ohne irgend eine Kontrolle verausgabt werden, wobei sie noch zahlreiche Gesetze angenommen haben, welche die Landgemeinden mit neuen Abgaben belasten.

„Einzelne Bauern, erzürnt darüber, haben den Abschluss der

Sitzungen gar nicht erwartet, sondern sind früher davongelaufen. Da bei vielen anderen Abgeordneten dieselben Gefühle vorherrschen, so ist man der Ansicht, dass sie sich gar nicht beeilen werden in ihre Wahlbezirke zurückzukehren." — — —

„Gnädiger Herr M. N.!

„Es ist noch gar nichts veröffentlicht darüber, wer während der Abwesenheit des Königs Alexander, welcher morgen nach Wien und dann nach Karlsbad reist, die Regentschaft des Königreiches führen wird.

„Faktisch wird die ganze Staatsleitung in den Händen des Königs Milan sein, aber um die Fiktion nicht zu stören, dass er sich in die Politik gar nicht hineinmischt, wird man seinen treuen Diener, den Georgevitch, vorschieben. Es ist augenscheinlich, dass unter solchen Umständen das allerschlimmste für das Schicksal des unglücklichen Serbien erwartet werden kann. Ich will gar nicht reden von der unverantwortlichen Vergeudung und vom Raub der finanziellen Mittel, mit welchem ein so unverantwortliches Regime das Land bedroht, aber es ist unmöglich, so lange Milan bei den Geschäften bleibt, nicht von diesem gefährlichsten Charakter äussere Unternehmungen zu befürchten, welche für uns die unangenehmsten Folgen haben können, weil es schwer halten wird, sie wieder gut zu machen.

„Dazu kommen noch andere Erscheinungen, welche diese Befürchtung begründen, als da sind: Konzentration eines bedeutenden Teiles der Armee an der Ostgrenze, — eine Konzentration, welche forciert ist und dem Friedenszustande gar nicht entspricht, — ferner die Versorgung dieser Armee mit scharfen Patronen, von welchen in der letzten Woche allein vierzehn Waggonladungen abgeschickt wurden, sowie die ungewöhnlich angestrengte Arbeit in der Armee und den Armeestäben. Milan selbst zeigt eine fieberhafte militärische Tätigkeit und militärischen Eifer, und hält bei jeder geeigneten und ungeeigneten Gelegenheit in militärischen Kreisen förmliche Brandreden. So hat er vor einigen Tagen bei irgend einer militärischen Feierlichkeit in Pirot, an der Grenze Bulgariens selbst, während des Mittagessens eine aufregende Rede gehalten, in welcher er der Piroter Armeeabteilung im voraus zu dem ihr bevorstehenden Glück gratulierte, sehr bald die Avant-

garde der siegreichen serbischen Armee zu sein, ein Glück, um welches sie die ganze übrige Armee beneiden werde.

„Diese Absichten des Generalissimus, so offen ausgesprochen, haben den tiefsten Eindruck auf die militärischen Kreise gemacht. Trotz aller Vorsichtsmassregeln, über dieses Ereignis nichts durchsickern zu lassen, hat die Nachricht darüber die Runde im ganzen Lande gemacht und mehr Sorgen als Enthusiasmus verursacht. Die amtlichen Verteidiger Milans versuchen bei der Unmöglichkeit die Tatsache selbst abzuleugnen, sie mit der Aufregung infolge übermässigen Trinkens zu erklären . . . Sei es wie immer, wir haben mit einem Menschen zu tun, welcher gar nichts zu verlieren und welcher gezeigt hat, wie er die Gesetze der Pflicht und des Gewissens auffasst. Ich finde, dass eine solche Sachlage sehr wichtig ist, und als letzte Warnung dienen kann." — — —

Dass er die serbische Nationalversammlung eine Parodie auf jede freie Volksvertretung nannte, — das kann man Herrn Jadovsky, der in Russland an den wahren Parlamentarismus gewöhnt worden war, nicht verübeln; ebenso dass er viele Abgeordnete davonlaufen sah, oder dass viele andere nicht nach Hause durften, weil sie in die unkontrollierte Vergeudung von 69 Millionen gewilligt hatten. Aber, dass Herr Jadovsky im Momente, wo König Alexander schon abgereist und seine Proklamation schon erschienen war, seinem Minister meldete, dass der König erst „morgen" abreisen werde, nur um hinzufügen zu können, dass man noch nicht wisse, wer den König während seiner Abwesenheit vertreten werde, beweist nur, dass Herr Jadovsky voraussetzte, dass Graf Murawiew die Proklamation des Königs überhaupt nicht zu Gesichte bekommen werde; und ich frage jeden anständigen Menschen, ob dieser Diplomat nicht grade in der Art, wie er seine Berichte an seinen Chef verfasste, von derselben Auffassung über Ehre und Gewissenspflicht erfüllt war, die er dem König unterschob. Nach solchen amtlichen Berichten eines Gesandten ist es sogar noch sehr entschuldbar, wenn „Le Temps" und die „Frankfurter Zeitung" vom 4. August meldeten, dass 120 Abgeordnete die Sitzung der Nationalversammlung verlassen hätten, und dass die Regentschaft während der Abwesenheit des Königs dem König Milan übertragen worden sei. Der „Temps" meldete „ein förmliches Bündnis zwischen Montenegro und Bulgarien sub

auspiciis des Kaisers von Russland selbst." Die Londoner „Daily Mail" desgleichen: Bündnis zwischen beiden mit Bewilligung Russlands. Die „Moskovskija Vjedomosti" endlich: „König Milan hasse die Montenegriner so sehr, dass er den Ausspruch getan habe, „niemand wird mich umbringen als die Montenegriner." Das wiederholten rasch die Prager „Narodni Listy". Wurde etwa nach der letzten Erklärung des Herrn Jadovsky, dass man das Übel durchschneiden müsse, bereits mit dem Zaunpfahl gewinkt? . . .

Der Zufall gab dem König Milan und mir gleich darauf eine Gelegenheit, diese uns entgegengebrachten Gesinnungen nach unserer Weise zu beantworten. Gleich nach der Abreise des Königs erhielt ich während einer Inspektionstour ein Telegramm vom Tode des Generals Tchernajew in Russland. Sogleich habe ich an unseren Gesandten in Petersburg folgendes Telegramm geschickt:

„Durch die Nachricht vom Tode des russischen und serbischen Generals Tchernajew tief ergriffen, bitte ich im Namen der königlichen Regierung den Angehörigen des Verblichenen unser aufrichtiges und tiefes Beileid aussprechen zu wollen, und auf das Grab einen Kranz mit der Aufschrift niederzulegen: „Dem berühmten Kommandanten der vereinigten Armeen von Timok und Morawa — Gruss von Schumatovatz. Dr. V. G."

Unmittelbar darauf habe ich dem König in Karlsbad und seinem Vater in Nisch, sowie meinen Kollegen in Belgrad den Vorschlag gemacht, für Tchernajew ein feierliches Requiem zu veranstalten, und bin gleich darauf nach Nisch zurückgekehrt. Dieser feierliche Gottesdienst wurde am 9. August 1898 in der Kathedrale von Nisch abgehalten, im Beisein des Königs Milan, des russischen Konsuls in Nisch Herrn Tchachotin, des ganzen Offizierkorps usw. Bei diesem Requiem habe ich eine Rede des Inhalts gehalten:

„Majestät!

„Melde gehorsamst, dass ich von unserem allergnädigsten Herrn den Befehl bekommen habe, auf dem heute von der königlichen Armee für den verstorbenen General Tchernajew veranstalteten Requiem das Andenken des berühmten Verblichenen im Namen der königlichen Regierung zu feiern. Dieser Befehl

S. M. des Königs ist mir um so teuerer, als ich das Glück gehabt habe unter dem Kommando des Generals Tchernajew zu dienen. Vorerst bitte ich um die Erlaubnis Seiner Eminenz dem Herrn Bischof Nikanor zu danken, für die Teilnahme an dieser Ehrung, die unsere serbische Armee den Manen ihres berühmten Generals bereitet, und für seine Rede in diesem heiligen Gotteshause, mit welcher er unsere Herzen zum Herrn erhoben hat. In diesem Jammertale, in dieser ununterbrochenen Kette von Kampf, Dulden und Enttäuschung, welche man das Leben des Menschen nennt, bleibt uns kaum ein anderer Trost, als in der heiligen Religion. Die exakten Wissenschaften, welche das Weltall und das menschliche Individuum umfassen, führen schliesslich kaum zu etwas anderem, als zu der ewigen Sehnsucht der Menschheit nach etwas Höherem, zur Religion. Die Religion war die Mutter und die Erzieherin aller Staaten und Völker, für uns war die Religion noch etwas mehr. Die orthodoxe Religion hat sowohl das russische, als auch das serbische Volk durch Jahrhunderte vor dem gänzlichen Untergange in der Sklaverei bewahrt. Diese Grossmacht in Europa und Asien, welche Orthodoxie heisst, hat durch viele Jahrhunderte das serbische und das russische Volk miteinander verbunden — weit früher, als der Begriff der Nationalität im heutigen Sinne entstanden war, weit früher als wir eingesehen haben, dass Russen und Serben Blutsverwandte sind. Diese Bande der Orthodoxie waren die Ursache, dass aus dem serbischen Kaiserreiche im Mittelalter die ersten Schriftsteller und Gelehrten mit den ersten Kirchenbüchern nach Russland zogen. Sie haben es bewirkt, dass unter den Organisatoren der russischen Volksaufklärung, der russischen Armee und der ersten russischen Flotte auf dem Schwarzen Meere so viele Serben sich befanden. Sie waren die Ursache, dass später, als das Schicksalsrad sich drehte und Serbien unterjocht, Russland aber gross und mächtig wurde, aus demselben Russland Kirchenbücher und Kirchengeräte nach Serbien geschickt wurden; sie waren die Ursache, dass von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag überall, wo der Kampf für das heilige Kreuz und für die Freiheit gekämpft wurde, mit der russischen Armee auch die Serben Schulter an Schulter gekämpft haben. Dieses heilige Band der Orthodoxie hat schliesslich auch den General Tchernajew nach Serbien geführt.

„Majestät!

„Kriegskameraden!

„Offiziere und Soldaten!

„Nischer Brüder!

„In jenem Momente, als die Qualen unseres in Schmerzen sich windenden Volkes ihren Höhepunkt erreicht hatten, musste Fürst Milan Obrenovitch IV., der Herrscher eines kleinen Vasallenfürstentumes, dem grossen und mächtigen türkischen Kaiserreiche den Krieg erklären, musste gegen eine riesige reguläre Armee seine kaum uniformierte Nationalmiliz führen, und musste den in zahlreichen Kriegen erprobten Generalen der türkischen Armee mit je einem einzigen Offizier auf die Brigade entgegentreten.

„In diesem besonders schicksalsschweren und fürchterlichen Augenblicke hatte uns die ganze zivilisierte Welt unserem Schicksale überlassen. — Nur im orthodoxen Russland fand sich ein Mann, gross in seinen Verdiensten um Russland, und gross in seiner Seele, gross in seinem Herzen, welches von Mitleid erzitterte, als er diesen verzweifelten Kampf Serbiens gegen eine solche Übermacht sah. Und dieser Mann hiess: Michael Gligoritch Tchernajew.

„Er wollte nicht ausruhen auf dem Lorbeer, den er mit seinen militärischen Taten am Malakow, am Kaukasus und in Turkestan gepflückt hatte; er wollte keinen Ruhm, wenn seine orthodoxen Brüder für den heiligen Glauben und für das Vaterland starben. Der Adler vom Norden nahm seinen Flug an die Morawa; er wurde serbischer Bürger, serbischer Soldat, und stellte sich an die Spitze der Armee des Fürsten Milan.

„Dieser ideale Flug des Helden von Taschkent konnte nicht vereinzelt bleiben. Dieses glänzende Beispiel hat eine Bewegung in Russland hervorgerufen, und Hunderte von Offizieren und Ärzten, von Soldaten und barmherzigen Helfern haben Russland verlassen und sind gekommen, den Brüdern zu helfen.

„Und der bei der Ungleichheit der gegnerischen Armeen fürchterliche und verzweifelte Kampf hat volle vier Monate gedauert. In diesem Kampfe von 120000 kaum ordentlich bewaffneter Bauern gegen 300000 einer der besten regulären Armeen der Welt, sind auf unserer Seite 25000 Mann tot oder verwundet geblieben — und der Kampf wurde doch immer an den Grenzen geführt. Das war das grosse Verdienst des Generals Tchernajew.

Der Kommandant unserer Timok-Morawa-Armee hat nicht vom Stabe aus kommandiert; er hat die Armee persönlich in allen grösseren Schlachten geführt. Ich habe das Glück gehabt, in seiner Nähe zu stehen, in den Schlachten an Prugowatz, in der berühmten Schlacht von Schumatowatz, in all den Kämpfen um Alexinatz, in den Schlachten bei Prtjilovitza, Adrowatz, Bobovischte, und in der grossen Schlacht von Bobovischte bis zum Veliki Schiljegovatz. In allen diesen Schlachten habe ich mit eigenen Augen geschaut, wie der persönliche Mut des Generals Tchernajew unsere Miliz begeisterte und ich habe gesehen, wie dieser General aus den serbischen Bauern im Kampfe Soldaten und Helden machte.

„Am ewig berühmten 11. August 1876, an einem einzigen Nachmittag, hat Sulejman Pascha, derselbe, der später am Schipka so berühmt wurde, mit seiner ganzen Armeedivision sechsmal gegen eine einzige serbische Schanze mit nur zwei Kanonen und zwei Kompagnien Infanterie als Besatzung gestürmt, — aber er konnte die Redoute nicht nehmen, weil in ihr General Tchernajew stand und weil er so lange drinnen blieb, bis es mit Hilfe einer ausserhalb der Redoute stehenden Infanterie-Brigade und mit Hilfe von vierzig auf den umgebenden Höhen aufgestellten Kanonen endlich doch gelang den Angriff abzuschlagen. Ja, dieser hörte auf, weil es einfach keine Angreifer mehr gab, weil die ganze Armeedivision Sulejman Paschas vernichtet war. In dieser unvergesslichen Schlacht, im Augenblicke als der Kommandant der Redoute, Hauptmann Protitch in die Stirne getroffen, tot vor die Füsse des Generals hinstürzte, haben wir ihn alle gebeten, die Redoute zu verlassen, damit der Höchstkommandierende nicht in die Hände der Türken falle. Aber Tchernajew wusste, dass Schumatovatz der Schlüssel zu allen Positionen um Alexinatz war, und er blieb auf der furchtbaren Stelle, bis das letzte Gewehr Sulejmans verstummte.

„In der Schlacht bei Adrovatz hat Tchernajew im Kreuzfeuer stehend, augenscheinlich den Tod gesucht, aber wie durch ein Wunder ist er zu unserer Freude und zu unserem Glücke unversehrt geblieben. Ich sage zu unserem Glücke; denn, wenn es auch für jedermann klar sein musste, dass dieser ungleiche Kampf mit unserer Niederlage enden m u s s t e: er hat, dank dem General Tchernajew, die breiten Massen des russischen Volkes so auf-

geregt, dass der Kaiser-Befreier nicht bloss den Sieger aufgehalten, sondern gleich darauf auch selbst den Krieg an die Türkei erklärt hat.

„In der Geschichte stehen die Ereignisse im Kausalnexus. Wenn es keinen ersten serbisch-türkischen Krieg mit Tchernajew an der Spitze der serbischen Armee gegeben hätte, wäre es nicht zum russisch-türkischen und zum zweiten serbischen Kriege gekommen, und heute hätten wir nicht das freie serbische Königreich. Und wie hat Tchernajew voraus gesehen! Nach so vielen verlorenen Schlachten, — verloren deswegen, weil ein Bauer gegen drei Soldaten kämpfen musste, — als alle verzweifelten, proklamierte Tchernajew in Deligrad das serbische Königreich und suchte und fand so den moralischen Hebel, mit dem er den gebrochenen Mut hob und das Volk zur Ausdauer im Kampfe bewog. Und diejenigen, welche damals über dieses Pronunziamento eines Königreichs im Lager einer geschlagenen Armee gelacht haben, haben dann mit eigenen Augen gesehen, wie dieselbe dezimierte Armee einige Monate später wieder vorwärts ging, wie sie Nisch, Pirot, Leskovatz, Vranja, Prokuplje und Kurschumlija eroberte und wie dieselbe Armee die siegreiche Fahne von Takowo bis zu dem Amselfelde trug.

„Majestät, Eminenz, Kriegskameraden, Nischer Brüder!

„Ich bin überzeugt, dass ich im Grund Eurer Seele lese, wenn ich mit dem Ausruf schliesse: Michael Tchernajew, dem russischen und serbischen General, einem der besten Söhne der russischen Mutter, dem Adoptivsohne Serbiens, dem Urheber der russischen Siege in Zentralasien, dem Helden von Malakow, von Taschkent, von Schumatovatz, dem Höchstkommandierenden der serbischen Timok-Morawa-Armee, dem Kommandeur vom Orden des heiligen Georg und dem Grosskreuze von Takowo — ewiges Andenken und Ruhm!"

Nach mir hat König Milan mitten in der Kirche das Wort ergriffen und gesagt:

„Vom ganzen Herzen nehme ich teil an den Gebeten unserer heiligen nationalen Kirche für das Seelenheil des grossen Verblichenen. Ich teile vollständig die Gefühle der Dankbarkeit für General Tchernajew und für das russische Volk, welchen der ehemalige verdienstvolle Chef des Militärsanitätswesens im

Kriege, der Kriegskamerad Tchernajews und heutige Ministerpräsident Dr. Vladan Georgevitch, einen so beredten Ausdruck verliehen hat. Ich danke auch für den sanften und schönen Trost, welchen der einstige Kaplan der Tchernajewschen Kirche in Deligrad, der jetzige Bischof von Nisch Mgr. Nikanor uns gespendet hat. Auf Befehl unseres Kriegsherrn S. M. Alexander I., und in Seinem Namen sowohl, als im Namen des Kommandos der aktiven Armee, im Namen aller Generale, aller Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten der königlich serbischen Armee, rufe ich ebenfalls: Dem General Tchernajew ewiger Ruhm! Dem Helden von Schumatovatz, ewiges Andenken!"

König Milan wusste gerade so gut wie ich, dass diese Manifestation unserer Gefühle für Russland nicht imstande sein werde, die Gesinnungen der massgebenden Kreise Russlands gegen uns persönlich und gegen das am 11. Oktober 1897 inaugurierte Regime auch nur im geringsten zu ändern. Wir haben aber unsere Pflicht tun wollen, unsere Pflicht gegen Russland und jene Russen, welche mit ihrem Blute ihre Brüderlichkeit gegen Serbien besiegelten. Zu derselben Zeit wurde in der bulgarischen Zeitung „Otziv" folgendes publiziert:

„Den Bund zwischen Bulgarien und Montenegro wird niemand mehr zu stören vermögen. Dieses Bündnis wird erst dann überflüssig werden, wenn Österreich-Ungarn seiner mazedonischen Politik entsagt und Novi Pazar verlässt. Diesem Bündnisse sollte eigentlich auch Serbien beitreten, aber wegen der unnatürlichen Politik der Dynastie Obrenovitch blieb dieser Staat dem Bündnis fern. Und deswegen muss diese Dynastie fallen; es wird dann die mazedonische Frage zwischen den Serben und Bulgaren gelöst werden, denn dann wird Österreich auf seinem Marsche nach Saloniki nicht bloss auf die türkische, sondern auch auf die serbische und die bulgarische Arme stossen."

Also endlich runde und nette Wahrheit: Fall der nationalen Dynastie in Serbien! Aber war das nicht schon Gegenstand der diplomatischen Verhandlungen zwischen Bulgarien und Montenegro? Am 6. (18.) August kombinierte die „Frankfurter Zeitung" in einem Sofiaer Briefe: da Fürst Ferdinand auf seiner Reise nach Cetinje von dem diplomatischen Agenten Bulgariens in Belgrad begleitet war, so beweise dies, dass man in Cetinje auch über

den möglichen Thronwechsel in Serbien gesprochen habe, und es scheine, dass mit Bewilligung Russlands in dieser Beziehung ein vollständiges Einverständnis betreffs einer gemeinsamen Aktion erzielt worden sei, und zwar unter Berücksichtigung sowohl des kränklichen Zustandes des Königs Alexander, als auch der Aspirationen des Karagjorgjevitch ... Und immer neue Töne mischen sich in den prophetischen Chor. Ich blättere in meinen damaligen Tagebüchern und finde: „Magyar Orszag“ vom 8. (20.) August:

„Der starke Wille des serbischen Volkes hat dem Karagjorgje den Kopf vom Rumpfe getrennt, seinen Sohn Alexander mit Schimpf und Schande aus dem Lande gejagt, den Fürsten Milosch zur Abdikation gezwungen und den Fürsten Michael in Toptchider ermordet. Übersatt hat das serbische Volk schon die Dynastie Obrenovitch und möchte sich um jeden Preis von ihr befreien. Anfangs hatte König Milan die Absicht, den König Alexander nach Karlsbad zu begleiten, aber er bekam die sichersten Beweise, dass in einem solchen Falle weder er, noch König Alexander nach Serbien wieder zurückkehren könnten. Die montenegrinischen Agenten durchwühlen das ganze Land und agitieren, und auf Grund dessen verbot die serbische Regierung die weitere Ansiedelung der Montenegriner in Serbien. Einstens hatte Serbien die erste Rolle, heute hat es die letzte. Die Ursache alles dessen liegt in Milan Obrenovitch, und deswegen ist in ganz Serbien eine Bewegung wahrzunehmen, mit der Devise: „Herunter mit den Obrenovitch!“

Das war das düstere Horoskop, welches unsere lieben Nachbarn unserer Dynastie stellten; aber trotz aller solcher Anzeichen muss ja eine Regierung weiter arbeiten. Noch in der Nacht vom 2. August habe ich von Vukaschin Petrovitch aus Wien ein Telegramm bekommen, dass die Verhandlungen über die Anleihe bis zum September aufgeschoben werden müssten. Was war vorgefallen? Herr von Hyeronymi hatte aus Budapest an Vukaschin Petrovitch geschrieben, dass in den nachgewiesenen Resultaten unserer Staatsbahnen keine genügende Deckung für eine Anleihe in der beanspruchten Höhe zu finden sei. Sobald Vukaschin Petrovitch den Brief erhalten hatte, bat er Herrn von Kallay um eine Audienz. Derselbe war nach Ischl abgereist; nach seiner

Rückkehr erklärte er, nachdem er das Schreiben gelesen: „Nicht Herr Hyeronymi hat das entscheidende Wort; übermorgen, sobald Herr Minkus zurückkommt, werde ich ihn bitten, diesen Herrn nach Wien zu rufen, und dann werden wir die Sache bald beendigen. Sollte das nicht gehen, dann müssen wir uns natürlich gedulden. Bleiben Sie jedenfalls hier.“ Und nun nacheinander wieder zehn verschiedene Unterbrechungen, Zwischenfälle, Dispositionsänderungen, Reisen und neue Pläne.

Am 8. August telegraphierte mir der König — mir fiel damit eine grosse Sorgenlast vom Herzen — aus den Gesprächen mit Vukaschin Petrovitch und Kallay ersehe er, dass wir die Eisenbahnen denn doch nicht abtreten dürfen.

Erfinderisch wie immer proponierte nun Petrovitch die Anleihe auf fünfundzwanzig Millionen zu setzen, unter Garantie der Einkünfte vom Salze oder der Verzehrungssteuer-Erträgnisse, nebst Bildung einer autonomen Direktion. Das schien zu konvenieren; die Banken proponierten die Herausgabe von 5%igen, jährlich oder halbjährlich amortisierbaren Kassenscheinen und Verteilung der Bezahlung auf zwanzig Jahre; diese unsere Staatspapiere sollten nicht auf dem Markt erscheinen sondern in den Kassen der Gläubiger liegen bleiben, welche für sie die gleiche Summe eigener Papiere ausgeben sollten. Nur verlangten sie, wie Petrovitch am 10. August meldete, von Kallay oder Goluchowski eine vertrauliche Erklärung, dass Österreich oder Ungarn oder beide zugleich, für die regelmässige Zahlung der Raten sorgen und eventuell selbst zahlen würden. „Es ist furchtbar schwer — schrieb mir darum Petrovitch — eine Anleihe für einen Staat zu machen, welcher keinen Kredit hat. Wenn Deine Vorgänger im Amte nichts anderes verbrochen hätten, als dass sie den Staatskredit Serbiens so gründlich ruiniert haben, würden sie schon verdienen, füsiliert zu werden.“ Und dann, am 18. August ein neues Projekt: Wir sollten für die 25 Millionen Franks in Gold auf zwanzig Jahre jährlich 1 261 000 (eine Million zweimalhunderteinundsechzigtausend) Franks in zwei Raten und nur unter Garantie der Einkünfte der staatlichen Verzehrungssteuer zahlen, unter Vorbehalt des Rechtes für die Banken, schon im Falle einer einzigen Säumigkeit unsererseits das Inkasso dieser Einkünfte bei allen Zollämtern zu übernehmen und die Rückzahlung des ganzen Restes der

Anleihe mit 4% Zinsen zu verlangen. Form der Anleihe: Schatzbons, 140 Stück jedes per 635 000; von der Anleihesumme würden sie 500 000 Franks für die Ausgaben bei der Emission der eigenen Papiere, für den Stempel in Deutschland, für die Bezahlung der eigenen Coupons, für den Druck der eigenen Titres mit Prämien (105 für 100) — zurückbehalten. Darnach berechnete Vukaschin, dass die Annuität von 1 261 000 Franks ein Nominale von 27 775 000 Franks repräsentieren würde, oder einen Kurs von 90 mit 4 %; natürlich ohne Spesen. Mit denselben rechnete er bei einer Jahresleistung von 1 261 000 Amortisation und $4^1/_4$ % Zinsen auf zwanzig Jahre, ein Nominale von 29 670 000 oder einen Kurs von 84.30 % = 25 000 000 effektiv. Aber richtig, noch etwas: Die Direktoren wollten von mir einen Brief, in welchem ihnen im Namen der Regierung das Vorrecht bei dem Bau und der Exploitation der neuen, sowie bei der Exploitation der alten Bahnen und der Wälder und Bergwerke gesichert, und schliesslich auch das Versprechen gegeben werden sollte, dass die Regierung nach Ablauf des jetzigen Vertrages über die Salzlieferungen dieselben den — Ungarn zu übergeben trachten werde! „Ich bin mit diesen Bedingungen zufrieden — schrieb mir Vukaschin Petrovitch — weil alles einzig und allein dank der Unterstützung des Herrn von Kallay erreicht worden ist. Er hat mich gebeten bevor ich irgend etwas Definitives abschliesse, zu ihm zu kommen, denn er will nicht, dass aus dieser Sache ein Geschäft gemacht werde, sondern dass die Monarchie ihrem guten Nachbarn Serbien einen Dienst erweist.“ Mich aber und auch die anderen Minister entzückten die Bedingungen durchaus nicht. Der Finanzminister zeigte, dass die Annuitäten in Wahrheit nicht 1 261 000, sondern 1 185 000 ausmachen würden. Uns allen war die Bestimmung für den Fall einer Säumigkeit zu vag und unklar. Das Vorrecht bezüglich der Bergwerke war angesichts des Wortlautes unserer Gesetze unrealisierbar; namentlich aber wurden wir durch die Forderung eines Vorrechtes bezüglich der Exploitation nicht bloss der neuen, sondern auch der alten Staatsbahnen, sowie unserer Waldungen sehr überrascht. Beweis dessen die an Petrovitch auf Grund Ministerratbeschlusses ergangene Antwort, in welcher es nach Erwähnung aller dieser und anderer Punkte unter 4) noch besonders hiess: „Bezüglich des Vorrechtes müsste die Exploitation der jetzt be-

stehenden Bahnen und die Salzlieferung aus den Bedingungen ausgeschieden werden. Über die Bergwerke besitzen wir ein Spezialgesetz, welches die Verpachtung derselben verbietet" — und unter 5) wurde ihm der Auftrag zuteil: „Sondieren Sie, ob es möglich wäre, die Summe der Anleihe auf 40 Millionen zu erhöhen, damit wir auch den Rest der Salzanleihe bezahlen können." Soviel Gewissen und Überlegung wie andere hatten wir also ebenfalls.

Da plötzlich erschien im Belgrader Blatte „Vecsernje Novosti" eine Bombe, ein Brief, welcher auseinandersetzte, dass die Österreicher dabei seien, alle unsere Bahnen und Wälder zu kaufen! Wer war indiskret gewesen? Nur einer der Ministerkollegen; niemand sonst kannte die Bedingungen, über welche wir eben diskutierten, und es bestand nur zu viel Grund zu der Annahme, dass der Justizminister, der gegen die Anleihe überhaupt war, die Mitteilung, so falsch sie war, lanciert habe. Und die Folge? Der König telegraphierte aufgeregt, die Anleihe sei in Gefahr vereitelt zu werden, Petrovitch desgleichen, Herr von Kallay sei erzürnt und die Banken wollten sich zurückziehen. Aber trotzdem machte man uns dann doch wieder andere Vorschläge, so dass ich dem König schreiben konnte: „Wenn auch die Indiskretion uns geschadet hat, so hat sie uns doch noch mehr genützt, denn die von den Banken jetzt vorgeschlagene neue Grundlage ist ungleich annehmbarer." Denn „ich wurde heute zu den Direktoren in die Unionbank gebeten — berichtete Petrovitch am 27. August — und dort teilte man mir mit, dass die Verwaltungsräte der Banken beschlossen haben, von der Garantie der staatlichen Verzehrungssteuer abzusehen, da ihnen diese Garantie „zu türkisch" wäre. Anstatt dessen schlugen sie vor, es solle bei uns ein Eisenbahngrundbuch eingeführt werden; in dieses Grundbuch wäre das ganze unbewegliche Vermögen unserer Bahnen einzutragen; und gegen Eintragung auf dieses unbewegliche Vermögen der Bahnen würden uns die Banken 25 Millionen leihen, ohne weiter auf der Exploitation der Eisenbahnen zu bestehen, und auch ohne in die Direktion unserer Bahnen, so lange wir regelmässig unseren aus dieser Anleihe entspringenden Verpflichtungen nachkommen, sich einzumischen." In seiner gewohnten Voraussicht entwarf Petrovitch auch schon die Grundzüge eines Planes, wie man die als Garantie für die Kon-

version der Staatsschulden verpfändeten Eisenbahneinkünfte frei machen, resp. den Kreditoren der Konversionsanleihe in den Einkünften der Staatsverzehrungssteuer einen Ersatz proponieren und das Angebot dieses Tausches in der Garantie damit begründen könnte, dass die Staatsbahndirektion gezwungen sei, viele Anschaffungen an Rollmaterial vorzunehmen und auch sehr viele Ausgaben für die Erhaltung der Linien usw. zu machen, was unmöglich wäre, solange die Eisenbahneinkünfte an die Monopolverwaltung abgetreten werden müssten. „Herr von Kallay, fügte er hinzu, hat mir die Annahme der neuen Grundlage für die Anleihegarantie auf das Wärmste empfohlen, und garantiert uns in seinem und des Grafen Goluchowski Namen, dass die Sache auf dieser Grundlage sicher gemacht werden wird." Am 26. August telegraphierte ich also an den König: „Der Ministerrat hat in seiner heutigen Sitzung beschlossen, Vukaschin Petrovitch zu bevollmächtigen, die Anleihe-Verhandlungen auf Grundlage der Eintragung auf das unbewegliche Vermögen der Staatsbahnen fortzusetzen, unter der Bedingung, dass die Kreditoren der konvertierten Staatsanleihe einwilligen, an Stelle der Eisenbahneinkünfte andere Staatseinkünfte anzunehmen; aber auf dieser neuen Grundlage wünscht der Ministerrat, dass die aufzunehmende Anleihe vierzig Millionen beträgt."

Am 29. August hat mir König Alexander aus Karlsbad u. a. folgendes geschrieben:

„Lieber Doktor,

„Vorerst die Hauptfrage, die Finanzfrage. Meiner Ansicht nach ist das Erreichte das Maximum desjenigen, was man überhaupt ohne Abtretung der Eisenbahnen erreichen konnte, und es wird Ihnen sehr leicht sein zu begreifen, warum. Als ich nach Wien kam, habe ich sofort sowohl Goluchowski wie Kallay gesagt, dass, wenn sie wirklich wünschen, mir und der Dynastie zu helfen, eine Bedingung nicht gestellt werden darf, welche mich und das heutige Regime im Lande kompromittieren würde, — sondern sie mögen eine andere Grundlage suchen. Beide nahmen diese Idee sehr freundschaftlich auf und versprachen mir, in diesem Sinne auf die Banken wirken zu wollen, ohne dass man von mir oder von Serbien irgend ein politisches Engagement verlangt hätte. Dieses betone ich, damit Sie es auch Ihren Kollegen zeigen können, für den Fall dass einer von ihnen befürchten sollte, dass etwas anderes dahinter steckt. Dahinter steckt gar nichts.

„Die Bedingungen, welche auf den ersten Blick nicht sehr bequem aussehen, werden begreiflich, wenn man bedenkt, dass unsere Staatspapiere auf 58 stehen und dass keine andere Gruppe infolgedessen uns eine Anleihe mit dem Kurse von 90 geben könnte ohne viel schwerere und ärgere Bedingungen. Die einzige Schwierig-

keit ist, dass die Mehrheit der Regierung und sogar Sie und Steva eine grössere Summe als 30 Millionen verlangen und wünschen, die neue Anleihe als eine Verlängerung des Karlsbader Arrangements zu betrachten. Ich halte dafür, dass es sehr gefährlich wäre, jetzt schon damit hervorzutreten, weil dadurch die ganze Sache vereitelt werden könnte, und deswegen bin ich dafür, Vukaschin zu bevollmächtigen, den Vertrag über die Anleihe von 30 Millionen nominell abzuschliessen. Wenn ich um den 24. September herum auf der Durchreise in Wien bin, dann kann ich beim Kaiser und bei Goluchowski versuchen, noch die 8 Millionen zu bekommen, was man durch das Bedürfnis, auch die ganze im Auslande schwebende Schuld zu bezahlen, begründen könnte. Es geht nicht an, jetzt, wo wir mit der Gruppe für die Anleihe von 30 Millionen verhandeln, auf einmal 38 Millionen zu verlangen. Viel besser ist es, wenn ich das in einem Monate sage.

„Das Bisherige habe ich Ihnen geschrieben, damit Sie es auch allen Ihren Kollegen zeigen können, weil ich glaube, sie dadurch vollständig beruhigen zu können. Von dem übrigen in diesem Briefe werden Sie nur so viel und nur denjenigen Kollegen mitteilen, von welchen Sie finden, dass es notwendig ist, sie zu informieren. Ich wiederhole, ich bin absolut überzeugt, dass wir eine bessere finanzielle Kombination nicht erreichen können, und dass wir auf dieser Grundlage vielleicht mit der Zeit imstande sein werden, bei derselben Gruppe unsere ganze Schuld abzustossen und dabei vielleicht noch ein halbes Prozent zu profitieren. Es wird Sie interessieren, warum die ersten Verhandlungen in Budapest vereitelt wurden. (Aber dies bloss für Sie.) Es war, weil man gewünscht hatte, dass unsere Papiere nicht auf den Markt kommen sollen, sondern dass uns die Gruppe Rothschild die Summe als Vorschuss für grössere Unternehmungen gebe, in welche diese Gruppe eintreten wollte; in der Tat wäre diese Summe aus der Staatskasse gewesen. Darauf hat aber der Oberste Rechnungshof, den sie sondiert haben, erklärt, dass er so was ohne gesetzgebenden Beschluss nicht anerkennen könnte.

„Was Vukaschin anlangt, kann ich Ihnen nur sagen, dass er seine Aufgabe auf das Gewissenhafteste gelöst und mit vollem Verständnis der Sache unsere Interessen verteidigt hat, so dass man ihm dafür Anerkennung schuldet."

Der weitere Inhalt dieses Schreibens war anderen Angelegenheiten gewidmet und zwar:

„Witte hat vor ein paar Tagen Karlsbad verlassen. Ich hatte zweien seiner Bekannten gesagt, dass ich es gerne sehen würde, wenn sie ihn mir vorstellen würden, er hat sich aber gar nicht gemeldet. Da haben Sie den Beweis, was wir von jener Seite zu erwarten haben. Ich weiss nicht, woher es ist (nämlich die Indiskretion in den „Vecsernje Novosti"), aber am wahrscheinlichsten ist es aus dem Ministerium des Äusseren, weil unlängst Vukaschin einen Brief von Ihnen bekommen hat, welcher die Handschrift des Petronijevitch zeigt. Sind Sie sicher, dass er niemandem, dem Gjaja oder dem kleinen Jankovitch, etwas gesagt hat? Jedenfalls finde ich, dass es die höchste Zeit ist, alle Radikalen aus dem Ministerium wegzujagen. Den Gjaja sollten Sie sofort pensionieren, das kann der Ministerrat allein tun. Ich bevollmächtige Sie dazu, ja ich bitte darum, weil . . . . (zwei Worte unlesbar) Vukaschin nach der Veröffentlichung des bewussten Briefes ob dieser In-

diskretion ihn beschuldigt hat und Kallay hat in einem Tone geantwortet, welcher zeigt, dass er sich seinerzeit auch dieses Herrn bedient hat. Übrigens wissen Sie, ob nicht Steva über diese Mission Jovan Gjuritch etwas mitgeteilt hat? Sie sollten Steva freundschaftlich ermahnen, so was nie mehr zu tun, aber sagen Sie ihm nicht, dass Sie es von mir haben.

„Ich sehe, dass Sie mit Kosta unzufrieden sind. Aber vorläufig, so lange ich ausser Lande bin, muss man ihn zum Gehorsam bringen. Geben Sie ihm zu verstehen, dass wenn er fortfährt sich so zu benehmen, er seine Gesandtschaft verlieren wird. Übrigens, wenn er diese Rolle weiter spielen will, soll man ihn einfach laufen lassen, denn sonst ist er imstande die ganze Regierung zum Zerfall zu bringen. Die anderen haben auch ihre Mängel, aber sie sind wenigstens keine Intriganten. Für den Fall, dass Kosta so fortfahren sollte und entlassen werden müsste, kann ja Andra auch sein Portefeuille übernehmen. Sagen Sie ihm aber (dem Justizminister) ganz offen, dass wenn er nicht aufhören sollte, das ganze Kabinett zu untergraben, er anstatt einer Gesandtschaft seine Pension bekommen wird, und dann wird er schon klein beigeben. Das heutige Regime ist so unumgänglich notwendig, dass man niemandem erlauben darf, dasselbe zu untergraben.

„Bezüglich des montenegrinischen Thronfolgers — ich bin ihm zwei bis dreimal auf der Strasse begegnet, aber mit ihm in keine Intimitäten eingetreten, und er selbst scheint mir auch denselben ausgewichen zu sein.

„Was den Pariser Posten anbelangt, so denke ich, dass es besser wäre, den Rajovitch zu ernennen, als den Cseda, denn dieser ist zu leicht und würde an eine Stelle nicht passen, an welcher wir auf keine besondere Freundschaft rechnen können.

„Ich bin einverstanden, dem Pauli die zweite Klasse des Takowo-Ordens zu geben, den Russen aber, welchen Gjaja vorschlägt, nicht zu berücksichtigen, weil der Vorschlag von einem ganz unzuverlässigen Menschen ausgeht.

„Ich denke in ein paar Tagen von hier nach der südlichen Schweiz, nach Lugano zur Nachkur abzureisen, werde am 24. September in Belgrad sein und sogleich zu den Manövern gehen. Mit der Gesundheit steht es ganz gut und Karlsbad hat mir gerade so wie voriges Jahr gut getan. Bezüglich des Vorschlages der allgemeinen Entwaffnung brauchen wir uns nicht zu beeilen; warten wir ab, um zu sehen, was die Grossmächte zu sagen haben werden, und dann können wir auch antworten.

„Es war mir sehr angenehm zu hören, dass Sie mit Ihrer militärischen Inspektion in Kragujevatz zufrieden waren. Aber das Geld? Das ist die Hauptsache, und deswegen müssen wir absolut diese Gelegenheit benutzen, um so viel zu bekommen, dass man leben kann.

„Aus gewissen meiner Anordnungen haben Sie ersehen können, dass ich viel Wert darauf gelegt habe, die Regierung möge gerade während meiner Abwesenheit aus dem Lande eine grosse Entschiedenheit an den Tag legen, und das habe ich gewünscht, damit in dieser Zeit die radikalen Intrigen nicht anwachsen. Ich bitte Sie, Doktor, Ihre Kollegen grüssen zu wollen, mit der Versicherung meines vollen Vertrauens und der Versicherung, dass ich jetzt mehr als je entschlossen bin, dieses Regime in Serbien als das einzig gute und mögliche zu halten. Was die kleinen Intrigen anbelangt, müssen dieselben während meiner Abwesenheit unterdrückt

werden, und später kann gehen, wer nicht bleiben will. Grüssen Sie mir Ihre Familie und glauben Sie an die Gefühle meiner Freundschaft und meines vollständigen Vertrauens sowie an meine Zufriedenheit mit Ihrer Arbeit.

Ihr

Alexandre.“

In der öffentlichen Meinung Europas fing man inzwischen doch an eine bessere Meinung von meiner Regierung zu hegen; selbst die uns sonst so feindliche „Frankfurter Zeitung“ schrieb, es sei mir gelungen, aus den widerstrebenden Liberalen und Fortschrittlern eine konservative Partei für gemeinsame Arbeit herzustellen, und von allen bisherigen Volksvertretungen Serbiens habe die diesjährige die reichste Arbeit aufzuweisen, denn „sie hat sehr viele und sehr wichtige volkswirtschaftliche Gesetze votiert, welche dem Lande Nutzen bringen werden“. Die Organe des Zweibundes blieben bei ihrer Haltung. Der Pariser „Temps“ schrieb am 8. (20.) August, dass die ganze liberale Partei in das antidynastische Lager übergetreten sei und Jovan Ristitch sich deshalb von ihr zurückgezogen habe. Die russische „Novoje Vremja“ vom 7. August, dass eine Flugschrift „Zwei Fremde“, in welcher anempfohlen wurde, das Land von den Obrenovitchs zu befreien, im ganzen Lande grösste Aufregung hervorgebracht habe. Prager und Moskauer Blätter sekundierten im Chor.

Am Tage, an welchem das Monument des Kaisers Alexander II. in Moskau enthüllt wurde, richtete der König an den Kaiser Nikolaus II. folgendes Telegramm:

„Am heutigen Tage, welcher dem glorreichen und ewigen Andenken des in Gott ruhenden Kaisers Alexander II., des erhabenen Grossvaters Ew. kaiserlichen Majestät, meines unvergesslichen Taufpaten, gewidmet ist, bin ich in Gedanken bei all Denjenigen, welche ihm heute ihre Verehrung und Dankbarkeit bezeugen; und mit meinem ganzen Volke nehme ich teil an den Gebeten, welche an den Allmächtigen gerichtet werden für das Glück Ew. kaiserlichen Majestät und Ihrer erhabenen Familie, sowie für den Ruhm und den Fortschritt Ihrer Regierung.“ Die Antwort des russischen Kaisers lautete kurz:

„Ich danke Ew. Majestät für die Teilnahme, welche Sie mit ganz Serbien an dem heutigen für Russland festlichen Tage zu nehmen geruht haben. Nikola.“

Das — und sonst nichts.

Am 18. August hat der russische Gesandte an den russischen Minister des Äusseren folgende drei Rapporte geschrieben:

„Gnädiger Herr Graf M. N.!

„Unser diplomatischer Agent in Sofia hat sich dieser Tage im Namen der bulgarischen Regierung mit einer vertraulichen Frage an mich gewendet, bezüglich der militärischen Vorbereitungen des Königs Milan an der Grenze des benachbarten Fürstentums.

„Ich habe geantwortet, dass die Gerüchte über eine ausserordentliche (tchrezvitchajnoj) Mobilisierung, so weit es mir bekannt ist, unbegründet sind. Die Einberufung der Reservisten ist nichts anderes, als eine gewöhnliche Massregel für die Herbstmanöver. Wenn die Zahl der Einberufenen ein wenig grösser ausgefallen ist, so geschah es, um die Lücken der regulären Armee auszufüllen, weil infolge des neuen Gesetzes die Militärpflichtigen nicht mehr mit zwanzig, sondern mit einundzwanzig Jahren in die Armee aufgenommen werden, und dieses Jahr somit ohne Rekrutierung geblieben ist.

„Ich habe hinzugefügt, dass es in Anbetracht der ungenügenden Ausrüstung der Armee und der absoluten Leere in den Staatskassen unmöglich wäre, an eine bald bevorstehende militärische Unternehmung Serbiens auch nur zu denken, — wenn seine Armee nicht zur bedingungslosen und unkontrollierten Verfügung eines Menschen stehen würde, welcher nicht ganz im Gleichgewichte zu sein scheint, und dessen Taten sich jeder Vorausberechnung des gesunden Menschenverstandes und der normalen Wahrscheinlichkeit entziehen.

„Demgemäss scheint es mir, dass eine gewisse Vorsicht und gewisse Vorsichtsmassregeln nicht ganz überflüssig wären; aber bei diesen Massregeln sollte man gut achtgeben, alles zu vermeiden, was Angst oder Aufregung hervorbringen könnte.

„Nachdem ich gestern Gelegenheit gehabt habe, aus dem Generalstabe der Armee, welche sich um Pirot befindet, genauere Anhaltspunkte zu bekommen, konnte ich

dem Staatsrate Bachmetiew die Grundlosigkeit der alarmierenden Gerüchte bestätigen. Diese Gerüchte hat man den kriegerischen Reden des Königs Milan und der Garnisonsgeistlichen, welche unter seinem Einflusse stehen, zuzuschreiben, und ebenso dem übermässigen Eifer und auch der teilweise tendenziösen Arbeit des hiesigen bulgarischen Agenten Georgiew, welcher ohne irgend welche Kontrolle allen Strassengerüchten Glauben schenkt.

„Wenn ich auch überzeugt bin, dass König Milan zu allem und auch zum Gefährlichsten fähig ist, so ist es doch schwer den Gedanken zuzulassen, dass er gegen das Schicksal seines Vaterlandes und die damit verbundene Zukunft seines Sohnes so gleichgültig sein sollte, um sich, wenn auch in der Aufregung und aus Verzweiflung, für ein verbrecherisches Unternehmen zu entscheiden, welches das Land in den Abgrund stürzen würde, und wenn er das trotz der Überzeugung vorziehen sollte, dass er die notwendige Kraft nicht besitzt, seine ehrgeizigen und eigennützigen Absichten zu erreichen." — — —

— — — — „Gnädiger Herr Graf M. N.!

„Seitdem die Nationalversammlung geschlossen und der König Alexander nach Karlsbad gegangen ist, herrscht im Lande eine gewisse dumpfe schwüle Ruhe, in den Geschäften aber vollständige Unbeweglichkeit. Aber mitten aus dieser äusseren Ruhe fühlt man eine merkwürdige Erwartung heraus, welche nichts Gutes ahnen lässt.

„König Milan und das Ministerium weilen weit von der Hauptstadt; die Gerüchte über den Zustand der Gemüter im Volke und selbst in der Armee sind gar nicht angenehm. Jeden Augenblick wird von der Demission dieses oder jenes Ministers gesprochen, und selbst in den Kreisen der Anhänger der Regierung gesteht man offen, dass eine baldige Systemänderung und ein Regierungswechsel bevorstehe. Die allgemeine Unzufriedenheit findet keinen öffentlichen und wiederhallenden Ausdruck, aber trotzdem fühlt man, wie die Zahl der Unzufriedenen rapid wächst und hört ganz deutlich das dumpfe Dröhnen nicht mehr einzelner Gruppen, sondern der Masse des Volkes. Die öffentliche Meinung nennt schon Vladan Georgevitch und seine stummen Kollegen Verräter des Vaterlandes, und die Armee, welche Milan anführt, nennt man ein Polizeidetachement, welches nicht den Feinden Ser-

biens, sondern dem Vaterland selbst gefährlich ist. Unter solchen Umständen finde ich mehr als je, dass es meine Pflicht ist, vorsichtig und zurückhaltend zu sein, um so mehr, als Milan, welcher schon sieht, dass er sich auf seine Landsleute nicht verlassen kann und dass seine Katastrophe unausweichlich ist, sehr glücklich wäre, wenn er sein Fiasko einer fremden feindlichen Intrige zuschreiben könnte, und gewiss nicht ermangeln würde, für seinen Untergang mich verantwortlich zu machen.

„Ich kann mich täuschen, weil es sehr schwer ist, alle Zufälligkeiten sowohl in der inneren, als auch in der äusseren Politik Serbiens vorauszusehen; aber in der Voraussetzung einer normalen Entwickelung der hiesigen Ereignisse in der Richtung, in welcher sie sich in den letzten Wochen bewegen, komme ich zu dem Schlusse, dass der König Alexander, nachdem er sich während seines Aufenthaltes im Auslande vom allgemeinen Misstrauen gegen seinen Vater überzeugt haben wird — und ebenso von der Unmöglichkeit, in welcher sich das Wiener Kabinett befindet, ihm, sei es materiell oder moralisch zu helfen, — und nachdem er sich ferner überzeugt haben wird, dass die Unpopularität des gesetzlosen Zustandes, welcher dem Lande aufgedrungen wird, sowie die Unpopularität der administrativen Willkür immer mehr wächst, — sehr bald nach seiner Rückkehr betreffs der praktischen Erfolge der rettenden Mission Milans so enttäuscht sein wird, dass er sich selbst beeilen wird, sich die schwere Vormundschaft vom Halse zu schaffen, welche sowohl die Staatsautorität im Innern, als auch den Staatskredit in Europa zugrunde gerichtet hat. — — —

„Gnädiger Herr Graf M. N.!

„Der Urteilsspruch des Gerichtes, welches Paschitch für einen von ihm veröffentlichten den König Milan beleidigenden Brief zu neunmonatlichem Kerker verurteilt hat, ist dieser Tage von der höchsten Gerichtsinstanz bestätigt worden, und die Polizei hat ihm gestern mitgeteilt, dass er am 20. d. Mts. seine Arreststrafe anzutreten habe. Gleich darauf ist ihm . . . . . . (ein Wort unleserlich) mitgeteilt worden, dass der König geneigt wäre ihn zu begnadigen, wenn er darum unmittelbar bitten würde. Paschitch hat diesen Vorschlag zurückgewiesen. Er hat mir gesagt, dass er sich zu diesem Schritte nur dann entschliessen würde, wenn während seiner Haft für Serbien eine Gefahr eintreten sollte, welche ihn als Pa-

trioten zwingen würde, an der Arbeit des Volkes teilzunehmen. Bei dieser Gelegenheit hat Paschitch meine Aufmerksamkeit auf einen Artikel gelenkt, welcher dieser Tage in einem Agramer Blatte erschienen ist. In diesem Artikel wird behauptet, dass die österreichische Diplomatie bestrebt ist, den Sultan dafür zu gewinnen, dass er bei Gelegenheit des Jubiläums des Kaisers Franz Josef seine Souveränität über Bosnien und Herzegowina dem Kaiser zum Geschenke mache. In dem Artikel wird weiter behauptet, dass wenn im Falle des Erfolges dieser Kombination ein Protest oder ein Widerstand von Seite Montenegros und Bulgariens eintreten sollte, Milan schon verpflichtet ist, sich auf die österreichische Seite zu stellen und Serbien von der allgemeinen slawischen Bewegung zurückzuhalten. Hier wird dasselbe schon seit langem behauptet und man weiss, dass um diesen Preis die Unterstützung Österreichs für die Rückkehr des Königs Milan erlangt wurde." — — —

Wir haben ein nationales Sprichwort, welches lautet: „Die Lüge hat sehr kurze Beine." Ad Rapport I: Vor einigen Tagen hatte Herr Jadovsky ebenfalls in einem amtlichen Berichte an den Grafen Murawiew behauptet, dass König Milan kriegerische Reden gehalten habe, welche nie und nirgends gehalten wurden; vor einigen Tagen berichtete er, dass die serbische Armee bei Pirot konzentriert sei, obwohl niemand in Serbien an eine solche Mobilisation und Konzentration auch nur im Traume dachte; vor einigen Tagen meldete er, dass allein in einer Woche elf Waggons voll scharfer Patronen von Belgrad nach Pirot abgegangen seien — und auf Grund alles dessen behauptete er, dass König Milan einen Krieg mit Bulgarien vorbereite. Und jetzt, nach einigen Tagen, als die bulgarische Regierung ihn durch die Anfrage beim russischen diplomatischen Agenten in Sofia nötigte mit der Wahrheit herauszurücken über alle die kriegerischen Vorbereitungen des Königs Milan an der bulgarischen Grenze, welche er — er selbst und zuerst nach Petersburg gemeldet hatte; — jetzt wand er sich, um sich aus der Schlinge zu ziehen, und erfand die klassische Meldung, dass die Gerüchte über eine ausserordentliche Mobilisierung unbegründet wären, — als ob es auch ordentliche und regelmässige Mobilmachungen gäbe. Von der Einberufung der Reservisten für die Herbstmanöver spricht er

jetzt, um sich zu helfen, obwohl am 18. August, dem Tage, da er das schrieb, noch kein einziger Reservist zu den Herbstmanövern einberufen war; und noch mehr, in seiner Eilfertigkeit nimmt er jetzt sogar die neue gesetzliche Bestimmung über die Rekrutierung zu Hilfe! Jetzt stieg ihm endlich das Grauen auf, jetzt ersah er aus dem Briefe des Herrn Bachmetiew, dass die Bulgaren auf Grund seiner Rapporte nach Petersburg eine wirkliche Mobilisierung und Konzentrierung ihrer Armee an der serbischen Grenze vornehmen könnten, und da erschrak Herr von Jadovsky vor den möglichen Folgen seiner Erfindungen. Und um sich herauszuwickeln, greift er zu zwei Mitteln, eines empörender als das andere: die Offiziere unseres Generalstabs „um Pirot herum“ beschuldigt er, dass sie ihm, einem Fremden, Mitteilungen zutragen, und auf Grund dieser „authentischen“ Berichte aus dem serbischen Generalstab schreibt er sich dann das Verdienst zu, konstatiert zu haben, dass die alarmierenden Gerüchte unbegründet seien! Wer hat sie aber denn erfunden und in die Welt gesetzt? Oh, nicht Herr von Jadovsky! Den diplomatischen Agenten Bulgariens in Belgrad, Georgjew beschuldigt er jetzt, sie von der Strasse aufgegriffen und weiter getragen zu haben, während er doch selbst vor einigen Tagen sie dem Grafen Murawiew als „amtlich beglaubigte Tatsachen“ gemeldet hatte! Und welche Geistesarmut in alledem, welche Plumpheit im Hasse, welche wilde moralische Verdorbenheit in all' diesen Märchen und Machinationen!

Plötzlich kam die Nachricht von der Ermordung der Kaiserin Elisabeth von Österreich in Genf. Der König richtete an Kaiser Franz Josef folgendes Kondolenztelegramm:

„Niedergeschmettert und in tiefste Erregung versetzt durch die entsetzliche Nachricht, die mir soeben zukommt, beeile ich mich, Ew. Majestät des überaus aufrichtigen Anteiles zu versichern, den ich an Dero grossem Schmerze nehme. Ich schliesse mich vom ganzen Herzen der Trauer an, in welche dieses scheussliche Verbrechen eines Elenden Ew. Majestät und die Monarchie versetzt hat. Ich bete zum Allmächtigen, dass Er Ew. Majestät in diesem schrecklichen Augenblicke die Gnade seiner Hilfe gewähre.“

Unsere Bemühungen in Konstantinopel, dem Wüten der Albanesen in Alt-Serbien Einhalt zu tun, hatten insofern Erfolg, als die Pforte eine besondere Kommission an Ort und Stelle entsandte,

an welcher sogar ein Vertreter Serbiens teilnehmen sollte. Wir nominierten hierfür unseren Konsul in Prischtina, Theodor Stankovitch. Die Münchener „Allgemeine Zeitung" begrüsste dies als Beweis der „energischen Arbeit der Regierung des Dr. Georgevitch zum Schutze der serbischen Konnationalen". Aber in München kennt man die Türken schlecht. Saad-Eddin-Pascha, der Vorsitzende der Kommission, wartete auf den serbischen Delegierten nicht, sondern führte die Untersuchung geheim und über Hals und Kopf mit Anhörung nur der entlastenden Zeugen zu Ende . . . Natürlich! Wie wird der Sultan zulassen, dass schuldige Albanesen bestraft werden, wenn sein Leben von der Albanesengarde im Jildiz abhängt, den einzigen Soldaten in Konstantinopel, welche nicht bloss Gewehre, sondern auch scharfe Patronen für die Gewehre besitzen. . . Um uns aber für diese neue Täuschung zu entschädigen, liess der kluge Sultan auf der Stelle allen Behörden des Reiches den Befehl erteilen, der Eröffnung der serbischen Schulen keine weiteren Hindernisse in den Weg zu legen.

Am 1. September richtete der russische Gesandte in Belgrad folgende zwei Rapporte an den Grafen Murawiew:

„Gnädiger Herr Graf M. N.!

„Dank unseren Massregeln, welche rechtzeitig vorgenommen wurden, ist Serbien gerettet worden — diesmal vor einer vielleicht definitiven Beraubung, welche König Milan und seine Diener geplant haben. Wenn es ihnen gelungen wäre, die Güte unseres Finanzministeriums missbrauchend, sich auch der vierundzwanzig Millionen Franks zu bemächtigen, welche in Paris von der letzten Anleihe unplaziert geblieben sind, dann wäre die Zukunft der serbischen Finanzen für immer vernichtet gewesen. In Anbetracht dessen, dass wir früher oder später berufen sein werden, dieses Land wiederum aus einer schweren Situation zu retten, wäre dann unsere Aufgabe in der Zukunft eine viel schwierigere gewesen. Diese Geldhilfe könnte bei dem jetzigen Kredite Serbiens nur unter ruinösen Bedingungen gegeben, und sie würde vollzählig für die persönlichen Bedürfnisse des Königs Milan verwendet werden, den serbischen Staatsfinanzen aber zur Last fallen.

„Die nähere Bekanntschaft mit der finanziellen Lage Serbiens führt zu den trostlosesten Schlüssen. Sie war auch vor

Milan ärmlich, aber nicht verschuldet. Einige Jahre vernünftiger Arbeit an der Entwickelung der Volkswirtschaft im Lande hätten damals genügt, die Staatsfinanzen blühend zu machen. Aber zwanzig Jahre der vernunft- und gewissenlosen Regierung Milans haben das Land an den Rand des Abgrundes gebracht. Der finanzielle Krach steht noch nicht ganz unmittelbar bevor; aber noch einige Monate, ja vielleicht noch einige Wochen der unglückseligen Wirtschaft von Seite dieses gemeingefährlichen Mannes, können jeden Ausweg aus dieser Lage versperren.

„In der letzten Zeit ist es mir gelungen, Schritt für Schritt die Entwickelung gewisser Unternehmungen zu verfolgen, welche ein wahrhaftiges Attentat auf die finanzielle Zukunft Serbiens bilden, und wenn sie gelingen sollten, das Land rettungslos zugrunde richten würden. Es wird daran gearbeitet, die Staatsbahnen und die Staatswälder zu verkaufen. Diese Absicht ist verschleiert in eine Konzession für den Bau neuer Bahnen, besonders der Timokbahn, weil diese im Lande populär ist, und deswegen soll sie die Aufmerksamkeit von diesem verbrecherischen, auf Kosten des Volksvermögens auszuführenden Geschäfte ablenken. Die Idee zu dieser Operation ist vor drei Monaten in Wien entstanden. Damals wurde ein Forstingenieur aus Bosnien hergeschickt, um die Staatswaldungen zu besichtigen, welche eine ungeheure Ausdehnung besonders an den Ufern der Save haben, und er hat gefunden, dass da ein grosser Gewinn für die österreichische Exploitation zu finden wäre.

„Aber für das ganze Unternehmen war ein grosses Kapital, ungefähr 150 Millionen notwendig, ausser den 35 Millionen, welche die jetzige Regierung verlangt hat, um den Geldmännern dieses Geschäft zu gestatten. Es scheint, dass diese Summe die Kräfte der österreichischen Finanziers überstiegen hat, und deswegen haben sie die Engländer zu einem Kompagniegeschäft eingeladen. Man versichert mir, dass die Engländer den Antrag angenommen haben, weil sie sich überzeugt haben, dass das Unternehmen einen grossen Ertrag verspricht.

„Es scheint, dass das Unternehmen auf dieser Grundlage schon reif ist. Die hiesige Regierung ist voll Zuversicht und wird in einigen Tagen ihren Finanzminister nach Wien schicken, um die Schlussverhandlungen zu führen.

„Trotzdem verliere ich nicht die Hoffnung, dass die politische Klugheit der englischen Kapitalisten nach näherer Einsicht in die Bedingungen dieses grossen Unternehmens, die schwachen Seiten herausfinden wird, welche sie mit sich bringen würde, da es heutzutage sehr riskiert ist, auf Grund von Verpflichtungen der serbischen Regierung Geld herzugeben. Vom Standpunkte der Verfassung ist die ganze Lage eine ungesetzliche. Das Dekret vom 9. Mai 1894, mit welchem der König die Suspendierung der gesetzlichen Verfassung proklamierte, ist von keinem einzigen Minister gegengezeichnet und von keiner einzigen Volksvertretung genehmigt. Die Regierung besitzt gar keine gesetzliche Unterlage. Das erste energische Ministerium, die erste unabhängige Volksvertretung, wird ohne Zweifel diese Frage in Fluss bringen und beschliessen, dass alle Gesetze und Verpflichtungen der Regierung seit 1894 gar keine Gültigkeit haben.

„Diese Hauptgefahr erklärt auch hauptsächlich die Ohnmacht und rätselhafte Unbeständigkeit des Königs Alexander, weil er sich der Unsicherheit der Lage, welche er in seinem Leichtsinn geschaffen hat, vollständig bewusst ist, und weil er selber einsieht, dass es der einzige Ausweg aus dieser gesetzwidrigen Lage wäre, die Ungesetzlichkeit seines Verfahrens offen zu gestehen und freiwillig zum legalen Zustande zurückzukehren. So lange er das nicht tut, kann sich der Kredit Serbiens nicht erholen.“ — — — —

„Gnädiger Herr Graf M. N.!

„In der letzten Zeit bemerkt man gewisse Erscheinungen, als ob König Milan Serbien verlassen wollte. Das monotone Leben in Nisch ist ihm unerträglich geworden. Der ständige Misserfolg in seinen Bemühungen, die Popularität im Lande oder wenigstens die Anhänglichkeit der Armee für sich zu gewinnen, das Fiasko in allen seinen Anstrengungen, sich einer grossen Summe Geldes zu bemächtigen — alles das hat Milan zur Verzweiflung gebracht, zu einer Aufregung, welche sich in den gröbsten Formen auf seine Umgebung stürzt. Schliesslich hat er sich dem Trunke ergeben. Man behauptet, dass er fortwährend bis zur Masslosigkeit trinkt.

„Nach der allgemeinen Überzeugung kann es unter solchen Umständen nicht lange dauern, und Milan wird, ob er will oder

nicht, gezwungen sein, sich zu entfernen. Es bleibt nur noch die Befürchtung, ob er sich nicht im letzten Momente und in einem Anfalle der Aufregung zu einem verzweifelten und für das Land gefährlichen Unternehmen entschliesst. Es scheint, dass die Königin Natalie auch daran glaubt. Milan wird bald das Land verlassen, denn einer meiner Vertrauensmänner hat vorige Woche von der Königin Natalie einen Brief erhalten, in welchem sie von ihrer Absicht spricht, Ende September nach Belgrad zu kommen. Die Ankunft der Königin unter den jetzigen Verhältnissen ist ohne vorherige Abreise des Königs Milan aus Serbien einfach undenkbar." — — —

Ich bekam aus Wien die Offerte der Unionbank, welche an unseren Bevollmächtigten Vukaschin Petrovitch gerichtet war.

Nachdem ich das Angebot dem Ministerrate gezeigt hatte, telegraphierte ich an Vukaschin Petrovitch folgendes: „Die ganze heutige Sitzung des Ministerrates war der Diskussion der Offerte gewidmet. Der Bautenminister ist beauftragt, dieselbe mit seinen Fachmännern zu studieren; in der Ministerratssitzung, welche morgen nachmittag stattfindet, werden wir den Text der Aufklärungen festsetzen, welche wir verlangen, bevor wir eine Entscheidung treffen. Diesen Text werde ich Ihnen telegraphisch und brieflich zustellen." Infolge dieser Depesche fand Vukaschin Petrovitch, dass es am besten wäre, wenn er wegen dieser Aufklärungen selbst nach Belgrad käme, und verlangte von mir die Erlaubnis dazu. Bevor ich antworten konnte, bekam ich aus der Wiener Hofburg, wo unser König zum Begräbnis der Kaiserin eingetroffen war, folgendes Telegramm:

„Vukaschin Petrovitch hat mir Ihr Telegramm über die heutige Sitzung des Ministerrates mitgeteilt. Wie ich Ihnen bereits geschrieben habe, ist es meine Ansicht, dass die Offerte, so wie sie ist, möglichst schnell angenommen werden muss, weil wir eine finanziell bessere unter den heutigen Verhältnissen nicht bekommen können. Deswegen d r ä n g e n S i e Ihre Kollegen, die Offerte im Prinzip anzunehmen, damit Vukaschin Petrovitch die jetzigen Verhandlungen definitiv abschliessen kann. Die eventuellen Änderungen und Bemerkungen, welche in der Sitzung des Ministerrates gemacht werden sollten, können auch später, bei meiner wiederholten Durchreise durch Wien auf der Rückkehr nach Belgrad zur Sprache ge-

bracht werden, weil ich mich für dieselben dann erfolgreich bei Kallay und den politischen Faktoren werde einsetzen können, gerade so wie es mir früher gelungen ist, den Verkauf der Eisenbahnen abzuwenden. Mit den Finanzleuten kann man heute darüber nicht sprechen, mit ihnen müssen Sie baldmöglichst die geführten Verhandlungen prinzipiell abschliessen, weil sonst die ganze Sache vereitelt werden kann. Melden Sie mir das Resultat Ihrer Bemühungen. Vukaschin Petrovitch habe ich befohlen, jetzt nicht nach Belgrad zu gehen, weil seine Abreise zu sehr auffallen würde. Er wird hier Ihre Vollmacht für die Beendigung der Verhandlungen erwarten.

Alexandre."

Ich habe darauf folgendes Telegramm an den König geschickt:

„Habe Ihr heutiges Telegramm erhalten. Der Ministerrat bittet Ew. Majestät, Vukaschin Petrovitch befehlen zu wollen, sofort herzukommen, weil es für die Entscheidung viel wichtiger ist, dass er gewisse Punkte der Offerte aufklärt, als die Erwägung, welchen Eindruck seine Hierherkunft hervorbringen könnte."

Noch in der darauffolgenden Nacht bekam ich die telegraphische Meldung, dass der König Vukaschin Petrovitch den Befehl erteilt habe, sogleich nach Belgrad zu kommen. Und so hat in der Sitzung des Ministerrates vom 8. September nicht bloss der Bautenminister sein und des Direktors der Staatsbahnen schriftliches Gutachten unterbreitet, sondern auch Vukaschin Petrovitch alle verlangten Aufklärungen gegeben. Der Ministerrat fasste folgende Beschlüsse:

1. Die Anleihe muss 42 Millionen effektiv in Gold betragen.

2. Die Eintragung kann nur auf das unbewegliche Vermögen der Eisenbahnen erfolgen. Durch das Gesetz über die Konversion der Staatsschulden wurden die Eisenbahneinkünfte für die Abzahlung der Staatsschulden verpfändet und können ohne Einwilligung der Pfandgläubiger nicht noch einmal verpfändet werden, — noch weniger können sie den neuen Kreditoren einseitig mit einem Vorrecht bezüglich der Einkassierung abgetreten werden. Eine solche Verpflichtung wäre für die älteren Gläubiger ohne irgendwelche juristische und gesetzliche Bedeutung, und der Staat darf sich also nicht ohne eminente Gefahr für seine Interessen, sein Ansehen

und seinen Kredit, in solche Transaktionen einlassen. Das wäre allen juristischen Begriffen vom Pfandrecht und ebenso den positiven Gesetzen, sowohl den fremden als auch den unsrigen (Artikel 322 des bürgerlichen Gesetzbuches) ganz widersprechend. Somit kann v o r der Einwilligung der früheren Kreditoren, irgend welche andere Staatseinnahme an Stelle der Eisenbahneinkünfte anzunehmen, von keiner neuen Verpfändung dieser Einkünfte die Rede sein.

3. Als ganz schädlich und unannehmbar betrachten wir die Bedingungen, dass diese Anleihe vor 70 Jahren nicht zurückgezahlt werden kann. Das wäre allen Staatsinteressen entgegengesetzt. Selbst wenn die neue Anleihe 42 Millionen betragen sollte, wären wir dann in die Unmöglichkeit versetzt, auf ein Objekt, das doch über 100 Millionen wert ist, irgend eine andere neue Anleihe aufzunehmen, oder wir wären gezwungen, die Anleihe wieder bei derselben Bank zu machen, unter Bedingungen, welche nur von ihr abhängen würden. Deswegen müsste man vereinbaren, dass die Anleihe auch vor dem 70jährigen Termin zurückgezahlt werden kann, selbstverständlich mit einer gewissen Frist für die Kündigung, so dass erst nach Ablauf dieser Frist diejenigen Obligationen, welche noch in Zirkulation sich befinden würden, einzulösen wären.

4. Müsste man die Verpflichtung der Regierung, von welcher im Artikel 6 der Offerte gesprochen wird, näher präzisieren, und zwar, dass die Verpflichtung der Regierung darin bestehen würde, den Vertrag der Nationalversammlung zur Bewilligung vorzulegen.

5. Der Vorbehalt der Bank, diese Anleihe nicht zu effektuieren, wenn der Geldmarkt ungünstig scheinen sollte, macht die ganze Anleihe illusorisch, selbst in dem Falle, wenn sie von der Nationalversammlung bewilligt werden sollte. Deswegen muss diese Bedingung aus dem Vertrage ausgelassen werden.

6. Wer immer die Anleihe effektuiert, kann als Zinsfuss nicht mehr als 4 % berechnen, wie dies auch die ursprüngliche Offerte selbst gefordert hat."

Diese Beschlüsse habe ich sofort dem König telegraphisch mitgeteilt und mit dem ersten Orientexpresszuge einen detaillierten Rapport geschickt. In dem Telegramm an den König befindet sich auch folgende Stelle: „Wenn Majestät sicher sind, die Anleihe auf

die Summe von 42 Millionen zu bringen, dann würde die Mehrheit des Ministerrates die Offerte der Unionbank so wie sie ist, annehmen. Die Minorität aber wird nur dann einwilligen, wenn die vorgeschlagenen Änderungen im Vertrage von der Bank akzeptiert werden. Erbitte mir Instruktionen, ob der Finanzminister auf seiner Durchreise durch Wien, ohne in die Frage der Anleihesumme einzugehen, welche den Bemühungen Ew. Majestät überlassen wird, nicht versuchen sollte, die verlangten Änderungen des Vertrages durchzusetzen."

In diesen Tagen fanden wir in der „Frankfurter Zeitung" folgendes: „Die fremden Kapitalien beginnen sich lebhaft an den serbischen Unternehmungen zu beteiligen. Eine belgische Finanzgruppe hat das Steinkohlenlager bei Dobra gekauft. Eine französische hat von Herrn Weifert die Blei- und Silberbergwerke bei Vranja an sich genommen; eine andere französische Gruppe, vertreten von Herrn Gotier, sucht eine Konzession für eine schmalspurige Bahn von Pozarevatz nach Lapowo mit der Abzweigung über Petrovatz nach Gornjak, für Holzbearbeitungen im grossen Style. Eine englische finanzielle Gruppe, vertreten durch Grünwald aus London, verlangt die Konzession für eine schmalspurige Bahn von Stalatj bis Csacsak, durch das Tal der West-Morawa, welche an Cerealien und Vieh, sowie an Nadelwaldungen so reich ist; und das würde zur Schaffung einer Industrie in Bauholz beitragen, welches bis jetzt aus Steiermark und Krain eingeführt wurde."

Am 12. September habe ich vom König ein Telegramm erhalten, welches die 70jährige Tilgungsdauer allerdings als „unbequem" bezeichnete (!), aber „mit Rücksicht auf den kleinen Jahresanteil und weil die Bank so viel Wert darauf legt, denke ich, dass man den Widerstand in dieser Beziehung aufgeben könnte, und bis zu der Eventualität in Punkt 5 und 6 wird es überhaupt nicht kommen." „Überhaupt glaube ich, — schloss das Telegramm — dass wir keine besseren Bedingungen finden können und deswegen brauchen wir andere gar nicht zu suchen." (!)

Während ich mich beim Ackerbaukongress in Jagodina befand, liess der russische Konsul in Nisch Tchachotin am 11. September 1898 folgenden Bericht an seinen vorgesetzten Gesandten Jadovsky gelangen:

„Hochgeehrter Valerij Vsevoloditch!

„Es sind schon mehrere Tage vergangen, seit ich nach Nisch zurückgekehrt bin, und die ganze Zeit geht mir, gerade wie Ihnen in der Gesandtschaft, mit der Einrichtung der Wohnung auf. Mit den Serben hat man an sich schon eine grosse Qual, mit den serbischen Arbeitern eine noch grössere. In Nisch herrscht Ruhe, besonders jetzt, nach Schluss der Volksversammlung und der Reise des Königs ausser Landes.

„Milan verbringt ganze Tage auf der Jagd, bei den militärischen Musterungen und den Vorbereitungen für die Manöver. Ich habe ganz sichere Beweise, dass er sehr viel arbeitet und dass er gar nicht trinkt. Er beschäftigt sich mit den kleinsten militärischen Details und schreibt eigenhändig alle Befehle. Die Manöver werden im Morawatale, in der Mitte und im Süden Serbiens, stattfinden und die bulgarische Grenze gar nicht berühren, wie früher angenommen wurde. Diese Manöver werden Ende September und Anfang Oktober abgehalten werden. An denselben werden zwei Divisionen teilnehmen und beide Könige zugegen sein. Jetzt wird hier über die Bulgaren gar nichts gesprochen, aber Milan und die militärischen Kreise würden sehr gerne eine eventuelle Gelegenheit benützen, um den Bulgaren Revanche zu bieten. Die beiderseitigen (hier fehlt ein Wort) so wie früher.

„Es scheint, dass die ganze Aufmerksamkeit Milans jetzt auf die innere Organisation (!) Serbiens und auf die Vernichtung der radikalen Partei konzentriert ist. Er hat das Wort „radikal“ in „revolutionär“ und „antidynastisch“ umgewandelt, und deswegen zittern . . . (fehlt ein Wort) vor seiner eisernen Hand. Erst vor drei Tagen hat sich diese eiserne Hand Milans gezeigt, nachdem er erfahren hatte, dass der Oberst Vladimir Nikolitch, ehemaliger russischer Zögling und früherer Militärattaché in Petersburg, seinen Freund Paschitch auf den Dampfer begleitet hatte, auf welchem sich Paschitch zum Antritt seiner Strafe nach Pozarevatz begab, — hat Milan ihn nach Nisch berufen und vor den versammelten Generalen und Offizieren degradiert; er hat ihn beschimpft und ihm eigenhändig die Epauletten und Dekorationen heruntergerissen und ihn in der Festung einsperren lassen. Dank einer Depesche der Offiziere an den König Alexander hat Nikolitch die

Charge und die Pension gerettet, aber mit dem Befehle . . . . . (fehlt ein Wort), Serbiens. Alle hiesigen Offiziere waren über diese Strenge Milans gegen Nikolitch bestürzt, aber sie haben sich nicht entschliessen können, ihren sehr fähigen und angesehenen Kameraden zu verteidigen. Dieses Verfahren mit Nikolitch illustriert drastisch die Willkür Milans."

Soweit der Bericht des russischen Konsuls in Nisch. Und nun wollen wir sehen, was der russische Gesandte Jadovsky aus diesem Berichte für einen Rapport machte, welchen er am 12. September an den Grafen Lamsdorff sandte, der an die Stelle des plötzlich verstorbenen Grafen Murawiew getreten war:

„Gnädiger Herr V. N.!

„Der König Milan weilt noch immer weit von der Hauptstadt und widmet sich demonstrativ der militärischen Arbeit, wenn auch alle hier wissen, dass der frühere König nie, selbst in seinen besten Jahren nicht, Vergnügen an diesen Arbeiten gehabt hat. Aber bei dieser Beschäftigung mit militärischen Angelegenheiten verfolgt er seine geheimen und trotzdem sehr durchsichtigen Absichten. Zu diesem plötzlichen Erwachen seiner militärischen Instinkte hat ihn eine doppelte Erwägung geführt:

Seine erste Rechnung hiess Geld zu bekommen. Wenn es seinem Sohn auf irgend eine Art und um irgend einen Preis gelingen sollte, in Europa Geld zu finden, so wird der Löwenanteil daran, kraft der Stellung, welche er sich als Vater des Königs erworben, also als Chef der Armee ohne Kontrolle, ihm zufallen, und dieser Anteil würde nach den grossen Krediten, welche das Budget des Herrn Georgevitch für die Vergrösserung und Neubewaffnung der Armee bestimmt hat, bemessen werden. Andererseits glaubt Milan nicht bedingungslos an die Ergebenheit des jungen Königs, an die Beständigkeit und Aufrichtigkeit seiner Absichten für die Zukunft, und deswegen findet er, dass die Vorsicht nicht überflüssig ist, die Armee in seinen Händen zu behalten, um sich im Bedarfsfalle auf sie stützen zu können. König Milan selbst hat sich vor ein paar Tagen in dieser Beziehung sehr charakteristisch ausgesprochen. Als er hörte, dass sein Sohn quasi eine Zusammenkunft mit der Königin Natalie in Baden-Baden gehabt habe, ist er über den Sohn sehr böse geworden, hat ihm Schwäche, Heuchelei und Nichtachtung des gegebenen Wortes vorgeworfen, hat aber

hinzugefügt, diesmal stünden die Sachen anders und König Alexander könnte sich in seinen Berechnungen gewaltig täuschen, denn unter den jetzigen Verhältnissen würde es nicht so leicht gehen, ihn aus dem Lande zu vertreiben.

„Alles das bestätigt meine Befürchtung, dass es zu sehr stürmischen Familienzwistigkeiten kommen dürfte, welche einen sehr gefährlichen Verlauf nehmen, und dadurch das Land in einen gefährlichen Zustand versetzen könnten.“ — — —

„Gnädiger Herr Graf V. N.!

„Der Staatsrat Nekljudow hat mit seinen Rapporten vom 3. und 31. März dem kaiserlichen Ministerium die Abschriften der mit dem serbischen Minister des Äusseren gewechselten Noten eingesandt, welche die Bezahlung der angesammelten unbezahlten Zinsen und Amortisationsraten der serbischen Schuld an unsere Staatskasse und Staatsbank betrafen.

„Meiner Ansicht nach sind die Entschuldigungen, welche Herr Georgevitch erfunden hat, einfach kindisch, und die Form, welche er sich erlaubt hat, den Entschuldigungen zu geben, ist unter den jetzigen Verhältnissen geradezu unanständig. Nach der Weitschweifigkeit, mit welcher er in seiner letzten Note an unseren Geschäftsträger unsere Forderung uns aus der inneren Anleihe von 10 Millionen zu bezahlen zurückgewiesen hat, — könnte Herr Georgevitch unser weiteres Schweigen in dieser Sache als Anerkennung seiner Gründe und als Billigung seines . . . . (ein Wort unlesbar) Tones betrachten.

„Ich erachte es als meine Pflicht, das kaiserliche Ministerium an den Stand zu erinnern, in dem sich diese Frage jetzt, nach den letzten Berichten des Staatsrates Nekljudow, befindet und werde diesbezüglich die weiteren Befehle Ew. Durchlaucht abwarten.

„Mir scheint, die geheimen Verhandlungen und Absichten der serbischen Regierung, das Vermögen des Volkes zu entwenden und in fremde Hände zu legen, — über welche ich dem kaiserlichen Ministerium am 1. September zu berichten die Ehre gehabt habe, — geben uns das Recht, unsere Stimme zum Schutze unseres Rechtes und unserer gesetzlichen Interessen zu erheben. In diesem Sinne könnte die betreffende Note ungefähr folgende Argumentation enthalten:

„Alle Antworten des Herrn Georgevitch auf unsere Forderungen beschränken sich auf die Erklärung, dass die serbische Regierung, trotz der vielen Erleichterungen, welche ihr zu verschiedenen Zeiten von Seite der kaiserlichen Regierung herablassend erwiesen wurden, nicht imstande ist, ihren Verpflichtungen zu entsprechen.

„Diese Unmöglichkeit kann nur das Resultat entweder ihrer Unvorsichtigkeit oder ihrer Gewissenlosigkeit sein. In jedem Falle gibt sie dem geschädigten Gläubiger das Recht, für die Wahrung seiner Interessen zu sorgen und dieselben vor künftigen weiteren Attentaten zu sichern.

„Da die Schuld Serbiens an die kaiserliche Regierung durch keine speziellen staatlichen Einkünfte gesichert ist, so müssen das gesamte staatliche Vermögen Serbiens und seine sämtlichen Staatseinkünfte als Garantie für diese Schuld dienen.

„Deswegen, und in Anbetracht des Umstandes, dass gewisse fremde Kapitalisten soeben im Begriffe stehen, eine Abmachung mit der serbischen Regierung zu treffen, um die Waldreichtümer des Staates zu kaufen, — erachtet es die kaiserliche Regierung für ihre Pflicht, als geschädigter Gläubiger schon jetzt gegen die Gesetzlichkeit und die Gültigkeit einer jeden ähnlichen Abmachung, welche ohne Einwilligung der kaiserlichen Regierung eingegangen werden sollte und irgend einen Teil des Staatsvermögens Serbiens betreffen würde, zu protestieren. Bezüglich dieser Angelegenheit werde ich die Instruktionen des kaiserlichen Ministeriums erwarten."

Nun, trotz dieser so wahrheitsliebenden amtlichen Berichterstattung der russischen Gesandtschaft in Belgrad, trotz des gewaltigen Widerhalls, den sie in der russischen Presse fand, trotz der Bemühungen der serbischen Radikalen, in der gesamten europäischen Presse die Lage als verzweifelt und Serbien als am Vorabend der Revolution befindlich darzustellen, trotz der Behauptungen endlich, dass ein Zusammenstoss der verbündeten Balkanstaaten Bulgarien und Montenegro mit Serbien unmittelbar bevorstehe, — trotz alledem haben die Ereignisse und die Entwickelung der unzweifelhaften Tatsachen alles so kategorisch dementiert, dass schliesslich alle ernsten Mächte in Europa doch anfingen, sich die

Frage vorzulegen: Was ist denn eigentlich wahr betreffs Serbiens?

Die Deutschen, gründlich, wie sie einmal sind, waren die ersten, welche fanden, dass man eigentlich hinuntergehen und mit eigenen Augen feststellen müsse, was wahr und was nur Druckerschwärze sei. Und 20 Schriftsteller und Industrielle, sowie einige angesehene Journalisten aus Berlin und Königsberg benützten den ersten Vergnügungszug nach dem Orient, um nach Belgrad zu kommen und sich persönlich zu überzeugen, was denn eigentlich bei uns los sei. Wir haben diese Gäste gerade so herzlich empfangen, wie die russischen bei Gelegenheit der Taufe des russischen Dampfers Alexander I. und die erste Folge ihrer nach Deutschland gesandten Berichte war, dass einige sehr ernste deutsche Industrielle von uns die Konzession zur Gründung der ersten Zuckerfabriken in Serbien verlangten.

Gleichzeitig brachte ein sehr ernstes Blatt in Sofia einen Artikel mit der Aufschrift: „Wer ist schuld?" („Swoboda" v. 21. September.) In diesem Artikel wurde die bulgarische Regierung gefragt, warum sie ohne irgendwelche Not 30 000 Reservisten einberufen und dadurch dem Handel und der Volkswirtschaft einen Schaden von mehreren Millionen verursacht habe? Wer soll denn glauben, hiess es in dem Artikel weiter, dass Serbien in einem Augenblicke, in welchem Russland an der allgemeinen Abrüstung Europas arbeitet, wirklich einen Krieg plant? Und wenn man fragt, warum denn die Serben gegen Bulgarien so feindlich gesinnt sind, so muss man antworten: Ein jeder würde an ihrer Stelle gerade so handeln. Denn das ist die traurige Wahrheit: anstatt seine heimischen Interessen zu wahren, hat sich Bulgarien zum Werkzeug eines fremden Staates hergegeben, welcher gegen Serbien und sein Herrscherhaus einzig und allein deswegen ankämpft, weil Serbien nicht mehr in den russischen Gleisen fahren will. Kann König Milan, kann die serbische Regierung gleichgültig bleiben nach jenen Provokationen, welche in Abbazia und Cetinje stattgefunden haben? Es ist ja kein Geheimnis mehr, dass Russland ein Gegner der regierenden Dynastie in Serbien ist und den Fürsten von Montenegro vorzieht. Die unsinnigen Fehler, welche in dieser Richtung bulgarischerseits be-

gangen wurden, das alberne und absurde Ausposaunen, dass mit Bewilligung Petersburgs ein Bündnis zwischen Bulgarien und Montenegro abgeschlossen wurde, war ja die reine Bestätigung, dass ein Einverständnis gegen die Dynastie Obrenovitch erzielt worden ist. Demgemäss sind die Leiter der serbischen Politik vollständig im Rechte, wenn sie uns einen so riesigen materiellen Schaden zufügen, und für diesen sind nur die Ratgeber unseres Fürsten verantwortlich."

Und noch etwas ist hier zu notieren. Offiziell war die Frage einer Beteiligung der Offiziere beider Länder an den beiderseitigen Herbstmanövern angeregt worden, aber während die Bulgaren verlangten, dass ihre Offiziere zu unseren beiden im Manöver befindlichen Armeedivisionen zugelassen werden sollten, wollten sie unseren Offizieren bloss die Teilnahme an einem einzigen Punkte ihrer Manöver gestatten — wahrscheinlich damit dieselben gewisse bulgarische Befestigungen nicht sehen sollten. Unserseits wurde die vollständige Reziprozität verlangt und als ganz selbstverständlich auch namentlich die Teilnahme unseres ständigen Militäragenten in Bulgarien an den dortigen Manövern vorausgesetzt. Nun, und nachdem die bulgarische Regierung auch auf diese unsere Forderung nicht eingehen wollte, habe ich die Verhandlungen abgebrochen. Und gerade in diesen Tagen kursierten im In- und Auslande wieder zahllose Gerüchte über eine ausgebrochene Ministerkrise. Der König hat mir am 26. September aus Baden-Baden folgendes Telegramm geschickt:

„Ich wundere mich, wie die Gerüchte über einen Regierungswechsel bei uns entstehen konnten. Die Herren von der Opposition, welche so vieles von meiner Rückkehr erwarten, werden die Köpfe sehr herunterhängen lassen, wenn sie meine Haltung sehen werden. Ich bevollmächtige Sie, dies nicht bloss den Ministern und Diplomaten zu sagen, sondern auch sonst überall.

Alexandre."

Am 29. September kehrte der König von seiner Auslandsreise nach Belgrad zurück und wurde am Bahnhof enthusiastisch begrüsst. Nachdem ich ihm militärisch kurz über die Zustände rapportiert hatte, sagte er sehr laut, so dass er von allen Anwesenden gehört wurde:

„Meine Herren Minister!

„Bei Meiner Rückkehr aus dem Auslande wünsche Ich Ihnen für die Art und Weise, in welcher Sie in Meiner Abwesenheit die Staatsgeschäfte geführt haben, Meinen Dank auszusprechen. Ich wünsche besonders zu betonen, dass Ich sehr befriedigt bin von der Art und Weise, wie Sie an der Ausführung jener Gesetze gearbeitet haben, welche die Volksvertretung so patriotisch angenommen hat. Ich habe es, Meine Herren Minister, nicht notwendig, Ihnen Mein besonderes Vertrauen auszusprechen, denn dies ist Ihnen sehr gut bekannt. So wie Ich es bei Meiner Abreise aus Nisch gesagt habe, habe Ich ganz genau gewusst, dass die Intriganten Meine Abwesenheit aus dem Lande benützen werden, um alarmierende Gerüchte über eine Ministerkrise loszulassen und dass die politischen Spekulanten einen Regierungswechsel unmittelbar nach Meiner Rückkehr in Aussicht stellen werden. Das ist auch geschehen. Und gerade deswegen will Ich gleich hier, noch am Bahnhof erklären, dass alle diese Gerüchte grundlos sind, dass von einem Regierungswechsel nicht die Rede sein kann, und dass die jetzige Regierung Mein vollständiges Vertrauen geniesst. Ich sage das nicht Ihretwegen, Meine Herren Minister, sondern für diejenigen, welche solche Gerüchte verbreitet haben, weil Ich zu erklären wünsche, dass alle diese Leute nichts anderes sind, als politische Spekulanten. Demgemäss, Meine Herren Minister, komme Ich aus dem Auslande mit einer nur noch grösseren Lust und mit noch besseren Dispositionen zurück, mit Ihnen zusammen die Arbeit für das Glück Serbiens fortzusetzen."

Am selben Tage mittags reiste der König mit uns und sämtlichen Militärattachés von Belgrad zu den Manövern bei Kruschevatz ab.

X.

Innere und äussere Angelegenheiten.

Während König Milan nicht bloss in so vielen Zeitungen des In- und Auslandes beschimpft, sondern auch in den amtlichen Berichten des kaiserlich russischen Gesandten als ein Abenteurer ärgster Sorte und als Verbrecher dargestellt wurde, widmete er sich in Wahrheit vollständig seiner militärischen Aufgabe als Kommandant der aktiven Armee. Und wie ernst er diese Aufgabe auffasste, wieviel Befähigung er für sie zeigte, und welche Resultate er hierbei erreichte, zeigten am besten die nun bei Kruschevatz abgehaltenen Herbstmanöver der beiden serbischen Armeedivisionen von der Schumadija und von der Morawa. Die Militäragenten der Grossmächte, Oberst Wardrope, Oberst Nava, Hauptmann Morgen, Oberstleutnant Hordlicska und Hauptmann Marchand, welche jedes Detail der Manöver verfolgten und studierten, sprachen ihr Lob nicht bloss vor uns, sondern auch in den amtlichen vertraulichen Berichten aus, welche sie an ihre Vorgesetzten sandten, wovon ich später Gelegenheit hatte mich zu überzeugen. Ich persönlich bemühte mich, jede Bewegung der Truppen, jeden Kampf mit eigenen Augen zu sehen und die Leistungen der Intendanz und aller Zweige des Felddienstes zu kontrollieren. In meiner Eigenschaft als Reserveoffizier und da ich in Uniform war, konnte ich überall hingehen und alles persönlich studieren, und das Resultat aller meiner Wahrnehmungen war, dass Infanterie, Artillerie und Genietruppe sich wirklich ausgezeichnet hielten und dass die Feldsanitätseinrichtungen ziemlich gut waren; die Kavallerie und Intendanz aber waren nicht ganz auf der richtigen Höhe. Dieses Studium des

Felddienstes der Armee während der Manöver hat mir übrigens auch — einen Rippenbruch eingetragen. Am dritten Manövertage stürzte ich mit meinem Pferde und nach Schluss der Manöver hatte ich solche Schmerzen in der Brust, dass ich den König auf der Reise nicht begleiten konnte, welche er gleich nach den Manövern durch die westliche Hälfte Serbiens unternahm. Ich musste nach Belgrad zurückkehren, wo ich zwei Überraschungen erlebte: nämlich dass die Ärzte betreffs meiner Verletzung in der Diagnose nicht einig waren und mich deswegen drängten, nach Wien zu gehen, und dass ich am 11. Oktober folgende Gratulation erhielt: „Heute ist's ein Jahr seitdem Du Ministerpräsident bist. Ein ganzes Jahr in dieser Stellung, ohne die kleinste partielle Ministerkrise, das ist in Serbien „e scheene Rarität". Möge Dir nur die Gesundheit erhalten bleiben." Aber damit haperte es gerade, und am 13. Oktober, nachdem der König von seinem Triumphzuge im Innern des Landes zurückgekehrt war, musste ich nach Wien abreisen, wo man einen Rippenbruch und ausserdem ein ziemlich grosses pleuritisches Exudat in meiner Brust fand. Ich musste mich einer ernsten Kur unterziehen und trotzdem nebenbei auch mit Staatsgeschäften mich befassen. So habe ich am 17. Oktober folgendes Telegramm an den König senden müssen:

„Die Unionbank hat schriftlich ihre Offerte zurückgezogen. Sie bleibt zur Verfügung für Verhandlungen auf einer anderen Basis, welche in der Verpachtung der Eisenbahnexploitation bestünde. Vukaschin Petrovitch hat diese Erklärung bloss ad referendum entgegengenommen."

Der König antwortete mir sofort mit folgendem Telegramm:

„Erwarte, dass die Verhandlungen unter allen Umständen fortgesetzt werden müssen, wenn auch eine andere Basis genommen wird."

Mittlerweile bekam ich vom ersten Sekretär des Sultans folgenden merkwürdigen Brief:

„Kaiserl. Jildiz
Abteilung des Sekretariates.

„Bei Gelegenheit der Abreise Ihres erhabenen (!!) Sohnes hat S. kaiserl. Majestät, mein erhabener Herr, der Sultan gnädigst nach Ihrer Gesundheit zu fragen geruht. Zwischen dem hohen

Kaiserreich und dem serbischen Königreich befestigt sich sehr schön die Freundschaft, welche auch notwendig ist. Sowohl während der Zeit, welche Sie im hochberühmten Kaiserreiche bei der Gesandtschaft zugebracht haben, als auch in der jetzigen Zeit, in Ihrer jetzigen hohen Stellung, hat sich die hohe kaiserliche Dankbarkeit für Sie bekundet und wenn Sie in der Zukunft geruhen sollten, nach Konstantinopel zu kommen, so werden Sie, hoher Herr, für diese schöne Freundschaft die wärmste Dankbarkeit aus dem Munde S. kaiserlichen Majestät selbst hören.

„Bei dieser Gelegenheit habe ich die Ehre zu bitten, die wärmsten Grüsse S. kaiserlichen Majestät des Sultans an S. M. den König Alexander und an S. M. den König Milan ausrichten zu wollen. Infolgedessen habe auch ich die Ehre, Sie, hoher Herr, zu bitten, die Versicherungen meiner Hochachtung und festen Freundschaft genehmigen zu wollen.

Der kaiserl. Sekretär
Am 13. September 1898. (L. S.) Tachsin m. p.

Auf diese Süssigkeiten habe ich folgende Antwort geschrieben:

„Liebe Exzellenz!

„Ich habe den Brief, welchen mir Ew. Exzellenz durch meinen Sohn zugestellt hat, erhalten. Wie sehr ich S. kaiserl. Majestät dem Sultan für sein mir ständig bezeugtes Wohlwollen dankbar bin, habe ich sowohl als Gesandter in Konstantinopel, als auch in meiner jetzigen Stellung bewiesen, obwohl in dieser ganzen Zeit das Benehmen der durchlauchtigsten Pforte gegenüber Serbien und unseren Konnationalen in der Türkei nicht bloss der Freundschaft zwischen Serbien und dem ottomanischen Kaiserreiche diametral entgegengesetzt war, sondern auch den formellen persönlichen Versprechungen widersprach, welche S. kaiserl. Majestät der Sultan meinem allergnädigsten Herrn gegeben hat, und welche auch mir so oft wiederholt wurden.

„Wenn Ihr Gesandter in Belgrad Sie in seinen Berichten regelmässig von den wilden Angriffen unterrichtet, die gegen meine Regierung wegen meiner aufrichtigen Freundschaft für das ottomanische Kaiserreich unternommen werden, dann wird es Ihrem allerhöchsten Herrn ganz klar sein, dass meine Regierung

bis jetzt nur deswegen nicht gefallen ist, weil der König absolutes Vertrauen in mich und in meine Kollegen setzt.

„Wenn aber auch jetzt, nach so vielen Beweisen der Freundschaft unsererseits, der Archimandrit Firmilian nicht zum Erzbischof von Üsküb ernannt werden sollte, und wenn dem bulgarischen Bischof Sinessios und dem bulgarischen Handelsagenten Rizow auch weiter erlaubt werden sollte, die treuen serbischen Untertanen des Sultans straflos zu morden, (gerade dieser Tage ist ein angesehener Serbe in Weles mit Namen Peter Taschevitch von den Bulgaren ermordet worden;) wenn ferner das Versprechen, betreffend die Teilnahme unseres Vertreters an der Kommission zur Untersuchung der albanesischen Greueltaten und zur Untersuchung der systematischen Vertilgung des serbischen Elementes in Kossovo-Vilajet, nicht erfüllt werden sollte; und wenn endlich die der Errichtung einer Bank der ottomanischen Serben in Saloniki bereiteten Schwierigkeiten fortgesetzt werden sollten, — dann werden wir, mein erhabener Herr und ich, zur Überzeugung kommen müssen, dass S. kaiserl. Majestät dem Sultan an unserer Freundschaft und an der Freundschaft Serbiens gar nichts gelegen ist, und wir werden dann bloss für die serbischen Interessen sorgen.

„Genehmigen Sie usw. Dr. V. G."

20. Oktober 1898.

Am selben Tage habe ich an den König folgendes Telegramm geschickt:

„Zwei Konferenzen Vukaschin Petrovitchs mit Herrn von Kallay. Resultat: Jene zwei Banken werden schwerlich unsere Anleihe effektuieren. Scheingrund: die Veränderungen, welche der Ministerrat in der Offerte verlangt hat. Wahrer Grund: die politische Lage in Österreich-Ungarn und in Frankreich. Trotzdem gibt Kallay den Rat, die Verhandlungen auf neuer Grundlage fortzusetzen. Habe Petrovitch notwendige Instruktionen gegeben. Kallay verreist heute abends für einen Monat nach Bosnien. Verspricht für den Fall, dass Vukaschin Petrovitch in dieser Zeit nicht reüssieren könnte, sich einzusetzen, für uns eine neue Kapitalistengruppe zu finden, welche uns 45 Millionen leihen würden."

Der König antwortete:

„Ich bin grundsätzlich dafür, dass eine neue Basis für die Anleihe gefunden werden muss, denn eine Branntwein- oder Mehl-

steuer würde von der Volksvertretung nicht angenommen werden, und selbst wenn man sie durchbringen könnte, würden diese Steuern einige Jahre brauchen, um uns von den inneren Schwierigkeiten zu befreien." Aus diesem Telegramm konnte ich ersehen, dass der Finanzminister, welcher mittlerweile von seinem Urlaub zurückgekehrt war und neben seinem Portefeuille auch meine Vertretung im Präsidium übernommen hatte, seine fixe Idee von der Mehlsteuer noch nicht aufgegeben hatte.

Noch muss ich eine kleine Episode erwähnen, welche in Belgrad vor einem Monat spielte.

Am 10. September war der bisherige Sekretär und Referent für Kirchenangelegenheiten bei der russischen Botschaft in Konstantinopel, Herr Pavle Borissovitch Mansurow, als erster Sekretär zu der russischen Gesandtschaft nach Belgrad versetzt worden. Dieses Urbild eines orthodoxen Kirchenpolitikers achtete in Belgrad gerade so wenig auf seine Toilette, wie in Konstantinopel. Als er nun in dieser für einen Diplomaten ungewöhnlichen Kleidung in dem Park von Kalemegdan spazieren ging, fiel er einem serbischen Gendarmen so sehr auf, dass dieser ihm nachfolgte, um ihn fortgesetzt zu beobachten. Zum Unglück sah Herr Mansurow einem Verbrecher sehr ähnlich, dessen Bild und Personbeschreibung am selben Tage im „Polizeiherold" erschienen war, und zwar so sehr, dass der betreffende Gendarm mehrere Male die letzte Nummer des Polizeiblattes aus der Tasche holte und das Bild mit dem Spaziergänger verglich. Schliesslich ging er direkt auf ihn zu und forderte ihn auf, ihm auf die Polizei zu folgen, wo man mit ihm ein förmliches Verhör anstellen wollte. Herr Mansurow bat um die Erlaubnis, vorher ein paar Zeilen an den Ministerpräsidenten schreiben zu dürfen; das wurde ihm erlaubt und er schrieb an mich folgenden Brief:

„Hochverehrter Herr Ministerpräsident!

„Ich schreibe Ihnen von der Polizei aus, wohin man mich ohne viel Federlesens gerufen hat. Ich habe gedacht, dass sie mich sehen wollen, und ging. Auf der Polizei aber habe ich gesehen, dass man mit mir ein förmliches Verhör anstellen will. Ich will daraus keine Affäre machen und werde auch dem Gesandten darüber nichts berichten, aber ich denke, es ist gut, Ihnen das sofort zu melden. In der Hoffnung, bald die Ehre zu haben, Sie

zu sehen, bitte ich Sie Herr Ministerpräsident, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung und Ergebenheit genehmigen zu wollen. P. Mansurow."

Natürlich habe ich sofort per Telephon der Polizei klargelegt, wen sie verhören wollte, und dem Polizeipräfekten von Belgrad befohlen, sich sofort wegen des Missgriffs des Gendarmen zu entschuldigen, was Bademlitch auch sofort und schleunigst tat; und als ich später Herrn Mansurow sah, erklärte ich ihm, aus welchem Grunde es zu dem Missverständnisse kam. Der russische Diplomat erklärte, vollständige Satisfaktion bekommen zu haben und wiederholte mir das schriftliche Versprechen auch mündlich, dass er daraus keine Affäre machen und seinem Chef von diesem unbedeutenden Vorfall keine Erwähnung tun werde. Nun scheint er sich aber doch bei seinem Chef beklagt zu haben, denn Herr Jadovsky kam darauf zurück. Hier nun eine Stelle aus dem Briefe, den ich dann in Wien von meinem Vertreter im Ministerium des Äusseren unter dem 23. Oktober 1898 erhielt:

„Gestern habe ich diplomatischen Empfang gehabt. Ich habe nach Deiner Anordnung den König gefragt, wie ich mich gegenüber Herrn Jadovsky zu benehmen habe; er hat mir befohlen bei meinen Besuchen bei den Diplomaten auch bei Herrn Jadovsky eine Karte abzugeben, und wenn er eine Begegnung suchen sollte, derselben nicht aus dem Weg zu gehen. Jadovsky hat bei mir auch seine Karte abgegeben. Dann ist er zu mir in die Wohnung gekommen, um mir Herrn Mansurow vorzustellen, hat mich aber nicht zu Hause getroffen und ist gestern zum Empfang erschienen. Das ganze diplomatische Korps war über sein Erscheinen beim Empfang sehr verwundert, und jeder der Herren sprach mir seine Verwunderung aus. Ich muss vorausschicken, dass Waecker-Gotter morgen ein diplomatisches Diner gibt, zu welchem auch Herr Jadovsky geladen ist. Dieser hat gemeldet, dass er kommen wird, und infolgedessen haben alle eingeladenen Serben (ich, der Justizminister, Oberst Constantinovitch und Ministerialsekretär Petronijevitch) abgesagt. Das hat Jadovsky gewusst, und trotzdem ist er zum Empfange gekommen. Er übergab mir eine Note über die Abrüstung und fragte mich, ob wir auch wirklich friedliebend wären. Ich habe in meiner Antwort an das königliche Handschreiben vom

steuer würde von der Volksvertretung … ist, dass wir auf-
und selbst wenn man sie dur… …nierung der Finanzen
Steuern einige Jahre brauch… …haft arbeiten zu können.
keiten zu befreien.“ A… …unserer Finanzen zu sprechen
dass der Finanzmi… …Anleihe über, welche wir jetzt in Wien
zurückgekehrt wa… …zu wissen, dass wir bereit wären unsere
tretung im Prä… …auf die … und Waldungen zu verpfänden. Dabei sagte er,
Mehlsteuer n… …Er behauptete, … dass unsere anderen Gläubiger alle

Noch … Staatsbahnen … erlauben, so dass die russische Anleihe ohne
grad vor … Russland wird sich reissen, Schliesslich hat er mir gesagt, diese Anleihe wäre
A… Sicherheiten an … bleibt. Selbstverständlich habe ich alles in Abrede
für K… Deckung … Serbiens. … kannst Du sehen, dass unsere Anleihe in Wien
star… der Krim … aber daraus … von uns verlangten Änderungen in der Offerte,
zu… gestellt, … nicht infolge der … nach dem Besuche des Grafen Murawiew in Wien
… sondern erst … vereitelt worden ist.

„Über die Affäre Mansurow hat Jadovsky in grosser Aufregung erklärt, er habe darüber seiner Regierung nichts gemeldet, aber er sei sehr böse, dass niemand gekommen sei, sich bei ihm zu entschuldigen; und anstatt dass der Schuldige bestraft worden wäre, sei der Stadtpräfekt avanciert — in jedem anderen Staate wäre er dafür aus dem Dienste entlassen worden. Darauf habe ich geantwortet, dass bei diesem Zwischenfall nicht die Gesandtschaft, sondern bloss Herr Mansurow persönlich belästigt wurde, wofür er sofort eine Satisfaktion erhielt, mit der er sich auch zufrieden erklärte. Ich frug Herrn Jadovsky, was denn an den Zeitungsnachrichten wahr wäre, dass in der russischen Gesandtschaft ein Diebstahl verübt worden sei? Er hat mir geantwortet, dass die Gerüchte darüber ihren Ursprung in Berlin haben, und anstatt, dass der Beschädigte klagt, schreien die Diebe. Übrigens, setzte er hinzu, die ganze Sache wäre eine Kleinigkeit, es sei ihm ein kleines Paket mit zehn Banknoten aus seiner Schublade, in welcher zehn solche Pakete lagen, entwendet worden, und er habe infolgedessen vier Diener entlassen. Darauf bemerkte ich, in den Zeitungen werde darüber gesprochen, dass ihm bei dieser Gelegenheit gewisse Dokumente gestohlen wurden, und ich bat ihn, mir zu sagen, ob das wahr ist? Herr Jadovsky erklärte mir, dass in seinem Archiv absolut nichts fehle, aber man habe ihm erzählt, dass jemand zwei russische Dokumente der Polizei

übergeben habe, — doch könne er das mit Bestimmtheit nicht behaupten. Diese Insinuation konnte ich auf der Stelle auf das Bestimmteste zurückweisen, weil ich gerade vor dem Empfange vom Minister des Inneren erfahren hatte, dass an der ganzen Erzählung kein wahres Wort ist. Schliesslich frug mich Herr Jadovsky, warum wir die Montenegriner verfolgen? Ich gab ihm zur Antwort, dass wir rechtzeitig die montenegrinische Regierung in Kenntnis gesetzt haben, dass wir kein freies Terrain mehr für die Ansiedelung der Montenegriner zur Verfügung haben, und dass wir die montenegrinische Regierung gebeten haben, keine weitere Auswanderung aus Montenegro nach Serbien zu gestatten. Darauf sagte mir Jadovsky, dass er einigen Montenegrinern russische Pässe habe geben müssen, damit sie zurückkehren könnten. Das war mein Gespräch mit Herrn Jadovsky."

Am 24. Oktober hatte ich in Wien ein längeres Gespräch mit dem Minister des kaiserlichen Hauses und des Äusseren Grafen Goluchowski, und über dieses Gespräch sandte ich an den König folgenden Bericht:

Wien, 25. Oktober 1898.

„Sire!

„Wie ich gestern abends die Ehre hatte, Ew. Majestät telegraphisch zu melden, hat mich Graf Goluchowski nach seiner Rückkehr aus Galizien, obwohl er nur einen Tag in Wien geblieben und gleich darauf nach Ungarn abgereist ist, ausserordentlich liebenswürdig empfangen und mit mir ein langes Gespräch geführt, während dessen er den Ministerpräsidenten Grafen Thun, den man ihm während des Gespräches meldete, nicht empfing, sondern ihm sagen liess, dass er ihn denselben Abend in der Herrengasse aufsuchen werde.

„Dieses Gespräch habe ich mit der Erklärung angefangen, dass ich, obwohl ich mich in Wien krankheitshalber, also in einer rein privaten Angelegenheit befinde, es trotzdem für meine Pflicht erachtet habe, eine Audienz bei S. Exzellenz nachzusuchen, aus zwei Gründen: erstens, um auch mündlich das Mitgefühl der königlichen Regierung mit dem grossen Unglück, welches das kaiserliche Haus betroffen habe, auszusprechen (Graf Goluchowski verneigte sich) und zweitens, um im Namen der königlichen Regierung für das Wohlwollen der kaiserlichen Regierung den Dank abzustatten, —

ein Wohlwollen, welches sich bei verschiedenen Gelegenheiten, besonders aber anlässlich der Offerte kundgab, welche uns die Unionbank und die Agrar-Bank unterbreitet haben. Zwar haben diese Banken nach einer gewissen Zeit ihre Offerte zurückgezogen und die Verhandlungen abgebrochen mit einer Motivierung, welche kaum den wahren Grund enthalten dürfte . . .

„— Ich weiss, — fiel mir Graf Goluchowski ins Wort, — und es tat mir sehr leid, als ich das erfahren habe, denn wir wünschen aufrichtig Ihnen bei der Sanierung Ihrer Staatsfinanzen zu helfen. Aber was wollen Sie? Der Geldmarkt ist momentan so schlecht, wie er nicht ärger sein kann, und zwar nicht bloss bei uns, sondern in ganz Europa; eine schlechtere Zeit, eine Anleihe zu suchen, kann man sich nicht denken, als die jetzige. Zwar, wenn Sie bereit wären, die Exploitation der Staatsbahnen irgend einer Gesellschaft zu übergeben, das wäre ein so sicheres Pfand, dass Sie selbst auf einem so schlechten Geldmarkte die Anleihe finden würden; aber König Alexander hat mir die Gründe auseinandergesetzt, welche dagegen sprechen, und ich sehe vollständig ein, dass Sie sich zu einem solchen Schritte nicht entschliessen können. Deswegen haben wir den Banken empfohlen, eine neue Grundlage für die Anleihe zu suchen, und dieselbe wurde gefunden. Aber mittlerweile, und während man auf der neuen Basis verhandelte, kam Faschoda, kam der Sturz der Regierung Brissons, und viele andere politische Verhältnisse, welche die Banken gezwungen haben, ihre Offerte zurückzuziehen. Aber das macht nichts. In drei bis vier Wochen wird die politische Situation soweit beruhigt und aufgeklärt sein, dass Sie dann wieder Ihren Unterhändler herschicken können, und er wird dann entweder mit derselben Gruppe auf einer anderen Basis, oder mit einer neuen Gruppe die Anleihe abschliessen." —

Ich dankte dem Grafen für die Hoffnung, welche er uns damit gebe, und wiederholte, welchen grossen Dienst uns die kaiserliche Regierung erweisen würde, wenn sie uns zu dieser Anleihe verhelfen würde; denn diese Anleihe würde uns in den Stand setzen, alle schwebenden Schulden, und besonders die russischen zu bezahlen; und durch diesen Umstand, in Verbindung mit dem sicher zu erwartenden Gleichgewichte im Staatsbudget, wäre die Sanierung der Finanzen erreicht. Andererseits würde man durch das projek-

tierte Eisenbahnnetz die gesamte Volkswirtschaft vorwärts bringen; und angesichts alles dessen im Zusammenhalte mit den Resultaten, welche König Milan in neun Monaten mit der Armee schon erzielt habe, könnte man sagen, dass das Programm der jetzigen Regierung S. M. des Königs Alexander in der Tat in einigen Jahren realisiert werden könne. Für das alles würden wir in erster Linie eben der kaiserlichen Regierung zu danken haben, wegen ihrer Unterstützung bei der Lösung der schwersten Aufgabe unseres Programms: nämlich der finanziellen Frage.

— Diese Unterstützung, — sagte Graf Goluchowski — ist Ihnen gesichert. Von Ihrer Armee habe ich gehört, dass sie sich bei den letzten Manövern ausgezeichnet hat. Sie wird von den fremden Fachmännern, welche Ihre Armee dabei beobachtet haben, sehr gelobt. So ist es recht! Ihre Armee kann klein sein, aber sie soll eine gute Armee sein. Übrigens, so lange Serbien bleibt, was es jetzt ist, das heisst ein Element der Ruhe und Ordnung auf der Balkanhalbinsel, werden Sie nie von einer Grossmacht angegriffen werden. Was die Kleinen anbelangt, werden wir Grossen niemandem erlauben, Sie anzugreifen. Ich denke, dass jetzt in Serbien wirklich die Zeit der politischen Zuckungen und Abenteuer definitiv abgeschlossen ist, und dass es niemals die Ursache eines grösseren Krieges abgeben wird. Dafür dass in Serbien wirklich die Periode der politischen Beständigkeit und der produktiven Arbeit angefangen hat, finde ich übrigens eine Garantie in der vernünftigen Arbeit der jetzigen serbischen Regierung und in der politischen Reife des Königs Alexander, welche für seine Jahre so ungewöhnlich ist. Ich war sehr überrascht, als ich neulich gesehen habe, welche Fortschritte er in der letzten Zeit gemacht hat.“

Erlauben Sie, Sire, zu überspringen was ich darüber gesagt habe, und nur aufzuschreiben, was mir Graf Goluchowski weiter gesagt hat:

„— Das ist gut, — fuhr er fort — nur Stabilität, nur Ausdauer in derselben Richtung! Ich habe das bei meiner letzten Zusammenkunft mit dem König Alexander ausdrücklich betont. Er soll sich an König Carol von Rumänien ein Beispiel nehmen, welcher sich durch genau so schwierige Verhältnisse durcharbeiten musste, und welcher nun als älterer Mann über eine reiche Erfahrung

verfügt. Ich habe auch dem König Carol, mit welchem ich noch von der Zeit, als ich Gesandter in Bukarest war, in sehr intimen Beziehungen stehe, gesagt, er möge doch dem König Alexander mit seinem Rate unterstützen, und er hat mir das versprochen. Natürlich wäre vor allem notwendig, . . .

Hier erlaubte ich mir dem Grafen ins Wort zu fallen und seinen Satz zu beendigen:

„— . . . dass der König Carol den Besuch meines allergnädigsten Herrn erwidert.“ —

„— So ist es — sagte Graf Goluchowski und warf mir einen sehr langen Blick zu — und ich denke, das wird sehr bald geschehen. Bei dieser Gelegenheit könnte König Carol in einer anderen sehr wichtigen Frage helfen, denn die Hauptgefahr für Ihre Dynastie liegt darin, noch keinen Thronfolger zu haben . . . —

„— Wie klar das auch für mich ist — sagte ich — beweist die Tatsache, dass die erste Frage, welche ich angeregt habe, als mich der König voriges Jahr aus Karlsbad berief, um mir die Bildung der neuen Regierung anzuvertrauen, gerade diese Frage der Heirat des Königs war. Aber es ist ein Unglück, dass keine heiratsfähigen Prinzessinnen orthodoxer Religion zur Verfügung stehen, und von den katholischen dürfte keine selbst einer Krone zuliebe die Religion wechseln, während die Protestantinnen, welche leichter die Konfession ändern, . . . —

Hier fiel mir der Graf ins Wort und sagte:

„— Es ist auch gar nicht nötig, dass die betreffende Prinzessin ihre Religion ändert, es ist genug, wenn sie einwilligt, dass die Kinder orthodox getauft werden. Sei es wie immer, König Alexander soll so schnell als möglich heiraten, sowohl aus dynastischen, als auch aus politischen Gründen. Serbien hat einen einzigen Feind. Das ist weder Österreich-Ungarn noch Russland. Alles, was man gefaselt und geschrieben hat, dass wir mit Russland übereingekommen sind, die Balkanhalbinsel zu teilen oder auf ihr unsere Interessensphären zu teilen, ist eine dumme Erfindung. Je länger die Grenzen sind, an denen sich zwei Staaten berühren, desto grösser sind auch die Reibungen zwischen diesen zwei Staaten. Unsere Grenze mit Russland ist heute schon eine zu lange, als dass wir sie noch länger zu machen wünschen sollten. Und

dann, was die Teilung der Interessensphären anbelangt, selbst wenn wir sie beide wollten, so könnte sie nicht ausgeführt werden ohne Einwilligung derjenigen, die dabei in Frage kommen. Unsere Politik besteht darin, dass die Balkanstaaten wirklich unabhängig bleiben, sowie dass sie gut organisierte Staaten werden, mit denen wir als gute Nachbarn leben könnten. Wir in Österreich-Ungarn verlangen für uns gar keinen Einfluss in Serbien, aber wir werden auch nicht dulden, dass irgend eine andere Grossmacht sich in die inneren Angelegenheiten Serbiens einmischt. Demgemäss haben Sie weder von Russland noch von Österreich-Ungarn etwas zu befürchten.

Nachdem Graf Goluchowski im weiteren Verlaufe des Gespräches den Besuch des Grafen Murawiew in Wien erwähnt hatte, habe ich diese Gelegenheit benützt, um womöglich etwas Näheres darüber zu erfahren. Obwohl ich nicht glaube, was mir Herr Lozanitch in seinem letzten Briefe geschrieben hat, so glauben es doch meine Kollegen in Belgrad, dass Graf Murawiew unter anderem unsere Anleihe in Wien vereitelt hat; und ich sagte dem Grafen, dass ich davon munkeln gehört habe und dass ich ihm sehr dankbar wäre, wenn er mir sagen könnte, ob wirklich Graf Murawiew seinen letzten Aufenthalt in Wien sogar dazu benützt habe, um gegen die Anleihe Serbiens zu wirken?

„— Ich kann Sie auf Ehrenwort versichern, sagte Graf Goluchowski, dass er darüber nicht ein Wort gesprochen hat, weder mit mir, noch mit irgend jemand anderem.

Sodann versuchte ich festzustellen, was mir ein Botschafter in Wien erzählt hatte, nämlich, ob Graf Murawiew wirklich verlangt hat, Österreich-Ungarn möchte sich verwenden, den König Milan zum Verlassen Serbiens zu bewegen; natürlich, ohne meine Quelle anzugeben, frug ich also den Herrn Grafen, ob es wahr wäre?

„— Jetzt nicht — sagte Graf Goluchowski — sie haben das in einer früheren Phase versucht. Aber wir haben so kategorisch erklärt, dass wir uns nicht nur selbst nicht in die inneren Angelegenheiten Serbiens einmischen wollen, sondern dass wir die Einmischung irgend eines fremden Staates in diese Angelegenheiten nicht dulden würden, dass darüber kein Wort mehr gefallen ist. Aber später, im Gespräche mit mir, hat er gesagt, unsere Erklärung, sich in die inneren Angelegenheiten Serbiens nicht ein-

mischen zu wollen, stehe im Widerspruche mit der Tatsache, dass jetzt in Serbien das Ministerium Georgevitch nichts anderes als einfach ein Agent der österreichischen Regierung sei. Darauf habe ich ihm geantwortet, dass wir nicht die Gewohnheit haben, in fremden Staaten unsere Freunde, geschweige denn unsere Agenten, an die Regierung zu bringen. Im Gegenteil, wir haben die grössten Unannehmlichkeiten gerade mit denjenigen Regierungen erlebt, von denen in der ganzen Welt behauptet wurde, sie wären aus unseren Freunden zusammengesetzt. Was Herrn Georgevitch und seine Kollegen anbelangt, so sind sie nicht bloss keine Agenten von uns oder politische Freunde Österreich-Ungarns, sondern wir kennen sie überhaupt nicht. Wenn wir mit der Regierung des Herrn Georgevitch sympathisieren und wenn wir bereit sind ihm zu helfen, worin wir können, so ist das erstens darum, weil diese Regierung die erste in Serbien ist, welche sich absolut korrekt gegen alle Nachbarn Serbiens und auch gegen uns benimmt; und zweitens, weil dies die erste Regierung in Serbien ist, welche begriffen hat, dass man in einem Lande, in welchem nicht mehr als 300 Personen wissen, was Politik ist, nicht parteipolitisch regieren kann, sobald man nicht ein politisches Chaos im Lande schaffen will, welches dem Lande nichts nützen und den Nachbarn unangenehm werden könnte. Alles was das Kabinett Georgevitch bis jetzt getan hat, hat es klug und mit der Absicht ausgeführt, in Serbien Ruhe, Ordnung und Arbeit auf dem volkswirtschaftlichen und kulturellen Felde zu schaffen, und das sind Eigenschaften, welche ihm die Sympathien aller gewinnen müssen, welche Serbien aufrichtig Gutes wünschen. Und wir wünschen diesem Staate alles Gute, denn es ist in unserem Interesse, dass in Serbien Ruhe, Ordnung und Arbeit herrsche."

Da Graf Goluchowski hier eine Pause machte und aus eigener Initiative nichts weiter darüber sagen wollte, warum Graf Murawiew nach Wien gekommen ist, so habe ich auch keinen weiteren Versuch gemacht, darüber etwas zu erfahren. Nachdem andererseits unser Gespräch schon so lange dauerte, musste ich befürchten, dass mir keine Zeit übrig bleiben würde, über die Note zu sprechen, welche wir an die Grossmächte richten möchten. Deswegen ging ich sofort auf die albanesischen Greueltaten in Alt-Serbien und auf die platonische Freundschaft der Türkei für Serbien

über, welche uns nur schade, weil sie neue Waffen für den Kampf unserer Opposition gegen unsere Regierung liefere. Und nachdem ich das alles eingehend auseinandergesetzt hatte, frug ich, ob wir auf die Hilfe der Grossmächte rechnen könnten, wenn wir uns an dieselben mit einer Note wenden würden, in welcher wir alle bisher verübten Greueltaten der Albanesen an unserer Grenze dokumentarisch nachweisen würden, die, wenn sie ungestraft fortgesetzt werden sollten, sehr leicht zu Verwickelungen führen könnten, welche nicht bloss für die Ruhe auf der Balkanhalbinsel gefährlich . . . —

Hier fiel mir Graf Goluchowski ins Wort:

„— Nur das nicht, im jetzigen Augenblicke um keinen Preis. Russland hat es auf sich genommen, den Prinzen Georg von Griechenland als Gouverneur von Kreta durchzusetzen. Um in dieser Frage zu reüssieren, muss Russland in allen anderen Fragen der Pforte an die Hand gehen. Wenn Sie jetzt mit der Forderung einer Einmischung der Grossmächte in dieser Frage hervortreten würden, ist es absolut sicher, dass Russland die erste Grossmacht wäre, welche beweisen würde, dass es nicht der Mühe wert sei, wegen einiger der gewöhnlichen albanesischen Raubexpeditionen die gefährliche mazedonische Frage ins Rollen zu bringen. — Mir scheint, Sie haben auch in Üsküb eine Frage, in welcher die Türken durch die Befriedigung der Serben ihren eigenen Interessen am besten dienen würden?“ —

Darauf habe ich dem Grafen in Kürze den heutigen Stand der Firmilianfrage auseinandergesetzt.

„— Diese Frage muss möglichst bald gelöst werden — sagte Graf Goluchowski — erlauben Sie mir, darüber eine Aufzeichnung zu machen. So. Ich werde dem Baron Calice neuerdings anordnen, sich für Ihre Interessen in dieser Frage zu verwenden, denn ein Erfolg auf diesem Felde würde gewiss die Stellung Ihrer Regierung befestigen. Und jetzt erlauben Sie mir, dass ich Ihnen auch meinerseits eine Frage stellen darf, und ich bitte Sie, nach Ihrem besten Wissen mir eine aufrichtige Antwort geben zu wollen. Die Russen behaupten ohne Unterlass, dass König Milan ungeheure Schulden hat, und zwar Wechselschulden. Wie steht es damit tatsächlich?“ —

„— Das, Exzellenz, ist eine der zahllosen Erfindungen unserer Opposition, von welcher Herr Jadovsky einzig und allein seine Informationen bezieht, weil er in Belgrad sonst niemanden sieht, weder unseren König, noch mich, noch meine Kollegen, und selbst unter seinen diplomatischen Kollegen bloss mit dem französischen Gesandten einen Verkehr unterhält. Infolgedessen füllt Herr Jadovsky seine amtlichen Berichte mit den Erfindungen unserer Opposition. Er hat in seinen Berichten sogar mitgeteilt, dass die Schulden des Königs Milan 7 Millionen betragen und dass die Wechsel, welche diese riesige Summe repräsentieren, sich in den Händen eines französischen Geldagenten Verne befinden usw. Ich bin in der Lage, Ew. Exzellenz auf das bestimmteste zu versichern, dass an alledem kein wahres Wort ist. —

„— Sehr gut. — — — —

Graf Goluchowski verabschiedete sich von mir in der liebenswürdigsten Weise.

„Das ist, Sire, ein möglichst genauer Bericht über das erste Gespräch, welches ich überhaupt mit dem Grafen Goluchowski gehabt habe. Ich denke, dass ich nichts wesentliches aus diesem Gespräch weggelassen habe.

„Gestern habe ich von unserem hiesigen Gesandten einen Brief erhalten, in welchem er mir meldet, dass der päpstliche Nuntius bei ihm war, um zu fragen ob ich ihn empfangen möchte, und wann? Ich habe gestern in der serbischen Kirche unserem Gesandten mündlich geantwortet, dass es, nachdem der päpstliche Nuntius den Wunsch ausgesprochen hat, mich zu sehen, höflicher wäre, wenn ich ihm selber zuerst einen Besuch abstatten würde. Ich werde es auch heute tun, sobald ich diesen Bericht expediert haben werde. Bedauere, dass der russische Botschafter Graf Kapnist noch nicht aus Abbazia zurückgekehrt ist und dass ich somit nicht in der Lage bin, auch ihn zu besuchen. Vielleicht findet Ew. Majestät, dass es zweckmässig wäre, anstatt seiner den Baron Budberg zu besuchen. Wenn es so ist, bitte um Instruktionen.

„Ew. Majestät treuer Diener

Dr. Vladan Georgevitch.“

Sobald der König diesen Bericht bekommen hatte, schrieb er mir folgenden Brief:

„Belgrad, den 28. Oktober 1898.

„Lieber Doktor!

„Ich habe Ihnen gestern durch Vukaschin Petrovitch meine Meinung bezüglich der finanziellen Frage mitgeteilt. Heute, nach Ihrem Empfange bei Goluchowski, glaube ich, dass wir mit den Resultaten Ihrer Besprechung mit ihm in jeder Beziehung zufrieden sein können, und dass wir auf seine freundschaftliche Unterstützung rechnen können. Wie ich Ihnen durch Vukaschin habe sagen lassen, wünsche ich, dass Sie fünf Tage vor dem Zusammentritt der Volksvertretung hierher zurückkehren sollten, damit wir uns über alle Staatsgeschäfte und Fragen verständigen können. Es wäre gut, wenn Sie zu Budberg gehen würden. Er ist ein feiner Mann und nachdem ich mit ihm lange über Jadovsky gesprochen habe, so könnte Ihre Besprechung mit ihm noch mehr nützen.

„Hier ist die Situation gut. Es gibt noch sehr viel Intrigen, aber ich glaube, dass die heutige Regierung stärker und fester ist als je, weil es heute keinen einzigen ernsten Menschen mehr gibt, welcher an der Stabilität der heutigen Richtung zweifeln würde. Meine Haltung allen Agitatoren gegenüber hat bewirkt, dass die Herren die Hörner eingezogen haben; sogar die Liberalen haben ihre Absicht, ihr Parteiblatt herauszugeben, fallen gelassen. Wir können mit dem Gange der Staatsgeschäfte vollständig zufrieden sein, um so mehr, als man auch im Auslande, — vorläufig in einem Grossstaate — unsere Politik gerecht beurteilt und dasselbe allmählich auch in allen anderen Staaten erreicht werden dürfte.

„Grüssen Sie mir Ihre Familienangehörigen, und glauben Sie an mein vollständiges Vertrauen.

Ihr

Alexandre.“

Infolge dieses königlichen Handschreibens habe ich Baron Budberg auf der russischen Botschaft besucht, welcher augenscheinlich durch meinen Besuch sehr überrascht war, besonders als er sah, dass er mit dem „berüchtigten Austrophilen“ russisch spre-

chen konnte. Über dieses Gespräch habe ich am 30. Oktober an den König folgendes Telegramm gerichtet:

„Ich habe vom Kurier den Brief Ew. Majestät erhalten. Habe Budberg besucht. Er begreift das Benehmen des Jadovsky gar nicht und sagte mir, dass er alles, was ihm Ew. Majestät darüber gesagt, nach Petersburg gemeldet hat, wo es einen grossen Eindruck gemacht hat. Eine Entscheidung wird nach der Rückkehr des Kaisers aus Livadia erwartet."

Der Stand unserer Beziehungen zu Bulgarien fand eine merkwürdige Illustration in der letzten Thronrede des Fürsten von Bulgarien. In dieser Thronrede hielt Fürst Ferdinand es nicht für notwendig, die Beziehungen Bulgariens zu seinem nächsten Nachbar, zu Serbien, auch nur mit einem einzigen Worte zu erwähnen, um damit nach so vielen alarmierenden Gerüchten die öffentliche Meinung über diese Beziehungen zu beruhigen — hingegen hielt er es für sehr notwendig, sich über das Verhältnis zu dem viel entfernteren Montenegro mit grosser Begeisterung zu äussern. So sehr fiel das in die Augen, dass sogar die „Times" sich zu der Bemerkung veranlasst sah, es unterliege keinem Zweifel, dass viele Intrigen und unterirdische Untergrabungen auf der Tagesordnung seien, Symptome, welche für die Zukunft gar nichts Gutes voraussagen und für die Erhaltung des Friedens auf der Balkanhalbinsel nicht günstig seien.

Trotz dieser trüben Aussichten für die Zukunft haben wir ruhig weiter gearbeitet; nur mit unseren Reklamationen bei der Hohen Pforte wegen der albanesischen Angriffe an unserer Grenze hatten wir kein Glück. Warum? Die Antwort siehe in den russischen „St. Peterburgskija Vjedomosti" vom 26. Oktober 1898: „Die Beziehungen zwischen Serbien und der Türkei werden sich so lange nicht bessern, bis die innere Politik Serbiens nicht geändert wird. Sobald Serbien zu seiner früheren Politik zurückgekehrt sein wird, wird auch die Türkei nicht mehr wagen, ihm gegenüber eine Haltung einzunehmen, welche sie heute bloss deswegen einnehmen konnte, weil Serbien von Russland verlassen worden ist." Und gleichzeitig wagte das französische Blatt der russischen Regierung „Le Nord", welches selbst schon von der Haager Friedenskonferenz eine Resolution behufs Entfernung Milans aus

Serbien verlangt hatte, die Behauptung, dass auch die österreichisch-ungarische Regierung bereits dem König Alexander geraten habe, seinen Vater aus Serbien zu entfernen.

Mittlerweile war Graf Goluchowski aus Ungarn zurückgekehrt und ich hatte eine nochmalige Besprechung mit ihm. Da sie am Vorabend meiner Abreise nach Belgrad stattfand, so hatte ich keine Zeit, darüber brieflich an den König zu melden und musste mich begnügen ihn mit folgendem Telegramm zu benachrichtigen:

„Habe mit Goluchowski neuerdings eine Stunde gesprochen. Unter anderem, worüber ich mündlich berichten werde, sagte er mir: 1. Russland hat dem Fürsten Ferdinand gedroht für den Fall, dass er nicht absolut ruhig bleibt. 2. Baron Calice hat Befehl bekommen, sich bei der Pforte energisch für die Befriedigung unserer drei Forderungen zu verwenden. 3. In der französischen Presse arbeiten gegen uns Königin Natalie durch Patrimonio und Dr. Milovan Gj. Milovanovitch."

Soll ich die Erzählung des „Temps" notieren, ich hätte nicht bloss alle Eisenbahnen und Waldungen den Fremden ausgeliefert, sondern die Anleihe zu einem Kurs von — 61 % gemacht? Nein, halten wir uns nicht bei Geringfügigkeiten auf. Am 4. November 1898 brachten die russischen Blätter „Novosti" und „Novoje Vremja" die ersten Meldungen über ein Attentat auf den König Milan. Woher wussten sie von einem Attentat, das noch nicht einmal stattgefunden hatte?

Am 11. November Wiedereröffnung der unterbrochenen Session der Nationalversammlung in Nisch, nebst abermaligem grossartigen Empfang, Fackelzug und glänzender Königsrede; unmittelbar darauf sowohl für mich als für alle meine Kollegen sehr unangenehme Lage, weil der Finanzminister nicht imstande war, die für unsere Ressorts von der Nationalversammlung votierten Kredite zur Verfügung zu stellen. Auf mein Drängen, das Finanzministerium möge doch für die notwendigen Mittel sorgen, gab mir der Finanzminister Steva D. Popovitch mündlich die Antwort: „Ich bin mit meinem Latein zu Ende. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als zu bankerottieren." Ich beschränkte mich darauf zu erwidern: „So lange ich an der Spitze der Regierung stehe, wird Serbien nicht bankerottieren, darauf kannst Du Dich verlassen." Nach diesem Gespräch war es mir klar, dass der König

mit seinem in der letzten Zeit oft gestellten Verlangen nach einem anderen Finanzminister recht habe; aber ich durfte trotz alledem die 60 Fortschrittler im Parlamente, welche in Popovitch ihren Chef sahen, noch nicht verletzen, obwohl ich, man darf es mir glauben, längst aufgehört hatte, gegen die Parteien unterwürfig zu sein. So sandten mir am Vorabende der Verhandlungen über das Vereinsgesetz alle fortschrittlichen Abgeordneten eine Deputation mit der Bitte, den Kreispräfekten von Prokuplje nicht wie beabsichtigt war, versetzen zu lassen, weil sonst alle Fortschrittler morgen gegen das Vereinsgesetz stimmen und dann ihre Mandate niederlegen würden. Das war deutlich. Ich erwiderte, dass ich keiner Partei erlauben werde, in Fragen der Administration Pressionen auszuüben, und dass ich auch von keiner Partei ein ähnliches Ultimatum entgegenzunehmen gesonnen bin. Wie jeder Einzelne oder jede Gruppe stimmen mag, so dächte ich doch nicht im Traume daran, irgend ein Votum durch eine persönliche oder administrative Konzession abzukaufen. Nicht ich und nicht meine Kollegen in der Regierung brauchten die vorgeschlagenen Änderungen des Vereinsgesetzes, sondern dieselben seien dem Volke notwendig, welches bisher vom Parteikampfe zerklüftet und verhetzt wurde — wenn die Abgeordneten nicht derselben Ansicht sind, mögen sie ganz ruhig gegen die Vorlage stimmen. Aus der Debatte, welche Tags darauf über die Vorlage geführt wurde, verdient erwähnt zu werden, dass ein Krondeputierter u. a. Aufklärungen von der Regierung verlangte, wie es möglich wäre, dass Freimaurer, Nazarener und Spiritisten bis jetzt vor dem Gesetze gar nicht verantwortlich waren? . . . Das war ein direkter Hieb gegen den Unterrichtsminister, welcher Freimaurer war, und Andra Georgevitch improvisierte sogleich eine seiner schönsten Parlamentsreden zur Verteidigung der Freimaurer. Obwohl diese Vereinigung — sagte er — ihre Verhandlungen nicht veröffentlicht, ist sie doch bei der staatlichen Behörde angemeldet, und steht unter dem Schutze des Herrschers. Die Freimaurer wirken absolut nicht gegen die Religion und die Kirche, im Gegenteil, sie trachten dass alle Menschen ihrer Religion treu bleiben. „Und wie wahr das ist — rief er in grösster Bewegung weiter aus — beweist die Tatsache, dass ein Freimaurer die verfeindeten Kirchenfürsten ausgesöhnt, und dass er die Ruhe in der orthodoxen serbischen Kirche wieder hergestellt

hat." Aber dies nur nebenbei; was ich sagen wollte, ist, dass schliesslich mit geringfügigen Änderungen alle Artikel der Vorlage angenommen wurden — ohne irgend eine Konzession der Regierung an die parteimässige Bockbeinigkeit.

Am 16. November schrieb mir Vukaschin Petrovitch folgendes:

„Mein letztes Gespräch mit Herrn von Kallay hat damit geendet, dass er sich lebhaft verwenden wolle, uns die Anleihe zu verschaffen. Die Geldverhältnisse nicht bloss in Österreich-Ungarn, sondern in der ganzen Welt sind jetzt sehr ungünstig. Die deutsche Reichsbank hat den Zinsfuss auf 6% erhöht. In Frankreich hat man Russland geraten, jetzt keine Anleihe zu machen, weil die Verhältnisse für eine solche Operation sehr ungünstig sind. Und trotzdem nimmt Kallay die Verpflichtung auf sich, alles mögliche zu tun, um uns zu helfen. Im Gespräch hat er mir die Frage gestellt, ob für den Fall, dass keine förmliche Anleihe abgeschlossen werden könnte, unsere Regierung in einen Vorschuss von einigen Millionen einwilligen würde? Ich habe geantwortet, dass ich dazu keine Vollmacht besitze, sondern bloss die Instruktion, eine förmliche Anleihe über eine Summe von mehr als 25 Millionen abzuschliessen. Ich bitte Dich, mir zu melden, ob ich im Falle die Situation wirklich eine solche werden sollte, dass die Anleihe unmöglich wäre, in einen Vorschuss einwilligen darf?"

Gleichzeitig mit diesem Briefe in Sachen der Anleihe habe ich in den russischen Zeitungen gelesen, dass in Zürich eine Broschüre erschienen war unter dem Titel: „Milan und Serbien. Ein Mahnwort an die deutschen Kapitalisten." Die Opposition begriff gut. Das war die Rache für das Vereinsgesetz.

Am 18. November hat mir Vukaschin Petrovitch folgenden Brief geschrieben: „Nach Erhalt Deines Telegramms, dass Du bis Sonntag in Belgrad sein wirst, habe ich direkt an den König folgendes telegraphiert: „„Ich bin glücklich, eine angenehme Wendung melden zu können. Die von mir vorgeschlagene Grundlage ist angenommen worden. Hoffe anfangs nächster Woche das neue Angebot nach Nisch bringen zu können."" Ich fragte den König, ob wir den Gläubigern eine Kontrolle in der Eisenbahnverwaltung und Kasseführung gestatten könnten. Heute hat man mir diese Bedingung wirklich gestellt. Wie Du siehst, ist Aussicht vorhan-

den, dass ich doch etwas ausrichte. Es wird freilich nicht so gut sein, wie die erste Offerte. Ich werde im finanziellen Teil fest bleiben, aber in der Frage der Garantien müssen wir nachgeben, gerade so wie sie es getan haben. Sie haben zuerst die Exploitation der Bahnen verlangt, und begnügen sich jetzt mit der Eintragung und einer Kontrolle."

Zwei Tage später stellte man in der russischen Presse dem König Milan abermals eine baldige Katastrophe in Aussicht, ebenso allen denjenigen, „welche ihm geholfen haben". („Russkoje Slovo" und „Varschavski Dnevnik" vom 20. November 1898.) Nach weiteren fünf Tagen erhielt ich gleichzeitig aus Sofia, Pancsevo und Belgrad Berichte von der Aufdeckung der Spuren einer Verschwörung, mit Sofia als Zentrum; Mitglieder der Verschwörung waren Bulgaren und Montenegriner. Die Sache schien so ernst, dass der serbische Gesandte in Sofia direkt an den Kreispräfekten von Nisch darüber telegraphierte und mir überdies einen speziellen Kurier sandte, mit dem Vorschlage, eine besondere geheime serbische Polizei in Sofia zu organisieren. Der Stadtpräfekt von Belgrad meldete gleichzeitig, dass er einen eigenen Vertrauensmann nach Agram, Fiume, Abbazia, Spalato und Cattaro zur besseren Verfolgung der Spur gesandt habe. Ich hatte keine Zeit, mich mit der Frage zu befassen und musste sie dem Minister des Inneren überlassen, denn im Schosse der Regierung selbst war ein Ereignis eingetreten, welches wie eine Bombe wirkte. Der Finanzminister Popovitch hatte mir schriftlich seine Demission unterbreitet. Was war geschehen?

Vukaschin Petrovitch war plötzlich aus Wien zurückgekehrt und hatte an mich folgenden Brief gerichtet:

„Herr Ministerpräsident!

„Sie haben mir durch Ihren Brief vom 13. Juli d. J. im Einverständnis mit dem Finanzminister Herrn Steva D. Popovitch die Mission anvertraut, als Delegierter der königlich serbischen Regierung mit einer gewissen Finanzgruppe in Wien über den Abschluss einer Staatsanleihe die notwendigen Verhandlungen zu führen.

„Ich habe diese Mission übernommen und bis zum 26. August war ich so glücklich, einen Präliminarvertrag (Offerte) zustande zu bringen, selbstverständlich unter Vorbehalt der nachträglichen Genehmigung der Regierung, und ich hatte die Ehre Ihnen diese Offerte durch den Herrn Unterrichtsminister zuzustellen.

„Nach Belgrad berufen, um dem Ministerrate gewisse Punkte der Offerte näher zu erklären, bin ich gekommen und habe, wie Sie wissen, alle verlangten Aufklärungen gegeben.

„Später ging der Finanzminister Herr Popovitch selbst nach Wien. Ich wusste nicht, dass er auch eine Mission hatte. Nach meiner Rückkehr nach Wien zur Weiterführung der Verhandlungen, wurde ich von der betreffenden Finanzgruppe mit einem Briefe überrascht, in welchem sie erklärt, ihre Offerte zurückzuziehen. Ich habe die Ehre gehabt, Ihnen Herr Ministerpräsident, diesen Brief einzusenden. Aus diesem Briefe haben Sie ersehen können, dass die königliche Regierung durch ihr in dieser Frage kompetentestes Mitglied meine Arbeit als ihres Vertreters an der Anleihe, desavouiert hat, ohne mich davon zu verständigen. Das ist für mich etwas Unerhörtes. Die Regierung hatte ja das Recht, mich als ihren Delegierten abzurufen, aber sie durfte nicht ohne Einverständnis mit mir meine Tätigkeit desavouieren. Das ist aber geschehen. Und es ist geschehen in einer Art, welche die Verwunderung der Leute hervorrufen musste, die sich in der wenig beneidenswerten Lage befunden haben, aus dem Munde eines Vollmachtgebers sehr ungünstige Urteile über den Bevollmächtigten zu hören.

„Es ist begreiflich, Herr Ministerpräsident, dass ich durch eine so unkorrekte Handlung der königlichen Regierung in die Lage versetzt worden bin, Sie höflichst zu bitten, mich von der Mission entbinden zu wollen, welche Sie mir durch den erwähnten Brief, und der Ministerrat durch seinen Beschluss vom 21. Juli d. J. anvertraut haben. Um Ihnen, Herr Ministerpräsident und den Herren Mitgliedern Ihres Kabinettes den Beweis zu liefern, dass ich auch nach der Zurückziehung der Offerte gewissenhaft an meiner Mission gearbeitet habe, bitte ich um die Erlaubnis, hier in Kürze mitteilen zu dürfen, dass ich auch die neuen Verhandlungen beinahe zu Ende geführt habe. Ich habe mit der betreffenden Finanzgruppe folgendes vereinbart: Die Anleihe hat 30 Millionen nominell zu betragen. Kurs 84.30. Zinsfuss $4^1/_2$ %. Amortisationstermin 70 Jahre — aber mit dem Vorbehalt, dass wir auch nach 30 Jahren die Anleihe zurückzahlen können. Garantie: Eintragung auf die Staatsbahnen ohne irgend welche Einmischung der Gläubiger in unsere Eisenbahnverwaltung so lange wir die vereinbarten Jahresraten regelmässig bezahlen. Nur wenn wir unseren Verpflichtungen nicht nachkommen sollten, hätten die Gläubiger das Recht, ein Kuratorium zu bilden, welches die Exploitation in eigene Hände nehmen und den Überschuss der Eisenbahneinkünfte an die Staatskasse leiten würde. Die Gläubiger würden vorläufig nicht unsere, sondern eigene Titres auf den Markt werfen.

„Weiter habe ich mit der Finanzgruppe vereinbart, dass wir noch der jetzigen Session der Nationalversammlung eine Gesetzvorlage über das Eisenbahngrundbuch unterbreiten. Die Gruppe ist bereit uns bei der Ausarbeitung des betreffenden Gesetzprojektes an die Hand zu gehen. Wir müssten nur unsere Bevollmächtigten, und zwar einen Fachmann aus dem Eisenbahnfach und einen Juristen, zu ihnen schicken, und die Aufgabe würde dann in 8—10 Tagen gelöst werden. Ein erstes Konzept für diese Vorlage habe ich schon ausgearbeitet, und es befindet sich bei der Gruppe. Diese kleine Arbeit stelle ich der Regierung zur Verfügung.

„Ich hoffe, Herr Ministerpräsident, dass ich hiermit Ihnen und den übrigen Mitgliedern Ihres Kabinetts den Beweis geliefert habe, dass ich mein ganzes Können und meine ganze Kraft zur Lösung der Aufgabe eingesetzt habe, welche mir anvertraut war, und dass ich auch zum zweiten Male die Verhandlungen zu Ende geführt habe. Dass ich jetzt aber unter keinen Umständen weiter an dieser Aufgabe mitwirken kann, daran bin ich nicht schuld.

„Indem ich für das mir geschenkte Vertrauen danke, bitte ich Sie, Herr Ministerpräsident, die Versicherung meiner ganz besonderen Hochachtung genehmigen zu wollen.

Nisch, am 26. November 1898. Vuk. J. Petrovitch".

Als ich vom Finanzminister mit diesem Briefe in der Hand Aufklärungen verlangte, warum er in Wien ohne Wissen der Regierung die Tätigkeit unseres Delegierten desavouiert habe und wie er das überhaupt tun konnte, antwortete Herr Steva Popovitch mit seiner Demission. Der König berief sogleich den Ministerrat und Herrn Vukaschin Petrovitch ins Palais, und während ich meinen Kollegen auseinandersetzte, weshalb es zur Demission des Finanzministers gekommen war, bearbeitete der König in einem anderen Zimmer Herrn Petrovitch, das erledigte Finanzportefeuille zu übernehmen. Als der König in die Sitzung des Ministerrates kam und ich den Vorschlag machte, die Demission des Herrn Popovitch anzunehmen und das Finanzportefeuille Herrn Vukaschin Petrovitch anzutragen, hatte kein einziger von meinen Kollegen, selbst der Justizminister nicht, etwas dagegen einzuwenden, worauf der König hinausging und bald darauf zur grossen Überraschung der übrigen Minister mit Vukaschin Petrovitch zurückkehrte, der sich bereit erklärte, das angebotene Portefeuille anzunehmen, und sein Programm kurz und bündig, aber mit absoluter Klarheit entwickelte: die Staatseinkünfte zu vermehren und die Staatsausgaben kleiner zu machen. Das erstere, sagte er, werde ich mit den drei Gesetzprojekten erreichen, welche ich auf Befehl des Herrn Ministerpräsidenten ausgearbeitet habe — das zweite werde ich trachten durch ein faktisches und nicht bloss fiktives Budget zu erreichen, welches, sobald mein Gesetzprojekt über die Art und Weise der Aufstellung des Staatsbudgets angenommen werden sollte, überhaupt nie mehr fiktiv wird sein können. Die ersten königlichen Dekrete, welche ich gegenzeichnen werde, betreffen die Vorlage jener Gesetzprojekte an die Nationalversammlung, welche mein Herr Vorgänger nicht hat annehmen wollen, und die Vorlage des neuen Staatsvoranschlages." So entstand die erste partielle Ministerkrisis meiner Regierung, und so wurde sie in einigen Stunden entschieden, bevor noch irgend jemand darüber auch nur das Geringste erfuhr. Wir werden später sehen, dass Petro-

vitch alles gehalten hat, was er bei seinem Eintritt in meine Regierung versprach.

Was man aber in Serbien sofort fühlte, das war, dass sogleich nach der Ernennung des neuen Finanzministers jede für die unaufschiebbaren Bedürfnisse notwendige Summe in den Staatskassen vorhanden war. Hier beispielsweise eine Tatsache: Die Armee brauchte dringend in zwei Tagen den geringen Betrag von 800 000 Franks . . . in der Kasse war gerade der zehnte Teil dieser Summe vorhanden. Und trotzdem bekam die Armee nach zwei Tagen tatsächlich die ganze notwendige Summe von 800 000 Franks ausbezahlt. Und wodurch? Es war keine Zauberei, sondern eben nur Geschicklichkeit. Der neue Finanzminister berief die bedeutendsten Bankiers von Belgrad zu sich und machte ihnen das Angebot, 800 000 Franks nach drei Monaten zu einem für sie sehr guten Preise in Gold zu verkaufen, wenn sie ihm diese Summe auf der Stelle in Silber zur Verfügung stellen würden. Die Bankiers nahmen diese gute Gelegenheit, am Agio zu verdienen sogleich an, die Armee erhielt was ihr gehörte in zwei Tagen, und was das Schönste war: an dem bestimmten Tage nach drei Monaten erhielten die Bankiers im Finanzministerium wirklich die ganze Summe in Gold ausgezahlt, weil der Finanzminister volle drei Monate Zeit gehabt hatte, diese Summe bereit zu stellen. Oder: Das Agio war in Belgrad sehr hoch, während die Autonome Monopol-Direktion unnützerweise relativ grosse Goldsummen in ihren Kassen liegen liess, obwohl diese Summen erst an einem viel späteren Termin zur Auszahlung gelangen sollten. Der neue Finanzminister liess einen Teil dieses Goldes sofort an der Börse verkaufen, und sogleich begann ein ständiger Rückgang des Goldagios. An diesen kleinen Beispielen sah ich, dass man, um ein guter Finanzminister zu sein, hauptsächlich Ideen braucht, und zwar fachmännische Ideen, über welche mein bisheriger Kollege in den Finanzen leider nicht verfügte, — und dass König Milan vollständig recht gehabt hatte, als er gleich bei der Bildung meiner Regierung erklärte, solche Ideen würden nur bei Vukaschin Petrovitch zu finden sein. Übrigens war das die Ansicht auch anderer Leute, so zum Beispiel unseres Gesandten in Berlin, welcher mir am 27. November unter anderem schrieb:

„Zum neuen Kollegen im Finanzministerium kann ich Dir nur gratulieren, denn wenn auch Herr Vukaschin mit seiner Geschicklichkeit, seinem unermüdlichen Fleiss und seiner Ausdauer in der Arbeit, unsere Finanzen nicht in Ordnung bringt, dann kenne ich keinen anderen, welcher imstande wäre, das zu tun. Diese Ernennung wird der Handelsgesellschaft und ihrer Gruppe nicht besonders gefallen, aber man braucht darauf nicht Rücksicht zu nehmen, denn wir haben gesehen, dass diese Herrschaften auch bis jetzt, ohne den Herrn Vukaschin, gar nicht kulant waren."

Zugleich mit diesem Schreiben schickte mir Herr Boghitchevitch auch einen Brief für den König, mit der Bitte, denselben in die allerhöchsten Hände legen zu wollen. Dabei schrieb mir der Gesandte: „Dieser Brief für den König ist n i c h t politischer Natur, denn sonst wäre es meine Pflicht, Dich mit dem Inhalte desselben bekannt zu machen." Erst nach drei Jahren habe ich erfahren, dass in diesem Brief von den Bemühungen des deutschen Kaisers die Rede war, den König von Serbien zu verheiraten. . . so wenig also betraf dieser Brief die Politik! . . .

Der Hass in der Politik macht die Leute sehr oft für die eigenen Interessen blind. Gerade jetzt gelang es uns bei der Pforte den Bau der Eisenbahnlinie Kjustendil-Kumanowo zu vereiteln, die russische „Novoje Vremja" tröstete sich hierüber damit, dass es der österreichischen Regierung gelingen werde, die Eisenbahnverbindung Serbiens mit dem adriatischen Meere zu verhindern, trotzdem von einer solchen serbisch-adriatischen Verbindung niemand mehr als Südrussland selbst profitieren kann. Ein anderes russisches Blatt, der „Varschavski Dnevnik" schrieb in diesen Tagen, dass der „Diktator Milan" durch das Gesetz über die politischen Vereinigungen und Versammlungen das ganze politische Leben in Serbien getötet habe. Dieser Zornesausbruch aus Warschau war sehr begreiflich, da allbekannt ist, dass das politische Leben nirgends so sehr wie in Russisch-Polen blüht. . . Trotz des Widerstandes des Königs hatte ich inzwischen verschiedene Gutachten über die möglichst billige Herstellung eines allgemeinen Katasters eingefordert. Oberstleutnant Simonovitch unterbreitete mir am 28. November einen dahingehenden Entwurf, und ich ging damit zum König, aber dieser brauste wieder auf.

„Aber, Doktor, sehen Sie denn nicht, was in der Nationalversammlung vorgeht, sobald die Regierung die kleinste neue Ausgabe fordert? Was glauben Sie, was erst geschehen wird, sobald

Sie mit der Schaffung Ihres Kataster-Fonds kommen? Es würde Ihnen hundertmal schlechter ergehen, als Atanatzkovitch mit seinen Strassenwärtern, und im Grunde genommen, wenn Serbien bis jetzt ohne Kataster leben konnte, kann es noch ein paar Jahre so existieren."

„Pardon, Sire, aber Serbien hat bisher nicht regelmässig und voll gelebt. Wir sind ja erst beim Anfang des Versuches, die Bedingungen für ein normales Leben zu schaffen. Eine der wesentlichsten Funktionsbedingungen in einem modernen Staat ist aber die Sicherung des Privatvermögens durch ein Grundbuch. Die heutigen Eigentümer von Grund und Boden in Serbien haben ja keine regelrechten Beweise über den Umfang ihres Vermögens, und deswegen ist der Hypothekenkredit sowohl der Einzelnen, als auch des ganzen Landes bei weitem nicht so, wie er sein sollte. Majestät haben gesehen, was die Finanzgruppe in Wien statt der abgewiesenen Exploitation für eine Garantie verlangt hat: zuerst soll die Eisenbahn ihr ganzes unbewegliches Vermögen in ein Eisenbahngrundbuch eintragen, und erst auf Basis dieses Grundbuches wird die Anleihe gemacht. Ein Grundbuch für ganz Serbien ist eine so wichtige Frage, dass es der Mühe wert ist zehn Regierungen über diese Frage fallen zu lassen, nur dass man sie endlich einmal im Interesse des Landes löst. . ."

„Ach, Ihr könnt mir allesamt gewogen bleiben! Das wäre was! Wir haben ja, nichtwahr, so viele fähige Staatsmänner, dass ich mir erlauben dürfte, zehn Regierungen abnützen zu lassen, bloss um zu diesem verfluchten Grundbuch zu gelangen!"

„Aber, Sire, kein Minister darf Minister bleiben, wenn er weder bei der Krone, noch bei der Volksvertretung die für seine Tätigkeit notwendige Unterstützung findet."

„Das ist richtig, lieber Doktor, . . . aber es ist richtig nur da draussen in Euren verschiedenen Europen. Hier in Serbien ist es anders. Hier werden Sie Minister bleiben, so lange bis Ihnen Haar und Bart schneeweiss werden. Wenn Sie sich unterstehen sollten, Ihre Demission zu geben, so werden Sie sogleich verhaftet werden und so lange in der Haft bleiben, bis Sie wieder einwilligen, Minister zu sein."

„Majestät belieben zu scherzen, diese Frage ist aber zu ernst,

um im Scherze behandelt zu werden. Ich werde damit ein anderes Mal wiederkommen."

Und so wurde diese Frage gerade so wie viele andere wichtige, vorläufig im Ministerportefeuille begraben, um später ins Archiv zu wandern.

In der 36. Sitzung der Nationalversammlung wurde der neue Finanzminister vorgestellt. In seiner Programmrede sagte er u. a., dass man trachten müsse, die Staatseinkünfte zu vergrössern, aber er wolle das nicht durch neue Steuern oder Steuerzuschläge erreichen („Hoch!" „Hoch!") sondern erstens durch eine Reform unseres Zollwesens, welche jährlich allein 2½ Millionen mehr bringen werde („Hoch! Hoch!") dann durch eine Reform der staatlichen Buchführung, und drittens durch ein Gesetz über das Staatsbudget, welches die Überschreitung der bewilligten Kredite für die Zukunft unmöglich, resp. die Einbringung von Nachtragskrediten, die bisher in die Millionen gingen, überflüssig machen würde. Die Staatsfinanzen — fuhr er fort — können nicht ewig nur durch Anleihen in Ordnung gebracht werden; es gibt nur ein Mittel, die Finanzen zu sanieren und das Ansehen und den Kredit Serbiens in der Welt zu heben, und das ist die Arbeit.

Nach dieser Antrittsrede meines neuen Kollegen war ich sehr zufrieden, in ihm nicht bloss einen tüchtigen Fachmann, sondern auch einen guten Redner an die Seite bekommen zu haben.

Am 3. Dezember 1898 brachte das montenegrinische Organ in Agram („Srbobran") einen Artikel „Bruch zwischen Russland und den Obrenovitchs", aus welchem es genügt, folgende Worte anzuführen: „Die jetzige Lage in Serbien ist dieselbe, wie sie es in Bulgarien zur Zeit Stambulows war, und es ist kein Zweifel, dass sie auch dasselbe Ende nehmen wird." Stambulow wurde wie man weiss als Träger einer unabhängigen nationalen Politik in der grässlichsten Weise ermordet; die wievielste Prophezeiung eines gleichen Schicksals war es, die an uns jetzt am 3. Dezember 1898 wieder erging?

Am 6. Dezember hatten wir den Namenstag des Kaisers von Russland, aber auch das Fest des Hauspatrons der Obrenovitchs, die grösste Familienfeier des Hofes, zu begehen. Am Vorabend dieses Tages schrieb der russische Konsul in Nisch, Tchachotin, an den Bischof von Nisch, er möchte in der Kathedrale

ein Tedeum für den russischen Kaiser veranstalten. Da der Bischof unmittelbar nach dem Gottesdienste im königlichen Palais erscheinen musste, um dort bei dem Patronatsfeste der königlichen Familie zu zelebrieren, frug er mich schriftlich, ob er zuerst diese Funktion oder zuerst das Tedeum für den russischen Kaiser vornehmen solle. Selbstverständlich musste ich dem Bischof antworten, dass er zuerst seinen Dienst im Königlichen Hause versehen muss und dann das Tedeum für den fremden Herrscher abhalten kann. Obwohl das selbstverständlich war, entschloss sich der russische Konsul auf der Stelle Nisch zu verlassen, nach Belgrad zu gehen und dem Bischof sagen zu lassen, dass er das Tedeum nicht abhalten solle, weil er, der Konsul, an dem Tage von Nisch abwesend sein wird. Am Abend dieses Tages war in der russischen diplomatischen Agentur in Sofia grosses Diner für die bulgarischen Fürstlichkeiten und dann grosser Empfang, bei welchem das ganze diplomatische Korps anwesend war. Der Hausherr fuhr einen seiner Gäste dabei in der gröbsten Weise an, warum er am Vormittag nicht in grosser Uniform beim Tedeum erschienen war. Der so liebenswürdig empfangene Gast war unser Gesandter in Sofia Herr Pavlovitch. Er verwies den liebenswürdigen Gastgeber auf die Vereinbarung, welche auf dessen eigenen Vorschlag von allen Diplomaten in Sofia angenommen worden war, und welche die Tage festsetzte, an denen die gegenseitigen Gratulationsbesuche zu machen wären — und unter diesen Tagen befand sich der Namenstag des Kaisers nicht. Alle Anwesenden trachteten das Benehmen des Hausherrn durch den Hinweis auf den Zustand zu entschuldigen, in welchem sich Herr Bachmetiew manchmal nach einem reichlichen Diner befand, und dankten Herrn Pavlovitch, dass er aus Rücksicht für die Anwesenheit des Fürsten nicht das Haus sofort verlassen habe.

Also Reibungen ohne Ende — unseren König hielt das natürlich nicht ab, am Tage des heiligen Nikolaus eine herzliche Gratulationsdepesche an den Kaiser von Russland zu senden — und die Lektüre der russischen Zeitungen war instruktiv. Da las man täglich von dem auf unsere Nationalversammlung ausgeübten Terrorismus, von der nahen Erhöhung der Apanage des Königs Milan, von ihrer Auszahlung rückwirkend für die ganze Zeit, die seit seiner Abdikation verflossen war, und immer wieder von der Ver-

pfändung aller Staatsbahnen und Wälder Serbiens behufs Herbeischaffung der hierfür nötigen vier Millionen. Und als die serbische Gesandtschaft in Petersburg endlich all' den Unsinn in den russischen Zeitungen amtlich dementierte, hiess es im Blatte des Fürsten Uchtomski, eines persönlichen Freundes des Zaren, König Milan richte das serbische Volk zugrunde und infolgedessen sei in Serbien eine Revolution zu erwarten, welche die Dynastie Obrenovitch verschlingen werde. . .

Der neue Finanzminister sandte sofort nach seinem Dienstantritte den Generaldirektor der serbischen Staatsbahnen, Demeter Stojanovitch, nach Wien, zum Abschluss der bisher von ihm geführten Anleiheverhandlungen; und schon am 10. Dezember votierte ihm die Nationalversammlung das erste seiner drei grossen Gesetze, dasjenige über das Staatsbudget; und zwar wollte sie es per Akklamation votieren, aber wir selbst liessen das nicht zu, sondern forderten die spezielle Durchberatung Punkt für Punkt.

Den Tag darauf beschloss die Nationalversammlung, den 12. Dezember als den vierzigsten Gedenktag der Wiederaufrichtung der Dynastie Obrenovitch würdig zu feiern, und an diesem Tage begab sich denn auch die ganze Nationalversammlung in corpore zur Gratulation zum König, der tief bewegt, die Präsidenten umarmte und ebenso einen Abgeordneten, welcher schon vor vierzig Jahren in der grossen Nationalversammlung, die die Dynastie auf den Thron zurückberufen hatte, Abgeordneter gewesen war. Dazu lange schwungvolle Rede und zur Erinnerung an den Tag die Gründung einer besonderen Denkmünze, sowie auch eines neuen Ordens „Milosch des Grossen".

In der fünfzigsten Sitzung der Nationalversammlung wurde das zweite Finanzgesetz von Petrovitch vorgelegt — ich wiederhole, gibt es einen klareren Beweis, dass wir ehrlich und aus allen Kräften arbeiteten? „Als ich Ihnen mein Programm auseinandersetzte — sagte Petrovitch — fiel es mir nicht ein zu behaupten, dass die jetzigen Staatseinkünfte genügend seien, ein faktisches Gleichgewicht im Staatsvoranschlag zu erreichen. Was ich damals sagte, das wiederhole ich jetzt mit der Bitte, es wohl zu merken: dass man nämlich keine neuen Finanzquellen aufschliessen und keine neuen Steuern auflegen darf, solange man nicht alle Mittel versucht hat, um aus den bestehenden Quellen

soviel zu schöpfen als zur Deckung der unabweislichen Staatsausgaben notwendig ist. Alle bisherigen Regierungen und Volksvertretungen haben geglaubt, dass man die Finanzlage des Landes mit dem Budget allein verbessern kann. Diese Auffassung ist eine fehlerhafte. Im Gegenteil, erst durch die Sanierung der allgemeinen finanziellen Lage des Landes kann man auch zu einem geordneten Staatsbudget kommen. Ich versichere die Nationalversammlung, dass man auf diese Art das ersehnte Ziel erreichen wird, dafür übernehme ich persönlich die ganze Verantwortung und brauche gar nicht das Übermass des Vertrauens, welches mir der Abgeordnete Jlija Stojanovitch ausgesprochen hat."

Am 21. Dezember schrieb Vukaschin Petrovitch an Herrn v. Kallay folgenden Brief:

„Ew. Exzellenz. Sehr verehrter Herr Minister!

„Im Augenblicke, da ich mit Zuversicht die Nachricht vom Abschlusse des Anleihevertrages erwartete, überraschte mich Herr Stojanovitch mit einer Depesche, in welcher er mir mitteilt: es habe ihm Herr Minkus gesagt, dass er von einem Proteste der alten Gruppe wisse und infolgedessen an dem Zustandekommen des Vertrages zweifle, wenn man sich nicht mit der alten Gruppe verständigt. Zugleich soll Direktor Minkus erklärt haben, dass wir einen Vorschuss von 9 Millionen bekommen würden, jedoch unter der Bedingung, dass auch diese kleine Anleihe hypothekarisch auf die Eisenbahnen eingetragen werden müsste.

Ich kann Ew. Exzellenz nicht verhehlen, dass mich diese Nachrichten sehr enttäuscht haben. Ich hatte Gelegenheit mit Herrn Minkus eingehend darüber zu sprechen, dass Serbien von der alten Gruppe nichts Gutes zu erwarten habe, und dabei von den Herren in Wien zu vernehmen, dass wir von dem Proteste derselben durchaus nichts zu fürchten hätten — und nun taucht jetzt plötzlich die Besorgnis wegen eben dieser alten Gruppe auf und stellt alles bis jetzt Erreichte in Frage.

„Ich erlaube mir ganz ergebenst Ew. Exzellenz auf diesen mir unerklärlichen Umstand aufmerksam zu machen mit der höflichsten Bitte, diese Angelegenheit durch Ihre freundliche Intervention, ohne welche überhaupt nichts zustande gekommen wäre, beilegen zu wollen.

„Ausserdem nehme ich mir die Freiheit, Ew. Exzellenz ganz ergebenst zu bitten, Herrn Minkus zu bewegen, für den Vorschuss von 9 Millionen keine hypothekarische Sicherstellung auf die Bahnen zu verlangen, ohne uns vorher die Effektuierung der restierenden Summe zu sichern. Ich bedauere erklären zu müssen, dass ich eher meine Demission geben würde, als dass ich in eine solche Bedingung einwilligen würde. Wenn man uns helfen will, so darf man das Ministerium Georgevitch nicht in eine solche Lage versetzen. Wie könnten wir eine hypothekarische Sicherstellung für einen Vorschuss gewähren? Etwas anderes wäre es, wenn die ganze Anleihe sichergestellt wäre, selbst wenn die Effektuierung der restierenden Summe bis zum Monate Mai aufgeschoben werden sollte.

„Ich erlaube mir alles Vorangehende zur gefälligen Kenntnis Ew. Exzellenz zu bringen, mit der Bitte, Ihre ganze Autorität aufwenden zu wollen, um Herrn Minkus zu bewegen: a) uns den Vorschuss von 9 Millionen ohne die hypothekarische Sicherstellung zu geben. b) Im Falle er uns den Rest der ganzen Anleihe im ersten Semester 1899 geben kann, so haben wir nichts dagegen, auch den Vorschuss von 9 Millionen hypothekarisch zu sichern. Sonst können wir dies nicht leisten.

„Ew. Exzellenz wissen, wie uns die russische Schuld drückt, wir möchten dieselbe so schnell als möglich bezahlen. Sollte uns das trotz Ihrer Liebenswürdigkeit nicht gelingen, so muss die Regierung des Herrn Georgevitch demissionieren, was gewiss kein Glück für Serbien und auch kein Gewinn für seine freundschaftlichen Beziehungen zu der Nachbarmonarchie wäre.

„Genehmigen Sie usw. Vuk. J. Petrovitch."

An den Direktor der Unionbank in Wien richtete der Finanzminister zwei Tage später folgenden Brief:

„Sehr geehrter Herr Direktor!

„Gestern abends erhielt ich den Entwurf des Protokolls, welchen Herr Stojanovitch durch Ihre Freundlichkeit erhalten und mir zugeschickt hat. Ich habe das Protokoll studiert und habe es unannehmbar gefunden, aus folgenden Gründen: 1. Es wäre untunlich für die Regierung, eine hypothekarische Sicherstellung für eine 10 Millionen-Anleihe zu geben. Eine solche „kleine Anleihe" könnten wir nur unter der Bedingung annehmen, wenn wir zu ihrer Garantie die Bruttoeinnahmen der Staatsbahnen geben und sie als Betriebsanleihe von der Eisenbahndirektion, welche gesetzlich dazu ermächtigt ist, abschliessen liessen. 2. Die Optionsmethode ist für mich unannehmbar. Die Erfahrung hat mich gelehrt, solche Anleihen lieber zu vermeiden. 3. Die Verrechnung der 10 Millionen-Anleihe nach der Effektuierung der 30 Millionen-Anleihe wäre für den serbischen Staat zu schwer. Aus diesen und auch noch anderen Gründen, welche Ihnen, verehrtester Herr Direktor, Herr Stojanovitch mitteilen wird, sehe ich mich gezwungen noch einmal an Sie und Ihre Freundlichkeit zu appellieren, uns wenigstens die kleine Anleihe im Monat Januar zu verschaffen. Sollte es Ihnen nicht möglich sein, dieser Bitte nachzukommen, seien Sie so freundlich und sagen Sie es mir offen. Ich kann unmöglich länger als bis zum 12. Januar n. St. in Ungewissheit bleiben.

„Ich sehe aus den Berichten des Herrn Stojanovitch, sowie auch aus dem Entwurfe des Protokolles, dass Sie mit der Berliner Handelsgesellschaft in Fühlung sind. Es liegt also nur an Ihnen, die kleine Anleihe schnell perfekt zu machen.

„Ihrer baldigen Nachricht entgegensehend, habe ich die Ehre usw.

Vuk. J. Petrovitch."

Die am 29. Dezember stattgefundene Antrittsaudienz des neuen italienischen Gesandten Edmund Mayor des Planches beim König gestaltete sich zu einem Ereignis; nur gewann die Sache zum Schlusse plötzlich für uns alle ein rätselhaftes Aussehen.

Der Gesandte hielt an den König eine Ansprache, wie sie noch keiner vor ihm gehalten. Er sei glücklich, sagte er, diese Mission erhalten zu haben, und sprach von der herzlichen Ergebenheit und der aufrichtigen Freundschaft, welche ohne Unterlass zwischen den beiden Kronen und den beiden Staaten noch von jener längst vergangenen Zeit her beständen, als das nationale Leben in Serbien und in Italien zu erwachen begann. Sodann sprach er von den Erinnerungen, welche der König während seines Aufenthaltes in Italien, wie während seines jüngsten nur zu kurzen Besuches am italienischen Hofe zurückgelassen habe, und gab der Genugtuung Ausdruck, bald auch „dem erhabenen Vater des Königs S. M. dem König Milan, dessen Erfahrung die so früh erwiesene Klugheit S. M. unterstützte, seine und des ganzen italienischen Volkes aufrichtigsten Wünsche für den serbischen Thron, sowie für die edle und mutige serbische Nation unterbreiten zu dürfen." Die Rede war, wie gesagt, ihrer Form wie ihrem Inhalt nach ungewöhnlich, und sie eroberte unsere Sympathien im Sturm. Aber nun das, was uns damals förmlich wie ein Rätsel vorkam: Obwohl Herr des Planches der einzige fremde Gesandte war, der bei einer so feierlichen Gelegenheit den König Milan so liebenswürdig erwähnte, und obwohl diese Rede logischerweise dem Herzen des Königs sehr wohltun musste, beantwortete er in seiner Erwiderung jeden Punkt in der Rede des Gesandten, mit Ausnahme desjenigen, wo die Rede von seinem Vater war. . . Das war für mich so rätselhaft, dass ich gleich nach der Audienz nicht umhin konnte, dem König meine Verwunderung darüber auszusprechen.

— Ach, — sagte der König ärgerlich — ich bin gewöhnt auf alle diese Begrüssungen nach gleichem Schema zu antworten. Heute zum ersten Male wurde ich gezwungen, meine Antwort zu improvisieren, und in der Schnelligkeit habe ich so manches ausgelassen, was ich habe sagen wollen. Ich brauche Ihnen, lieber Doktor, nicht erst zu sagen, wie angenehm es mir ist, dass der Vertreter einer Grossmacht, und noch dazu bei einer so feierlichen Gelegenheit den Papa so liebenswürdig erwähnt hat, und Sie werden mir glauben, dass es mir selbst sehr unangenehm ist, gerade auf diesen Passus seiner Rede nichts geantwortet zu haben. Aber sagen Sie mir aufrichtig, haben Sie nicht auch nach jeder Ihrer Reden das Gefühl,

dass Sie auch nicht den zehnten Teil dessen gesagt haben, was Sie eigentlich sagen wollten? —

Ich musste gestehen, dass Ähnliches jedem Redner geschehen kann, wenn er genötigt ist, zu improvisieren, und legte dem Ganzen keine weitere Wichtigkeit bei. Erst nach zwei Jahren begriff ich, warum der König gerade diese Stelle in der Rede des Herrn des Planches ohne Antwort gelassen hatte.

Am selben Tage las ich im Organe des Fürsten Uchtomski „St. P. Vjedomosti" wieder von der Kandidatur des Fürsten von Montenegro und der nahen Möglichkeit einer serbischen Revolution; in einem anderen Blatte („Hrvatska Sloga") war diese Revolution schon an der Schwelle.

Am 1. Januar 1899 gab die Stadtgemeinde Nisch zur Jahresfeier der Befreiung durch den König Milan ein grosses Festessen, und an demselben Tage bekam der Mörder Stambulows, Halju, von seinen Freunden — und er hatte sehr reiche Freunde — tausend Franks in Gold, um als Agent der Brüder Ivanow nach Serbien zu reisen und dort für diese Firma — Bauholz zu kaufen. Deswegen erteilte ich gleich nach dem Bankette nach allen Seiten die notwendigen Befehle; auch liess ich u. a. sogar nach Korabya in Rumänien schreiben, um Nachrichten über einen gewissen Pejovitch zu erhalten, welcher ein Vertrauensmann der Verschwörer in Sofia war.

Am 2. Januar, in der 57. Sitzung der Nationalversammlung wurde ein ungewöhnlicher Brief des Königs zur Verlesung gebracht, welcher zur Jahrhundertwende die Verlängerung der Legislaturperiode auf fünf Jahre ankündigte. Es ist selbstverständlich, dass diese Botschaft mit grosser Begeisterung aufgenommen wurde, denn als unmittelbar darauf die betreffende Gesetzesvorlage vorgelesen wurde, war es für jedermann klar, dass die Mandatsdauer der jetzigen Nationalversammlung um volle zwei Jahre verlängert werde. Demgemäss wurde die Vorlage sogleich votiert und am selben Tage vom König unterschrieben und als Gesetz veröffentlicht.

Am selben Tage las ich in der Londoner „Times" ein langes Telegramm — aus Wien, welches lautete:

„Aus ganz sicherer Quelle erfahre ich von Versuchen, die in Serbien bis jetzt zugunsten des Fürsten Peter Karagjorgjevitch geführte Agitation von nun an

zugunsten seines Sohnes zu führen. Vor einigen Jahren versuchte Prinz Arsen Karagjorgjevitch, der russischer Offizier und mit einer Russin aus der hohen Aristokratie verheiratet ist, seinem älteren Bruder Peter das Erstlingsrecht abzukaufen. Die Verhandlungen blieben erfolglos. Da Fürst Peter beinahe gar kein Vermögen besitzt, durfte er sich damals mit seinem Schwiegervater, dem Fürsten v. Montenegro, der dem Projekt widerstrebte, nicht überwerfen. Andererseits glaubt man, dass auch die Frau des Fürsten Arsen und ihre Familie nicht geneigt waren, denselben auf dem serbischen Throne zu sehen. Demgemäss war Fürst Peter bis jetzt der eigentliche Prätendent. Aber jetzt scheint es, dass Fürst Nikolaus den Sohn Peters, seinen Enkel, auf dem serbischen Throne zu sehen wünscht, infolgedessen die Agitation jetzt nicht für den Fürsten Peter, sondern für dessen Sohn arbeitet."

Und so sah ich, dass alle Wege nach Cetinje führten und es war mir klar, dass dieses Telegramm trotz seiner Wiener Datierung wahrscheinlich eine aus Petersburg gekommene Idee darstellte, da man in Petersburg minderjährige Prätendenten noch immer den volljährigen vorgezogen hat, indem Regentschaften für Minderjährige der russischen Politik auf der Balkanhalbinsel von jeher die liebste Regierungsform waren.

Am 4. Januar kam, sogar von dem Oppositionellen Radulovitch freudig begrüsst, die Gesetzesvorlage über den allgemeinen Zolltarif; nur einen Wunsch hatte Radulovitch, dass wir doch endlich den Ausfuhrzoll beseitigen sollten, weil kein anderer aufgeklärter Staat in der Welt diesen Zoll mehr kennt. Vukaschin Petrovitch erwiderte sofort, dass er selbst am glücklichsten wäre, wenn er diese Forderung erfüllen könnte, dass man aber solange die Staatseinkünfte sich nicht um 1½ Millionen erhöhen, auf diesen Zoll nicht verzichten kann. Das alles, sowie auch seine Repliken bezüglich anderer Punkte brachte er übrigens so elegant vor, dass die Vorlage in raschester Zeit durchging. Sodann kam ein Tag, wo ich, trotz aller absichtlich geübten Zurückhaltung doch wieder einmal reden musste; denn ich hatte bereits bemerkt, dass der König es nicht gerne hatte, wenn ich im Parlamente oft das Wort ergriff; der Ministerpräsident, hatte er unumwunden erklärt, solle nur bei den allerwichtigsten Gelegenheiten reden. Nun, dennoch musste ich mich erheben, weil gelegentlich der Debatte über die Meilen- und Taggelder der Polizeibeamten, und zwar bei dem Punkt, welcher die gewissenlose Ausbeutung der „Diäten" von Seite durchtriebener Polizeibeamten unmöglich machen sollte, eine Erbitterung zum Vorschein kam, welche wiederum nicht anders zu erklären war, als

durch die Haupteigenschaft jeder demokratischen Strömung: Neid und Hass der Bauern gegen die Städter, und Neid und Hass aller gegen die Beamten des Staates überhaupt . . . An demselben Tage erwartete mich aber eine noch wichtigere Frage. Ins Ministerium zurückgekommen fand ich nämlich den Bericht unseres Delegierten Stojanovitch aus Wien über den Abschluss der Verhandlungen mit der Unionbank. Das Resultat war: Die Banken entschliessen sich zu einer 5%igen Anleihe von 30 Millionen zu dem Emissionskurs von 87 gegen Eintragung auf das Vermögen der Staatsbahnen; von diesen 30 Millionen übernehmen die Banken 11½ Millionen nominell fest und für den Rest behalten sie sich das Optionsrecht vor. Aus der am 6. Januar unter Vorsitz des Königs stattgefundenen Ministerratssitzung erhielt dann Stojanovitch zuerst die telegraphische und gleich darnach auch die schriftliche Vollmacht zur Annahme der Propositionen.

Die Bedingungen dieser Anleihe waren günstiger als diejenigen irgend einer früheren serbischen Staatsanleihe. Und nun noch rasch ein Blick auf das weitere Pensum dieser Session:

8. Januar. Debatte über die Neuorganisation der Zollämter: ein ganzes Buch über Fragen, welche keine einzige Regierung in den letzten dreiundsechzig Jahren anzurühren sich getraut hatte. Und zwar war dies nicht ein in der Eile ausgearbeitetes Gesetzesprojekt, um ein momentanes Bedürfnis der Regierung oder irgend einer Partei zu befriedigen, sondern es war das Resultat jahrelanger sehr aufmerksamer Beobachtungen und Studien.

9. Januar. Gesetzvorlage über die Einführung des Eisenbahngrundbuches.

10. Januar. Vorlage über die Staatseisenbahnbetriebsanleihe selbst, deren Bedingungen sogar dem Führer der Opposition Herrn Radulovitch gefielen. Als die Vorlage unter stürmischem Applaus mit allen gegen eine Stimme angenommen wurde, richtete Herr Radulovitch an mich die Frage, ob diese Anleihe wenigstens die letzte sein werde, welche Serbien aufnimmt? Ich gab zur Antwort, sie werde gerade so die letzte sein, wie der Wechsel, den Herr Radulovitch als Chef eines Handlungshauses unterschrieben hat. Darauf homerisches Gelächter, welches den Präsidenten des Hauses zur Unterbrechung der Sitzung für eine Viertelstunde nötigte. Schliesslich Debatte über das militärische Disziplinargesetz,

bei welcher Gelegenheit auch das Duell zur Sprache kam, mit dem merkwürdigen Ergebnis, dass bei uns die Mehrheit der Redner für das Duell war.

Endlich Beantwortung von Interpellationen, wobei speziell dem Bautenminister für die Errichtung so vieler Brücken und Landstrassen „der begeisterte Dank der Nationalversammlung" votiert wurde, und am 11. Januar wurde die Session für das Jahr 1898 mit einer Thronrede des Königs geschlossen.

Kaum wollte ich nach diesem Sessionsschluss etwas aufatmen, als man mir vom Sektionschef im Ministerium des Äusseren folgendes Telegramm überbrachte:

„Die Gesandten Frankreichs und Deutschlands haben mir soeben mündlich erklärt, dass sie im Gesetz über die neue Anleihe eine Verletzung des Karlsbader Arrangements erblicken, weil durch dieses Gesetz die früheren Staatsgläubiger geschädigt werden, indem ihnen die verpfändeten Netto-Einkünfte der Eisenbahnen entrissen werden. Beide haben ihre diesbezügliche Reserve ausgesprochen. Sie behaupten, wenn es dabei bleiben sollte, würden sie sicherlich von ihren Regierungen den Auftrag bekommen, auch amtlich Protest einzulegen. Die heutige Erklärung machen sie vorläufig aus eigener Initiative, um die Aufmerksamkeit der serbischen Regierung auf die daraus zu erwartenden Schwierigkeiten zu lenken. Boschkovitch."

Ich machte sofort den Finanzminister mit dem Inhalt dieses Telegramms bekannt und er reiste unverweilt nach Wien ab, um womöglich diese neue Schwierigkeit aus dem Wege zu räumen. Der Protest Frankreichs war für mich ganz erklärlich. Diese Anleihe war nach dem einmütigen Urteile aller Finanzblätter in Europa beinahe ohne irgend einen Nutzen für die Gläubiger abgeschlossen und befreite zugleich Serbien von der Abhängigkeit von der älteren Gläubigergruppe. Das genügte dem russischen Gesandten in Belgrad, um den Protest des französischen Verbündeten in Szene zu setzen. Übrigens war Serbien nicht der einzige Balkanstaat, welchen die russische Schikane so peinigte. Das bulgarische Blatt „Swoboda", welches ich an demselben Tage bekam, sprach von einem Konflikt zwischen dem Fürsten Ferdinand und dem russischen diplomatischen Agenten in Sofia Herrn Bachme-

tiew folgendermassen: „Bachmetiew will der alleinige Herr in Bulgarien sein; die Russen wollen in Bulgarien die Lage vor der Entthronung des Fürsten Alexander, wieder herstellen. Sie haben Ferdinand als Fürsten von Bulgarien nur darum anerkannt, um wieder einen Fuss in Bulgarien zu haben, und diese Anerkennung haben sie sich gut bezahlen lassen. Nun haben sie in Bulgarien einen genau bestimmten Plan, und unser Fürst kann sich drehen und wenden wie er will, er kann sich kochen und braten lassen, er wird doch die russischen Pläne nicht vereiteln. Bachmetiew ist abgereist, er wird aber mit neuen Instruktionen zurückkehren und mit dem Fürsten noch unverschämter sein." Und wie zur Illustration dieser Politik hiess es, — immer an demselben Tage — in dem „Warschawski Dnevnik" dem halb-amtlichen Organe der russischen Regierung: „Heute wird bereits von der überwiegenden Mehrheit des serbischen Volkes Fürst Nikolaus von Montenegro als Kandidat für den serbischen Thron bebetrachtet."

Nachdem mich unser Finanzminister in Kenntnis setzte, dass schon vom 14. Januar an alle zur Bezahlung unserer angesammelten Jahresraten an Russland notwendigen Summen verfügbar sein würden, richtete ich am 15. Januar an den russischen Gesandten in Belgrad folgende Note:

„Herr Gesandter!

„Auf Befehl der kaiserlich russischen Regierung hat mir Herr Nekljudow, als Geschäftsträger der kaiserlich russischen Gesandtschaft in Belgrad, kurze Zeit nach meiner Ernennung zum Minister drei Noten übergeben, in welchen er die vollständige und unmittelbare Auszahlung der rückständigen Annuitäten verlangte, welche von den Anleihen herrührten, die wir in Russland 1868, 1876 und 1890 kontrahiert hatten.

„Ohne mich bei dem Charakter der besonderen Dringlichkeit aufhalten zu wollen, welche der Herr Geschäftsträger seinen Schritten zu geben für gut befunden hat, und lediglich bezugnehmend auf die Antworten, welche ich nach Massgabe der mir zugekommenen Mitteilungen gegeben habe, bin ich glücklich, Ihnen heute mitteilen zu können, dass die Regierung S. M. des Königs imstande und bereit ist, die aus diesen Anleihen hervorgegangenen und unbeglichen gebliebenen Annuitäten sofort in ihrem gesamten Betrage zu bezahlen. Die hierfür ungefähr notwendige Summe ist bei der Kommerzial-Bank in Budapest deponiert, und dieser Bank wird die Instruktion zugehen, die Auszahlung auf Verlangen an die russische Staatsbank zu leisten, sobald diese es für gut finden wird, uns den genauen Stand unserer Verpflichtungen am 1. Januar 1899 mitzuteilen. Unser Vertreter in Petersburg hat bereits den Befehl, den Ausweis über diesen Stand von der russischen Staatsbank zu verlangen.

„Ich wäre Ihnen sehr dankbar, Herr Gesandter, wenn Sie die Güte hätten, Vorstehendes der kaiserlichen Regierung mitteilen zu wollen, mit der gleichzeitigen Versicherung, dass solange die Regierung, welcher vorzustehen ich die Ehre habe, an der Leitung der Staatsgeschäfte bleiben wird, wir immer und mit allem Ernst bestrebt sein werden, die finanziellen Verpflichtungen Serbiens gegenüber Russland zu respektieren. Meine Regierung braucht die besonders schwierigen politischen Verhältnisse gar nicht zu untersuchen, unter welchen der grösste Teil dieser Verpflichtungen Serbiens einst in Russland eingegangen wurde, und noch weniger die Frage, ob Serbien damals freiwillig und bloss in seinem eigenen Interesse diese Schulden gemacht hat. Der feste Entschluss meiner Regierung ist es, unabhängig von alledem die Verpflichtungen Serbiens zu honorieren. Wenn wir gleich nach der ersten, so ungewöhnlich dringenden Mahnung des Herrn Nekljudow, nicht imstande waren, die Forderung sofort zu befriedigen, so lag das einerseits daran, dass wir zuerst in dem uns von unseren Vorgängern hinterlassenen finanziellen Chaos Ordnung machen mussten, andererseits lag es daran, dass man uns politische Projekte zumutete, welche nie die unseren sein konnten. Dadurch hat man uns in die Unmöglichkeit versetzt, gleich beim Antritt der Regierung an den Kredit zu appellieren, welchen sonst Serbien mit Recht beansprucht hätte, sowohl auf Grund seiner Naturreichtümer, als auch auf Grund der Verbesserung seiner Finanzverwaltung, welcher Verbesserung wir uns sogleich widmeten und auch weiter widmen werden, nach den Intentionen S. M. des Königs und nach unserem eigenen Programm.

„Genehmigen Sie usw. Vladan Georgevitch."

Am 19. Januar bekam ich die ersten Nachrichten vom Tode der Fürstin von Bulgarien, vom Falle des Kabinettes Stoilow, und von der Bildung der neuen bulgarischen Regierung Grekow. In einer Ministerkonferenz, welche bei Hofe unter Vorsitz des Königs abgehalten wurde, haben wir beschlossen, als Vertreter des Königs beim Begräbnis der Fürstin von Bulgarien den König Milan zu entsenden. Zwei Tage später musste ich noch eine partielle Änderung in meinem Kabinett vornehmen. In Sachen der Konzession für den Bau einer kleinen Lokalbahn stiess der Bautenminister auf die entschiedenste Opposition des Königs, und nachdem er das nicht geahnt und den Unternehmern die Konzession bereits als sicher in Aussicht gestellt hatte, betrachtete er es als seine Pflicht, zu demissionieren, und so wurde Demeter Stojanovitch zum Bautenminister, und General Atanatzkovitch zum Kommandanten der Belgrader Festung ernannt.

Trotzdem unser Gesandter in Petersburg, General Gruitch, sich nicht sehr anstrengte, der russischen Regierung die unmöglichen Beziehungen, die Herr Jadovsky in Belgrad zwischen sich und uns geschaffen hatte, klar zu stellen und trotzdem der König

und sein Vater darum sehr oft Klage führten, dass General Gruitch der Regierung nicht loyal diene, musste ich daran festhalten, dass man in Petersburg bei den gegen unsere Dynastie gehegten Gesinnungen keinem serbischen Staatsmann Terrain geben werde, welcher den Obrenovitch wirklich dient, gleichviel welcher Partei dieser Staatsmann angehören würde. Unter diesem Gesichtspunkte musste ich mir immer wieder sagen, dass man in Petersburg gegen unseren jetzigen Gesandten doch wenigstens einige Rücksichten nahm, weil er russischer Zögling war; seine Abberufung im gegenwärtigen Augenblicke wäre als neuer Akt der Verfolgung der Freunde Russlands in Serbien aufgefasst worden, ohne uns irgend einen Nutzen zu bringen. Der König gab nun nach; allein als Jadovsky anfing in den oppositionellen Zeitungen mit den „massenhaften“ Gratulationsdepeschen, welche er zu Neujahr bekommen haben wollte, Lärm zu schlagen, und als er in unserer eigenen amtlichen Zeitung seinen Dank für diese Sympathiekundgebungen in einer Weise veröffentlichte, dass die ungarischen Blätter ihn deswegen den „Vizekönig von Serbien“ nannten, verlangte der König neuerdings, dass ich in seinem Namen an Herrn Novakovitch in Konstantinopel wegen Übernahme des Petersburger Postens appelliere. Ich kannte Herrn Novakovitch besser als der König, und bekam denn auch von ihm die Antwort, welche ich erwartet hatte.

„Ihr Appell an meine Ergebenheit für den König, schrieb er mir am 23. Januar, würde mich gewiss bewegen, mich über alle anderen Gründe hinwegzusetzen, wenn ich von meiner Tätigkeit in Petersburg eine Besserung der jetzigen Beziehungen erwarten könnte. Da ich aber überzeugt bin, dass ich auch mit dem Einsatz meiner ganzen Kraft diese Besserung nicht erreichen könnte, so bin ich gezwungen, den mir angebotenen Posten in Petersburg abzulehnen, obwohl ich bedauere dem Wunsche S. M. und der königlichen Regierung nicht entsprechen zu können.“ Nach dieser Antwort des Herrn Novakovitch liess mich der König in Ruhe.

Mittlerweile begannen die Agitationen der bulgarischen Organisation in Mazedonien die öffentliche Meinung Europas so aufzuregen, dass man überall auf einen Krieg zwischen Bulgarien und der Türkei rechnete. Ich musste auf dem Posten sein und liess

einen bekannten Bandenführer vor meiner Tyrannei nach Bulgarien fliehen, wo er in einem der mazedonischen Komitees mit offenen Armen empfangen wurde. Seine Berichte an mich wurden immer alarmierender. Ich war aber nicht sicher, ob diese Berichte ganz der Wahrheit entsprachen, oder ob der Mann nur das ihm geschenkte Vertrauen mit übermässigem Eifer belohnen wollte. Deswegen wandte ich mich an einen guten Freund in Konstantinopel, welcher in der Lage war mir über Mazedonien reinen Wein einzuschenken, und dieser Freund schrieb mir am 23. Januar 1899, dass Bulgarien in diesem Jahre ruhig bleiben werde. Damit solle nicht etwa gesagt sein, dass Bulgarien überhaupt nicht die Absicht gehabt habe, durch Hervorrufung von Unruhen und türkischen Metzeleien die Grossmächte zu einer Intervention nach dem Kretarezepte zu zwingen, vielmehr hätten die Bulgaren in Konstantinopel selbst ebenfalls versucht, durch den Exarchen und durch Herrn Markow auf Russland und Österreich-Ungarn zu wirken. Allein: „Russland will jetzt nicht, nun und Österreich-Ungarn will überhaupt nie etwas, und so werden Goluchowski, Murawiew, Calice und Sinowiew die Hauptsäulen des Friedens... Die Bulgaren sind Leute, welche sehr gut zu rechnen verstehen; gegen den ausdrücklichen Willen zweier Grossmächte werden sie nie eine grössere Aktion gegen die Türkei unternehmen, solange sie im Rücken von Rumänien und in der Flanke von Serbien bedroht sind. Was aber die Armee anbelangt, so arbeiten die Bulgaren freilich verteufelt gut, und ich bin überzeugt, dass die bulgarische Armee im Falle eines Konfliktes der Türkei überlegen sein wird, besonders wegen des türkischen „Javasch-Prinzips“ (das Prinzip „nur langam voran“) bei der Mobilisation und Konzentration.“

In diesen Tagen hatte ein Serbe in Petersburg mit dem Grafen Ignatjew, dem Schöpfer des San Stefano-Vertrages, folgendes Gespräch:

Graf Ignatjew: Der serbische Gesandte hier ist beinahe ein toter Mann. Er scheint zu gar nichts mehr tauglich zu sein.

Der Serbe: Ich bin derselben Ansicht.

Graf Ignatjew: Es scheint, dass bei Euch da unten die radikale Partei die grösste ist. Bitte, sagen Sie mir gefälligst aus was für Leuten diese Partei zusammengesetzt ist?

Der Serbe: Unsere Radikalen sind mehr oder weniger das-

selbe, was die deutschen Sozialisten, die russischen Nihilisten und die französischen Anarchisten sind.

Graf Ignatjew: Wenn das richtig wäre, dann könnte man nicht begreifen, warum die serbischen Radikalen gegen die Dynastie Obrenovitch und für die Dynastie Petrovitch Njegusch arbeiten, denn die serbischen Radikalen müssen doch gerade so gut wie die ganze Welt wissen, dass Fürst Nikola von Montenegro ein grösserer Despot ist, als es die Obrenovitch sind.

Der Serbe: Unsere Radikalen können ja auch den Fürsten Nikolaus gar nicht leiden, sie kennen ihn zu gut, und sie betrügen ihn gerade so, wie sie Euch Russen betrügen, um sich mit Eurer Hilfe der Gewalt zu bemächtigen.

Graf Ignatjew: Ich zweifle daran, denn ich weiss, dass hier ein formeller Vorschlag unterbreitet wurde, die Dynastie Obrenovitch wegzujagen und den Fürsten von Montenegro zum König von Serbien zu proklamieren.

Der Serbe: Ich habe von mehreren Seiten über diesen Vorschlag sprechen hören, aber ich hoffe, Herr Graf, dass Sie als wirklicher slavischer Patriot sich beim Kaiser verwenden werden, diese Intrigen gegen eine slavische orthodoxe Dynastie, welche Russland aufrichtig ergeben ist, zu vereiteln. Die Lage Serbiens ist eine solche, dass Russland selbst den König von Serbien dazu anhalten sollte, mit seinem Vater die Rollen zu teilen, und zwar so, dass während der König Alexander offen mit Russland gehen würde, sein Vater mit Österreich im Geheimen unterhandeln sollte, damit die serbische Ausfuhr nicht wegen der Haltung des Königs vernichtet werde.

Graf Ignatjew: Hm, die Idee ist gar nicht so schlecht. Ich werde dieser Tage Gelegenheit haben, den Kaiser zu sprechen. Will sehen, ob man das versuchen könnte. Aber sagen Sie mir noch eines: Ich habe sowohl das Buch der montenegrinischen Emigration gegen den Fürsten Nikolaus, als auch das Buch eines Obersten Pavlovitch gegen den König Milan und gegen die Dynastie Obrenovitch gelesen. Was sind das für Leute, welche diese Bücher schreiben, wer zahlt sie dafür? Ist es wahr, dass der König Milan den Schreiber des ersten Buches aushält?

Der Serbe: Diese Bücher schreiben persönlich beleidigte Menschen, und sie werden in Bosnien und in Österreich bezahlt,

damit beide nationale orthodoxe Dynastien auf der Balkanhalbinsel verunglimpft werden. Es ist wahr, dass der gewesene Adjutant des Fürsten von Montenegro, Savo Ivanovitch, in Belgrad lebt, aber er hat dort einzig und allein Beziehungen mit der Belgrader Polizei, während der geschworene Gegner der Dynastie Obrenovitch, Ranko Taissitch, welcher in Serbien jeden ermorden liess, der in Cetinje missliebig war, jetzt als Gast am montenegrinischen Hofe lebt.

Graf Ignatjew: Es ist merkwürdig, dass ich vor einigen Tagen von einer absolut uninteressierten Person beinahe Wort für Wort dasselbe gehört habe, was Sie jetzt gesagt haben.

Das Interessanteste an diesem Gespräche mit dem Grafen Ignatjew war, dass der dabei beteiligte Serbe seinerzeit für Rechnung Österreichs scheinbar gegen die österreichische Regierung gewirkt haben soll. . .

Am 1. Februar kam Erzherzog Leopold Salvator, der Kommandant der 42. Infanteriebrigade in Agram, auf seiner Rückreise von Sofia, wo er den Kaiser Franz Joseph vertreten hatte, nach Belgrad, um auf Befehl des Kaisers dem König von Serbien einen Besuch abzustatten, und verblieb einen ganzen Tag in Belgrad. Zu gleicher Zeit machte das halbamtliche Organ der montenegrinischen Regierung „Nevesinje", dem überraschten Europa die Mitteilung, dass Österreich-Ungarn noch in diesem Jahre aus Bosnien und der Herzegowina hinausgejagt sein werde... Auf die Nachricht, dass der Präsident der französischen Republik Felix Faure plötzlich gestorben war, und dass alle Staatsoberhäupter durch besondere Vertreter an seinem Begräbnisse teilnehmen würden, gab mir der König den Befehl, als sein Vertreter nach Paris zu gehen und ihn bei diesem nationalen Begräbnis des Präsidenten zu vertreten.

— Zu Befehl Majestät — sagte ich — aber diese Idee kommt vom Alten. . .

Der König lachte aus vollem Halse und rief durch die Tür ins nächste Zimmer:

— Papa, hörst Du, wie Dich unser Doktor nennt? Er nennt Dich den Alten. —

— Er hat recht — sagte König Milan und trat ins Zimmer —

denn obwohl ich zehn Jahre jünger bin als der Doktor, habe ich viel mehr gelitten als er, und bin vor ihm alt geworden. —

— Der Doktor hat erraten, dass Du ihn für diese Mission vorgeschlagen hast — sagte der König.

— Wenn Majestät erlauben, will ich auch die Gründe des Königs Milan für diesen Vorschlag erraten. Er weiss ganz genau, dass ich mit Ungeduld den Schluss der Parlamentssession erwartet habe, um mich endlich einmal dem ernsten Studium der Dinge widmen zu können, welche für die weiteren Arbeiten unserer Regierung so notwendig sind. Demgemäss würde er mich gewiss nicht von der Arbeit bloss wegen einer Repräsentationspflicht abziehen, welche gerade so gut ein beliebiger General, zum Beispiel Zinzar-Markovitch versehen könnte. . .

Der König warf seinem Vater einen bedeutungsvollen Blick zu, weil er wusste, wie hoch König Milan diesen General schätzte, und sagte: „Alles umsonst, unser Doktor kann den Zinzar-Markovitch durchaus nicht verdauen. —

— Lass' ihn doch in Ruhe ausreden — sagte König Milan, ich will sehen, ob er den wahren Grund erraten hat. —

— Der Kommandant der aktiven Armee lässt keine Gelegenheit vorübergehen, bei welcher er das Interesse der Armee wahrnehmen kann. Er ist in Sorge, warum die Belagerungsgeschütze, welche Serbien in Frankreich bestellt hat, noch nicht fertiggestellt sind. Der Ministerpräsident muss deswegen zum Begräbnis des Präsidenten Faure gehen, damit er nebenbei einen Abstecher nach Creusot machen kann, um dort mit der Autorität eines Regierungschefs auf Schneider & Co. zu drücken, damit sie uns unsere Belagerungsgeschütze so schnell als möglich liefern. —

— Unser Doktor ist sehr grossmütig. Er schenkt mir oder Dir die wichtigsten Ideen, und für sich behält er bloss die bescheidene Rolle des Vollbringers.

— So soll es auch jeder wahre Freund der Dynastie halten, wenn er seinem König so dienen will, wie der Doktor Dir — sagte König Milan und reichte mir die Hand.

Über das Gesicht des Königs blitzte ein Ausdruck, als ob ihm diese kleine Szene sehr unangenehm wäre; aber unmittelbar darauf setzte er in sehr freundschaftlichem Tone fort:

— Und doch, lieber Doktor, haben Sie nicht alles erraten.

Ausser dieser Exkursion nach Creusot hätte ich noch manches andere als meinen Wunsch zu bezeichnen. Sie müssen persönlich die französische Regierung zu überzeugen trachten, dass in Serbien heute nicht alles so schwarz ist, wie man es ihr aus Petersburg zuflüstert, Sie müssen der französischen Regierung klarlegen, dass das heutige Regime in Serbien durch keine seiner Handlungen die feindliche Haltung verdient hat, welche die französischen Finanziers uns gegenüber eingenommen haben und welche zum Haupthindernis der definitiven Sanierung unserer Staatsfinanzen wurde. Sie müssen ihr weiter erklären, dass die französische Presse mit dem Geschrei, mit welchem sie der russischen sekundiert, die öffentliche Meinung Europas einfach irreführt. Zu diesem Zwecke müssen Sie nicht bloss die jetzigen Minister der französischen Republik besuchen, sondern auch Herrn Léon Bourgeois, den gewesenen und zukünftigen Ministerpräsidenten, dann weiter die Herren Méline, Hanotaux, Ribot, Poincaré, Brisson, und besonders Herrn Freycinet, den jetzigen Kriegsminister. Von den gegenwärtigen französischen Ministern empfehle ich Ihnen den Unterrichtsminister Leygues. Machen Sie auch die Bekanntschaft des gewesenen Polizeipräfekten von Paris, Lozé. Wegen der Finanzfragen suchen Sie weiter Herrn May, Direktor der Internationalen Bank bekannt zu werden. Ich weiss sehr gut, dass die französische Regierung die Presse nicht so beeinflussen kann, wie die Regierungen anderer Staaten, aber trotzdem, wenn es Ihnen gelingt, die Leute über unsere wahren Absichten aufzuklären, so wird das sehr viel nützen. Beim Kriegsminister trachten Sie die Bewilligung für den Eintritt einiger serbischer Offiziere in die französischen Kriegsschulen zu erwirken; besonders trachten Sie uns die Schulen von Saumur und Fontainebleau zu öffnen. —

— Zu Befehl, Majestät — sagte ich, um dem König das weitere Aufzählen der Sachen zu ersparen, über welche wir schon unzählige Male gesprochen hatten.

Während meiner Reise nach Paris erschien in Deutschland eine Broschüre unter dem Titel „Gegen die neue serbische Anleihe", in welcher zum ersten Male offen eingestanden wurde, dass sie vom antidynastischen Ausschusse der radikalen Partei herausgegeben wurde.

Am 10. Februar traf ich in Paris ein und wurde auf dem

Bahnhof nicht bloss vom Personale unserer Gesandtschaft, sondern auch von Seite der französischen Regierung und des Präsidenten der Republik durch den Herrn de St. Olives und den Major de Villemejan in Uniform empfangen, wobei sich der Major zur Dienstleistung bei mir meldete. In Begleitung des Herrn Majors besuchte ich den französischen Ministerpräsidenten M. Dupuy und den Minister des Äusseren M. Delcassé. Nachmittags empfing mich der neue Präsident der Republik Herr Loubet im Beisein des Ministers des Äusseren, um das eigenhändige Handschreiben des Königs, dessen Träger ich war, entgegenzunehmen. Nach der Audienz fuhr ich in das Elysée, um der Witwe des verstorbenen Präsidenten Mme Faure das Beileid des Königs und der serbischen Regierung auszusprechen. Am 11. (23.) Februar fand das grossartige Begräbnis Faures statt; nach dem Begräbnisse konnte ich endlich mit meiner wahren Mission anfangen. Es waren weit mehr Bekanntschaften zu machen, als mir der König anempfohlen hatte, denn ich musste ausser den französischen Staatsmännern auch die Mitglieder des diplomatischen Korps in Paris aufsuchen, beziehungsweise die Bekanntschaft mit meinen gewesenen Kollegen unter ihnen erneuern etc. etc., so dass ich zu besorgen begann, ob mir noch Zeit für den Ausflug nach Creusot bleiben würde, wenn ich zum Nationalfeste vom 22. Februar nach Belgrad zurückkehren sollte. Der König antwortete mir sofort, ich solle nur nach Creusot gehen, weil „diesmal bei dem Feste nichts Ausserordentliches geschehen würde, und selbst die üblichen Auszeichnungen für den Palmsonntag aufgeschoben seien". Gleichzeitig schrieben mir die Meinigen, der König habe auch ihnen gesagt, ich solle mich mit der Rückkehr nicht beeilen. Erst viel später habe ich begriffen, warum der König mich zu diesem 22. Februar nicht in Belgrad haben wollte; damals ahnte ich nichts und reiste sofort nach Creusot ab. In Creusot fand ich, dass von den 44 Geschützen, welche wir bestellt hatten, 21 Geschützrohre für Haubitzen, 4 Geschützrohre von 12 cm und 1 Mörserrohr fertig waren. Man versprach bis Ende März noch 10 Geschützrohre fertig zu stellen, so dass für April, Mai und Juni 8 Geschützrohre übrig bleiben würden. Von den notwendigen Lafetten waren 19 fertig; der Rest wurde mit der Fertigstellung der Rohre in Aussicht gestellt. Auf meine Frage, wann

wir die erste, wann die zweite und wann die dritte Lieferung bekommen könnten, antwortete man, dass die erste Lieferung Mitte April werde erfolgen können. Betreffs der übrigen Lieferungen konnte man nichts versprechen, weil diese von der noch nicht gelösten Frage der doppelt wirkenden Zünder abhingen. Die Versuche mit diesen Zündern wurden noch gemacht, und nach den bisherigen Resultaten schien es, dass die Fabrik diese Versuche im Laufe des Februars würde beendigen können. Dann kämen an die Reihe die Versuche unserer Kommission mit je 300 Geschossen von jeder Sorte, also mit 900 Geschossen, und erst nach diesen Schiessversuchen würde man an die Ausarbeitung der notwendigen Munition schreiten können, welche mit sehr grosser Anstrengung in vier Monaten fertigzustellen sein würde. Einem Telegramm, in welchem ich den Stand der Dinge dem König meldete, habe ich folgendes hinzugefügt: „Halte dafür, dass man auch die erste Lieferung der Kanonen ohne Munition nicht akzeptieren soll. Erst nach Empfang dieser Lieferung sollte man die letzte Rate von 730 000 Franks bezahlen.“ Nach meinen Verhandlungen mit dem Eigentümer der Fabrik habe ich an den König noch folgendes telegraphiert:

„Habe es durchgesetzt, dass Schneider gestern abend nach Havre telegraphiert und heute die Antwort bekommen hat, dass unsere Kommission in der ersten Hälfte des April die neuen Zünder mit den dafür vorbereiteten Geschossen durchprobieren kann. Somit kann die Herstellung unserer Munition in der zweiten Hälfte des April anfangen. Da ich der Ansicht bin, dass man keine Kanonen ohne Munition übernehmen soll, und da der Präsident unserer Kommission hier der Ansicht ist, dass die Zünder nicht auf die Form der Geschosse einwirken, so bitte ich den Kriegsminister, den Obersten Kassidolatz telegraphisch zu bevollmächtigen, die sofortige Ausarbeitung der Geschosse in Angriff zu nehmen, denn nur auf diese Weise kann die ganze Munition bis Ende September fertig werden. Morgen abend werde ich in Paris sein.“

Als ich nach Paris zurückgekommen war, war es mir nicht schwer, für alles vom König Gewünschte die entgegenkommendsten Versprechungen der französischen Regierung zu erhalten.

XI.

Kleine Ursachen und grosse Wirkungen.

Das französische Organ der russischen Regierung „Le Nord" war in der Lage in seiner Nummer vom 9. (21.) Februar 1899 folgende „Proklamation der serbischen radikalen Partei" zu veröffentlichen:

„Die jetzige serbische Regierung zusammen mit der Nationalversammlung ist weiter nichts als ein Werkzeug in den Händen des Königs Milan. Das Volk hat keine Möglichkeit, seinen Willen zum Ausdruck zu bringen. Alles, was im Lande geschieht, ist gegen den Willen des Volkes, und nach dem Willen des Königs Milan. Das Land ist über und über verschuldet, der grösste Teil aller Staatsschulden ist für persönliche Bedürfnisse des Königs Milan verwendet worden, und auch die neueste Anleihe wird für seine Rechnung gemacht.

„Schliesslich ist das Volk überdrüssig, ihm immer neue Mittel für seinen Kampf gegen die Nation zu liefern. Demgemäss betrachtet es der radikale antidynastische Ausschuss für seine Pflicht, im Namen des Volkes zu erklären, dass das Volk die Verpflichtungen, welche ihm durch die Willkür des Königs Milan aufgedrungen werden, nicht anerkennen kann, und dass es nach Wiedergewinnung seiner Rechte die Ungültigkeit aller dieser Verpflichtungen erklären wird. Der antidynastische Ausschuss der radikalen Partei lehnt aber überhaupt und von vornherein im Namen des serbischen Volkes jede Verantwortung für eine Krise ab, welche nach dem Sturze des Königs Milan auch seine Helfershelfer und Anhänger verschlingen wird."

Was hiess das nun? Das hiess, um es kurz zu sagen, dass man schon am 9. Februar 1899 sowohl im antidynastischen Ausschusse der radikalen Partei, als auch in der Redaktion des „Nord" von dem baldigen Sturze des Königs Milan genau unterrichtet war. Um dieselbe Zeit, am 13. Februar 1899 brachte ein anderes französisches Blatt „L'Economiste international" eine längere Studie über den jetzigen Zustand Serbiens, worin ausgeführt wurde, dass

die Serben von allen Völkern der Balkanhalbinsel zuerst ihre nationale Wiedergeburt erfochten haben, und dass die serbischen Städte einen rascheren modernen Fortschritt zeigen, während die Städte in Mazedonien sich in dem urväterlichen Zustand befinden wie nur einst, bevor es eine Eisenbahn und ein Europa gab. Und weiter erklärte der freundliche Autor, dass der Fortschritt Serbiens unter der klugen und friedfertigen Politik der jetzigen Regierung einen besonderen Aufschwung genommen habe, sowie dass es, seine industriellen und landwirtschaftlichen Interessen pflegend, noch sehr glücklich werden und kein anderes Land im Oriente sich mit ihm bald ernstlich werde messen können.... Ach ja, so dachten wir damals auch! Denn, wie viel hatten wir trotz des selbstmörderischen Parteikampfes und trotz der Unterstützung, die ihm von aussen wurde, doch schon erreicht! Gerade in diesen Tagen formierten wir beispielsweise aus den 1300 kleinen zerstreuten und schwachen Dorfgemeinden 780 grössere, geschlossenere, kräftigere und für die Selbstverwaltung fähigere Gemeinden. Gerade in diesen Tagen wurde die serbische Armee, welche in Friedenszeiten bisher bloss 40 Bataillone Infanterie zählte, um 20 neue Infanteriebataillone vermehrt, so dass wir jetzt 60 gut organisierte Pflanzstätten für Manneszucht hatten, welche der weichen slavischen Rasse so notwendig sind, wie das tägliche Brot, — 60 Pflanzstätten für gut vorbereitete Armeereserven, welche in Kriegszeiten aus diesen 60 Bataillonen 60 Infanterieregimenter guter, ausgedienter Soldaten formieren mussten. Nur derjenige, welcher in unseren Unabhängigkeitskriegen es mit eigenen Augen gesehen hat, welche Bedeutung die einzigen vier Bataillone regulärer Truppen gegenüber den 100 000 Milizmännern hatten, kann die Wichtigkeit dieser unter meinem Ministerium erreichten Vermehrung des stehenden Heeres begreifen. Aber selbst diese Freude wurde mir vergällt. Der österreichisch-ungarische Gesandte in Bukarest, Baron Aehrenthal, erklärte gerade in diesen Tagen dem dortigen serbischen Gesandten, dass in Wien meine Note, mit welcher ich Herrn Jadovsky meldete, dass die notwendigen Summen zur Bezahlung unserer russischen Schuld zur Verfügung stünden — sehr verurteilt worden sei. Ich hätte sie zu scharf geschrieben, und ich hätte nie vergessen sollen, dass Russland eine Grossmacht ist, welche man nicht beleidigen darf. . .

Ich wusste auch ohne diese scharfe Verurteilung meiner Note

von Seite unserer einzigen Freunde, wie furchtbar gross und mächtig Russland ist, und es war mir auch nie eingefallen, Russland beleidigen zu wollen. Im Gegenteil, ich hatte während meiner Ministerschaft unzählige Beweise geliefert, dass ich gerade so wie jeder echte Balkanier Russland liebe, oder vielmehr, dass ich wie alle meine Landsleute von Russland geradezu hypnotisiert bin. Aber als der amtliche Vertreter Russlands in Belgrad anfing, das unabhängige serbische Königreich wie eine russische Provinz zu behandeln, als er anfing daran zu arbeiten, den Schöpfer dieses unabhängigen Königreiches aus dem Lande zu verjagen, als er uns die Pistole auf die Brust setzte und auf der Stelle die Summen verlangte, welche uns von der Grossmut eines Kaisers von Russland geschenkt worden waren: war es da zu verwundern, dass mir diese Behandlung einen Schmerzensschrei erpresste und dass mir das slavische Herz zu bluten begann? . . .

Am 22. Februar 1899, bei der Nationalfeier der Proklamierung Serbiens zum Königreiche, gab es diesmal bei Hofe eine Neuerung, als Folge der durch den Besuch des Königs Milan in Sofia verbesserten Beziehungen mit Bulgarien. Seit langem war es der sehnlichste Wunsch der bulgarischen Regierung gewesen, dass ihr diplomatischer Agent in Belgrad ins diplomatische Korps aufgenommen und bei feierlichen Anlässen nicht mehr getrennt von den anderen Diplomaten empfangen werde — und dieser Wunsch wurde jetzt erfüllt. Diesmal wurde der bulgarische Vertreter gleichzeitig mit dem gesamten diplomatischen Korps empfangen. Als der türkische Gesandte ihn im Salon des diplomatischen Korps erblickte, verliess er mit seinem ganzen Personale demonstrativ den königlichen Palast. Aber diese Sache hatte keine Konsequenzen. Bei weitem ernstere, eigentlich schicksalsschwere Folgen für Serbien und die Dynastie Obrenovitch hatte eine andere Kleinigkeit. Ich sagte oben, dass ich nicht ahnte, weswegen mich der König gerade an diesem 22. Februar weit weg von Belgrad haben wollte. Nun denn, zu dem Galadiner, welches im königlichen Palais gegeben wurde, war das ganze diplomatische Korps geladen worden — mit alleiniger Ausnahme des russischen Gesandten. Um aber sinnfällig zu beweisen, dass diese Nichteinladung bloss Herrn Jadovsky betraf und nicht etwa den russischen Gesandten oder gar die russische Grossmacht, hatte man die beiden Sekretäre der russischen

Gesandtschaft, Herrn Mansurow und Herrn Georg Nelidow, ganz ordnungsmässig zu dem Diner geladen und beide waren auch sowohl in der Kirche beim Tedeum, als auch beim Empfange bei Hofe und beim Galadiner anwesend. Die Sache war also klar: Da König Milan in seiner doppelten Eigenschaft als Vater des Königs sowie als Kommandant der aktiven Armee bei diesem Galadiner anwesend sein musste, so war damit von selbst gegeben, dass man Herrn Jadovsky, der ein ganzes Jahr den Vater des Königs ignoriert hatte, nicht zu demselben Diner laden konnte, — sie kannten sich ja noch nicht. Es handelte sich dabei also nicht darum, was der Gesandte Russlands in Belgrad g e t a n, sondern wie sich ein Herr namens Jadovsky ganz persönlich ein ganzes Jahr zum königlichen Hofe und zu der Regierung, bei welcher er beglaubigt war, gestellt hatte; und alles in allem hatte er demnach schliesslich das gefunden, was er ein ganzes Jahr mit der Kerze gesucht hatte. Nach dieser öffentlichen Lektion konnte nun aber Herr Jadovsky unmöglich noch länger Gesandter in Belgrad bleiben und wurde auch sogleich abberufen. Und die russische Regierung? Aus d i e s e m Anlasse gedachte sie nicht es zu einem Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit Serbien kommen zu lassen, sondern sie ernannte den ersten Sekretär Herrn Mansurow zum Geschäftsträger, der denn auch gleich nach meiner Rückkehr aus dem Ausland zu mir kam und mir seinen ersten amtlichen Besuch machte. Er war, ich wiederhole es, mein guter alter Bekannter und Mitarbeiter aus Konstantinopel, und ich habe ihn auch auf das freundschaftlichste empfangen. Wir sprachen sehr lange, natürlich nur russisch, denn ich hatte die Gewohnheit mich nur mit fremden Diplomaten französisch zu unterhalten, während ich mit den russischen Brüdern immer nur russisch sprach. Wir besprachen allerlei, über Herrn Jadovsky fiel natürlich kein Sterbenswörtchen, und äusserlich war also auch dieser unangenehme Zwischenfall sehr korrekt erledigt. Nur dass wir bald die Beweise bekamen, wie wohl sich es Russland gemerkt hatte, dass dem kleinen Serbien etwas gelungen war, was bisher auch den grossen Staaten nicht gelingen wollte: sich nämlich eines unhöflichen Vertreters zu entledigen. . .

Es war, sage ich, ein schicksalsschweres Diner. Bei demselben war im königlichen Palais zu Belgrad unter anderen Geladenen auch die Hofdame I. M. der Königin Natalie, Frau Draga Maschin,

anwesend. Ich weiss es nicht, denn ich war ja in Paris, aber andere, die dabei waren, wollen bemerkt haben, dass Herrn Mansurow, der als feiner Beobachter galt, damals der Blick auffiel, mit welchem König Milan Frau Maschin mass, als er sie bei der königlichen Tafel erblickte, und Herr Mansurow liess es sich darauf nicht nehmen, mit dieser Dame Bekanntschaft zu machen. Tags darauf war in der serbischen amtlichen Zeitung in dem Artikel über das Galadiner zu lesen, dass die ehemalige Hofdame der Königin Natalie als jetzige Hofdame angeführt war; das war für Herrn Mansurow genug, keinen einzigen „jour fix" der Frau Draga Maschin mehr zu vernachlässigen, und er scheint diese Besuche sehr erfolgreich ausgenützt zu haben. . . .

So allmählich und unscheinbar wurden also die ersten Grundlagen zu den späteren grossen historischen Begebenheiten gelegt, welche damals niemand von uns voraussehen konnte. Wir hörten das Mordgeschrei der oppositionellen Blätter, welche durch die Abberufung Jadovskys ausser Rand und Band geraten waren, wir lasen ihre Drohungen mit der Rache Russlands für den ihm angetanen Schimpf, und legten dem allem keine grössere Wichtigkeit bei, als den früheren Drohungen der Opposition.

„Jadovsky — so erzählten die Prager „Narodni Listy" — hat anderthalb Jahre lang Milan mit solcher Verachtung behandelt, dass es klar wurde, dass einer von ihnen Serbien verlassen musste, und wirklich machte König Milan schon die Vorbereitungen für seine Abreise. Als aber die Frist heranrückte, liess Milan Herrn Jadovsky sagen, er werde nur dann abreisen, wenn Russland alle seine alten Schulden bezahlen und ihm ausserdem eine Million Rubel zur Verfügung stellen würde. Und als die russische Regierung ihm ihre Entrüstung fühlen liess, liess er sich seine Schuld an Russland von seinen deutschen Gläubigern bezahlen, und verleitete dann den König Alexander, Herrn Jadovsky zum Galadiner nicht einzuladen usw." Ein anderes Blatt schrieb: „Diese Beleidigung Jadovskys werden beide, Milan und sein Sohn, teuer bezahlen, und die Abreise Jadovskys *wird das Volk noch mehr überzeugen, dass es ein Regime niederreissen muss, welches Russland zu trotzen wagt.*" („Srbobran" vom 25. Februar.) Und der „Pesti Hirlap" schrieb, die Ursachen von allem müssten in Petersburg gesucht werden. Gelegentlich

des Besuches des früheren radikalen Ministers Tauschanovitch in Cetinje sei zwischen ihm und dem Fürsten Nikolaus die serbische Thronfrage erledigt worden. Fürst Nikolaus habe erklärt, dass es ihm nie einfallen würde, für einen Karagjorgjevitch die Kastanien aus dem Feuer zu holen; er wolle den serbischen Thron für sich, um Gross-Serbien zu schaffen, und darin werde er von Russland unterstützt. Mit ausführlichen Instruktionen des Fürsten von Montenegro sei dann Tauschanovitch nach Belgrad zurückgekehrt, und die Radikalen hätten sofort am Sturze der Dynastie Obrenovitch zu arbeiten begonnen — hierin von Jadovsky aufrichtig unterstützt. . .

Der kurze Besuch, welchen König Milan, wenn auch aus einem traurigen Anlasse, in Sofia machte, und die Zulassung des bulgarischen Agenten zum diplomatischen Korps von Belgrad, riefen einen ziemlich grossen Eindruck im — Jildiz hervor. Der türkische Gesandte in Belgrad wurde sofort nach Konstantinopel berufen und schrieb mir am 3. März:

„Ew. Exzellenz!

„Ich habe die Ehre Ew. Exzellenz mitzuteilen, dass ich unmittelbar nach meiner Ankunft in Konstantinopel es als eine angenehme Pflicht betrachtet habe, am Fusse des Thrones S. kaiserl. Majestät des Sultans einen Bericht über alle Forderungen, welche Ew. Exzellenz wiederholt formuliert haben, zu unterbreiten.

„S. kaiserl. Majestät der Sultan wünscht aufrichtig die Freundschaft Serbiens zu bewahren, und hegt das vollständige Vertrauen, dass Ew. Exzellenz so wie bisher auch weiter trachten wird, die so glücklich bestehenden guten Beziehungen zwischen den zwei Regierungen zu befestigen. Deswegen hat mir S. kaiserl. Majestät versprochen, dass Sie nicht mehr lange auf die Erfüllung Ihrer ganz gerechten und loyalen Wünsche werden warten müssen.

„Schon heute hat mein erhabener Herr geruht, zwei kaiserliche Dekrete zu vollziehen, das eine betreffend die sofortige Inangriffnahme des Baues einer neuen serbischen Kirche in Kumanowo, und das zweite behufs Beschleunigung der Wahl des Archimandriten Firmilian zum Metropoliten von Üsküb.

„Diese kaiserlichen Befehle werden noch heute der Hohen Pforte mitgeteilt werden, und ich werde meinen kurzen Aufenthalt hier ausnützen, um die Lösung und Ausführung dieser Sachen nach Möglichkeit zu beschleunigen.

„Sehr glücklich, das Voranstehende Ew. Exzellenz mitteilen zu können, ergreife ich diesen Anlass um usw. Fethy-Bey."

Auf diesen Brief habe ich geantwortet:

„Mein lieber Fethy-Bey!

„Es ist mir schwer, Ew. Exzellenz zu sagen, wie glücklich ich war, Ihren freundlichen Brief vom 3. (15.) d. M. zu lesen. Dieser Brief verkündet mir in so

präzisen Worten das Versprechen S. kaiserl. Majestät des Sultans, endlich einmal uns wenigstens in der Frage der Kirche von Kumanowo und in der Bischofsfrage von Üsküb zu befriedigen, dass meine früheren Enttäuschungen in dieser Beziehung mich nicht verhindern konnten, diesmal an die Erfüllung der Versprechungen zu glauben, und mich selbst zu beglückwünschen, dass es mir nach dieser Lösung möglich sein wird, an der Befestigung unserer guten Beziehungen weiter zu arbeiten. Denn schliesslich, — und ich hoffe, Ew. Exzellenz wird darin mit mir einig sein, — hängt in der Politik noch mehr als rücksichtlich persönlicher Beziehungen alles davon ab, dass man für jeden Dienst auch einen Gegendienst bekommt; und welches immer meine persönlichen Überzeugungen betreffs der Türkei sein mögen, es ist augenscheinlich, dass sowohl diese meine Überzeugungen, als selbst meine politische Stellung erschüttert werden müssten, wenn meine Anstrengungen keine Erwiderung von türkischer Seite fänden. Wie Sie sehen, mein lieber Fethy-Bey, halte ich es für besser Ihnen mit meiner gewöhnlichen Offenheit alles, so wie es ist, zu sagen, als Ihnen meine intimsten Gefühle zu verbergen, was ich nicht für loyal halten würde.

„Ich habe sofort nach Erhalt dieses Briefes mich beeilt, seinen Inhalt S. M. dem König mitzuteilen, welcher seine grosse Zufriedenheit auszusprechen geruhte, dass endlich nach einem solchen formellen Versprechen S. kaiserl. Majestät des Sultans, der Moment nicht mehr ferne sein kann, da es uns möglich sein wird, irgend eine Basis zu gewinnen, um die aufrichtige Freundschaft mit dem ottomanischen Kaiserreiche, auf welche mein erhabener Herr einen so grossen Wert legt, auch populär zu machen.

„Was die oben erwähnten zwei Fragen anbelangt, weiss ich sehr gut, dass diejenige von Kumanowo auf der Stelle gelöst werden kann, sobald sich S. kaiserl. Majestät der Sultan zu einem Akt der Grossmut für seine treuen Untertanen serbischer Nationalität entschlossen hat. Aber es möge mir erlaubt sein, bezüglich der Bischofsfrage von Üsküb meine Meinung auszusprechen. Wenn S. kaiserl. Majestät der Sultan wünscht, dass sein guter Wille in dem Intrigennest, welches Fanar heisst, auf keinen weiteren Widerstand oder Schwierigkeiten stosse, und dass die Sache schnell erledigt werde, so wäre es meiner Ansicht nach notwendig, energisch und zwar individuell auf jedes einzelne Mitglied der heiligen Synode zu wirken; ebenso wäre es notwendig, dem Logotheten Stavraki-Bey, sowie allen anderen hohen griechischen Beamten der Hohen Pforte kategorische Befehle zu erteilen und sie gewissermassen für die Nichtbefolgung dieser, auf die möglichst schnelle Ernennung des Mgr. Firmilian abzielenden Befehle persönlich verantwortlich zu machen. Ich habe durchaus nicht die Prätention, die anderen Mittel und Wege, deren sich der Jildiz in dieser Frage zu bedienen für gut finden sollte, auch im Entferntesten zu unterschätzen. Ich habe mir bloss erlaubt, diejenigen ausdrücklich zu betonen, welche mich meine traurige Erfahrung in den Beziehungen mit dem Fanar gelehrt hat. Ich wäre Ew. Exzellenz dankbar, wenn Sie neben dem Vorstehenden auch die Ausdrücke meiner tiefsten Verehrung an den Stufen des Thrones S. kaiserl. Majestät des Sultans unterbreiten wollten.

„In der Erwartung Ihrer weiteren guten Nachrichten und Ihrer glücklichen Rückkehr zu uns, verbleibe ich Ihr ganz ergebener

Georgevitch."

Am 5. (17.) März erhielt der Bautenminister von den Herren Calthrop & Markus in London eine Offerte für den Ausbau aller serbischen Lokalbahnen.

In dem Momente als Demeter Stojanovitch an die Verhandlungen über die Offerte herantreten wollte, wurde er von einem leichten Schlaganfall betroffen und die Krankheit liess voraussehen, dass er den Dienst nicht so bald wieder würde versehen können. Deswegen wurde der Kommandant der Festung Belgrad General Atanatzkovitch mit seiner Vertretung im Bautenministerium betraut, und er widmete sich sofort mit allen Fachleuten dieses Ressorts dem Studium der Offerte und den Verhandlungen.

Zu derselben Zeit hatte unser Gesandter in London bei Gelegenheit eines öffentlichen Bankettes eine lebhafte Diskussion über die Handelsbeziehungen zwischen Gross-Britannien und den Balkanländern hervorgerufen, und mit sehr praktischen Gründen, welche von den anwesenden englischen Notabilitäten lebhaft unterstützt wurden, auf die bedeutenden Aussichten hingewiesen, welche das englische Kapital in Serbien und in den anderen Balkanländern hätte. Alle Anwesenden nahmen die Auseinandersetzung unseres Gesandten, welcher zugleich im Namen seiner Kollegen von Rumänien, Bulgarien und Griechenland sprach, mit grossem Beifall auf, und man besprach sofort auch die Notwendigkeit der Begründung einer besonderen Vertretung für die Handelsinteressen der Balkanstaaten in London. Die Rede des Gesandten zog sogar die Aufmerksamkeit der deutschen „Hamburgischen Börsenhalle“ auf sich, so dass sie einen besonderen Bericht aus London brachte, in welchem der Eifer des serbischen Staates lebhafte Anerkennung fand. Infolgedessen — denn Mijatovitch hatte mich über diese seine Bemühungen nicht unterrichtet — betrachtete ich es als meine Pflicht, meinem alten Freunde wenigstens mit ein paar Worten für diese Unterstützung zu danken, und zugleich mich bei ihm zu entschuldigen, dass ich für längere freundschaftliche Briefe absolut keine Zeit gehabt hätte. Darauf erhielt ich von Mijatovitch folgenden Brief:

„Ich bewundere Deinen Mut und freue mich der Erfolge, welche Du bis jetzt schon erreicht hast. Gott gebe Dir Gesundheit und Kraft, um so viel als möglich von dem grossen Programm des Königs zu erfüllen, — welches übrigens auch in sieben Jahren nicht vollständig wird ausgeführt werden können.

„Ich glaube, dass die Russen allmählich weicher werden. Gestern sagte mir der hiesige russische Botschafter Staal — welcher ein persönlicher Protektor des Herrn Jadovsky ist — dass er nicht begreifen kann, wie es möglich war, dass sich sein Zögling in Belgrad so benommen hat.

„Ich bin weder so herzlos, noch so aufgeblasen, um zu erwarten, dass Du mir jetzt lange freundschaftliche Briefe schreibst, jetzt wo Du mitten im furchtbaren Kampfe stehst, welchen Du mit den sichtbaren und unsichtbaren Feinden Serbiens und unserer nationalen Dynastie zu führen gezwungen bist. Es ist besser für den König, für Serbien, und folglich auch für mich, dass Du die 15 Minuten, welche Du brauchen würdest, um mir einen Brief zu schreiben, ruhig einnickst, — dass Du, sage ich, einmal 15 Minuten ausruhst, um Dich physisch zu kräftigen für Arbeiten, von denen ich weiss, wie sehr sie die menschliche Kraft erschöpfen."

Armer Freund! Er hatte so oft das zweifelhafte Glück gehabt, serbischer Staatsminister zu sein, und wusste am besten, wie wohl es Einem tut, wenn man wenigstens für 15 Minuten einnicken kann. . .

XII.

Aus den übrigen Ministerien.

Im Volkswirtschaftsministerium wurde neben der Ausführung der in der letzten Session der Nationalversammlung votierten Gesetze auch an der Erteilung von Konzessionen für neue industrielle Gründungen gearbeitet. So wurde am 8. April ein königliches Dekret unterzeichnet, durch welches einer schlesischen Maschinenfabrik die Konzession für die erste Papierfabrik in Serbien erteilt wurde, und am 21. April erging die Konzession zur Errichtung der ersten Fabrik zur Herstellung von Eisenbahnwaggons, landwirtschaftlichen Geräten, Wasser-, Dampf- und elektrischen Maschinen.

Im Finanzministerium wurde besonders emsig an der Eintreibung der Steuern gearbeitet, und seit der Zeit, da Vukaschin Petrovitch das Finanzportefeuille übernommen hatte, ging es in dieser Beziehung nicht bloss besser, sondern das Erträgnis der Steuern war ohne Exekutionen beinahe zweimal so gross, als in der entsprechenden Zeit vor seinem Dienstantritt. Zwei Vergleichsziffern mögen hier verzeichnet werden. Während im März 1898 die direkten Steuern nur 1 134 182 Franks eingebracht hatten, wurden in demselben Monate 1899 an direkten Steuern 2 159 680 Franks einkassiert. Am 10. April 1899 fand die neue Lizitation für den dreijährigen Grossverkauf des Tabaks bei der Monopol-Verwaltung statt. Von 1893 bis 1896 war das Erträgnis durchschnittlich 7 791 406 Franks jährlich, von 1896 bis 1899, wo es unter der radikalen Leitung vergeben wurde, betrug es 7 250 000 Franks jährlich, und jetzt, unter einer Regierung,

welche keine Rücksicht auf die mächtigen Führer der politischen Parteien zu nehmen hatte, die sich beim Grossverkauf der Tabake bereicherten, jetzt sprang der Pachtzins auf 10 870 854 Franks jährlich. Diese eine Ziffer wirft ein genügend starkes Licht auf den Wert der politischen Parteiwirtschaft. Es war genug, dass zum Finanzminister ein tüchtiger Fachmann und zum Direktor der Staatsmonopole ein tüchtiger Offizier ernannt wurde, um die Einnahmen aus diesen einen Posten allein um 3 Millionen jährlich zu steigern.

Am 27. April unterschrieb der König ein Dekret, durch welches auf Grund des Art. 4 des Gesetzes vom 6. Dezember 1898 der Vertreter des Bautenministers bevollmächtigt wurde, den Vertrag über den Bau und die Exploitation des ganzen Netzes der schmalspurigen Bahnen in der westlichen Hälfte Serbiens mit Everard Calthrop und D. Markus aus London zu unterschreiben. Die zu bauenden Eisenbahnlinien waren: 1. Belgrad—Obrenovatz—Lajkovatz—Kosjeritje—Pozega. 2. Stalatj—Kruschevatz—Trstenik—Kraljewo—Pozega—Uzice. 3. Uzice—Kremna—Mokra Gora—bosnische Grenze. 4. Valjewo—Ossetchina—Zavlaka—Loznitza—bosnische Grenze. 5. Schabatz—Ljeschnitza—Losnitza. 6. Kragujevatz—Guberevtzi—Kraljevo.

Gelegentlich der Konferenzen bei Hofe, bei denen die Bestimmungen des Vertrages über den Bau der Lokalbahnen festgesetzt wurden, haben wir auch die serbischen Delegierten für den Haager Kongress gewählt, welcher auf Initiative des russischen Kaisers einberufen war. Als unsere Delegierten nominierten wir: Cseda Mijatovitch, unseren Gesandten in London, und Dr. Voja Veljkovitch, Professor an der Hochschule in Belgrad. Auf besonderes Drängen des Königs wurde ihnen noch ein Dritter beigegeben, nämlich unser Gesandter in Cetinje, Oberst Alexander Maschin. Da dieser Kongress in Holland tagen sollte und wir dort noch keinen Gesandten hatten, wurde durch königliches Dekret vom 26. April Mijatovitch auch zum Gesandten bei der Königin von Holland ernannt.

Man sieht, wir hatten genug der Arbeit und ich hatte dabei noch immer mit dem Parteigeist selbst derjenigen zu kämpfen, welche meine Regierung unterstützten. Mir war jede Verfolgung der politischen Gegner so zuwider, dass ich, als endlich einmal der

König selbst mir den Vorschlag machte, den Dr. Mischa Vuitch, einen der angesehensten Führer der radikalen Partei, zum Staatsrate zu ernennen, diesen Vorschlag bereitwilligst annahm. Und diese Ernennung machte unter den Freunden der Regierung eine solche Sensation, dass kein Geringerer als General Beli-Markovitch, der ehemalige königl. Regent von Serbien und einer meiner besten Freunde, mir am 5. Mai 1899 folgenden Brief schrieb:

„Lieber Doktor!

Die Ernennung von Vuitch zum Staatsrat hat sehr viele Leute und auch mich aufgeregt. Als ich mit Dir vor ein paar Tagen darüber sprach, warst Du sehr zugeknöpft. Infolgedessen habe ich mich anderweitig darüber informieren müssen. Zweierlei wird gesagt: Die einen behaupten, Vuitch leiste hie und da einen Dienst, indem er über die Bewegungen der radikalen Partei berichte, die anderen behaupten, Vuitch habe sich ganz besonders verdient gemacht, als das Ministerium Simitch gefallen war und das Deinige ans Ruder kam. Es hätten sich z. Z. die radikalen Herrschaften im Hause von Georg Simitch versammelt und davon gesprochen, eine Proklamation an das „radikale Volk" zu erlassen und es aufzufordern, keine Steuern mehr zu zahlen und damals soll Vuitch durch seinen energischen Widerstand diese Proklamation verhindert haben. Um zu wissen, was daran wahr ist, habe ich mich an Georg Simitch direkt gewendet und habe ihm ans Herz gelegt, sich offen mir darüber auszusprechen. Er hat mir gesagt, und ich habe Grund seiner Aussage zu glauben, dass an dem ganzen Gerede kein wahres Wort sei. Dabei hat er mir erzählt, wie Vuitch mit dem Empfang bei unserem allergnädigsten Herrn überaus zufrieden war. Der König habe Vuitch nicht bloss sehr liebenswürdig empfangen, sondern er habe sich bei ihm sogar wegen gewisser Sachen und speziell wegen dessen, was in Cetinje geschehen ist, sowie bezüglich Prizrens, förmlich entschuldigt, mit der Versicherung, dass er jetzt selbst einsehe, wie unzweckmässig es damals war, als er der Idee widerstrebte, mit Prizren eine Konzession zu machen."

„Ich bitte Dich, sobald Du den König siehst, ihn zu fragen, ob diese Erzählung von Vuitch auf Wahrheit beruht, und besonders, ob es wahr ist, dass sich der König bei Vuitch entschuldigt hat.

„Ich habe mich ganz für das jetzige Regime eingesetzt, und ich will wissen, ob wirklich eine neue radikale Zeit im Anzuge ist, damit ich mich langsam zurückziehen kann. Nicht wegen mir persönlich, — ich fürchte nichts und niemanden, — sondern wegen meiner Kinder, die noch sehr klein sind.

„Es grüsst Dich vielmals

Dein

Beli-Markovitch."

Auch ich hatte ein Haus voll Kinder, auch ich wusste, dass in Serbien nach jedem politischen Wechsel selbst die Kinder der gewesenen Minister viel zu leiden haben, weil auch sie verfolgt werden; und dann wusste ich, dass ein so erprobter Freund der

Dynastie, ein so erfahrener Politiker, ein so aufrichtiger persönlicher Freund, wie es der General Beli-Markovitch zweifellos war, einen solchen Brief nicht ohne genügenden Grund geschrieben hätte. Trotzdem schenkte ich dieser Warnung des alten Freundes nicht die genügende Würdigung, weil ich ja doch zu der Loyalität meines Königs, dem ich mit der ganzen Ergebenheit eines ehrlichen Menschen und eines treuen Soldaten diente, volles Vertrauen besass... Gleich nach der Rückkehr des Königs von seiner Reise im Innern machten wir einen neuen wichtigen Schritt im Interesse der Entwickelung der Armee, denn am 12. Mai 1899 wurde das königliche Dekret unterschrieben, durch welches zu der einen Kavalleriebrigade eine zweite geschaffen wurde, womit unser stehendes Heer auch eine vollständige Kavallerie-Armeedivision erhielt. Am 16. Mai 1899 legte der König persönlich unter grossem Pomp den Grundstein zur ersten serbischen Zuckerfabrik in Belgrad. Unmittelbar darauf begannen am Timok in der Umgebung des Dorfes Glogovitza, der Spur der alten Römer folgend, welche dort Goldbergwerke betrieben hatten, umfangreiche Arbeiten zum Wiederbetriebe der Goldexploitation.

Und vieles anderes gab es, was jeden Serben interessieren musste, allein was scherte sich unsere Opposition um die Vergrösserung der Armee, um neue Fabriken, um Goldbergwerke in Serbien? Sie hatte Wichtigeres zu tun. Ihr Hauptorgan „Zastava" meldete in der Nummer vom 19. Mai, dass nicht nur Herr Jadovsky keinen Nachfolger bekommen, sondern dass auch Oberst Taube, der Militärattaché Russlands, am 26. Mai zur Übergabe seines Abberufungsschreibens nach Belgrad kommen und sofort auch die ganze russische Vertretung mit sich nehmen werde. Am 26. Mai d. J. werde so zwischen Russland und Serbien alles ins Reine gebracht sein. Hierbei unterlief ein Irrtum, die Sache wurde erst einen Monat später zur Wahrheit; aber tatsächlich wusste das Hauptorgan der serbischen Opposition jedenfalls schon vorher, was uns zugedacht war.

Angesichts einer solchen apodiktischen Prophezeiung verfolgte ich selbstverständlich mit grossem Interesse eine Reise, die der russische Botschafter in Rom, Herr von Nelidow, gerade dieser Tage via Konstantinopel nach Sofia und Belgrad unternahm.

Nelidow reiste am 20. Mai von Konstantinopel mit dem

Orientexpresszuge, aber ganz als Privatmann ab, so dass in Sofia zu seiner Begrüssung weder Herr Bachmetiew, noch sonst jemand aus der russischen Agentur auf dem Bahnhof erschien. Es war ja so natürlich — sie hatten keine Kunde, dass der Botschafter an diesem Tage Sofia berühren werde. Der bulgarische Agent in Konstantinopel Herr Dimitrow aber hatte seinerseits die bevorstehende Reise sehr wohl nach Sofia gemeldet, und als denn der Zug dort anlangte, harrte seiner kein Geringerer als Fürst Ferdinand selbst mit seinem Ministerpräsidenten Herrn Grekow, um den Orientexpresszug eine halbe Stunde über die vorgeschriebene Zeit halten zu lassen und mit Herrn von Nelidow in dem vom Publikum gesäuberten Teile des Perrons zu konversieren. Zunächst wurden dem Botschafter Herr Grekow und der bulgarische Schriftsteller Drndar vorgestellt, dann folgte eine intime Besprechung des Fürsten mit dem Botschafter unter vier Augen; hierbei übergab der erstere Herrn Nelidow einen grossen schwarz gesiegelten Brief, und bat mit gefalteten Händen, den Brief wohlwollend zur Weiterbeförderung zu übernehmen.

Im Belgrader Bahnhof hingegen war niemand zum Empfang erschienen, und zwar auch ich nicht, obwohl wir so gute Freunde waren, dass wir uns vor einem Jahre auf einem Bilde hatten photographieren lassen. Ich liebe es nicht mich irgend jemand aufzudrängen und jetzt, als serbischer Ministerpräsident fand ich, dass es besonders nach der Affäre Jadovsky besser sei zu warten, um zu sehen, ob Herr von Nelidow selbst unsere persönlichen Beziehungen fortzusetzen wünsche oder nicht. König Milan billigte aber diese Ansicht nicht, und als Herr von Nelidow bereits einen halben Tag in Belgrad weilte, ohne mich aufgesucht zu haben, schrieb mir König Milan: „Trotzalledem denke ich, dass Sie zu Nelidow gehen sollten, um so mehr, als Sie Jadovsky zuerst besucht haben, obwohl Sie zu ihm nicht in so intimen Beziehungen standen, wie mit Nelidow.“ Das war offenbar im Einverständnis mit dem König geschrieben, und infolgedessen machte ich mich nachmittags auf, den Sohn des Herrn Nelidow, der ja Sekretär der russischen Gesandtschaft in Belgrad war, zu besuchen, und war freudig überrascht, als ich bei ihm seinen Vater traf. Natürlich machte ich dem Sohne Vorwürfe, warum er mir von der Ankunft seines Vaters nichts gemeldet hatte, und Georg Alexandrovitch

entschuldigte sich damit, dass er auch nicht genau gewusst habe, wann der Vater kommen werde. Nun, Herr von Nelidow begrüsste mich in derselben liebenswürdigen Weise, wie er es in Konstantinopel immer getan hatte, und erzählte mir viel von seiner Schwester, welche nach seiner Versetzung nach Rom in Konstantinopel geblieben war und die er dort jetzt besucht hatte. Dann frug er mich so angelegentlich nach meinen Familienangehörigen, dass es klar war, dass ein politisches Gespräch nicht anzufangen sei. Ich verabschiedete mich denn von meinem alten Gönner, welcher sich entschuldigte, dass er noch heute abreisen müsse und somit keine Zeit haben werde, seine Freunde zu besuchen; ich fuhr ins Ministerium, und der Botschafter vor mein Haus, um seine Visitkarte dazulassen — und das war alles. Auch hiernach war es klar, dass die Durchschneidung des gordischen Knotens zwischen Serbien und Russland dem Obersten Taube vorbehalten war — so wie es die „Zastava" bereits am 19. Mai vorausgesagt hatte. Nach alledem begann ich zu ahnen, dass auch mein Kollege im Kabinett, Justizminister Kosta Christitch, dank seinen intimen Beziehungen zu gewissen radikalen Führern, Lunte gerochen haben und auch schon wissen müsse, was für eine Mission Oberst Taube habe. Denn gerade in diesen Tagen setzte er plötzlich Himmel und Erde in Bewegung, um das Justizportefeuille mit einer Gesandtschaft im Auslande zu vertauschen, wobei er jetzt nicht einmal auf der ersten Klasse bestand, die er seinerzeit als Bedingung für seinen Eintritt in das Kabinett gefordert hatte und die ich ihm sogar vor ein paar Wochen schriftlich versprechen musste, damit er nur bis zum Herbste keine partielle Ministerkrise hervorrufe. Jetzt auf einmal, wie gesagt, hatte er es so eilig mit dem Austritte aus der Regierung, dass er einwilligte, auch als Gesandter zweiter Klasse zu gehen. Nachdem ich schon für alle Fälle das Einverständnis der italienischen Regierung für seine Ernennung nach Rom in der Tasche hatte, liess ich ihn fahren, und der König überraschte mich mit dem Vorschlag, den alten Gjoka Stefanovitch, den Präsidenten des Obersten Rechnungshofes, zum Justizminister zu ernennen. Ich kannte diesen alten Herrn als guten und gewissenhaften Beamten, fand aber, dass die jetzige Lage in Serbien durch nichts die Ernennung eines so ausgesprochenen Feindes der Radikalen zum Minister rechtfertigen würde,

der noch dazu Mitglied des Kriegsgerichtes bei der Unterdrückung der radikalen Revolution im Timok-Tale 1883 gewesen war.

— Die Aufgabe meiner Regierung — sagte ich — umfasst neben den drei Hauptpunkten unseres Programms hauptsächlich die Beruhigung der politischen Leidenschaften im Lande. Warum wollen Ew. Majestät den radikalen Stier jetzt durch diese Ernennung neuerdings, und wie mit einem roten Tuche reizen? —

— Weil dieser Stier schon den Anlauf nimmt, mit seinen Hörnern Serbien zu durchbohren — sagte der König. — Ja, lieber Doktor, lesen Sie denn gar nicht, was die radikale Partei in ihren Zeitungen schreibt? Sehen Sie denn nicht, dass die Radikalen offen arbeiten, und zwar die einen für den Fürsten von Montenegro, und die anderen für die Karagjorgjevitche? Und sehen Sie denn nicht, wie ihnen die ganze russische Presse sekundiert, diese Presse, die nichts veröffentlichen darf, was nicht der russischen Regierung genehm ist? Wenn nicht die russische Regierung selbst diese Agitation der Radikalen unterstützen würde, glauben Sie denn, dass Ihr Freund Nelidow einen ganzen Tag in Belgrad zugebracht hätte, ohne sich bei mir auch nur einzuschreiben, geschweige denn eine Audienz zu verlangen? Haben Sie die neueste radikale Broschüre „Revolution in Serbien" noch nicht gelesen? —

— Ich habe, Sire, diese Broschüre noch nicht einmal gesehen, aber selbst wenn ich sie gelesen hätte, könnte sie meine Überzeugung nicht erschüttern, dass die antidynastischen Elemente in Serbien so lange keine Aussicht auf Erfolg haben können, so lange die Dynastie Obrenovitch nicht einen schicksalsschweren Fehler begeht. So lange ich in dieser Stellung bin, werden solche Fehler nicht mehr geschehen. Demgemäss fürchte ich mich nicht einmal vor einer wirklichen Revolution der Radikalen, geschweige denn vor der papierenen, und deswegen finde ich, dass es nicht klug wäre, durch diese Ernennung die kaum beruhigten Parteileidenschaften wieder aufzustacheln. —

Der König wurde so nervös, dass er seinen Zorn kaum verbergen konnte.

— Sie sind, lieber Doktor, zu selbstbewusst. Sie scheinen Ihrer Sache so sicher, dass ich gezwungen bin, Ihnen folgende präzise Frage zu stellen: Sind Sie in der Lage, die Verant-

wortung zu übernehmen, dass die Radikalen nicht in allerkürzester Zeit etwas sehr Grosses entweder gegen mich, oder gegen meinen Vater, oder gegen die ganze Dynastie unternehmen werden? Glauben Sie, dass sich Russland nicht unserer Radikalen bedient, um mir und Ihnen für die Kränkung zu danken, welche wir Jadovsky zugefügt haben? —

Ich schwieg einige Augenblicke, dann sagte ich:

— Sire, wenn unsere Radikalen allein wären, würde ich diese Verantwortung sofort schriftlich übernehmen, Russland aber ist so mächtig, dass ich keine andere Verpflichtung übernehmen kann, als die, in der Erfüllung meiner Pflicht, wenn es notwendig ist, auch mein Leben zu lassen. —

— Also sehen Sie, lieber Doktor! Glauben Sie mir, ich kenne nicht bloss unsere Radikalen, sondern auch Russland besser. Die Radikalen! Immer, wenn sie am Ruder waren, haben sie gerade Sie, lieber Doktor, verfolgt und malträtiert, und Sie wollen einen Menschen nicht zum Justizminister ernennen, von dem Sie überzeugt sind, dass er nicht bloss ein guter hoher Richter, sondern auch dynastisch absolut verlässlich ist — bloss um den Radikalen nicht wehe zu tun! Sie sind in Ihrem Ministerium so beschäftigt, dass ich nicht einmal Zeit finde, Ihnen alles zu erzählen, was ich von der unterirdischen Arbeit Russlands und der Radikalen erfahre, sonst würden Sie froh sein, anstatt des unzuverlässigen Kosta einen mutigen und energischen Kollegen zu bekommen, welcher so viele Beweise seiner Treue für die Dynastie unter den schwierigsten Verhältnissen gegeben hat. —

In diesem Augenblicke kam ganz zufällig auch König Milan dazu, und man zwang mich, Gjoka Stefanovitch zum Justizminister zu ernennen. Nachdem nun aber der spekulative Kosta schon eine partielle Ministerkrise veranlasst hatte, benützten wir die Gelegenheit, auch die Demission des noch immer nicht vollständig hergestellten Bautenministers zu akzeptieren, und den General Atanatzkovitch neuerdings zum Bautenminister zu machen.

Am 29. Mai schrieb mir der erste Delegierte Serbiens bei der Friedenskonferenz im Haag, Mijatovitch, folgenden Privatbrief:

„Wenn Du diesen Brief bis zu Ende gelesen haben wirst, wirst Du es, hoffe ich, billigen, dass ich ihn weder offiziell noch halbamtlich geschrieben habe. Die allgemeinen serbischen Volksgefühle müssen grösser sein, als unsere speziellen im Königreiche, und grösser, als die montenegrinischen. Wenn wir im Königreich

manchmal diese erhabeneren serbischen Gefühle finden, so ist das ein neuer Beweis, dass unser Land das Herz des Serbentums ist. Ich schreibe Dir diesen Brief als Serbe, und als Diener unseres Herrn, des Königs Alexander I.

„Als Serbe habe ich Dir folgendes zu sagen: Es empört mich immer mehr das Benehmen Russlands gegen Montenegro. Dieser kleine serbische Staat ist ein unabhängiger Staat, als solcher ist er von Holland zu dieser internationalen Konferenz im Haag eingeladen worden, und Montenegro hat Russland bevollmächtigt, es auch in dieser internationalen Versammlung zu vertreten. In der Tat aber wird Montenegro hier vollständig ignoriert. Für Montenegro ist nicht einmal eine Stelle im Konferenzsaale angewiesen. Wenn alle auf der Konferenz vertretenen Staaten aufgerufen werden, wird Montenegro nicht aufgerufen; Russland vertritt gar nicht Montenegro, Russland hat Montenegro diplomatisch verschluckt, und hat schliesslich auch vergessen, dass es diesen unabhängigen Staat verschluckt hat. Wir haben in verschiedenen Kommissionen der Konferenz bis jetzt wenigstens hundertmal abgestimmt, und niemals hat Russland auch nur daran gedacht, separat das Votum für Montenegro abzugeben. Und kein anderer ausser mir hat bis jetzt daran gedacht, dass auch Montenegro von Rechts wegen Mitglied dieser Konferenz ist.

„Jeden Tag drängt sich mir die Frage auf: ist es nicht unsere Pflicht als Serben, auf dieser Konferenz das Recht Montenegros zu reklamieren, damit es nicht mit den zerrissenen Briefkuverts in den Papierkorb geworfen wird? Wenn ich einfach nach meinen serbischen Instinkten handeln dürfte, würde ich das schon in einer der ersten Sitzungen getan haben. Ich habe mich zurückgehalten, weil ein solcher Schritt nicht bloss eine Reklamierung der Unabhängigkeit Montenegros, sondern zu gleicher Zeit eine Demonstration gegen Russland wäre, und ich sehe ein, dass ein solcher Schritt politische Bedeutung hätte und dass ich ihn ohne Bewilligung S. M. und ohne Dein Wissen und Deine Billigung nicht vornehmen darf.

„Nun aber, findest Du nicht auch, dass dies eine ausgezeichnete Gelegenheit für unseren König wäre, im Angesichte der ganzen Welt Montenegro in Schutz zu nehmen? Wenn unser allergnädigster Herr erlauben wollte, würde ich in der ersten Vollsitzung der Konferenz und bei der ersten Abstimmung aufstehen und konstatieren, dass in dieser Versammlung für Montenegro, trotzdem es als unabhängiger Staat eingeladen ist, weder ein Sitz vorhanden ist, noch seine Ansicht und seine Abstimmung verlangt wird, und schliesslich fragen, ob es nicht korrekter wäre, wenn bei jedem Aufruf diejenigen, welche Montenegro vertreten, aufgefordert würden, für dasselbe separat abzustimmen.

„Eine solche Erklärung müsste in das Sitzungsprotokoll aufgenommen werden, und würde eine unauslöschliche Spur hinterlassen, welche beweisen würde, dass Russland und die anderen Staaten auf der internationalen Konferenz die Existenz Montenegros vergessen haben, und dass wir serbischen Delegierten allein unsere Stimme erhoben und Russland und die anderen Staaten aufgefordert haben, Montenegros als eines unabhängigen Staates zu gedenken. So würden wir vor der ganzen Welt zeigen, wie sehr es uns am Herzen liegt, dass die Unabhängigkeit des Bruderstaates respektiert werde. Natürlich läge darin auch eine gute Portion Ironie des Schicksals, denn sicherlich würde dieses unser Eintreten zum Schutze der montenegrinischen Interessen sowohl dem Fürsten von Montenegro, als auch Russland

sehr unangenehm sein. Aber das ist kein Grund, auf den politischen Nutzen, welchen wir aus einem solchen Schritt hätten, zu verzichten.

„Wenn S. M. und Du finden sollten, dass diese Demonstration nicht unternommen werden soll, dann brauchst Du diesen meinen Brief gar nicht zu beantworten; wenn Du aber willst, dass ich die Sache so ausführe, wie ich sie hier vorgeschlagen habe, telegraphiere mir.

„Mit freundschaftlichen Grüssen

Dein alter Kamerad

Cseda Mijatovitch."

Obwohl ich vollständig die Ansicht meines Freundes in dieser Sache teilte, und wenn ich allein die Entscheidung zu treffen gehabt hätte, seinen Vorschlag genehmigt haben würde, kannte ich doch die Gefühle des Königs gegenüber Montenegro zur Genüge, um zu wissen, dass er diesen Vorschlag nie billigen werde. Deswegen begnügte ich mich, als der König den Brief gelesen hatte und ihn zornig auf den Tisch warf, zu sagen, dass ich diesen Brief ohne Antwort lassen wolle.

— Im Gegenteil, lieber Doktor — sagte der König — nicht bloss müssen Sie ihn beantworten, sondern sogar telegraphisch, und ich verlange, dass Sie ihm heute folgendes in Chiffern telegraphieren: „Habe Deinen Brief vom 29. Mai dem König vorgelegt, und er hat mir befohlen, seinen Gruss mit folgenden Worten auszurichten: Du sollst keine Dummheiten machen und sollst Dich nicht wie der närrische Maxim in der Kirche benehmen." —

Ich habe am selben Tage an Mijatovitch telegraphiert, habe aber versucht, diesen königlichen Gruss in die diplomatische Sprache zu übersetzen.

Am selben 29. Mai 1899 referierte der Kriegsminister im Ministerrate unter Präsidium des Königs über die verschiedenen Systeme der Repetiergewehre und des rauchlosen Pulvers, sowie über die Resultate seiner bisherigen diesbezüglichen Verhandlungen, und wir beschlossen darnach, neunzigtausend Repetiergewehre, Modell Chile, und die entsprechende Munition mit rauchlosem Pulver für die serbische Armee anzuschaffen. Am gleichen Tage fand ich in deutschen wie auch serbischen Blättern wie auf Kommando die Mitteilung, dass König Alexander sich entschlossen habe, die Tochter des Obersten Alexander Constantinovitch zu heiraten.

Ich war ärgerlich, dass diese Zeitungsente, welche ich bereits einmal hatte niederschlagen lassen, schon wieder aufgeflattert war, und ging zum König, um ihm zu sagen, dass man diese Gerüchte noch einmal und noch energischer dementieren müsste. Ich habe dabei absichtlich folgendes gesagt:

— Wenn nicht die wichtigsten Staatsinteressen es kategorisch verlangen würden, dass Ew. Majestät eine Prinzessin aus einem regierenden Hause heirate, oder wenigstens aus einem Hause, welches unsere nationale Dynastie mit möglichst vielen Herrscherfamilien in Europa verschwägern würde, würde ich der erste sein, welcher Ihnen vorschlagen würde, Fräulein Constantinovitch zu heiraten. Denn sie ist nicht bloss das schönste Mädchen in Serbien und vielleicht in ganz Europa, sondern sie ist an Herz und Seele ein geradezu ideales Geschöpf, aber . . . —

— Sind Sie von Sinnen, Doktor? — schrie mich der König mit dem Diskant an, zu welchem sich seine Stimme im höchsten Zorn immer verstieg, und warf mir über seinen Zwicker einen Blicke zu, als ob er mich durchbohren wollte. Aber er fasste sich schnell und setzte dann ruhig mit seiner gewöhnlichen Stimme fort: — Entschuldigen Sie, lieber Doktor, aber Sie sind selbst schuld, wenn ich mich für einen Augenblick habe hinreissen lassen. Sie wenigstens wissen genau, wie die Frage meiner Heirat steht. Sie haben mir mit Ihrer Staatsräson in dieser Frage schon den Kopf warm gemacht, Sie wissen, wie viele Versuche bis jetzt gemacht wurden, um eine annehmbare Kandidatin zu finden, und auf einmal zweifeln Sie selbst, ob Sie diese Gerüchte dementieren sollen! Ich bin doch nicht auf den Kopf gefallen, um daran zu denken, die Enkelin eines ehemaligen Krämers in Triest zur Königin von Serbien zu machen? . . . Dementieren Sie diese unverschämten radikalen Lügen auf die drastischeste Weise. —

— Zu Befehl, Majestät. —

Am 31. Mai 1899 erhielt ich vom Finanzminister folgenden Brief:

„Als der Ministerrat in der Sitzung vom 28. d. M. dem Herrn Kriegsminister die Vollmacht erteilte, den Vertrag über die Anschaffung der Repetiergewehre und der neuen Munition abzuschliessen, welche 20 Millionen Franks kosten sollen, hat sich der Ministerrat zu diesem Schritte hauptsächlich auf Grund meiner Erklärung entschlossen, dass die Unionbank auch den Rest der Exploitationsanleihe im Betrage von 15 Millionen effektiv optieren wird. Diese meine Erklärung war, wie

Sie wissen, auf die schriftliche Empfehlung basiert, welche Herr Minkus als Direktor der Unionbank Herrn Riese, dem Vertreter der betreffenden Gewehrfabrik mitgegeben hat.

„Jetzt muss man darauf bestehen, dass die Unionbank die Option zu unseren Gunsten ausführt. Der Termin für diese Option ist der 1. September des laufenden Jahres.

„Da Sie, Herr Ministerpräsident, dieser Tage ins Ausland zu reisen gedenken, bin ich so frei, zu bitten, Sie möchten sich in Wien aufhalten und mit Herrn Minkus auf folgender Grundlage diese Verhandlung übernehmen:

1. Die königliche Regierung habe auf Grund der an mich adressierten Empfehlung des Herrn Minkus für Herrn Riese, einen Vertrag mit demselben über die Lieferung der neuen Gewehre und Munition abgeschlossen.

2. Dabei haben wir gerechnet — und rechnen heute noch mehr — hauptsächlich auf die Bereitwilligkeit des Herrn Minkus zur Option auch betreffs des Restes der betreffenden Anleihe für den 1. September d. J.

3. Die ganze Summe braucht nicht auf einmal erlegt zu werden, sondern in Raten, welche der Kriegsminister mit dem Lieferanten für die Lieferung der neuen Gewehre und Munition vereinbart hat. Somit brauchen wir bis Ende d. J. im ganzen 4 200 000 Franks und bis zum August nächsten Jahres den Rest bis zu 15 Millionen.

4. Wir verlangen nicht, dass das Geld uns ausgehändigt wird, sondern es kann unmittelbar den Gewehr- und Munitionsfabriken gezahlt werden.

5. Bitte ihm mitteilen zu wollen, dass die Lieferung der Munition bloss deswegen einer belgischen Fabrik in Herztal übergeben wurde, damit der belgische Geldmarkt durch diese Fabrik für unsere Exploitationsanleihe interessiert wird, und damit Herr Minkus in die Lage versetzt wird, die Obligationen dieser Anleihe auch in Belgien zu plazieren.

6. Wollen Sie die Aufmerksamkeit des Herrn Minkus auf die Folgen lenken, welche eintreten würden, wenn er uns in dieser Frage im Stich lassen würde. Diese Folgen wären auch für die Unionbank sehr unangenehm, weil wir durch ein unregelmässiges Bezahlen der bestellten Waffen den Staatskredit des Landes wieder erschüttern würden, zu welchem die Unionbank so viel Vertrauen gezeigt hat.

„Ich brauche Sie nicht besonders zu bitten, denn Sie werden es selbst am besten beurteilen, wie wichtig es für uns ist, von Herrn Minkus die bindendsten Erklärungen in Bezug auf die Option zu erhalten.

„Ich wäre Ihnen, Herr Ministerpräsident, zu grossem Danke verbunden, wenn Sie die Güte hätten, mir die Resultate Ihrer Verhandlungen mit Herrn Minkus mitteilen zu wollen.

„Genehmigen Sie usw. Vuk. J. Petrovitch."

Was es für eine Bewandtnis mit meiner in diesem Briefe erwähnten Auslandsreise hatte, werden wir sogleich sehen.

XIII.

Höhepunkt der Volkstümlichkeit des Königs. — Ein kleiner Orden als tragische Schuld.

Die in der amtlichen Zeitung publizierten Berichte über den Empfang, welchen der König auf seiner ganzen Reise im westlichen Serbien gefunden hatte, waren so überschwänglich, dass selbst wir, die wir durch die zahlreichen Staatsgeschäfte in Belgrad zurückgehalten waren, sie für vielfach übertrieben halten mussten. Es bot sich uns aber Gelegenheit, mit eigenen Augen zu sehen, dass die Begeisterung und Liebe des Volkes, welche dem König bei dieser Reise bezeugt wurde, gar nicht gekünstelt, sondern wahrhaft aufrichtig war. Wir erhielten den Befehl, die Abfahrt des Dampfers „Nikolaus II." aus Belgrad nach Schabatz zur Abholung des Königs zu benützen und ihm alle bis dahin entgegen zu reisen. Einige Stunden vor der Ankunft des Königs waren wir denn auch in Schabatz. Am Abend desselben Tages erschien vor der Bischofsresidenz, in welcher der König mit seiner Suite abgestiegen war, ein riesiger Fackelzug. Während dieser Ovation stand der König mit uns allen auf dem Balkon. Als hierbei ein Gesangverein die Nationalhymne vortrug, erblickte ich zufällig hinter der Suite des Königs ganz versteckt den Präfekten von Schabatz, Zivko Andjelitch, und es schien mir, dass der Gesichtsausdruck des obersten Beamten des ganzen Schabatzer Regierungsbezirks den Stimmungen des unten versammelten Volkes nicht entsprach. Da muss es etwas geben — dachte ich mir, und mitten während der donnernden Hochrufe des in der ganzen Strasse versammelten Volkes zog ich mich zurück und überraschte den tief besorgten Kreispräfekten mit folgender Frage:

— Zivko, was hast Du?

Andjelitch fuhr wie aus einem Traume auf und sagte:

— Ich? Ich habe gar nichts, Herr Ministerpräsident. —

— Wieso nichts? Wir sind alle von der Begeisterung, mit welcher unser König auf seiner ganzen Reise vom Volke empfangen wurde, so beglückt, weil wir darin einen Beweis sehen, dass die Politik, welche der König mit uns eingeleitet hat, das ganze Volk für sich gewonnen hat. Und mitten unter so vielen freudig jauchzenden Menschen bist Du der einzige, der dasteht und aussieht, als ob ihm ein grosses Unglück widerfahren wäre. Du kennst zu gut die Seele unseres Volkes, Du weisst am besten, welche Begeisterung wahr und welche von der Polizei gemacht ist, und wenn Du, einer der fähigsten und intelligentesten Kreispräfekten, die wir überhaupt haben, in diesem Momente so tief besorgt aussiehst, dann muss es dafür einen ernsten Grund geben. Befürchtest Du vielleicht ein Attentat auf den König? —

Zivko Andjelitch fuhr zurück, als ob ihn eine Schlange gebissen hätte und wurde leichenblass.

— Ein Attentat? auf den König Alexander? Gott mit Ihnen, Herr Ministerpräsident — sprach Andjelitch sehr nervös, und jetzt wurde er so rot, als ob ihm das ganze Blut zu Kopfe gestiegen wäre. — Ich weiss nicht, ob die Begeisterung des Volkes in anderen Landeskreisen, welche S. M. bei dieser Reise besucht hat, gemacht war, oder nicht. Aber was ich fest behaupten kann, das ist, dass die Stimmung Aller an der Drina echt ist und wirklich vom Herzen kommt und dass ich und meine Polizisten in diesen zwei Drinakreisen nicht einmal mit dem kleinen Finger gearbeitet haben. Ich habe als Polizeibeamter beinahe im ganzen Lande gedient, ich kenne unser Volk, wie ich meine Tasche kenne, und wenn ich es Ihnen sage, so können Sie mir glauben: dieses Volk ist tatsächlich der politischen Parteiwirtschaft überdrüssig geworden. Das Volk hat wirklich erleichtert aufgeatmet, als Ihre Regierung dem politischen Parteikampfe im Lande ein Ende machte und die schlechten Elemente aus den Gemeinderäten und Bürgermeisterstellungen wegjagte und durch die angesehensten Hausherren ersetzte. Sie haben schon genug getan — fuhr er fort — dass Sie die radikalen Geistlichen in die Kirche und die radikalen Schullehrer in die Schulen verwiesen, so dass jeder Dorfbewohner nun mit Be-

ruhigung wieder das Gewehr aus der Hand stellen kann, mit welchem er sich früher jeden Abend niedergelegt hat und jeden Morgen wieder aufgestanden ist. Es ist ja eine Zeit, wo faktisch jeder seinen Geschäften nachgehen kann, ohne sich vor Brandstiftern und politischen Mördern zu fürchten. Nein, Herr Ministerpräsident, diese Volkstimmung ist nicht gemacht, das Volk wünscht nichts so sehr, wie Ruhe, Ordnung und Sicherheit für die Person und für das Vermögen, und jede Regierung, die ihm dies sichert, kann ohne Sorge sein. . . Und was den König Alexander persönlich betrifft . . . ihn hat das Volk wirklich gern, besonders seit der Zeit, seit welcher er zeigt, dass er ein Mann ist, und genau weiss, was er will. Von seiner Jugend erwartet das Volk soviel, dass es niemandem einfallen wird, die Hand gegen ihn zu erheben. —

Ich schwieg einige Augenblicke, und richtete dann an ihn eine zweite Frage:

— Dann scheinst Du ein Attentat auf den König Milan zu befürchten . . . —

Andjelitch schaute mich mit Augen an, wie man sie nur bei der Basedowschen Krankheit sehen kann, und dann sagte er:

— Sie sind nicht bloss Regierungschef, sondern zugleich Minister des Äusseren, und Sie werden besser wissen, als ich es hier in Schabatz wissen kann, ob dem König Milan eine Gefahr droht. —

Andjelitch nahm das Taschentuch heraus und wischte sich grosse Schweisstropfen von der Stirne weg.

— Ich habe diese Frage an Dich gerichtet, weil ich als Minister des Äusseren genau weiss, dass die Feinde der nationalen Dynastie schon anderthalb Jahre besonders in Bulgarien verzweifelte Landstreicher anwerben, um etwas gegen den König Milan vorzunehmen; und als ich vorhin den Ausdruck Deines Gesichtes sah, dachte ich mir, ob Du nicht vielleicht hier einem solchen Verschwörer auf die Spur gekommen bist?

— In Schabatz kann König Milan ruhig schlafen — sagte Andjelitch, und ich fand es damals nicht sehr auffällig, dass er den Namen der Stadt besonders betonte.

— Wenn es auch das nicht ist, dann musst Du einen besonderen persönlichen Grund haben, um in einem Augenblicke so be-

sorgt und traurig zu sein, wo wir uns alle freuen. Sage mir, was ist es. —

— Es ist sehr schwer, Herr Präsident, diese Frage aus dem Stegreif zu beantworten, und noch dazu heute abend, wo ich hier und in den Strassen der Stadt bis in die entferntesten Vorstädte patrouillieren muss, weil heute meine Stadt über zehntausend Gäste beherbergt, für welche ich verantwortlich bin. Den wahren Grund meiner Traurigkeit würden Sie erst dann begreifen, wenn Sie all' das lesen würden, was ich im tiefsten Innern versteckt habe — wenn Sie all' die delikaten und dämonischen Missionen kennen würden, welche mir im Laufe meines Staatsdienstes anvertraut waren. Für den Moment wird es genügen, wenn ich Ihnen folgendes anführe: Immer während meiner ganzen Dienstzeit, wenn es notwendig war, die Dynastie Obrenovitch gegen teuflische Anschläge ihrer Feinde zu verteidigen, habe ich die schwierigsten und manchmal auch die schmutzigsten Aufgaben bekommen. Als seinerzeit Peter Karagjorgjevitch bei Donji Milanovatz in Serbien eingedrungen und auf dem Wege nach der Jassenitza begriffen war, wo er sicher imstande gewesen wäre, einen Aufruhr anzuzetteln, war ich derjenige, vor welchem Peter nach Svinjitza geflohen ist. Ohne Selbstlob kann ich kühn behaupten, dass ich persönlich auch ein grosses Verdienst habe, wenn heute Obrenovitch V. auf dem Throne Serbiens sitzt. Und trotz alledem! als unlängst der Orden Milosch des Grossen gestiftet wurde, um mit ihm diejenigen auszuzeichnen, welche ihr Leben für die Dynastie Obrenovitch eingesetzt haben, und als die ersten Orden ausgeteilt wurden, bekam ihn sogar Jovo der Kürschner . . . bloss Andjelitch bekam ihn nicht. Es geschieht ihm auch recht, denn wenn es dem Andjelitch gelungen wäre, nicht bloss den Prätendenten zur Flucht auf das österreichische Ufer zu zwingen sondern ihn direkt erschiessen zu lassen oder lebendig gefangen zu nehmen, würde König Milan doch noch behaupten, dass ich nach der „Tradition“ ein Anhänger der Karagjorgjevitch bin . . .

Die letzten Worte sprach Andjelitch mit besonderer Bitterkeit. Ich lachte laut auf.

— Nur das ist es, Brüderchen? Nun, Dir kann leicht geholfen werden. —

In diesem Augenblicke war die Ovation zu Ende und der

König begab sich mit seiner ganzen Suite vom Balkon in den grossen Saal, und liess mich sofort rufen.

— Doktor, Doktor, was hatten Sie mit dem Andjelitch so lange zu munkeln, und noch dazu während des Fackelzuges, wo Sie neben mir stehen sollten?

— Sire, ich finde, dass es für Ew. Majestät immer besser sein wird, wenn ich wenigstens in der Öffentlichkeit nicht n e b e n , sondern h i n t e r Ew. Majestät stehe. —

— Zugegeben, aber nur nicht z u w e i t hinten. Aber, sagen Sie mir, was haben Sie mit dem Andjelitch gesprochen . . . das interessiert mich a u s s e r o r d e n t l i c h. —

— Nun, Sire, ich habe gesehen, dass er mitten in der so allgemeinen Freude traurig und tief besorgt aussah, und wollte wissen warum. Es scheint, dass man am Palmsonntag eine „Dummheit“ gemacht hat, weil man bei dieser Gelegenheit Andjelitch vergessen hat. Und ich bitte diese Unterlassung gut zu machen. —

— Ich habe bei dieser Gelegenheit Andjelitch nicht vergessen, aber Papa hat durchaus nicht einwilligen wollen, dass der Orden Milosch des Grossen auch ihm verliehen werde. Versuchen Sie, lieber Doktor, meinen Vater in dieser Frage zu überzeugen und wir werden noch heute abend Andjelitch diesen Orden geben. —

Ich ging sofort, den König Milan aufzusuchen, und fand ihn im Schlafzimmer, wo er sich für das Bankett umziehen wollte.

— Ach, Du bist's Doktor? Was gibt es denn so Eiliges? —

Ich sagte ihm, warum ich gekommen war, und trachtete mit allen Kräften „den alten Herrn“ zu überzeugen, dass er in seiner Theorie über die dynastische Tradition zu weit gehe. . .

— Niemals, verstehe mich gut, n i e m a l s habe ich mich in dieser Theorie getäuscht — sagte König Milan.

— Weshalb nicht, Majestät? Haben Sie nicht jahrelang behauptet, dass Milutin Garaschanin ein Todfeind der Dynastie sei, weil das Blut seines Grossvaters zwischen Ihren beiderseitigen Familien läge, und dass eine aufrichtige Aussöhnung zwischen den Obrenovitchs und den Garaschanins so lange unmöglich ist, als ein gewisses Grab in Grotzka existieren wird? Nun, und was ist geschehen? Als Milutin Minister Ew. Majestät geworden war, ist er über jenes Grab zur Tagesordnung übergegangen, und als er von den alten Anhängern der Karagjorgjevitchs gefragt wurde,

wann er denn an die Vertreibung Ihrer Dynastie schreiten werde, hat er ihnen zur Antwort gegeben, dass er ein treuer Diener der Obrenovitchs ist. Und sagen Sie, Majestät, hat Ihnen Milutin nicht treu gedient?

— Mein lieber Doktor, Milutin Garaschanin war ein Staatsmann und noch dazu ein genialer Staatsmann, während Andjelitch ein politischer Verbrecher ist, . . . sehr fähig, sehr verwendbar, aber im Grunde doch ein Verbrecher. Während ich in diesem Lande geherrscht habe, habe ich mich seiner sehr oft bedient, besonders in Sachen, für welche ich Handschuhe gebraucht habe, um mir die Hände nicht schmutzig zu machen, und er war mir sehr nützlich. Deswegen hat der König und haben auch Sie sehr gut getan, ihn als Kreispräfekten zu behalten. Der König wird den Mann noch sehr häufig brauchen, das habe ich ihm oft genug gesagt, und ich habe auch nichts dagegen, wenn er bei dieser Gelegenheit den Andjelitch mit einem Orden auszeichnet. Geben Sie ihm welchen Orden Sie wollen, aber wenn Sie mich um Rat fragen, dann entweihen Sie nicht den Orden Milosch des Grossen, denn nach meiner tiefsten Überzeugung dient Andjelitch beiden Seiten, und er wird sehen, auf welcher Seite mehr zu verdienen ist. . . —

— Um Gottes willen, Majestät . . . — versuchte ich zu sprechen, aber König Milan fiel mir ins Wort:

— Wenn ich von etwas überzeugt bin, dann kann nichts in der Welt mich von dieser Überzeugung abbringen. Zwanzig volle Jahre habe ich mich dieses Mannes bedient und ich kenne ihn besser wie der König und Sie. Wenn Sie ihm jetzt den Orden Milosch des Grossen geben, dann haben Ristitch, Beli-Markovitch, und Nikola Radovanovitch das Recht, diesen Orden Euch zurückzusenden. Geben Sie ihm irgend etwas anderes, zum Beispiel den weissen Adler-Orden. Von dem hat er schon die fünfte Klasse, geben Sie ihm jetzt die vierte. Das ist eine sehr hohe Dekoration, welche Sie selbst erst als Ministerpräsident bekommen haben, und das wird doch auch für den besten Präfekten genug sein, nicht? —

Mittlerweile war auch König Alexander ins Zimmer seines Vaters gekommen und hatte die letzten Worte gehört.

— Papa hat recht. Wollen Sie, lieber Doktor, anordnen, dass man mir alsogleich eine Dekoration des weissen Adlerordens vierter

Klasse bringe, und wir wollen sie ihm noch vor dem Bankett geben. —

Ich habe diesen Befehl ausgeführt und ein wenig später, als wieder alle im Salon versammelt waren, sprach der König einige schöne Worte über die beispiellos-eifrigen Dienste des Kreispräfekten von Schabatz, welche ihn bewogen hätten, ihm ein neues Zeichen seines königlichen Wohlwollens zu geben usw.

— Danke, Majestät — sagte Zivko trocken und mit einer heiseren Stimme, als er das Etui mit der Dekoration aus den Händen des Königs in Empfang nahm.

Wir beeilten uns dem soeben Ausgezeichneten zu gratulieren, und nur die wenigsten bemerkten hierbei das unheimliche Lächeln des Königs, als er aus dem Gesichte des Andjelitch las, was das heisere „Danke, Majestät" bedeuten mochte. Es war klar, Andjelitch war bis ins Herz beleidigt, als er anstatt des Ordens, welchen er verlangt hatte, einen anderen erhielt. Als ob es der König darauf abgesehen hätte, diese Wunde in seinem Herzen noch mehr zu vergiften, unterschrieb er Tags darauf, ohne dass ich vorher davon ein Wort erfahren hätte, folgendes ganz ungewöhnliche Dekret:

„Indem wir die herzlichen Dienste, welche uns S. Eminenz Herr Demetrius Bischof von Schabatz bis jetzt erwiesen hat, anerkennen;

„Indem wir die treuen Dienste würdigen, die er der hohen orthodoxen Kirche und dem Volke der uns so teuren Diözese von Schabatz geleistet hat; und

„In der Überzeugung, dass er im Dienste der nationalen Religion, des Königs und des Vaterlands ausharren wird,

„Zeichnen wir ihn, in dem Wunsche, ihm ein neues Zeichen unseres königlichen Wohlwollens und unserer Anerkennung für die bisherigen Verdienste zu geben, — mit unserem Orden Milosch des Grossen dritter Klasse aus.

„Der Kanzler unserer königlichen Orden ist mit dem Vollzuge dieses unseres königlichen Dekretes betraut. Alexander."

Diese demonstrative Auszeichnung des Bischofs von Schabatz kam um so unerwarteter, als dieser Kirchenfürst gar keine besonderen Verdienste um die Dynastie hatte und sich das Gegenteil, wenigstens mit Bezug auf König Milan, sehr leicht beweisen liess. Erst nach einigen Jahren habe ich begriffen, was diese Ordensgeschichten von Schabatz zu bedeuten hatten, und dann erst wurde offenbar, dass die Affäre von der Dekorierung des Andjelitch gerade so unglückselige Folgen hatte, als eine andere Ordens-

geschichte, welche 64 Jahre früher gespielt hatte, als der erste Obrenovitch vom Besuche beim Sultan Machmud II. aus Konstantinopel für alle seine Grosswürdenträger türkische Orden heimbrachte und nur jenen Vutchitch vergass, der dann später zum „Anführer des Volkes“ gegen die Obrenovitchs wurde.

Tags darauf, am 6. Mai 1899 reiste der König auf seinem Separatdampfer „Nikolaus II.“ von Schabatz ab. Am Saveufer gaben ihm unübersehbare Massen das Geleite, und grüssten ihn mit nicht endenwollenden Hochrufen. Aber das war noch nicht genug. Die reichen Drinabewohner mieteten noch vier reichdekorierte und in Flaggenschmuck prangende Dampfer der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft, um den geliebten König bis nach Belgrad zu begleiten. Als das königliche Schiff vom Saveufer abstiess, begannen die Kapellen auf allen Dampfern die Nationalhymne zu spielen, die Kanonen vom Ufer grüssten ihren obersten Kriegsherrn mit einträchtigen Salven, und all' dieser Donner wurde von dem Jauchzen der vielen Tausende von Menschen am Ufer und auf den Dampfern beinahe noch übertönt.

Auf halbem Wege zwischen Schabatz und Belgrad war auf dem Saveufer bei Obrenovatz eine solche massenhafte Ansammlung, dass der König das Zeichen gab, seinen Dampfer sowie die ihn begleitende Flottille halten zu lassen, um die Begrüssung des Volkes entgegenzunehmen. Das war aber den wackeren Bewohnern des Tamnava-Gebietes nicht genug, auch sie hatten einen Dampfer bereit, auch sie wollten ihren König bis nach Belgrad begleiten; und so kam der König vor Belgrad mit sechs Dampfern an, welche zum Erdrücken voll waren. In Belgrad selbst waren nicht bloss der riesige Platz am Hafen, sondern alle zuleitenden Strassen und selbst die höher gelegenen Parkanlagen bei der Festung von einer unübersehbaren Menschenmenge bedeckt.

Aber es schien, als ob der König bei Belgrad nicht halten wollte ... Der „Nikolaus II.“ ging an dem aufgeputzten Landungssteg, an welchem schon alle Grosswürdenträger zum Empfange des Königs aufgestellt waren, vorbei, und fuhr, wenn auch langsam, bis zum Einfluss der Save in die Donau, unterhalb der Belgrader Festung.

— Nanu, was soll das jetzt? — fragte jemand aus der königlichen Suite verwundert.

— Der König — sagte König Milan, warf die kaum angezündete Zigarette über Bord und zündete sich eine frische an — der König muss bei Belgrad mit seiner ganzen Flotte vorbeidefilieren, um seinen treuen Belgradern zu danken, dass sie alle zu seinem Empfange erschienen sind. So, jetzt sind wir unter den Mauern des alten römischen Singidunum, jetzt wollen wir umkehren. —

— Es bleibt dabei, er ist ein grosser Regisseur — flüsterte mir einer der Kollegen ins Ohr.

Darauf sagte ich ihm leise, ich wäre in der grössten Versuchung, dem König Milan zu sagen: Majestät, jammerschade, dass Sie kein Schauspieler geworden sind.

— Du hast recht. Erinnerst Du Dich noch jener Szene bei der Abdikation, als er vor seinem Kinde in die Knie sank, um den Treueschwur zu leisten? —

— Jawohl. Damals haben wir wie die Weiber geweint, anstatt ihn zu verhaften. —

— Oder — Er hätte uns früher alle verhaftet. —

— Hast recht. —

— Gib nur acht, jetzt wird er wiederum was erfinden. —

Und richtig, als der „Nikolaus II." zurückgefahren war und beim Landungsstege anlegte, und der König schon seinen Kammerdiener nach Mütze, Säbel und Handschuhe schickte, trat sein Vater an ihn heran und sagte ihm französisch:

— Bevor Du ans Land steigst, wäre es sehr gut, vor den versammelten Einwohnern Deiner Residenz jenen Volksmassen auf den Dampfern, welche weder Zeit noch Geld gespart haben, um Dich bis nach Belgrad zu begleiten, Deinen Dank auszusprechen. —

— Sehr gerne, Papa, aber wenn ich noch so sehr schreie, werden die Leute dort auf den Schiffen in diesem furchtbaren Lärm nichts hören.

— Ich denke auch nicht, dass Du sprechen sollst. Gib den Befehl, dass alle Schiffe an dem Deinigen vorbeidefilieren. Prends la revue de ta flotte.

— Tiens, ça c'est une bonne idée — sagte der König und gab die notwendigen Befehle. Und die fünf Dampfer „Deligrad", „Ferdinand Max", „Matchva", „Belgrad" und „Drenkova" defilierten

vor dem König, und die Begeisterung setzte sich fort über den Fluss, bis hinauf zu den Höhen des Festungsparkes.

— C'est vraiment beau — père — sagte der König. — Jetzt dürftest auch Du, Papa, ganz ruhig und zufrieden sein, und wenigstens dieses Jahr nach Karlsbad gehen, um Deine Gesundheit zu pflegen, nicht wahr? —

— Ich bin zufrieden und ruhig. Aber für Karlsbad ist es noch zu früh. —

— Nun, Doktor, was sagen Sie dazu? — fragte der König — was suchen Sie denn mit dem Binocle da oben am Rande des Festungsparkes?

— Ich sage gar nichts, Sire. Ich schaue, ob jemand vom diplomatischen Korps da oben steht, um dies alles mitanzusehen. Wenn die Herren vom diplomatischen Korps den Reiseberichten in der amtlichen Zeitung nicht geglaubt haben, jetzt können sie mit eigenen Augen sehen, wie es ungefähr im Innern des Landes ausgesehen haben mag.

— Wenn irgend jemand vom diplomatischen Korps, so ist Herr Mansurow da oben — sagte der König.

— Gerade den, Sire, möchte ich jetzt da oben nicht gehabt haben ... —

— Warum?! —

— Wenn auch die Begeisterung des Volkes für Ew. Majestät nur die Antwort auf gewisse Rapporte des Herrn Jadovsky aus Serbien wäre, es wäre doch zu viel; es wird zu weh tun ... —

— Je mehr es weh tun sollte, — sagte der König wiederum mit seinem unheimlichen Lächeln — desto besser. —

Ich war nicht dieser Ansicht, habe aber beim Passieren der steilen Dampfertreppe zu sehr achtgeben müssen, nicht mit den Sporen hängen zu bleiben, als dass mir Zeit geblieben wäre, über diese Worte des Königs weiter nachzudenken.

In diesen Tagen war in der ausländischen Presse sehr viel über die Verlobung des montenegrinischen Erbprinzen Danilo mit der Prinzessin Jutta von Mecklenburg-Strelitz zu lesen, und es fiel mir besonders ein Artikel in der „Vossischen Zeitung“ mit der Aufschrift: „Der Wunsch des Kaisers“ auf, in welchem von dem Übertritt der Prinzessin zum orthodoxen Glauben die Rede war. Dieser Religionswechsel wurde viel besprochen, weil die protestantische

Geistlichkeit von Mecklenburg-Strelitz öffentlich dagegen protestierte, dass ihre Prinzessin den Glauben ihrer Väter abschwöre. Darauf wurde, wahrscheinlich von Seite der Familie geantwortet, die Prinzessin Jutta wäre volljährig und könne nach ihrem Gutdünken verfahren. übrigens wäre es der Wunsch des russischen Kaisers, dass die Prinzessin zum orthodoxen Glauben übertrete. Das brachte die „Vossische“ in Harnisch, so dass sie klagte: „Der russische Kaiser herrscht in Russland; aber auch in Deutschland? Sind denn die deutschen Herrscherfamilien dem russischen Kaiser untertan? Wenn man schon dem Wunsch eines Mächtigen gehorchen will, dann müssen wir verlangen, dass dieser Mächtige der deutsche und nicht der russische Kaiser sei. Man darf nicht erlauben, dass die Zeiten zurückkehren, in welchen die russischen Kaiser gewissermassen die Vormünder der deutschen Fürsten abgegeben haben.“

Ach du liebe Seele! Wenn du sehen willst, was ein Wunsch des Kaisers von Russland bedeutet, dann komm doch erst ein einziges Mal nach dem Balkan!

Am 29. Mai 1899, nachdem ich ein Referat beim König beendet hatte und gerade weggehen wollte, hielt mich der König zurück, lud mich von neuem ein Platz zu nehmen, und sagte, schon lange möchte er mir etwas sagen, aber er traue sich nicht, er möchte mich nicht unnötig aufregen. Ich bat ihn ganz ruhig zu sagen, was er mir zu sagen habe. Da fing er an:

— Was ist's mit Ihnen, lieber Doktor, in der letzten Zeit? Sie sehen gar nicht gut aus. —

— Nichts ist mir, Sire, müde bin ich, das ist alles. Ich glaube, dass jedes Mitglied des Lastenträgervereines von Belgrad, dessen Ehrenpräsident zu sein ich die Ehre habe, des nachts mehr Zeit zum Ausruhen hat, als der allergehorsamste Diener Ew. Majestät. —

— Hm — machte der König — das ist wieder ein Stein in meinen Garten?

— Bei Gott, Sire, wenn ich nicht so viele Beweise vom Wohlwollen Ew. Majestät für meine Wenigkeit hätte, würde ich in die Versuchung kommen zu denken, dass mein allergnädigster Herr und König systematisch daran arbeitet, mich krank zu machen.

— Wieso? — lachte der König, aber mir schien, dass ihm dieses Lachen nicht so recht vom Herzen kam.

— Sehr einfach, Sire. Wenn ich den ganzen Tag und einen guten Teil der Nacht verwenden muss, um zu arbeiten, werde ich bei dieser Arbeit wie ein Taglöhner oder Holzhacker hungrig, und muss dabei mittags und abends an der königlichen Tafel speisen, wo sich auch ein Mensch ohne Appetit überessen könnte, geschweige denn ein hungriger Arbeiter. Wenn Sie hinzunehmen, Sire, dass ich auch die wenigen Stunden, welche ich zur körperlichen Bewegung verwenden könnte, ebenfalls hier bei Hofe sitzen muss, dann werden Sie begreiflich finden, warum ich nicht gut aussehe.

— Nun, ich werde Ihnen sofort den Beweis liefern, dass ich nur Ihre Gesundheit und durchaus nicht Ihre Erkrankung wünsche. Ich gebe Ihnen hiermit einen sechswöchentlichen Urlaub. Gehen Sie, ruhen Sie aus, sowohl von der Arbeit, als auch von der königlichen Tafel. Laufen sie jeden Tag einige Stunden in den Bergen und Wäldern, und kommen Sie mir gesund und frohgemut zur Arbeit und zu den Nachtsitzungen bei Hofe zurück. —

— Ich danke, Majestät, ich wollte auch selbst später im Monat Juli um einige Wochen Urlaub bitten, jetzt ist es aber für Marienbad noch zu früh . . . —

— Nein, nein — sagte der König — ich erlaube nicht, dass Sie ernsthaft leidend werden oder sich gar aufs Krankenbett legen müssen. Das könnte uns noch fehlen! Gehen Sie nur gleich, denn im Juli will Papa nach Karlsbad, und dann müssen Sie schon zurück sein. Einen von Euch zweien muss ich bei mir haben, Ihr könnt nicht beide zu gleicher Zeit auf Urlaub gehen. —

— Aber, Sire, die Staatsgeschäfte? . . . —

— Was für welche? Die zwei grossen Fragen, Eisenbahnen und neues Gewehr, haben wir ja erledigt. Die laufenden Geschäfte im Ministerium des Äusseren können Sie für einige Wochen ruhig dem Lozanitch anvertrauen und ebenso das Präsidium Ihrem Freunde Vukaschin Petrovitch übergeben. Sie müssen um so eher Ihren Urlaub antreten, als der Finanzminister selbst findet, dass Sie uns am allerbesten den Rest der Anleihe in Wien sichern könnten, ohne welchen wir nicht imstande sind, die erste Rate für das neue Gewehr zu bezahlen. Vukaschin Petrovitch hat

mir ausführlich darüber berichtet und gesagt, er werde Ihnen dienstlich schreiben und alles aufzählen, was Sie bei der Unionbank in Wien vorzunehmen haben.

— Das ist etwas anderes. Wenn ich unterwegs imstande wäre, auch diese wichtige Angelegenheit zu sichern, dann habe ich nichts dagegen, meinen Urlaub früher anzutreten, als ich darum zu bitten gedachte.

— So, lieber Doktor, gehen Sie, geben Sie Befehle für die Vorbereitungen Ihrer Reise, und bringen Sie mir die Dekrete für Ihre Vertreter, sowohl im Präsidium als auch im Ministerium des Äusseren zur Unterschrift. —

Und so wurde ich früher, als ich um einen Urlaub bitten wollte, durch allerhöchsten Befehl auf Urlaub kommandiert.

XIV.

Auf dem befohlenen Urlaube. — Schicksalsschwere Ereignisse.

Am 1. Juni 1899 abends bin ich in Wien angekommen. Als ich den Tag darauf an meine finanzielle Mission schreiten wollte, erhielt ich von meinem Vertreter im Ministerium des Äusseren folgendes Telegramm:

„Gestern haben grosse Haufen Albanesen mit regulären türkischen Soldaten unsere Grenze im Bezirke Jablanitza angegriffen. Die Bewohner der Grenzdörfer haben Widerstand geleistet und der Kampf hat auf einer vier Wegstunden langen Linie den ganzen Tag gedauert. Da die Angreifer viel zahlreicher waren, haben sie ein Grenzwachthaus besetzt und drei Dörfer belagert. Heute gehen unsere Truppen an die Grenze, um unser Territorium von den Angreifern zu säubern. Soeben bin ich im Begriff, dieses Ereignis den Vertretern der Grossmächte zu melden, und gleichzeitig beim türkischen Gesandten Protest einzulegen. Es wäre wünschenswert, wenn Sie auch mit dem Grafen Goluchowski darüber sprechen würden. Konstantinopel ist benachrichtigt. Werde melden, sobald ich etwas Näheres erfahre.

Lozanitch."

Ich habe dieses Telegramm folgendermassen beantwortet:

„Habe Ihr heutiges Telegramm erhalten und den Inhalt desselben dem Grafen Goluchowski mitgeteilt. Er versprach sofort an den österreichisch-ungarischen Botschafter in Konstantinopel zu telegraphieren und dessen Antwort mir mitzuteilen, und ich versprach ihm alles zu melden, was ich weiter erfahren sollte."

Ein zweites Telegramm aus Belgrad lautete:

„Der Widerstand der Einwohner, welche den Grenzwächtern zu Hilfe geeilt sind, war kräftig genug, um die Türken noch gestern abends von unserem Terrain wegzujagen.

Lozanitch."

Nachdem die Angreifer von unserem Territorium vertrieben waren und auch unsere Trupen im Anmarsche gegen die Grenze

waren, habe ich mich ruhig in die Verhandlungen mit der Unionbank eingelassen und am 4. Juni über die ersten Besprechungen einen ausführlichen Rapport an den König gerichtet. Der König zeigte den ersten Bogen dieses Rapportes dem Finanzminister und dieser telegraphierte mir auf der Stelle, ich solle doch versuchen, bei dieser Gelegenheit die „grosse Anleihe" zustande zu bringen. Ich verlangte sofort nähere Auskunft über diese „grosse Anleihe". Infolgedessen schrieb mir der Finanzminister am 8. Juni 1899 folgenden Brief:

„Du wirst Dich erinnern, dass ich zu Anfang meiner vorjährigen Mission den Wiener Bankherren und auch Herrn von Kallay auseinandergesetzt habe, dass wir für die Tilgung der schwebenden Schuld im Lande selbst und im Auslande, sowie für die Sanierung unserer Finanzen ungefähr 40 Millionen brauchen würden. Sie waren bereit, uns die ganze Summe zur Verfügung zu stellen, aber unter der Bedingung, dass wir ihnen die Exploitation unserer Staatsbahnen abtreten. Da wir diese Bedingung nicht annehmen konnten, ist die Summe der Anleihe auf Vorschlag S. M. des Königs von 40 Millionen auf 25 Millionen reduziert worden. Diese 25 Millionen wären also die „kleine Anleihe" gegenüber derjenigen von 40 Millionen, welche die „grosse Anleihe" zu nennen wäre. Erlaube mir jetzt Deine Aufmerksamkeit auf den Unterschied zu lenken, welcher zwischen der vorjährigen und der jetzigen Situation besteht. Voriges Jahr haben wir das Eisenbahngrundbuch nicht gehabt, welches wir jetzt besitzen. Demgemäss konnten die Gläubiger voriges Jahr mit Recht die Exploitation unserer Bahnen als Bedingung für die Anleihe verlangen. Heute haben sie keinen Grund mehr diese Forderung zu stellen. Jetzt können wir ihnen eine gesetzliche Sicherung in der Eintragung geben, und diese Garantie enthält sowohl für sie als für uns eine wertvolle Bürgschaft: für sie, dass wir die Jahresraten sicher bezahlen werden, für uns, dass wir, so lange die Annuitäten regelmässig und rechtzeitig bezahlt werden, nicht zu befürchten haben, dass die Exploitation unserer Bahnen in fremde Hände übergehen wird. Auf dieser gesetzlichen Grundlage können wir ganz ruhig in die Verhandlungen über die „grosse Anleihe" eintreten. Deswegen bitte ich Dich mit Minkus zu sprechen, ob wir auf hypothekarische Sicherstellung die „grosse Anleihe" bekommen könnten.

„Lozanitch hat Dir gemeldet, dass wir unmittelbar nach Deiner Abreise einen grösseren Zusammenstoss an der Grenze gehabt haben. Dieser Angriff ist, wie man jetzt klar sieht, von der türkischen Seite besonders vorbereitet worden, weil an dem Angriffe nicht bloss die Albanesen jenseits unserer Grenze teilgenommen haben, sondern auch diejenigen von Lab und selbst reguläre türkische Soldaten. Jetzt ist dort die Ruhe wieder hergestellt. Der König hat sehr energische Massregeln zum Schutze unserer Grenzbewohner angeordnet. Er hat ein ganzes Regiment Infanterie und eine Gebirgsbatterie an die Grenze geschickt und diese Truppen werden den ganzen Sommer in den Grenzstellungen zubringen. Das wird zwar Geld kosten, aber der moralische Gewinn für den König und die Regierung ist viel grösser. Der Sultan hat sofort seinem Botschafter in Berlin Tefik-Pascha befohlen, hierherzukommen und die Ursache dieses Zu-

sammenstosses an der Grenze zu untersuchen, um dem Sultan einen genauen Bericht zu unterbreiten. Der Pascha ist seit gestern hier und scheint mir von den besten Dispositionen für uns beseelt zu sein, und bereit, ein objektives Urteil über das Ereignis dem Sultan zu unterbreiten.

„Sonst ist hier alles in Ordnung. Paschitch hat seine Strafe abgebüsst und ist in Freiheit gesetzt worden. Seine Enthaftung ist gar nicht bemerkt worden, geschweige denn, dass sie Aufsehen erregt hätte.

„Empfange usw. Vuk. J. Petrovitch."

In Beantwortung dieses Briefes habe ich die Aufmerksamkeit des Finanzministers auf den Umstand gelenkt, dass gerade durch seine geschickte Operation in Paris hinsichtlich unserer lombardierten Staatspapiere unsere schwebende Staatsschuld auf die Hälfte herabzubringen wäre, dass wir ausserdem Aussicht hätten, aus derselben Operation bis Ende des Jahres einige Millionen in bar zu bekommen, und dass infolgedessen die „grosse Anleihe" kaum mehr so notwendig sein dürfte, als sie es vor dieser Operation war. Über die im obigen Briefe erwähnte Mission des türkischen Botschafters in Berlin hat man mir ausserdem aus Belgrad folgendes geschrieben:

„Es scheint, dass der Sultan sehr gut begriffen hat, wer der Urheber und was der Zweck der letzten Ereignisse an unserer Grenze gewesen ist, da er seinen Botschafter aus Berlin in Bewegung gesetzt hat, um uns die nötigen Aufklärungen zu geben und uns zu bitten, trotzdem gute Freunde zu bleiben."

Einige Tage später wurde mir darüber noch deutlicher geschrieben:

„Ich bin absolut überzeugt, dass die Russen um jeden Preis einen Krieg zwischen uns und der Türkei haben möchten, und dabei drei Absichten verfolgen: Die Türkei soll Serbien besiegen, und die Dynastie im Lande durch eine andere ersetzen, und dann würden die Russen nach eigenem Gutdünken die mazedonische Frage lösen können. Die Russen brauchen mit der Türkei gar keinen Krieg zu führen, um sich der Dardanellen zu bemächtigen, sie werden dieselben auch ohne Krieg haben, sobald sie alle Balkanstaaten moralisch unterjocht haben werden. Die einzigen Balkanstaaten, welche fähig wären Russland hierin bis zu einem gewissen Grade zu hindern, sind Griechenland und Serbien. Die Russen hätten den letzten griechisch-türkischen Krieg sehr leicht verhindern können, wenn sie nur gewollt hätten; sie haben es nicht gewollt, weil sie gerade wegen der Dardanellen ein erschöpftes, schwaches Griechenland brauchen. Hier der Beweis dafür: Wenn Russland imstande war nach der Niederlage Griechenlands bei Larissa der siegreichen Türkei Kreta zu entreissen und die Insel den geschlagenen Griechen zu schenken, dann war es imstande schon vor dem Kriege dasselbe zu tun, und dann wäre die Hauptursache für den Krieg weg-

gefallen. Aber Russland wollte es haben, dass dieser Krieg Griechenland moralisch und materiell erschöpfte, und dieser Zweck ist erreicht worden, weil Griechenland in diesem Kriege sein Prestige bei den Millionen Griechen in der Türkei vollständig verloren hat, und weil nach diesem Kriege die Staatsfinanzen Griechenlands unter eine internationale Kontrolle gestellt worden sind. Nachdem Russland auf diese Weise mit Griechenland verfahren hat, ist es jetzt daran, dasselbe auch mit Serbien zu tun."

Während der Mission Tefik-Paschas in Belgrad war König Alexander nach Nisch gegangen und hatte dort den Grundstein zu einer neuen Geniekaserne gelegt, welche von unseren Pionieren selbst gebaut wurde. Wie auf Bestellung traf bei dieser Gelegenheit eine Adresse der in Serbien lebenden Albanesen an den König in Nisch ein, und der König beantwortete sie mit einem freundlichen Telegramm an Halil Islamovitch, den Vorsitzenden einer albanesischen Gemeinde. Die türkische Antwort auf dieses Kokettieren mit den Albanesen war eine Zirkularnote, in welcher die Hohe Pforte die Stirne hatte zu behaupten, der König hätte an den Sultan in einem Telegramm eingestanden, dass die Schuld an dem letzten Zusammenstoss an der Grenze auf serbischer Seite läge und dass Lozanitch beim türkischen Gesandten in Belgrad die Entschuldigungen der serbischen Regierung für diesen Zwischenfall ausgesprochen habe. Wer steckte dahinter? Was für ein Interesse konnte die Türkei selbst an dieser handgreiflichen Lüge haben? Wer hatte ihr den Rat gegeben? Doch wozu die Fragen: Unsere Opposition triumphierte, und ihre Stimmungen wiesen ja immer gleich einem untrüglichen Kompass nach der Richtung, von welcher jede Erschütterung kam. Der König liess sogleich nach Konstantinopel den sofortigen Abbruch der Verhandlungen mit Tefik-Pascha ankünden, wenn die Pforte nicht unverweilt selbst ihre Zirkularnote dementieren würde; und die Pforte verleugnete denn auch wirklich ihr diplomatisches Meisterwerk, zum Gaudium der gesamten europäischen Diplomatie.

Fürst Nikolaus von Montenegro aber benützte diese Ereignisse zu etwas ganz anderem, denn der „Berliner Lokalanzeiger" meldete am 15. (27.) Juni d. J., dass sich Fürst Nikolaus gleich nach dem Losgehen der Gewehre an der serbisch-türkischen Grenze von der ottomanischen Bank 800 000 Franks, unter persönlicher Garantie des Sultans geliehen habe, und bei dieser Anleihe

hätten auch fremde Hände mitgewirkt. Dass aber der Sultan für diese Anleihe die persönliche Bürgschaft übernommen habe, sei nicht aus Furcht vor Montenegro, sondern auf Befehl aus London oder Paris geschehen. „Oder Paris!" Nein, einfach auf Befehl aus Paris.

Wozu hatte man denn seine Verbündeten in Frankreich? Der russische Kaiser hatte sicherlich nicht umsonst entblössten Hauptes die Marseillaise angehört. Übrigens blieb es nicht bei diesen ersten 800 000 Franks; es kamen später noch 700 000 Franks hinzu, und später, im Jahre 1903, als Sarafow ganz Mazedonien in Brand gesteckt hatte, wurden diese anderthalb Millionen dem orthodoxen Fürsten von Montenegro vom Sultan geschenkt.

Am 15. Juni hat mir unser Finanzminister folgendes geschrieben:

„Die „grosse Anleihe" ist gegenwärtig weit notwendiger als im Vorjahre, weil wir jetzt für die bestellten Repetiergewehre allein 19 250 000 Franks brauchen, und weil wir bei dieser Bestellung nicht stehen bleiben dürfen. Wir müssen noch 40 000 Repetiergewehre bestellen, damit unsere ganze Infanterie (die aktive, die Reserve und das erste Aufgebot) mit dem modernen Gewehr bewaffnet werde. Dann brauchen wir drei bis vier Millionen für Schnellfeuergeschütze, im ganzen also 30 Millionen, um mit Sicherheit die Zukunft zu erwarten; denn wenn unsere Armee nicht so schnell als möglich gut bewaffnet ist, könnte es später — zu spät sein, daran zu denken. Dürfen wir eine solche Verantwortung auf uns laden? Ich denke, nein, denn die Zukunft der gesamten serbischen Nation hängt davon ab, dass die Armee des Königs von Serbien so schnell als möglich vollständig ausgerüstet und aktionsfähig werde. Deswegen bitte ich Dich neuerdings, und zwar aus eigener Initiative, ohne Wissen der Kollegen, ja selbst ohne Wissen des Königs, Du mögest Dein Möglichstes tun, damit uns Minkus die „grosse Anleihe" sichert. Wir müssen, wenn wir eines Tages aus dem Amte scheiden, dem König ein gut ausgerüstetes Heer, vollständig geregelte Finanzen und eine breite Strasse für die normale Entwickelung unseres gesamten staatlichen Lebens hinterlassen. Ich bin überzeugt, dass Du auch meine Ansicht teilst.

„Dieser Tage haben wir sehr viel gearbeitet, und mit sehr guten Resultaten. In Paris haben wir Deckung für den Juni-Coupon gefunden. Die Banken dort willigen in die Änderung des Karlsbader Vertrages ein. Die französische Regierung zeigt sehr viel guten Willen, unsere Eisenbahneinkünfte von der Monopolverwaltung zu befreien. In den Staatskassen haben wir Geld genug. Die Staatseinkünfte fliessen reichlicher ein, als ich erwartet habe.

„Mit besten Grüssen usw.

Dein

Vukaschin."

Drei Tage später hat mir mein Vertreter im Ministerium des Äusseren ausführlich geschrieben. In diesem Berichte war etwas,

was mich sehr frappierte, nämlich dass der deutsche Gesandte Baron Waecker-Gotter auf einem diplomatischen Empfange im Ministerium an Herrn Lozanitch die Frage stellte, ob Herr Militchevitch noch in Athen wäre, und ob wir auch etwas in Sofia unternommen haben, um zu einem Einverständnis über die gemeinsamen Aspirationen in der Türkei zu gelangen. Überdies liess er durchblicken, dass wir „ausserdem in Athen für die Verheiratung des Königs wirken", und setzte hinzu, „dass die griechische Prinzessin doch eine bessere Kandidatin wäre, als alle deutschen Prinzessinnen, welche er vorgeschlagen hatte". Also die Mission des Dr. Militchevitch in Athen war doch nicht Geheimnis geblieben! Woher hatte der Baron davon erfahren? Von meiner Regierung gewiss nicht, denn Lozanitch hatte davon erst Kenntnis erhalten als er mich vertreten musste. Woher also? Nun, offenbar nur von Frau Draga Maschin, welche alle Geheimnisse des Königs kannte, und bei welcher der deutsche Gesandte sehr viel verkehrte. Augenscheinlich hatte sie den Baron zu Lozanitch geschickt, um ihm den Puls fühlen zu lassen, ob diese Mission in Athen nicht zufälligerweise auch auf der Brautschau sei? Ohne diesen Einfluss hätte Baron Waecker-Gotter nicht so leicht vergessen, dass er in seinem mir übergebenen Verzeichnisse der möglichen Kandidatinnen eigenhändig den Namen einer deutschen Prinzessin besonders unterstrichen hatte, und hätte nicht jetzt gefunden, dass die griechische Prinzessin, welche noch dazu schon lange verlobt war, eine bessere Kandidatin sei . . .

Am 19. Juni schrieb mir Herr Lozanitch:

„Gestern hat der König ein Telegramm von Militchevitch aus Athen erhalten, in welchem dieser meldet, dass die griechische Regierung bereit wäre, in Konstantinopel beim Patriarchate für die Ernennung der serbischen Metropoliten in der Türkei zu wirken, wenn wir einwilligen, das Konsulat in Saloniki aufzuheben, sobald der serbische Metropolit in Üsküb ernannt ist, und das serbische Konsulat von Bitolja aufzuheben, sobald der serbische Metropolit in Veles ernannt wird. Der König glaubt, dass man diesen griechischen Vorschlag akzeptieren könnte, weil er mit den Beschlüssen der betreffenden Konferenz bei Hofe zusammenfällt, und er hat mir befohlen, Dir darüber zu schreiben."

Bevor ich aber imstande war, meine Meinung über den griechischen Vorschlag nach Belgrad zu senden, schrieb mir Lozanitch, 23. Juni, dass die Griechen sich langsam von dem eigenen Vorschlage zurückziehen und nun behaupten, nur dann sich beim Pa-

triarchate für die Ernennung der zwei serbischen Metropoliten einsetzen zu können, wenn diese zwei Bischofssitze vakant bleiben sollten . . . (Für sie war ja Üsküb nicht vakant, Mgr. Ambrosius lebte ja noch.)

Am 21. Juni habe ich an meinen Vertreter im Präsidium aus Marienbad folgenden Brief gerichtet:

„Herr Minister!

„Auf meiner Reise hierher habe ich mich einige Tage in Wien aufgehalten, um an der finanziellen Mission zu arbeiten, um welche Sie mich in Ihrem Briefe vom 31. Mai d. J. ersucht haben. Über die Resultate meiner ersten Besprechungen hatte ich die Ehre, S. M. dem König einen besonderen Bericht vom 4. d. M. zu unterbreiten.

„Sie haben die Güte gehabt, mir in Ihrem Privatschreiben vom 8. Juni zu melden, dass S. M. der König Ihnen meinen Bericht zu zeigen geruht haben, somit brauche ich auf das darin Enthaltene nicht zurückzukommen.

„In Ihrem Brief vom 8. d. M. haben Sie meine Aufgabe erweitert. Während Sie mich im offiziellen Schreiben gebeten haben, mich um die Option des Restes von 15 Millionen zu bemühen, damit die Eisenbahnbetriebsanleihe auf 25 Millionen effektiv gebracht wird, sind Sie im Briefe vom 8. d. M auf die ursprüngliche Idee der königlichen Regierung zurückgekommen, die „grosse Anleihe" von 40 Millionen zu realisieren.

„Obwohl ich überzeugt bin, dass, solange die jetzige Regierung S. M. an der Leitung der Staatsgeschäfte bleibt, nie eine Unregelmässigkeit in der Erfüllung unserer auswärtigen Verpflichtungen eintreten, und dass es demgemäss während unserer Amtierung nie dazu kommen wird, dass die Exploitation unserer Staatsbahnen wegen unbezahlter Annuitäten der Eisenbahnbetriebsanleihe, in fremde Hände übergehen müsste, musste ich dennoch in Betracht ziehen: 1. dass man nie voraussehen kann, wie lange eine Regierung dauern wird, 2. dass selbst im Falle eines längeren Verbleibens der jetzigen Regierung später doch eine andere ans Ruder kommen muss, 3. dass ich betreffs der gewissenhaften Erfüllung unserer Verpflichtungen gegenüber dem Auslande für niemanden die Garantie übernehmen kann und dass demgemäss möglicherweise auf Grund des Eisenbahngrundbuches doch eines Tages die Exploitation der Staatsbahnen in fremde Hände gelangen könnte, was dem Interesse des Staates und der nationalen Dynastie sehr schädlich wäre, 4. dass sich der Staat im Prinzipe nicht um einen Centime mehr verschulden darf als es unbedingt notwendig ist. Daher habe ich es als meine Pflicht erachtet, in meinem Brief vom 13. d. M. Ihre massgebende Aufmerksamkeit auf den Umstand zu lenken, dass unsere schwebende Schuld durch Ihre eigenen Operationen, und zwar durch den Verkauf unserer in Paris lombardierten Staatspapiere auf die Hälfte reduziert wurde, so dass wir sogar die Aussicht haben, aus dieser Operation noch einige Millionen in bar zu bekommen. Deshalb meine ich, dass die „grosse Anleihe" jetzt nicht so unumgänglich notwendig wäre als vor dieser Operation.

„Darauf haben Sie mir durch Ihren Brief vom 15. d. M. bewiesen, dass die „grosse Anleihe" dennoch notwendig ist (hier werden die Gründe aufgezählt) und abgesehen von dem übrigen, wahrhaft patriotischen Inhalt Ihres Briefes, hätte das An-

geführte allein genügt, um mich zu überzeugen, dass Sie recht haben. Denn schliesslich, wenn wir nicht mehr im Amte sein werden, wird doch der König da sein, und er wird keinen seiner Ministerien erlauben, durch die Nichtbezahlung der Annuitäten für die Eisenbahnbetriebsanleihe den Fremden dasjenige auszuliefern, was meiner Ansicht nach die Hauptschlagader im ökonomischen Leben Serbiens bildet.

„Demgemäss habe ich mich entschlossen, die Verhandlungen über die „grosse Anleihe" zu beginnen. Ich habe an Herrn Minkus, welcher in Karlsbad zur Kur weilt, geschrieben und er war gestern bei mir. Nach den ersten Höflichkeitsworten sagte ich ihm, dass S. M. der König ihm das Grosskreuz seines Takowo-Ordens verliehen habe und übergab ihm sofort die Dekoration und das Dekret. Er dankte, augenscheinlich angenehm überrascht, für die hohe Auszeichnung und versprach dieselbe durch seine Dienste für Serbien zu verdienen. Ich erwiderte selbstverständlich, dass er durch die bisher der königlichen Regierung geleisteten Dienste diese Auszeichnung schon verdient habe, dass ich aber seine Bereitwilligkeit uns auch weiter zu unterstützen, mit um so grösserem Danke annehme, als wir dieser Unterstützung sehr bedürfen. Ich musste ihm nun auseinandersetzen, wie wir an die Frage der modernen Ausrüstung der Armee herangetreten sind. Wir haben bei der Konkurrenz Herrn Riese die Lieferung der Gewehre und der belgischen Fabrik in Herztal die Lieferung der neuen Munition übergeben, und den Vertrag mit Riese gerade deswegen abgeschlossen, weil er uns von Herrn Minkus so warm empfohlen war und wir auf Minkus' Hilfe rechnen, um den vereinbarten Kaufpreis zu den verabredeten Terminen zahlen zu können. Für die Munition wieder haben wir die belgische Fabrik deswegen gewählt, um den belgischen Geldmarkt für unsere Eisenbahnbetriebsanleihe zu interessieren und eben dadurch Herrn Minkus die Plazierung dieser Anleihe auch in Belgien zu erleichtern. Diese Anleihe muss jetzt 40 Millionen effektiv betragen und nicht bloss 25 Millionen, wie wir voriges Jahr notgedrungen zugestehen mussten. Aber bevor wir zu der „grossen Anleihe" gelangen, ist es unumgänglich notwendig, für den 1. September die Option der von der kleinen Anleihe restierenden 15 Millionen zu sichern. Wir verlangen dieses Geld nicht auf einmal, sondern in den mit Riese und den Belgiern vereinbarten Raten, das heisst, bis Ende dieses Jahres 4 200 000 und bis Ende August des nächsten Jahres den Rest bis zu den 15 Millionen. Ja noch mehr, wir willigen ein, dass die notwendigen Summen nicht uns, sondern direkt den Lieferanten zur Verfügung gestellt werden. Wir hoffen, dass uns Herr Minkus in dieser Situation, da wir uns auf sein Wort hin zur Einhaltung der Termine verpflichtet haben, nicht ohne seine Unterstützung lassen wird, denn sonst würde einerseits der serbische Staatskredit stark leiden, welchen wir mit so vielen Anstrengungen wenigstens teilweise aufgerichtet haben, und andererseits wäre das für die Unionbank selbst, welche diesem Kredite Vertrauen geschenkt hat, sehr unangenehm.

„Herr Minkus bat mich zu glauben, dass die Unionbank kein eigenes materielles Interesse verfolgte, als sie uns Herrn Riese und die belgische Munitionsfabrik empfahl. Der einzige Beweggrund dabei war, die mächtigen belgischen Institute Loewe und Banque Liegeoise, für unsere Eisenbahnbetriebsanleihe zu interessieren. Die Option in der jetzigen Form (d. h. bloss 15 Millionen) könne nicht ausgeführt werden, aber sie könne und werde gemacht werden, wenn diese 15 und jene schon gezahlten 10 Millionen in eine grosse Anleihe aufgenommen würden, und zwar aus

folgendem Grunde: Alles was über die 25 Millionen gehen würde, müsste im Eisenbahngrundbuche an zweiter Stelle eingetragen werden, während wenn beide Anleihen in eine vereinigt würden, das Ganze an erster Stelle gebucht werden kann. Diese „grosse Anleihe" könne man haben, sobald die der autonomen Monopolverwaltung verpfändeten Einkünfte der Eisenbahn befreit werden, also sobald die Eisenbahn frei wird.

„Ich beeilte mich Herrn Minkus zu sagen, dass Sie mir in Ihrem Brief vom 15. Juni gemeldet haben, dass die Pariser Bankgruppe in eine Änderung des Karlsbader Vertrages einwilligt und dass die französische Regierung den guten Willen zeigt, uns bei der Befreiung der Eisenbahneinkünfte von der Monopolverwaltung zu helfen.

„Diese Mitteilung machte auf Herrn Minkus grossen Eindruck, und von diesem Augenblicke sprach er wie ein Mann, dem man eine schwere Sorge abgenommen hat. Auf meine Bemerkung, dass Herr von Kallay mir gesagt hat, man könnte auch ohne die Einwilligung der Pariser Gruppe auskommen, weil im Gesetze über das Eisenbahngrundbuch ein Kurator vorgesehen ist, welcher allein entscheiden kann — sagte Herr Minkus, dass es auf die besprochene Art doch in jeder Beziehung besser sei, und er sei sehr zufrieden, die betreffende Stelle aus Ihrem Briefe gehört zu haben.

„— Sehr gut — sagte ich — aber das ist nur die Vorbereitung für die „grosse" Anleihe. Allein was machen wir mit der ersten Rate für die Gewebre und die Munition, wenn wir bis dahin die „grosse" Anleihe nicht abschliessen? —

„— Die grosse Kombination — erwiderte Herr Minkus wörtlich — muss bis zur ersten Ratenzahlung an die Lieferanten fertig sein. Wenn dies aus irgend welchen unvorhergesehenen Gründen nicht möglich sein sollte, dann werde ich dafür sorgen, dass die Ratenzahlungen bis zum Abschluss der Anleihe aufgeschoben werden. Dazu brauche ich einen Brief, in welchem mir der Herr Finanzminister erklären würde, dass der Vertrag über die Lieferung der Gewehre und der Munition einzig und allein auf Grund meiner Empfehlung abgeschlossen worden ist, — welche Empfehlung ohne irgend ein Interesse meiner Bank einzig und allein zugunsten der Finanzierung des Ganzen gegeben wurde. Gleichzeitig müsse man sich beeilen, mit der Pariser Gruppe das Protokoll zu unterzeichnen, welches ich Herrn Petrovitch gesandt habe. Wenn die Pariser Bankgruppe irgend welche neue Schwierigkeiten machen sollte, bitte ich S. Exzellenz, mich davon sofort benachrichtigen zu wollen. Sobald das Protokoll in Paris unterzeichnet ist, bitte mir das gleichfalls zu melden, damit ich das Nötige veranlassen kann, um die Unterschrift auf diesem Protokoll auch von der Handelsgesellschaft und von der Länderbank zu bekommen. Sobald das geschehen ist, muss in Belgrad der Kurator ernannt werden. Dann erst wird die Eisenbahn frei und man kann neben den erhaltenen 10 Millionen auf dieselbe noch 30 Millionen bekommen. Wie Sie sehen, werde ich Sie nicht im Stiche lassen, sondern werde im Gegenteil alles Mögliche tun, um die grosse Kombination auszuführen, — um so mehr als ich in dieser Sache unter dem Drucke des Herrn von Kallay stehe. Sie haben keinen Begriff, was für ein fürchterlicher Mensch Herr von Kallay wird, wenn er etwas aufrichtig will. — — —

„Auf meine Frage, unter welchen Modalitäten er die grosse Kombination auszuführen gedenke, gab er mir zur Antwort:

„— Darüber kann ich noch nichts Bestimmtes sagen. Da muss ich noch überlegen. Vielleicht wäre die Idee einer serbischen Aktiengesellschaft . . . —

Nach dem serbischen Sprichwort, dass einem verständigen Menschen auch das Summen einer Fliege Musik bedeutet, habe ich mich beeilt, ihm ins Wort zu fallen und habe ihm folgendes gesagt:

„— Selbstverständlich haben Sie vollständig freie Wahl betreffs der zweckmässigsten Kombination. Aber eines erlaube ich mir zu bemerken: Alles, was auf eine Entstaatlichung der Eisenbahn hinausliefe, würde in Serbien schwer durchführbar sein. —

„Herr Minkus sagte, dass er das wisse und dass er dem Rechnung tragen wird. Übrigens wird er mir im Laufe der nächsten Woche, sobald er seine Kur in Karlsbad beendigt haben wird, ein Memorandum einsenden, in welchem alles, was wir besprochen haben, ausführlich ausgearbeitet sein wird. Nach dem Diner, welches wir zusammen genommen haben, wie beim Abschied wiederholte Herr Minkus sein Versprechen, für den Erfolg unserer Sache seine ganze Kraft einsetzen zu wollen.

„Genehmigen Sie usw. Dr. V. G."

Ich muss erwähnen, dass ich Herrn Minkus im Gespräche ein Bild von Serbien entwarf, wie ich es mir nach einigen Dezennien ernster Kulturarbeit dachte. Als ich dies sagte, habe ich nicht bedacht, dass Serbien ohne Erlaubnis Russlands kein Kulturstaat werden darf. Ich wurde aus meinen schönen Träumen von einer glänzenden Zukunft meines Landes auf eine sehr grausame Art geweckt. Am 24. Juni abends habe ich aus Belgrad folgendes Telegramm erhalten:

„Heute 6½ Uhr wurde an der Ecke der Fürst Michaelstrasse und des Kalemegdans auf S. M. den König Milan ein Attentat vollbracht. Der Attentäter hat vier Revolverschüsse auf den König Milan abgegeben, welcher mit seinem Adjutanten im offenen Wagen fuhr. Eine Revolverkugel hat den König Milan gestreift, sonst ist er unverletzt geblieben. Der Adjutant Lukitch ist an der Schulter verwundet. Das Publikum hat den Attentäter festgenommen. König Milan wurde, als er aus dem Wagen sprang, vom versammelten Volke, an welches er einige Worte richtete, stürmisch begrüsst, und hat dann persönlich die Glückwünsche aus Anlass seiner Rettung bei Hofe entgegengenommen. Nach dem Attentat fuhr S. M. König Alexander durch die Stadt und wurde von der Menge begeistert begrüsst.

Lozanitch."

Als ich diese Depesche gelesen hatte, war es mir als ob neben mir ein Blitz eingeschlagen hätte, der mit einem Male die ganze stürmische Vergangenheit und die ganze Zukunft Serbiens grell beleuchtete.

Ich habe sofort an den König, an seinen Vater und an Lozanitch telegraphiert, um den Majestäten zur Rettung des Königs Milan zu gratulieren und um meinem Vertreter die Absicht zu melden, sofort nach Belgrad zurückzukehren.

Auf diese drei Telegramme habe ich nachstehende drei telegraphische Antworten bekommen:

1. Vom König: „Dem alten und erprobten Freunde meines Hauses, dem Präsidenten meiner ergebenen und energischen Regierung danke ich vom ganzen Herzen für die Glückwünsche, welche er mir bei der für mich und für Serbien so glücklichen Rettung meines teuren Vaters ausgesprochen hat.

Alexandre."

2. Vom König Milan: „Herzlichen Dank. Solche Erscheinungen bestärken Einen nur im Dienste für König und Vaterland, in welchem ja auch Sie stehen, wie Sie in ihm immer gestanden haben: als alter Soldat und Freund des regierenden Hauses. Ich befinde mich vollständig wohlauf. Bin von zwei Kugeln getroffen, aber beide sind zwischen Hemd und Bluse durchgegangen, so dass die Verwundung ganz leicht ist. Lukitch ist in der linken Schulter verwundet, aber nicht gefährlich.

Milan."

3. Von meinem Vertreter im Präsidium: „Der König und König Milan danken für die erneuten Beweise der Ergebenheit. Da im Lande alles ruhig ist und auch alle nach solchen Ereignissen notwendigen Massregeln vorgenommen sind, meint der König, dass es nicht notwendig ist, dass Sie zurückkehren, denn die Unterbrechung Ihrer Kur würde der Sache eine viel grössere Bedeutung geben, als sie in der Tat besitzt.

Vukaschin Petrovitch."

Nach einem solchen Befehl von Seite des Königs wäre es, denke ich, klar gewesen, dass ich ruhig bis ans Ende meiner Kur in Marienbad bleiben konnte. Ich habe mich später überzeugt, dass ich einen grossen Fehler beging, trotz des königlichen Befehles nicht sofort nach Belgrad zurückzukehren. Mein Vertreter im Präsidium, Vukaschin Petrovitch hat die ausgezeichnete Gewohnheit, bei allen wichtigen Ereignissen, an denen er teilnimmt, Tagebuch zu führen. Wir wollen sehen, was er vom 24. bis 27. Juni in seinem Tagebuche aufgezeichnet hat.

„24. Juni 1899.

„Um $6^3/_4$ kam ein Diener aus dem Ministerium und meldete mir, dass der König getötet und der König Milan von Kugeln durchlöchert auf einem Wagen nach dem Palais gebracht wurden. Da ich ohnehin zum Diner bei Hofe geladen war und der Wagen bereit stand, bin ich in grösster Eile in die Stadt gefahren, direkt ins Palais. Im Hofe fand ich mehrere Offiziere, aber im ruhigen Gespräch. Im Vorzimmer fand ich den König, welcher sehr lustig war, mit einigen Offizieren im Gespräch. Als ich ihn erblickte, machte ich das Zeichen des Kreuzes, und sagte laut: „Gott sei es gedankt, der König ist gesund.“ Der König frug mich überrascht, was ich habe, dass ich für ihn Gott danke, da ihm doch nichts geschehen sei? Ich sagte ihm in zwei Worten, was man mir gemeldet hatte und frug: — Wo ist der Vater, wie steht's mit ihm?

„— Dort im Zimmer ist er — sagte der König, — er ist verletzt, aber unbedeutend. Wenn Sie ihn sehen wollen, gehen Sie zu ihm. —

„Ich ging sofort in das Zimmer, und fand König Milan mit dem Minister des Innern, Andonovitch. König Milan war ruhig. Er zeigte mir seine durchschossenen Kleidungsstücke und dann erzählte er mir:

„— Heute früh wollte ich ein anderes Unterhemd anziehen. Aber mein Kammerdiener hatte schon alles für die Reise eingepackt, denn ich wollte, wie Sie wissen, morgen abreisen, und so habe ich dieses seidene Hemd anbehalten. Das hat am meisten dazu beigetragen, dass die Revolverkugel an der Seide abge-

glitten ist, denn die Seide wird sehr schwer durchschossen, besonders wenn die Kugel schief von der Seite kommt. Ich habe den Attentäter in dem ersten schmalen Gässchen nach dem Kalemegdan gesehen, und habe auch einen Metallgegenstand in seiner Hand blitzen sehen; ich dachte sofort, es wäre ein Revolver. Als alter Jäger wendete ich mich sofort so, dass wenn der Mann auf mich schiessen sollte, seine Schüsse mich nur seitlich treffen konnten. Nach den ersten zwei Schüssen sprang ich aus dem fahrenden Wagen und fiel vor dem Hause des Advokaten Marko Stojanovitch auf das Strassenpflaster. Der Attentäter hat noch weiter geschossen, hat mich aber nicht mehr getroffen. Mittlerweile ist auch Major Lukitch aus dem Wagen gesprungen, hat den Säbel gezogen und lief dem Attentäter entgegen. Lukitch ist schwerer verletzt, weil ihn die Kugel direkt und nicht seitlich getroffen hat. Mir war es sofort klar, dass das Attentat von den Radikalen angestiftet worden ist, und deswegen habe ich der Menschenmenge, welche vom Kalemegdan herbeigeeilt war, gesagt, ich wisse, dass die Urheber dieses Angriffes auf mein Leben niemand anders als Paschitch und seine Freunde sind.“ —

„Ich bat den König Milan, mir seine Verletzung zu zeigen; er tat es sofort. Die Wunde war nicht tief; die Kugel hatte bloss die Oberschicht der Haut durchschnitten; das war mir sofort klar. Aber zur Beruhigung des Publikums in der Stadt und auch im ganzen Lande war es notwendig, sofort ein Bulletin darüber zu publizieren: der Leibarzt des Königs wurde gerufen und das Bulletin sowohl in die amtliche Zeitung, als auch nach dem Telegraphenamt geschickt. Der König, dem ich darüber berichtete, war damit einverstanden. Andonovitch hatte sich in sein Ministerium begeben, um an die Kreispräfekten zu telegraphieren und die Telephonberichte des Stadtpräfekten in Empfang zu nehmen. Ich blieb im Palais. Der König sprach öfter mit mir, war aber manchmal sehr ungeduldig, und ging dann ins Ministerium des Inneren. Aus der Polizei wurde jeden Augenblick über den Gang der Untersuchung etwas gemeldet, weil der Attentäter in dem Momente ergriffen wurde, in welchem er in die Save springen wollte. Diese ungeordneten Berichte lauteten:

„Der Attentäter heisst Knezevitch, hat in der Armee gedient,

ist aus Bosnien gebürtig, war bei der städtischen Feuerwehr angestellt und wurde dann entlassen. Beim ersten Verhör gestand Knezevitch, dass er den König Milan habe töten wollen; als seinen Mitschuldigen nannte er den pensionierten Obersten Vlajko Nikolitch. Um sein Vorhaben ausführen zu können, war er, wie er sagte, mit einem Pass, welchen ihm der Präfekt von Schabatz Zivko Andjelitch gegeben hatte, nach Rumänien gegangen. Dort war er mit einem Herrn zusammengekommen, der zwar serbisch sprach, „aber wie es ein Russe spricht". Dieser Mann, dessen Namen er nicht kennt, hat ihm, sagte er, einen Sack voll Napoleondors gezeigt und ihm das ganze Gold versprochen, wenn er das Attentat gegen den König Milan ausführe. Fünfhundert Napoleondors gab ihm dieser Mann gleich und er kam mit diesem Gelde vor acht Tagen nach Belgrad und stieg im „Hotel Mazedonien" ab. Alle diese Berichte hat der Stadtpräfekt Bademlitch nach und nach telephonisch gemeldet, und um 11 Uhr nachts kam er ins Palais und bestätigte alles persönlich. König Milan hatte sich schon um 10 Uhr in seine Appartements zurückgezogen. Er fühlte gar keine Folgen von seiner Verletzung. Den ganzen Abend sprachen die Vertreter der fremden Staaten bei Hofe vor, um sich über den Zustand des Königs Milan zu informieren. Viele hat er persönlich empfangen. Während wir Minister noch bei Hofe versammelt waren, erwähnte der König des öfteren, dass es gut wäre, den Belagerungszustand und das Kriegsgericht zu proklamieren. Atanatzkovitch, Andonovitch, Lozanitch und Andra Gjorgjevitch sprachen gegen diese Meinung des Königs, welche er auch nicht sehr energisch vertrat. Ich habe mich in dieser Frage reserviert verhalten, weil es mir schien, dass sie nicht ernst angeregt worden. Deswegen verliess ich auch das Palais vor den übrigen Kollegen und ging auszuruhen."

„25. Juni 1899.

„Um 8 Uhr früh war ich im Palais, um zu sehen wie es dem König Milan geht und wie er die Nacht zugebracht hat. Er hat mich auf dem Balkon empfangen. Kaum hatte ich mich gesetzt, da kam auch der österreichisch-ungarische Gesandte, Ritter von Schiessl. König Milan erzählte uns beiden ausführlich das gestrige Ereignis und versicherte uns, dass er sich ganz wohl fühle. Als Herr

von Schiessl weggegangen war, frug mich König Milan, was wir gestern abend mit dem König besprochen hätten. Ich sagte ihm, dass der König die Frage des Belagerungszustandes und des Kriegsgerichtes angeregt, dass ich an der Diskussion nicht teilgenommen, dass aber alle meine Kollegen sich dagegen ausgesprochen haben.

„— Der König hat mir erzählt, dass es so gewesen ist, ich bin auch mit den Ministern einverstanden, welche sich dagegen ausgesprochen haben“ — bemerkte König Milan, aber in einem Tone, welcher mir zeigte, dass er unzufrieden sei. Später richtete er an mich die Frage, was ich denke; ich stellte aber die Gegenfrage, ob er jetzt gegen den Belagerungszustand ist, weil er ihn nicht für notwendig hält, oder deswegen, um nicht einen Konflikt in der Regierung heraufzubeschwören in einem Augenblicke, wo der Präsident des Ministeriums auf Urlaub ist? König Milan warf mir einen langen Blick zu und wiederholte die Frage, wie ich darüber denke.

„Ich sagte nur, meine Ansicht darüber werde vom weiteren Gang der Untersuchung abhängen. Wenn diese glatt abgewickelt werden kann, dann brauchen wir ja keinen Belagerungszustand und kein ausserordentliches Gericht. Sollte uns aber die weitere Untersuchung zeigen, dass man ohne diese ausserordentlichen Massnahmen nicht alle Schuldigen fassen kann, dann werde ich auch für diese ausserordentlichen Massregeln sein.

„König Milan fasste meine beiden Hände, und mir in die Augen schauend sagte er:

„— Jetzt sehe ich, dass Sie mein Freund sind. Dieser Standpunkt ist der korrekteste. Aber ob Sie imstande sein werden, Andonovitch, Atanatzkovitch und Lozanitch zu dieser Ansicht zu bekehren? Von Andra bin ich überzeugt, dass er keine ernsten Schwierigkeiten machen wird, wenn die Sache spruchreif geworden ist. —

„Diese Erklärung des Königs Milan befestigte mich in der Ansicht, dass er im Grunde seiner Seele den Belagerungszustand und das Ausnahmegericht wünsche und dass er sich vorhin verstellt hatte als er sagte, er wäre auch dagegen. Deswegen sagte ich ihm:

„— Entschuldigen Majestät, dass ich mir die Freiheit nehme

zu sagen, dass ich nicht einen Augenblick darüber im Zweifel war: Sie sind auf uns Minister böse, weil wir nicht noch gestern abend den Vorschlag des Königs angenommen haben. Aber, Majestät, zweifeln Sie nicht an unserer Bereitwilligkeit, wie allezeit so auch bei diesem Anlasse mit der ganzen Seele und mit unseren Herzen treu zu dienen. Nicht aus Furcht haben meine Kollegen gegen die ausserordentlichen Massnahmen gesprochen, sondern in der Überzeugung, dass sie überflüssig sind. Wenn sie zu der Überzeugung gelangen sollten, dass man ohne ausserordentliche Massnahmen das Attentat nicht bestrafen kann, so werden alle wie ein Mann dafür stimmen, dass alles angewendet werde, um die wahrhaft Schuldigen zu bestrafen. —

„König Milan gab sich mit dieser meiner Erklärung zufrieden. Dann sprach er über Andonovitch:

„— Er ist zu schwerfällig für ungewöhnliche Verhältnisse, man sieht ihm den alten Richter an, der gewöhnt ist, nur in Kollegien zu arbeiten. Für eine selbständige Arbeit, für eine Initiative in den Staatsgeschäften hat er weder Geist noch Temperament genug. —

„Ich verteidigte Andonovitch als einen ruhigen, gesetzten Juristen, welcher nicht ins Ungewisse laufe. Das nur gibt ihm den Anschein der Trägheit, aber diese Eigenschaften sind sehr nützlich, weil sie sowohl ihn als uns alle vor jeder Übereilung bewahren, welche im jetzigen Augenblicke sehr gefährlich werden könnte.

„— Und wovor ist Atanatzkovitch so erschrocken? —

„— Habe an ihm nichts bemerkt, was einer Furcht geglichen hätte. Atanatzkovitch ist immer vorsichtig, und auch in dieser Angelegenheit. Er ist auch als Staatsmann noch immer Soldat, und als solcher will er in keiner Sache eine Niederlage riskieren. Deswegen studiert er aufmerksam die Situation, und wenn er zur Überzeugung kommen sollte, dass man energisch vorgehen muss, wird er es sicher tun.

„— Sie haben eine merkwürdige Ansicht über Ihre Kollegen. Ich bin mit dieser Ansicht nicht einverstanden, aber schliesslich ist es Ihre Sache zu sorgen, die Entscheidung betreffs der ausserordentlichen Massnahmen so schnell als möglich herbeizuführen. Ich bin mit Ihrem Plane einverstanden. Ich danke Ihnen. —

„König Milan ging ins Zimmer, und bald darnach kam auch König Alexander.

„— Haben Sie gehört, dass mein Vater auch gegen die ausserordentlichen Massnahmen ist? —

„— Jawohl, Sire. Ich habe sowohl das, als auch etwas anderes gehört — und dann erzählte ich mein ganzes Gespräch mit dem König Milan.

„Jetzt gestand der König, dass die erste Idee vom Belagerungszustand und einem ausserordentlichen Gericht vom König Milan ausgegangen war, dass er gestern abend auf die Minister böse gewesen sei, welche dagegen gesprochen hatten, dass er dann aber versprochen habe, den Standpunkt zu akzeptieren, welchen er jetzt auch, wenn auch nur scheinbar, einnahm.

„Der König verliess mich auf zehn Minuten und als er zurückkam, stellte er mir die Frage:

„— Und warum sollen wir einige Tage warten? Warum sollten wir nicht gleich tun, was Papa wünscht? —

„— Deswegen, Sire, weil wir jetzt nicht imstande wären, die Einwilligung meiner Kollegen zu bekommen. Es könnte eine Ministerkrise entstehen, und dies kann ich und will ich nicht zulassen, solange der Ministerpräsident nicht zurück ist. Ich will ihm die Regierung so übergeben, wie ich sie übernommen habe. Rufen Sie, Majestät, sofort den Ministerpräsidenten zurück, und machen Sie die Sache mit ihm ab. Das wird für mich leichter und für Ew. Majestät besser sein. —

„— Wozu brauchen wir Vladan? — fiel mir der König ins Wort — Sie sind sein vollwertiger Vertreter, Sie können alles machen, so als ob er selbst hier wäre. Es würde sehr auffallen, wenn ich jetzt Vladan zurückrufen würde; im Auslande würde es aussehen, als ob die Sache viel ernster wäre, als sie in der Tat ist. Ich bitte Sie auch bei Ihren Kollegen diese Ansicht zu vertreten, weil ich durchaus nicht wegen dieser Sache grossen Alarm schlagen will.

„Ich dankte dem König für die gute Meinung, welche er von mir hatte, sagte ihm aber, dass ich keine grösseren Ambitionen habe, als diejenigen, welche meiner Stellung entsprechen. Ich vertrete zwar den Regierungschef, aber ich bin nicht der Minister-

präsident; aus dem Grunde wäre es besser, dass Vladan zurückkommt. Es ist besser wegen der Kollegen, welche in ihm eine stärkere Autorität sehen, als in mir, es ist besser, weil er sich in dieser Situation freier bewegen könnte, als es mir möglich wäre. Alles umsonst! Der König wollte von der Zurückberufung Vladans nichts hören. Dann machte ich den Vorschlag, ich würde ihn zurückrufen, wenn der König nicht will.

„— Um keinen Preis — sagte der König — Ich werde mich mit Vladan direkt verständigen. Sie dürfen ihm nichts melden. —

„Der König kam auf sein Thema zurück und frug mich:

„— Wie wäre es, wenn Sie eine Sitzung des Ministerrates einberufen würden, damit wir noch heute die Frage der Proklamierung der ausserordentlichen Massnahmen entscheiden? —

„— Wenn Majestät eine Ministerkrise wollen, dann kann ich diese Sitzung einberufen. Wenn aber Majestät diese Absicht nicht haben, verschieben Sie die Sache noch ein paar Tage. Was heute ohne eine Erschütterung der Regierung unmöglich wäre, dürfte in einigen Tagen ohne irgendwelche Schwierigkeiten zu erreichen sein.

„Der König dachte einige Augenblicke nach, rief dann den diensthabenden Adjutanten und befahl ihm, alle Minister zum Nachtmahl einzuladen.

„Jetzt wusste ich wieviel es geschlagen hatte. Der König wollte mich umgehen und die übrigen Minister überrumpeln, um das zu erreichen, was er wollte. Natürlich habe ich geschwiegen; er lädt meine Kollegen zu Gaste, da habe ich kein Recht dreinzureden. Als der Adjutant weggegangen war, frug mich der König, ob ich gehört habe, wer alles vorige Nacht verhaftet worden sei?

„— Nein, Sire, — gab ich zur Antwort. Da erzählte mir der König, dass folgende Personen in Belgrad verhaftet worden waren: Tauschanovitch, Vesnitch, Stojan Protitch, Ljubomir Zivkovitch, Vlajko Nikolitch, Erzpriester Alexa Ilitch, Dobra Ruzitch, Sima Gjakovitch, Gjoka Nenadovitch, Erzpriester Gjuritch, und Michael Popovitch aus Kruschevatz. Der Befehl, Nikolaus Paschitch zu verhaften, wurde gegeben, aber man konnte ihn noch nicht finden.

„— Warum ist der Erzpriester Alexa Ilitch verhaftet worden? — frug ich.

„— Einige Tage vor dem Attentate sind in seinem Wein-

garten folgende Leute zusammengekommen: der russische Militär-agent Oberst Taube, Dr. Mischa Vuitch, und Andra Nikolitch, und sie haben, — daran ist kein Zweifel — konspiriert. Bei der Hausdurchsuchung hat man bei Alexa einen Brief des Dr. Mischa Vuitch vorgefunden, welcher beide kompromittiert. —

„— Wissen Ew. Majestät, dass der Erzpriester Alexa ein guter Freund von mir ist? Ich zweifle, dass er in das Attentat eingeweiht war. Übrigens ist es gar nicht recht, dass so viele und solche Leute ohne Wissen der verantwortlichen Regierung verhaftet worden sind. Für alles was jetzt geschieht, tragen wir, die Minister, allein die Verantwortung, und gerade wir wissen gar nicht, was vorgenommen wird. Ich gehe direkt auf die Polizei, um meinen Freund zu sehen und ihm zu sagen, dass ich von seiner Verhaftung nichts gewusst habe. —

„Und ich ging direkt aus dem Palais auf die Polizei und habe gebeten, mir den Erzpriester Alexa vorzuführen.

„— Was suchst Du hier, Alexa? — frug ich den Erzpriester, als er mir vorgeführt wurde.

„— Du wirst besser wissen, als ich, warum ich hier bin — erwiderte Alexa mit einem eisigen Lächeln.

„Dann erzählte ich ihm, dass ich erst vor einigen Augenblicken vom König von seiner Verhaftung erfahren habe. Ich wollte mich nicht in nähere Auseinandersetzungen einlassen, um in ihm nicht den Gedanken hervorzurufen, dass ich gekommen sei, von ihm etwas zu erfahren. Nur so nebenher erwähnte ich die Versammlung in seinem Weingarten, bei welcher gewisse Russen und gewisse frühere radikale Minister anwesend waren. Alexa gestand mir, dass er zu Ehren des Obersten Taube, welcher aus Belgrad abreisen sollte, ein Nachtmahl gegeben und zu diesem auch die Freunde Taubes eingeladen hatte. Ich nahm Abschied vom Priester, welcher zufriedener wegging als er gekommen war, denn er hatte sich überzeugt, dass ich ihm bloss einen Freundschaftsbesuch machen wollte.

„Da ich mich einmal auf der Polizei befand, wollte ich noch Tauschanovitch sehen. Man führte mir ihn vor — in Eisenketten . . .

„Sobald er mich erblickte, fing er zu schluchzen an. Ich bat ihn Platz zu nehmen. Er fiel mir um den Hals.

„Nachdem er sich beruhigt hatte, frug ich ihn, warum er verhaftet worden sei?

„— Ich weiss es nicht — sagte Tauschanovitch — ich schwöre Dir bei meinem einzigen Kinde, dass ich unschuldig bin. —

„— Aber Du hast gewisse ungewöhnliche Beziehungen mit Mamulow und überhaupt mit der russischen Gesandtschaft gehabt. Hat man aus diesen Beziehungen nicht Verdachtsgründe gegen Dich gefunden?

„— Bei Gott, ich habe nie etwas mit der russischen Gesandtschaft gehabt, ausgenommen dass ich mit ihr Verhandlungen über die Handelsbeziehungen zwischen Serbien und Russland geführt habe. —

„Ich beruhigte ihn bezüglich seines Hauses sowie bezüglich seiner Frau und seines Kindes, und sagte ihm, er brauche ihrerwegen keine Sorgen zu haben. Er küsste mich und ging gefasster von dannen als er gekommen war.

Hierauf begab ich mich nach der Kanzlei des Stadtpräfekten und verlangte den Attentäter zu sehen.

„Man führte mir ihn vor. Es ist ein junger, ziemlich hübscher Mensch, etwa 24 Jahre alt, noch mit dem Verband, — weil er verwundet worden war, als man ihn festnahm. Als ich in sehr sanftem Tone an ihn Fragen zu stellen begann, fing er zu weinen an und gestand, dass ihn andere durch die Zusage vielen Geldes zu diesem Schritte verleitet hätten. Auf mich machte der Mann den Eindruck, dass er noch nicht genügend beruhigt war. Er war zerstreut, und alles was er sagte klang nicht sehr glaubwürdig.

„Um 7½ Uhr abends war ich im Palais zum Diner. Alle Minister mit Ausnahme von Lozanitch waren zugegen. Nach dem Diner baten wir einmütig den König, doch den weiteren Verhaftungen Einhalt zu tun, weil es sonst im Auslande aussehen würde, als ob das ganze Volk an der Verschwörung beteiligt wäre.

„Der König erwiderte nichts darauf, sondern verlangte die ausserordentlichen Massregeln, und diesmal so nachdrücklich, dass ich bitten musste, vorerst auch den Minister Lozanitch kommen zu lassen. Bis tief in die Nacht dauerte die Diskussion, aber ohne Resultat; alle Minister mit alleiniger Ausnahme des Kriegsministers

waren entschieden dagegen. Ich entwickelte des breiteren meine Ansicht, dass man wenigstens noch ein paar Tage warten müsse, um den weiteren Gang der Untersuchung zu sehen. Der König war nervös und wollte keine Gegengründe anhören; er verlangte durchaus sofort die Anordnung der ausserordentlichen Massregeln, ohne imstande zu sein, die Gründe anzuführen, welche ihn dazu bewogen. Schliesslich nach Mitternacht, als der König sah, dass wir nicht nachgeben wollten, ging er ins nächste Zimmer und verliess uns. Nach 20 Minuten liess der König den Kriegsminister Vutchkovitch zu sich rufen. Vutchkovitch ging, blieb beim König zehn Minuten, dann kam er zurück mit einem grünen beschriebenen Halbbogen in der Hand, steckte seinen Zwicker auf und fing an uns vorzulesen — die Abdikation des Königs ... Der König brachte uns, seinen Ministern, schriftlich zur Kenntnis, dass er den Thron verlassen werde, wenn nicht sofort der Belagerungszustand und das ausserordentliche Gericht proklamiert würden.

„Ich liess Vutchkovitch nicht erst zu Ende lesen. Ich sagte, er solle dem König sofort die Abdikation zurückgeben und ihn bitten, zu uns kommen zu wollen. Tut er es nicht, werden wir alle auf der Stelle unsere Demission geben, und dann kann er machen was er will. Alle Kollegen pflichteten meiner Erklärung bei. Vutchkovitch ging zum König.

„Es war schon 2 Uhr morgens, als der König zu uns ins Zimmer zurückkam. Er war so nervös, dass er nicht imstande war, ein vernünftiges Wort anzuhören. Er gestikulierte heftig, und beinahe schreiend verlangte er die sofortige Proklamation der ausserordentlichen Massregeln. Alles umsonst. Wir gaben nicht nach.

„Auf einmal nahm der König die Vorhänge auseinander, welche die Türe zwischen dem Salon und dem Zimmer, in welchem wir uns befanden, bedeckten. Hinter den Vorhängen standen Oberst Alexander Constantinovitch und Oberst Mischa Kumrijitch. Der König richtete an diese Offiziere folgende grässliche Frage:

„— Werden Sie jeden, den ich Ihnen als Verräter zeige, niedermachen? —

„— Zu Befehl, Majestät — sagten die Offiziere.

„Ich bat die Offiziere, sich zu entfernen. Jetzt war ich zur Überzeugung gelangt, dass keine Zeit mehr zum Zögern sei; besser auch ein Ausnahmegericht, als gar keines, besser auch der Belagerungszustand, als der Zustand schrankenloser allmächtiger Willkür.

„Aber obwohl es mir klar war, dass wir schliesslich die ausserordentlichen Massregeln würden annehmen müssen, wollte ich doch noch nicht auf meine Kollegen eine Pression ausüben, sondern ich machte dem König Vorwürfe, dass er so leichtfertig mit Abdankung spiele und so gute Offiziere verderbe. Der König verliess uns sofort, und die Frage blieb ungelöst. Wir gingen auch auseinander. Bei näherer Überlegung fand ich, dass man die versuchte Abdikation des Königs mit einer Demission des Kabinettes beantworten müsse. Es waren ohnehin über den Minister des Inneren, ja selbst über den Ministerpräsidenten, schwere Worte gefallen. Vielleicht wollte der König mit seiner Abdikationsdrohung bloss die Demission des Kabinetts erzwingen. Wohl bekomm's ihm. Morgen früh werde ich den ersten Schritt dazu tun."

„26. Juni 1899.

„Als mich der König früh empfing, sagte ich ihm, dass ich seinen gestrigen Schritt als Aufforderung an die Regierung betrachte, ihre Demission zu geben, und wir wollten seinen Wunsch erfüllen. Zwar sei der Ministerpräsident nicht hier, aber wenn er unsere Gründe höre, werde er zweifellos mit uns einverstanden sein.

„— Von einer Demission der Regierung — sagte der König, — kann keine Rede sein. Wenn ich eine Ministerkrise überhaupt wünschen würde, so hätte ich schon Andonovitch entlassen, welcher darum gebeten hat. Aber nicht bloss, dass ich die Demission der Regierung nicht wünsche, sondern ich werde auch unter keinen Umständen die Demission annehmen. Etwas anderes will ich Ihnen sagen. —

„— Bitte Majestät. —

„— Ich bitte Sie, mir persönlich den grossen Dienst zu tun und Ihre Kollegen zur Proklamierung des Belagerungszustandes und des Ausnahmegerichtes zu bewegen. Die paar Tage, welche Sie verlangt haben, um sich hierüber zu entscheiden, sind vorüber, und Sie haben sich überzeugen können, dass man ohne ausser-

ordentliche Massregeln nicht in der Lage ist, allen Teilnehmern am Attentate gegen meinen Vater auf die Spur zu kommen. Nicht wahr, Sie werden mir persönlich diesen Dienst erweisen? —

„Ich gab zur Antwort, dass wir, ich und meine Kollegen, von dem Gang der Untersuchung beinahe gar nichts wissen; wenigstens ich weiss nur das, was ich zufällig hier bei Hofe erfahren habe. Die ganze Sache wird von König Milan und von Ew. Majestät geführt, was insofern begreiflich sein mag, als sie allerdings zunächst Sie angeht. Aber, um mich dafür zu entscheiden, was Majestät von mir verlangen, muss ich zuerst wissen, was man mit den Ausnahmemassregeln erreichen will? —

„— Mein Vater will es so. Wenn Sie es wissen wollen, er ist zornig auf mich, auf Sie, auf Ihre Kollegen, ja sogar auf Vladan. Betreffs des letzteren hat er auch recht. Vladan hat gefragt, ob er kommen soll! Ich habe ihm geantwortet, dass es nicht notwendig ist. Papa hat erwartet, dass Vladan auf die erste Nachricht vom Attentate hereilen wird, anstatt dessen fragt er erst, ob er kommen soll! Jetzt sehen Sie, in was für einer unbequemen Lage ich mich befinde, und ich bitte Sie, sofort die Sitzung des Ministerrates einzuberufen und die Frage der Ausnahmemassregeln zu entscheiden. —

„Ich erklärte dem König, dass die Sache nicht so leicht und einfach ist. Wir haben gar kein Gesetz darüber; dieses müsste erst vorbereitet werden. Deswegen bat ich ihn, mir Zeit bis morgen zu lassen, damit ich mich mit dem Justizminister und dem Unterrichtsminister ins Einvernehmen setze und sie ersuche, ein Gesetz vorzubereiten — aber einzig und allein für die Stadt Belgrad und den Donaukreis, durchaus nicht für ganz Serbien.

„Der König gab sich zufrieden, und liess sofort Gjoka und Andra kommen, welche die Ausarbeitung des Gesetzes übernahmen. Jetzt war es meine Aufgabe, dafür zu sorgen, dass nach diesem Gesetz die Angeklagten nicht ohne die Möglichkeit bleiben, sich zu verteidigen, und überhaupt das Gesetz so einzurichten, dass kein Unschuldiger zu Schaden komme. Ich sagte meinen Kollegen, welche an die Ausarbeitung des Gesetzes gingen, der Schwerpunkt läge darin, den Verhandlungen des Ausnahmegerichtes eine möglichst grosse Öffentlichkeit zu sichern, den Angeklagten die

Möglichkeit zu geben, die volle Wahrheit vor Gericht zu sagen sowie ihnen die ausgiebigste Verteidigung zu garantieren. So wurde es auch nach dem Mittagessen mit dem Könige vereinbart. Vor den Kollegen wiederholte der König, was er mir über Vladan gesagt hatte; ich wiederholte, dass Vladan ein zu guter alter Soldat ist, um etwas gegen den ausdrücklichen Befehl des Königs zu tun.

„Abends nach dem Diner kam auch König Milan zu uns und dankte mir, dass ich mich endlich entschlossen habe, zweifelte aber noch ob ich imstande sein werde, meine Kollegen zu überzeugen.

„Ich sagte ihm, dass auch meine Kollegen dem Könige und ihm zuliebe so manches von ihren Überzeugungen opfern werden; übrigens wäre die Situation schon unhaltbar. Entweder wird morgen mittag das betreffende Gesetz unterschrieben sein, oder der König wird meine Demission angenommen haben. Jetzt wurde König Milan sehr aufgeräumt, sprach sehr viel über den Gang der Untersuchung und behauptete, dass man nach der Proklamierung der Ausnahmemassregeln die wahren Urheber des Attentates finden werde. Seiner Ansicht nach waren die Russen und die Montenegriner die Anstifter, und die radikalen Führer waren die Ausführungsorgane, zu welchen er besonders Tauschanovitch und Paschitch rechnete. Der Belastungszeuge Krezovitch war schon verhaftet und er belastete besonders den Erzpriester Gjuritch und die übrigen Radikalen.

„Trotzalledem konnte ich den Leitfaden der Verschwörung nicht finden. Alles schien mir schwach und ungenügend. Die Notizen des Dr. Milovan Gj. Milovanovitch, der Brief des Dr. Vuitch, die Aufzeichnungen von Tauschanovitch, alles, was man vorgefunden hatte, waren nur Beweise, dass diese Leute Gegner des Königs Milan waren, aber in allem war gar kein Beweis ihrer Teilnahme am Attentate. Als ich diese meine Auffassung dem König Milan auseinandersetzte, sagte er, gerade deswegen habe er die Ausnahmemassregeln verlangt, um zu besseren und sichereren Beweisen zu gelangen. Unsere Leute hätten Angst vor dem Ausnahmegericht und würden sich beeilen, die Beweise zu liefern, welche sie sonst verborgen hätten.

„Ich zweifelte daran, aber im Interesse des ganzen Landes war, wie die Dinge nun einmal standen, nichts zu unterlassen, was zu der vollen Wahrheit verhelfen konnte.“

„27. Juni 1899.

„Um 10½ Uhr vormittags war Sitzung des Ministerrates unter dem Präsidium des Königs. Ich habe die Sitzung mit folgender Erklärung eröffnet:

„— Majestät! In dem Wunsche, die Frage über den Belagerungszustand und das Ausnahmegericht für die Stadt Belgrad und den Donaukreis zu entscheiden, bin ich so frei, sowohl das Gesetz darüber, als auch meine Demission zu unterbreiten. Mögen Ew. Majestät und meine Kollegen zwischen diesen zwei Akten wählen, denn ich bin nicht mehr in der Lage, die Verantwortung für die Geschäfte zu führen.

„Der König unterschrieb das Gesetz, und gab es allen Ministern der Reihe nach, damit sie es auch unterschreiben. Vutchkovitch und Gjoka gaben ihre Unterschriften sofort, die anderen zögerten, aber schliesslich unterschrieben sie auch. Zuletzt habe ich unterschrieben und das Gesetz in die Tasche gesteckt.

„Der König dankte uns und sagte, er müsse jetzt viele Deputationen aus dem Volke empfangen. Ich flüsterte ihm zu, dass es gut wäre, wenn wir bei diesem Empfange zugegen wären, um den Deputationen in unserer Gegenwart mitzuteilen, was für ein Gesetz soeben unterschrieben wurde. Die Wirkung der Mitteilung auf die Deputationen werde diejenigen Kollegen, welche mit Widerwillen eingewilligt hatten, wohl beruhigen. Atanatzkovitch, sehend, dass wir etwas flüstern, brauste auf:

„— Was haben Sie zu flüstern?! Was ist das für eine Sache, die in unserer Anwesenheit besprochen werden muss, ohne dass wir erfahren dürfen, um was es sich handelt?! —

„Ich entschuldigte mich damit, dass ich nicht riskieren wollte einen Vorschlag von mir vom König abgelehnt zu sehen. Da aber S. M. meinen Vorschlag angenommen, gebe es nichts mehr zu verbergen, und ich erzählte, wovon wir geflüstert hatten. Der König bestätigte meine Erklärung und lud uns ein, ihn ins neue Palais zu begleiten, wo die Deputationen im grossen Saale warteten. Sie nahmen die Mitteilung des Königs über die Proklamierung der Ausnahmemassregeln mit der grössten Begeisterung auf. Die brausenden Rufe „Es lebe der König“ wollten kein Ende nehmen.

„Nach dem Dejeuner bei Hofe, als meine Kollegen weggegangen waren, erklärten mir sowohl der König als König Milan, dass sie mit Vladan unzufrieden seien, und ihn nicht mehr brauchen, und machten mir offen den Vorschlag, das Präsidium der Regierung zu übernehmen.

„Das Anerbieten überraschte mich, brachte mich aber nicht in Verlegenheit, denn ich erklärte sofort, sie müssten diese Idee aufgeben. Auch wenn Vladan hier wäre und man mir einen solchen Vorschlag machen würde, würde ich ihn nie annehmen, geschweige denn jetzt, wo ich Vladan vertrete. Ich werde über ihn nie ein schlechtes Wort sagen, und noch weniger etwas tun, was ihm das Recht geben würde, das mir geschenkte Vertrauen zu bedauern.

„— In ganz Serbien — sagte ich — ist Dr. Vladan der treueste und ergebenste Mann sowohl des Königs, als auch seines Vaters. Ich habe schon Gelegenheit gehabt, zu erklären, warum er nicht gegen den ausdrücklichen Befehl Ew. Majestät zurückgekehrt ist. Man kann darüber denken, wie man will, aber ich erkläre auf das Bestimmteste, dass ich mich von Vladan nicht trennen werde.

„Gleich nach dieser meiner Erklärung stand König Milan auf und verliess das Zimmer. Der König versuchte es noch einmal. Ich sagte ihm, dass jede Bemühung in dieser Richtung erfolglos bleiben wird.“ — — —

Von all dem Angeführten hatte ich in Marienbad keine Ahnung, weil erst am 27. Juni meine zwei Vertreter in Belgrad so viel Zeit finden konnten, mir zwei Privatbriefe zu schreiben. Hier die beiden: Vukaschin Petrovitch schrieb mir:

„Lieber Vladan!

„Nach dem Verbrechen, welches der Bosnier Knezevitch gegen den König Milan versucht hat, kamen furchtbar schwere Tage für uns alle, am meisten aber für mich, Deinen Vertreter. Wir haben sofort alle Massregeln getroffen, welche notwendig waren. Nach 48 Stunden beinahe ununterbrochener Arbeit haben wir nach Massgabe unserer Kräfte unsere Pflicht getan. Es gab Augenblicke, in denen uns Deine Gegenwart sehr vorteilhaft gewesen wäre, und wo wir uns fragten, ob wir Dich in Deiner Kur stören sollen? Nach Rücksprache mit S. M. dem König haben wir beschlossen, Dich dort ausruhen zu lassen, damit Du zum festgesetzten Termin und gekräftigt zurückkommen und das Werk fortsetzen kannst, welches uns so viel Angst, Sorge, Arbeit und Ermüdung gekostet hat

„Die Angeklagten sind Dir aus meinem Telegramm bekannt. Jetzt wird die Untersuchung gegen sie geführt. Der Knäuel wird langsam abgewickelt, und die Fäden desselben umstricken immer neue Helden, welche ohne Arbeit grossen Gewinn haben möchten.

„Im ganzen Lande ist Ruhe und Ordnung.

„Der König und sein Vater bekommen hunderte von Gratulationsdepeschen.

„Heute haben wir den Nastas Antonovitch zum Regierungskommissär ernannt, welcher die Untersuchung leiten wird. Der König hat ein Ausnahmegericht für die Angeklagten verlangt. Die Kollegen haben noch Bedenken und deswegen ist die Sache noch nicht entschieden. (Wie man sieht, war dieser Brief vor der Sitzung des Ministerrates geschrieben.)

„Am Attentat haben auch die Russen teilgenommen. Ich sage nicht das amtliche Russland, aber solche Vertreter Russlands, als da sind: Taube, Mamulow usw. Ihre Teilnahme ist sicher. Der Attentäter hat eingestanden, dass ihn ein Russe in Bukarest unter dem Versprechen einer riesigen Summe für den Fall des Erfolges zum Attentat gedungen hat.

„Sava Gruitch ist durch einen Brief, welcher bei Dr. Vessnitch gefunden wurde, kompromittiert. Tauschanovitch hat eine Apologie der Attentate geschrieben, welche bei ihm vorgefunden wurde. Man hat auch einen Brief aufgegriffen, welchen der Erzpriester Gjuritch an Paschitch geschrieben hat und welcher beide kompromittiert.

„Alles was vorgenommen wurde, ist im Einverständnis mit dem König geschehen.

„Tjiritch hat seine Mission (die alte Gläubigergruppe für die Änderung des Karlsbader Vertrages zu gewinnen) mit Erfolg beendigt. Der König und ich sind mit Deinem Berichte (über die Verhandlungen für die „grosse“ Anleihe) sehr zufrieden. Die Kollegen wissen noch nichts von dem Bericht, weil wir bisher keine Zeit gehabt haben, uns damit abzugeben. Du hast die Sache gut eingefädelt. Aus London werden wir $2^1/_2$ bekommen, aber mit 7 %. In der Kasse haben wir kein Geld. Im Finanzministerium habe ich nichts arbeiten können; das Attentat hat mich ausschliesslich in Anspruch genommen. Den ganzen Tag und bis tief in die Nacht bin ich bei Hofe. Jetzt erst hat mich der König für $1^1/_2$ Stunden entlassen, und ich benütze diese Zeit, um Dir zu schreiben.

„Sei nicht böse, dass ich nicht öfter schreibe; glaube mir, es ist absolut keine Zeit dazu da. Dein

Vukaschin.“

Am selben Tage hat mir Lozanitch geschrieben:

„Das ganze diplomatische Korps hat zur Rettung des Königs Milan gratuliert. Ich glaube, dass auch alle Herrscher gratuliert haben, sogar der Fürst von Montenegro. Bloss von russischer Seite ist bis jetzt kein Glückwunsch eingetroffen. Gestern hat mich Herr Mansurow besucht. Ich sagte ihm, dass General Gruitch von seinem Posten abberufen worden ist, weil man bei Vessnitch einen Brief von ihm vorgefunden hat, in welchem auch folgende Stelle vorkommt: „Das Volk duldet apathisch den ganzen Umsturz, welchen die jetzige Regierung ausführt. Das ist nicht lobenswert für die Nachkommen derjenigen Helden, welche ihr Leben für die Befreiung

Serbiens eingesetzt haben." Mansurow hat mich darauf gefragt, ob ich sicher sei, dass Sava Gruitch wirklich diesen Brief geschrieben hat. Ich sagte ihm, dass ich die Handschrift des Gruitch schon seit 30 Jahren kenne und dass ich absolut sicher bin, dass er eigenhändig diesen Brief geschrieben hat. Mansurow sagte: „Ein Gesandter kann in gewissen Fragen anderer Ansicht sein als die Regierung, und trotzdem Gesandter bleiben. So zum Beispiel war mein Vater ganz anderer Ansicht betreffs der Regelung der russischen Staatsfinanzen als die russische Regierung, und das hat nicht gehindert, dass er russischer Gesandter geblieben ist." Darauf sagte ich ihm: „Das ist auch in Ordnung gewesen. Wenn aber Ihr Herr Vater ein Gegner des ganzen russischen Regimes gewesen wäre und es offen gezeigt hätte, so wäre er sicher nicht Gesandter geblieben, sondern er wäre nach Sibirien geschickt worden."

„Jener Diener der russischen Gesandtschaft, welcher nach der Angabe des Obersten Taube in der Gesandtschaft etwas gestohlen und das Bild des Kaisers verunglimpft hatte, — er war auf die Bitte der russischen Gesandtschaft nicht hier vors Gericht gestellt, sondern nach Bulgarien ausgewiesen worden — hat noch vor dem Attentate aus Sofia geschrieben, dass ein grosses Verbrechen in Belgrad geschehen wird, von welchem ausser ihm nur noch zwei Menschen wüssten. Dieser Mann wurde jetzt aus Sofia berufen und wird, denke ich, heute nacht ankommen.

„Der frühere radikale Abgeordnete für Kladowo hat mit dem Attentäter eine Zusammenkunft gehabt, als dieser aus Rumänien hierher reiste.

„Das sind Tatsachen, welche keinen Kommentar brauchen.

„Mit Gruss Dein S. M. Lozanitch."

Am 28. Juni konnte man im „Berliner Tageblatt" folgendes lesen:

„Die panslavistische Partei in Russland ist mit der Entente cordiale zwischen Russland und Österreich-Ungarn absolut nicht zufrieden; sie wünscht die traditionelle russische Politik am Balkan fortzusetzen, und wird dies auch trotz der amtlichen russischen Politik durchsetzen. Dies wird natürlich von russischer amtlicher Seite dementiert, aber es scheint, dass man trotz der Entente cordiale etwas in Serbien und Bulgarien unternehmen wollte. Nämlich man wollte den Fürsten Ferdinand vom Throne stürzen und den König Milan entweder aus Serbien entfernen, oder ermorden. Diese beiden Sachen stehen im Zusammenhange."

Am 30. Juni 1899 schrieb Vukaschin Petrovitch in sein Tagebuch:

„Nastas Antonovitch, der „Kommissär der Regierung" (!) arbeitet direkt mit dem König und mit dem König Milan. Nur wenn ich zufällig bei Hofe bin, höre ich hie und da etwas von dem, was vorgeht. Im ganzen habe ich erfahren, dass die Sachen nicht nach Wunsch des Königs und seines Vaters gehen. Der träge Gang der Untersuchung hat den Effekt des Belagerungszustandes sehr geschwächt. Die Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens und

die Verteidigung der Angeklagten wird das Ausnahmegericht bedeutend gemildert wirken lassen. Das Ganze wird so ausgehen, wie wir, ich und meine Kollegen, es uns gedacht haben. Eines befürchte ich nur, das ist der Druck von oben auf die Richter, besonders auf Lazar Popovitch, welcher imstande ist, jedes Urteil zu fällen, welches von oben verlangt werden sollte. Für diesen Fall muss man die Augen gut auftun. Aber der Moment dazu wird erst später eintreten, und dann wird auch unser Präsident Dr. Vladan hier sein. Bis dahin wird die Regierung gar nicht einzugreifen haben."

3. Juli 99.

„Habe den ganzen Tag den früheren Diener der russischen Gesandtschaft, welcher aus Sofia direkt zu mir gebracht wurde, verhört. Er hat hauptsächlich Mamulow belastet. Er behauptet, dass ihm dieser Geld angeboten hat, um den König Milan zu ermorden. Er hat anfangs eingewilligt, als er es aber später bereute, hat er absichtlich in der Gesandtschaft etwas angestellt, um aus dem Dienste gejagt zu werden, und das hat er erreicht. Statt dass die Gesandtschaft verlangt hätte, dass der Mann vor Gericht gestellt wird, hat sie von der Regierung bloss seine Ausweisung nach Bulgarien verlangt, und die Regierung hat diesem Verlangen stattgegeben. Ich habe diesen Diener Stevan auf die Polizei führen lassen, wo er dasselbe und noch mehr zu Protokoll gegeben hat. Sofort nach diesem Verhör bin ich ins Palais gegangen, um dem König Milan und dem König über das Gehörte Bericht zu erstatten. Beide dankten mir für meine Bemühungen und drangen neuerdings in mich, das Präsidium der Regierung zu übernehmen. Ich erklärte wiederum, dass ich ohne Vladan nicht einmal in der Regierung bleiben werde, noch weniger werde ich seine Stelle einnehmen.

4. Juli 99.

„Bin auf die Polizei gegangen, um zu versuchen, den Attentäter Knezevitch zu einem offenen Geständnis zu bewegen.

„Knezevitch war jetzt vollständig beruhigt. Er stand militärisch stramm da und beantwortete jede Frage. Aber entweder wusste er nichts, oder er wollte nichts Wichtigeres aussagen. Als

ich versuchte, mit guten Worten auf ihn einzuwirken, weinte er wieder. Ich kam zur Überzeugung, dass er im Grunde keine Verbrechernatur, sondern ein verdorbener Mensch ist. Seine frühere Herrin, die Frau des Hauptmanns, hat er auf das Schändlichste kompromittiert, ich schämte mich anzuhören, wie er über seine ehemalige Brotgeberin gesprochen hat. Ich liess die Frau vorführen, aber vor lauter Weinen war sie nicht imstande ein Wort zu sagen, und deswegen gab ich die Absicht auf, sie zu verhören.

„Da ich gesehen habe, dass man von dem Hauptschuldigen nichts Wichtiges herausbringen kann, bin ich zu der Überzeugung gekommen, dass die Mehrheit der Verhafteten als unschuldig entlassen werden wird, und dass nur eine kleine Zahl derselben zu kleineren Strafen wird verurteilt werden können. Diese meine Überzeugung habe ich dem König und seinem Vater offen ausgesprochen. Sie waren nicht meiner Ansicht. Sie glauben, man wird noch so viel Beweise finden, um die Todesstrafe für die Hauptschuldigen und Zwangsarbeit für die Nebenschuldigen begründen zu können. Es ist überflüssig, schon jetzt darüber mit ihnen zu streiten."

Am selben Tage hat mir Lozanitch unter anderem folgendes geschrieben:

„Die Untersuchung über das Attentat dürfte so manches ans Licht bringen, unter anderem auch, dass das Attentat im Auslande vorbereitet wurde. Die Londoner „Times" von gestern dürfte mit der Behauptung, das Ganze wäre eine russisch-montenegrinische Arbeit, recht behalten.

„Wir haben aus unserem Grenzkonflikt keinen Nutzen ziehen können, weil uns die Russen gedroht haben, die ganze Verantwortung für eventuelle Ereignisse auf Serbien zu werfen, und weil man uns sowohl aus Wien, als auch aus London geraten hat, die Sache so schnell als möglich zu beendigen."

Am selben 4. Juli hat mir auch der Präfekt von Belgrad, Staatsrat Bademlitch, einen Brief geschrieben. Derselbe lautete:

4./VII. 99.

„Ich weiss, dass Du auf mich böse bist, weil ich Dir nicht geschrieben habe. Aber erstens bin ich schon von den furchtbaren Anstrengungen todmüde, und dann, was konnte ich Dir schreiben? König Milan ist nie nachmittags in seine Kanzlei in die Festung gegangen — an diesem Unglückstage tat er es doch. Aus dem Palais hatte man mir diesen Ausgang nicht gemeldet, und deswegen hatte ich keine be-

sonderen Vorsichtsmassregeln getroffen. Es war Feiertag, eine Masse Menschen strömte in den Stadtpark von Kalemegdan, und doch ist gerade dort das Unglück geschehen. Der Attentäter ging wie ein wildes Tier vor mit seinem Revolver, welchen er zwei Tage früher gekauft hatte. Er behauptet, man habe ihm gesagt: „Nur den König Milan". Er bezeichnet als seine Mitschuldigen den Obersten Vlajko Nikolitch, den Kreispräfekten Andjelitch und den Gemeindesekretär Kovatchevitch, ausserdem jenen Likörfabrikanten neben dem Rathause. Zwischen dem 4. und 16. v. M. ist er nach Bukarest gegangen, zu einem Menschen, zu dem ihn Andjelitch geschickt hatte. Das war wahrscheinlich Arsen Karagjorgjevitch, und mit ihm war auch ein Russe. Von dem Ersteren behauptet er, dass er gerade vor dem Attentate in Belgrad gewesen, am Kalemegdan spazieren gegangen sei, und den Attentäter nach Semlin geführt habe. Der Attentäter hat aus Bukarest einen Brief für die hiesige russische Gesandtschaft mitgebracht, aber nachdem er in der Gesandtschaft niemanden vorgefunden hat, hat er diesen Brief in den Briefkasten der Gesandtschaft geworfen. Seine Aussage ist unklar. Die übrigen gestehen gar nichts. Aber dass an dem Ganzen Taube, Mamulow und die verhafteten Radikalen teilgenommen haben, das ist so sicher wie es einen Gott im Himmel gibt. Alle haben gewusst und haben vorbereitet — man hat es im Lande auch gewusst — auch in Cettinje war man genau unterrichtet. Die Ausgewiesenen (Montenegriner?) haben dort erzählt, dass König Milan bei dem Ausgang aus der Festung (ein förmliches Defilée) ermordet werden wird. Das hat auch Blazo Petrovitch (ein Cousin des Fürsten von Montenegro) gewusst. Er wird besonders viel von jenem Stevan belastet, welcher in der russischen Gesandtschaft gestohlen hat. Dieser behauptet, dass Taube, Mamulow, Blazo Petrovitch, Samuel Stefanovitch (ein früherer russischer Offizier), Dr. Gjoka Nikolitch und Tauschanovitch alles das in der Gesandtschaft vorbereitet haben. Die Könige wollten nicht, dass Blazo als Mitglied einer herrschenden Dynastie verhaftet werde, und deswegen haben wir ihn gestern abend ausgewiesen. Er hat in Semlin laut verkündet, dass er sich an König Milan rächen und nach Serbien zurückkehren wird, weil König Milan Serbien verlassen muss. Das hat er auch dem Janoschevitch gesagt. Stevan sagt, Mamulow hätte ihn auch aufgefordert, eine Bombe auf die Könige zu werfen.

„Gratulationsdeputationen strömen aus dem ganzen Lande unaufhörlich nach Belgrad. Heute sind 1000 Mann als Deputation von Pozarevatz und 400 Mann als Deputation von Schabatz angelangt. Alles in allem sind über 2000 Mann da.

„Die Könige sind gesund.

„Was werden wir nicht noch alles erleben?

„Mit Gruss Dein aufrichtiger

Rista Bademlitch."

Am 5. Juli bekam ich vom König folgendes Telegramm:

„Es ist notwendig, dass Sie möglichst schnell nach Belgrad zurückkehren. Alexandre."

Ich habe sofort nach Erhalt dieses Telegramms Marienbad verlassen und bin nach Belgrad abgereist.

XV.

Zwischen zwei Königen wie zwischen zwei Mühlsteinen.

Eine Stunde nach meiner Ankunft in Belgrad war ich in der Uniform eines Reserveobersten mit Feldbinde vor dem König.

— Melde gehorsamst, dass ich auf telegraphischen Befehl Ew. Majestät am 5. d. M. meinen Urlaub unterbrochen habe und vor einer Stunde angekommen bin. —

— Danke — sagte der König, offenbar geniert — bitte, nehmen Sie Platz. Lassen Sie diese militärische Haltung. Zünden Sie sich eine Zigarette an. —

Während ich mir mit der Zigarette zu schaffen machte, war der König in Verlegenheit, wie er anfangen solle. Schliesslich sagte er:

— Entschuldigen Sie, lieber Doktor, dass ich gezwungen war, die Kur abzubrechen, zu welcher ich Sie eigentlich geschickt habe.

Dr. V. G.: Im Gegenteil, Sire, ich danke Ew. Majestät für den Befehl vom 5. d. M., denn seit dem Attentat auf den König Milan war mir gar nicht darum zu tun. Ich war in Marienbad wie auf glühenden Kohlen. Ohne ausdrücklichen Befehl Ew. Majestät wäre ich schon am 15. Juni abgereist, aber ich bin ein zu guter Soldat, um nicht den Befehlen meines Königs zu gehorchen.

Der König: Es hat auch hier viele Leute gegeben, welche Ihre Rückkehr gewünscht haben, ja es hat auch solche gegeben, welche es Ihnen übel vermerkt haben, dass Sie nicht trotz meines Befehles zurückgekommen sind. Aber ich danke Ihnen, dass Sie nach meinem Wunsche gehandelt haben, denn sonst wäre die Situation viel ernster erschienen, als sie in der Tat ist.

Dr. V. G.: Ich finde, Sire, dass wir dadurch niemanden getäuscht haben. Die ganze Welt weiss es, und wir müssen uns selbst gestehen, dass die Situation furchtbar ernst ist, und dass wir sie durch unsere Fehler nur noch verschlimmern.

Der König (überrascht): Wieso?

Dr. V. G.: Von der Tatsache absehend, dass die Ausnahmegesetze ohne Wissen und ohne Einwilligung des verantwortlichen Regierungschefs verkündet wurden . . .

Der König: Was, was?! Hätten Sie denn gegen den Belagerungszustand und gegen das Ausnahmegericht gestimmt, wenn Sie hier gewesen wären? Mir hat doch Andonovitch gesagt, Sie hätten ihm geschrieben, dass Sie auch dafür gestimmt hätten, wenn Sie hier gewesen wären?

Dr. V. G.: Jawohl, Sire. Da die Ausnahmegesetze eben schon eine vollendete Tatsache waren und ich aus einem Briefe des Andonovitch sah, wie schwer ihm das alles gefallen war, habe ich, wohl wissend, wieviel in diesen Tagen auf ihm gelastet hat, es für meine Pflicht erachtet, ihn nicht noch mehr zu entmutigen, und ihm darum geschrieben, dass ich auch dafür gestimmt hätte. In der Tat aber, Sire. . . Ich erinnere mich lebhaft jenes Tages, an welchem Milutin Garaschanin aus der Kathedrale ins Ministerium des Inneren zurückkam und auf seinen Schreibtisch den Revolver warf, mit welchem damals die Ilka Markovitch auf den König Milan geschossen hatte. Auch damals verlangte König Milan auf das Entschiedenste den Belagerungszustand und das Ausnahmegericht, aber gerade so entschieden waren Milan Pirotjanatz und Milutin Garaschanin dagegen; und sie haben dadurch der Dynastie einen grossen Dienst geleistet, weil sie verhinderten, dass der nur zu begreifliche Zorn des Königs zum Gesetz umgewandelt werde. Wenn ich am 26. Juni hier gewesen wäre, würden dem Attentäter und seinen Mitschuldigen die gewöhnlichen Gerichte das Recht sprechen, oder auf dem Gesetze über den Belagerungszustand und das Ausnahmegericht stünden nicht die Unterschriften meines Ministeriums.

Der König (mit einem Blick auf die halbgeöffnete Türe zu seinen Privatgemächern): Es ist merkwürdig, dass die Freunde unserer Dynastie immer glauben, das Interesse derselben besser zu verstehen, als die Dynastie selbst.

Dr. V. G.: Gerade in solchen Verhältnissen, wo sich die Dynastie in Gefahr fühlt, sehen ihre treuen Diener besser und weiter, wie sie selbst.

Der König: Das ist sehr bescheiden, Doktor. Darf ich Sie ersuchen, mir zu sagen, warum Sie in einem Falle so denken, wo die vereinigten Russen und Radikalen auf meinen Vater wie auf ein Waldwild schiessen?

Dr. V. G.: Die Sache ist sehr einfach, Sire. Für mich unterliegt es keinem Zweifel, dass die panslavistische Geheimpolizei in Verbindung mit unseren Radikalen sowie mit Montenegrinern und den Anhängern der Karagjorgjevitchs, dieses Attentat auf den König Milan vorbereitet hat. Aber hier ist die Hauptsache nicht was wir glauben, sondern wir müssen mit Beweisen darüber kommen, um Europa und die ganze zivilisierte Welt zu überzeugen. Ich weiss nicht, was die bisherige Untersuchung für Beweise zu Tage gefördert hat und inwiefern diese zahlreichen Verhaftungen, welche vorgenommen wurden, tatsächlich begründet sind; aber ich weiss, dass die Russen durch eine hundertjährige Praxis mit Attentaten und Revolutionen auf der Balkanhalbinsel es zu solcher Meisterschaft in dieser Beziehung gebracht haben, dass es sehr schwer fallen dürfte, ihre Teilnahme an diesem Attentate glaubwürdig zu beweisen. Aber setzen wir den Fall, dass wirklich alle notwendigen Beweise gefunden werden sollten, so dass es für jedermann in der Welt sonnenklar würde, dass die verhafteten Führer der radikalen Partei an der Vorbereitung teilgenommen haben, so werden uns doch alle diese Tatsachen vor der öffentlichen Meinung Europas gar nichts nützen, aus dem einfachen Grunde, weil die Angeklagten nicht von dem gewöhnlichen Gericht, sondern von einem Ausnahmegericht mit summarischer Prozedur abgeurteilt sein werden. Haben Ew. Majestät gesehen, was für ein Sturm in der europäischen Presse gegen uns im Anzuge ist? Haben Sie beobachtet, wie die österreichischen und die reichsdeutschen Blätter, welche bis jetzt unser Regime mehr oder weniger sympathisch behandelt haben, auf einmal ihre Haltung veränderten? Haben Sie bemerkt, was uns der Wiener Ballplatz auf dem Umwege über London sagen lässt? Und dann wollen Majestät gnädigst bedenken, was die ganze Welt denken und schreiben wird, wenn die Schuld der Angeklagten auch bei dem Ausnahmegericht nicht

nachgewiesen werden sollte. Wodurch werden wir dann beweisen, dass das Gesetz in Serbien der höchste Wille ist, wie mir Ew. Majestät am 10. Oktober 1897 zu schreiben geruhten?

Der König (scherzhaften Tones): Nicht so, lieber Doktor, gestehen Sie nur, Sie sind böse bloss deswegen, weil wir die ausserordentlichen Massnahmen angeordnet haben, ohne Sie vorher zu fragen. Aber glauben Sie mir, es war wirklich keine Zeit . . .

Dr. V. G.: Pardon, Sire, aber in Staatsfragen denke ich nie an mich. Meine Person ist zu unbedeutend in einer so wichtigen Frage, als dass ich mir erlauben würde, irgend etwas zu sagen, bloss weil ich persönlich beleidigt bin. Übrigens habe ich gegen die Gesetze, welche meine Kollegen unterschrieben haben, nicht protestiert, und das heisst, dass ich sie stillschweigend akzeptiert habe; sie sind eine Tatsache, welche nicht ungeschehen gemacht werden kann ohne das Eingeständnis, dass die massgebenden Männer nicht gewusst haben, was sie tun. Ausserdem ist das ja nicht das Einzige, was ich nicht tat und wofür ich die Verantwortung auf mich genommen habe. Wenn mir Ew. Majestät nicht gleich anfangs ins Wort gefallen wären, würden wir wahrscheinlich nicht bis zu diesem Gespräch über die ausserordentlichen Massregeln gekommen sein, weil ich damit beginnen wollte, was zunächst auf der Tagesordnung steht, da ich ja heute zum ersten Male nach dem Attentate die Ehre habe, mit Ew. Majestät zu sprechen.

Der König (über den Zwicker schauend): Das wäre?

Dr. V. G.: Ich bitte, Ew. Majestät die Demission annehmen zu wollen, welche ich die Ehre haben werde, noch heute zu unterbreiten, sobald ich meine Kollegen gesehen haben werde.

Der König: Was für eine Demission? Warum wollen Sie Ihre Demission geben?

Dr. V. G.: Auf diese Frage, Sire, könnte ich sehr kurz antworten. Eine Regierung, welche nicht imstande ist, ein am helllichten Tage, mitten in Belgrad begangenes Attentat auf den Vater des Königs zu verhindern, eine solche Regierung hat keine Daseinsberechtigung mehr. Ich kann nicht mehr Minister des Äusseren bleiben, weil, wenn ich als solcher meine Pflicht getan hätte, es zum Attentate gar nicht gekommen wäre, und Präsident der Regierung kann ich nach dem Attentate überhaupt nicht bleiben, weil nach allem, was in den letzten zehn Tagen geschehen ist, ich nicht mehr

an die Ausführung des meiner Regierung anvertrauten Staatsprogramms denken kann. Reden wir vom Minister des Äusseren, so habe ich ganz genau gewusst, was Herr Jadovsky in Serbien getan hat, ich habe gewusst, was man in Cettinje und in Sofia getan hat, und ich konnte mir auch denken, was in Genf getan wurde. Nach der Stimmung Russlands, das wir Schwachen und Kleinen gezwungen haben, seinen Gesandten abzuberufen, musste ich aber auch wissen, dass man uns dafür b l u t i g heimzahlen wird, und dass alle Feinde der Obrenovitch ihre Kräfte vereinigen werden, die Dynastie zugrunde zu richten, bevor Ew. Majestät heiratet. Und da mir das alles bekannt sein musste, war es meine Pflicht, die Augen offen zu halten. Statt dessen habe ich mir erlaubt, müde und krank zu sein, und während ich in Marienbad ausgeruht habe, konnte nicht bloss mein Freund und Wohltäter, sondern auch mein Herr und König, unsere einzige Hoffnung, hier fallen. Dass Ihr Vater aus einer solchen Lebensgefahr gerettet wurde, ist Fügung Gottes oder Zufall, wie man will. Aber ich habe das Recht verspielt, auch weiter Minister des Äusseren in Serbien zu bleiben. Und was könnte ich heute oder in der nächsten Zukunft für die Ausführung des Staatsprogramms tun? Das Attentat hat wie mit einer Hacke jede Möglichkeit weiterer Arbeit an diesem Programm abgeschnitten, und die widrigste, ekelhafteste, wahnsinnigste Leidenschaft des politischen Parteikampfes wird an die Stelle des Prinzipes „Serbien über alles" treten. Für mich unterliegt es keinem Zweifel, dass so lange die neuen politischen Zuckungen in Serbien andauern werden, niemand in Europa einen Kreuzer für die Sanierung der serbischen Finanzen geben wird, geschweige denn jene vierzig Millionen, welche man für die Neubewaffnung der Armee braucht. Da wird selbst die Pression des Herrn von Kallay nicht mehr helfen, denn niemand wird seine Millionen einem Lande leihen, welches sich mitten in der Revolution befindet. Denn unsere Verhaftungen von Ministern, Staatsmännern, höheren Offizieren und Beamten sind ja direkt eine Erklärung an die ganze Welt, dass hier nicht mehr das Attentat eines problematischen Bosniers und eines entlassenen Feuerwehrmannes vorliegt, sondern dass das Attentat das Symptom einer kolossalen Verschwörung ist, welche sich über das ganze Land verzweigt und nicht bloss radikale Politiker, sondern auch solche aus der fortschrittlichen Partei umfasst,

und sogar die Armee hineingezogen hat. Denn wir haben ja dadurch, dass wir zeigten, ohne Belagerungszustand und Standgericht nicht auskommen zu können, die ganze Welt glauben gemacht, dass wir selbst der Ansicht sind, dass die Revolution vor der Schwelle steht. Die Herren Calthrop und Markus, welche die Konzession für den Bau eines ganzen Netzes von Lokalbahnen bekommen haben, dann alle die Herren Unternehmer, welchen wir bis jetzt Konzessionen für die Gründung so vieler Fabriken und industrieller Unternehmungen gegeben haben, und welche grade im Begriff stehen, die notwendigen Kapitalien für diese grossen Unternehmungen zu suchen: sie werden überall geschlossene Türen finden, weil die europäische Presse den Leuten, welche ihre Ersparnisse in ein einträgliches Unternehmen legen möchten, mit tausend Stimmen zurufen wird, ihren sauer erworbenen Pfennig nicht in ein Land zu tragen, in welchem Gesetze mit rückwirkender Kraft gemacht werden, — weil in einem solchen Lande auch solche Gesetze gemacht werden könnten, welche sie ihrer Ersparnisse berauben. Wie Sie sehen, Majestät, kann unter solchen Verhältnissen vorläufig, und ich fürchte sehr, auch für eine ziemlich lange weitere Zeit von irgend einer Arbeit bei den Staatsfinanzen, in der Volkswirtschaft und in der Armee keine Rede sein. Und wenn keine Möglichkeit mehr für eine solche Arbeit vorliegt, wozu soll ich dann an der Spitze der Regierung bleiben? Sie erinnern sich, Sire, unseres Gespräches von 1897 in Wien, als mir die Mission, eine neue Regierung zu bilden, erteilt wurde; schon damals habe ich Ew. Majestät gesagt, dass ich gar kein Politiker bin, sondern bloss ein Arbeiter mit etwas Erfahrung in der Staatsadministration. Die heutige Situation, namentlich nach diesen vielen Verhaftungen, welche besonders gegen eine Partei gerichtet sind, verlangt keinen Administrator mehr, sondern einen Politiker und einen Parteikämpfer. Das sind, Sire, die Gründe, welche mich verpflichten, abzutreten und einem anderen Platz zu machen, welcher für die in meiner Abwesenheit geschaffene Situation geeigneter wäre. —

Der König schwieg einige Minuten. Augenscheinlich kämpfte er mit sich selbst. Dann stand er auf, bat mich, ein wenig zu warten, und ging durch die halbgeöffnete Tür in seine Privatgemächer. Ich war auch aufgestanden, und während ich auf den

König wartete, habe ich lange das grosse Bild von Paja Jovanovitch „der Aufstand von Takowo“ angesehen. Unverwandt habe ich die Figur des Fürsten Milosch betrachtet. Gott weiss es, wie schwere Gedanken mir durch den Sinn gegangen sind, — als der König zurückkam und mich einlud, wieder Platz zu nehmen.

Der König: Ich habe Sie aufmerksam angehört. Hören Sie mich auch aufmerksam an. Sie machen sich Vorwürfe, weil das Attentat nicht verhindert worden ist. Das ist, entschuldigen Sie, eine übertriebene Skrupulosität Ihrerseits. Sie haben Ihre Pflicht als Minister des Äusseren vollständig erfüllt. Wenn Sie auch der Minister eines kleinen Staates sind, haben Sie doch gegenüber den Prätentionen vieler Mächtigen, sich in unsere inneren Fragen einzumischen, die Unabhängigkeit dieses Staates mit Erfolg verteidigt. Ich weiss nicht, ob Papa während seiner Regierungszeit bessere Minister des Äusseren gehabt hat, aber seitdem ich regiere, habe ich keinen gehabt, der diese Angelegenheiten besser besorgt hätte, als Sie. Als Regierungschef haben Sie das Land beruhigt und ihm volkswirtschaftliche Gesetze gegeben, welche nach einigen Jahren unseren materiellen Wohlstand bedeutend heben werden; dadurch schon haben Sie die Gesundung der Staatsfinanzen angebahnt, für welche ja übrigens schon so viel getan wurde, dass das Defizit im Budget auf die Hälfte reduziert ist und im nächsten Jahr vollständig verschwinden wird. Als alter Soldat, welcher die Armee liebt, haben Sie dieselbe verdoppelt und ihre Qualität hat sich gehoben. Nun denn, ich brauche Sie noch viele Jahre, bis mein ganzes Programm ausgeführt ist. Dass während Ihrer Abwesenheit ein Attentat geschehen ist, dafür werden Sie sich doch nicht ernstlich die Schuld zuschreiben. Wenn irgend jemand von den Mitgliedern der Regierung dafür verantwortlich gemacht werden könnte, so ist das einzig und allein der Minister des Inneren. Welcher Mensch mit gesunden Sinnen wird denn verlangen, dass Sie auch wenn Sie abwesend sind, für unsere persönliche Sicherheit sorgen? Und wirklich, Andonovitch hat nicht genug Umsicht gezeigt, weder vor, noch nach dem Attentate; dieses hat ihn so verwirrt, dass er nicht imstande war, die ersten Befehle an die Behörden selbst zu erteilen, sondern ich und Papa waren gezwungen, die ersten Schritte selbst zu tun. Dabei sind auch komische Szenen vorgekommen. Einmal musste ich so eilig

aus dem Palais ins Ministerium des Inneren laufen, dass ich in der Schnelligkeit meine Mütze vergessen habe, und Vukaschin musste mir nachlaufen, um mir die Mütze zu bringen. Andonovitch ist ein ausgezeichneter Mensch und in gewöhnlichen Verhältnissen, wenn er ruhig nachdenken kann und Zeit hat ruhig zu arbeiten, ein ausgezeichneter Minister des Inneren. Aber in Verhältnissen, wo man sich schnell entschliessen und handeln muss, ist er zu schwerfällig. Und auch dafür, dass er ein Mann ist, der einer solchen Situation nicht gewachsen ist, sind Sie nicht verantwortlich, weil Sie ihn nicht gewählt haben; gerade ich habe Ihnen diesen Mann förmlich aufgedrungen, weil ich Ihrer Regierung die Unterstützung wenigstens eines Flügels der liberalen Partei sichern wollte. Übrigens hat Andonovitch selbst eingesehen, dass er für solche Verhältnisse nicht passt, und schon um seine Entlassung gebeten. Ich habe seine Demission nicht angenommen, aus zwei Gründen: erstens, weil Sie nicht hier waren, und zweitens, weil die Entlassung des Ministers des Inneren jetzt wie ein Geständnis der Regierung aussehen würde, doch gewissermassen für das Attentat verantwortlich zu sein. Tatsächlich braucht aber Ihre Regierung ganz dringend einen energischeren Minister des Inneren, und wenn ich gefunden haben werde, dass der Augenblick gekommen ist, Andonovitch zu entlassen, dann werde ich mit Ihnen schon alles besprechen. Jetzt darf davon keine Rede sein, — noch weniger aber von Ihrer Demission. Na, das könnte ich grade noch brauchen — jetzt ein Minister- und Systemwechsel! Nein, jeder muss gegenwärtig auf seinem Posten bleiben. Das von der Unmöglichkeit der weiteren Ausführung meines Programms ist ja nicht stichhaltig. Ernste Leute urteilen über Serbien nicht nach dem Geschrei der Zeitungen sondern nach den Tatsachen; und wenn sie sehen werden, dass die serbische Regierung es verstanden hat, mit eiserner Hand nicht bloss die Ordnung zu erhalten, sondern auch alle anarchistischen Elemente für immer zu vernichten, und dass selbst die unterirdische Arbeit einer Grossmacht nicht in der Lage war, uns aus dem Geleise der politischen und ökonomischen Unabhängigkeit zu werfen, dann wird Europa diese Episode mit dem Attentat schnell vergessen, und unser Kredit wird wieder eine solche Steigerung erfahren, dass nicht bloss Ihre Calthrope, Markusse und Minkusse für uns da sein, sondern dass auch andere Kapitalien den

Weg zu uns suchen werden. Und dann wird auch der Moment nicht weit sein, wo Serbien sogar an eine neue Konversion seiner Staatsschulden wird denken können. . .

Dr. V. G.: Ich bin Ew. Majestät für die gnädige Beurteilung der bisherigen Bemühungen meines Ministeriums, der ihr gestellten Aufgabe so viel als möglich zu entsprechen, tief dankbar. Aber was das Horoskop betrifft, welches Ew. Majestät unserer nächsten und weiteren Zukunft stellt, muss ich leider gestehen, dass mich selbst die, ich möchte sagen, Milansche Beredsamkeit Ew. Majestät nicht überzeugt hat, und ich kann nicht mehr in einer Stellung bleiben, für welche ich nicht die notwendigen Eigenschaften besitze. Gerade die allernotwendigste, die „eiserne Hand" habe ich nicht. Ich bleibe bei der Überzeugung, dass Ew. Majestät und Serbien jetzt nicht eine eiserne, sondern eine sehr geschickte Hand brauchen. Nur in einem Punkte hat mich Ew. Majestät überzeugt, und das ist, dass meine Demission nicht den Fall der ganzen Regierung nach sich ziehen darf, denn wenn auch zwei, drei Männer zu finden wären, welche mich sehr vorteilhaft ersetzen könnten, wäre ich doch in der grössten Verlegenheit, wenn mich Majestät fragen würden, aus welchen Leuten heute eine ganz neue Regierung zusammenzusetzen wäre.

Der König: Ich denke, Doktor, Ihre Verlegenheit wäre gar nicht kleiner, wenn ich an Sie die Frage richten wollte, wer bloss an Ihre Stelle zu setzen wäre? . . .

Dr. V. G.: Nicht im geringsten, Sire. Vukaschin ist der erste, welcher heute in meiner Stellung besser wäre. Er ist nicht nur Jurist, sondern er hat in seiner Jugend als Polizeibeamter gedient und als solcher eine wunderbare Tätigkeit entwickelt. Er hat überhaupt in seinem Leben sehr viel mit Verbrechern zu tun gehabt — und zwar nicht bloss mit solchen niedriger Kategorie, sondern auch mit denen in Frack und weisser Krawatte. Demgemäss hat er eine viel grössere Menschenkenntnis als ich, der ich mein lebenlang nur mit Gelehrten, Schriftstellern, Offizieren und Diplomaten zu tun gehabt habe. Wenn mehr Energie notwendig ist, finden Sie dieselbe in weit reicherem Masse bei Vukaschin, als bei mir. Über seine staatsmännischen Fähigkeiten brauche ich gar nicht zu reden, sie werden auch von seinen Feinden anerkannt. Übrigens ist Vukaschin nicht mein einziger Kan-

didat. Wenn Majestät sich erinnern wollen, habe ich vor ziemlich langer Zeit den Andra Gjorgjevitch als zukünftigen Ministerpräsidenten erwähnt. Der Mann ist ein Ausbund an Geschicklichkeit, was er besonders bei der Lösung unserer Kirchenfrage gezeigt hat. Ausserdem kennt er die Gesetze des Landes besser als irgend jemand anderer in Serbien, und wenn Majestät meine Auffassung akzeptieren wollten, dass Serbien in seiner heutigen Situation nicht eine eiserne, sondern eine geschickte Hand braucht, welche die notwendige Geduld hat, den gordischen Knoten der inneren und äusseren Intrigen in Ruhe zu lösen, dann nehmen Sie ruhig Andra zum Ministerpräsidenten. Sollten aber Ew. Majestät bei der Überzeugung bleiben, dass dieser Knoten durchschnitten werden muss, dann brauchen Sie dazu einen Säbel, und dann nehmen Sie den General Zinzar-Markovitch.

Der König: Aus all' dem, lieber Doktor, wird nichts. Den General wird Papa nie hergeben, und was Vukaschin und Andra anbelangt, so wird keiner von ihnen im Kabinette bleiben, wenn Sie die Regierung verlassen, geschweige denn, dass einer von ihnen das Odium auf sich nehmen würde, den eigenen Chef hinausintrigiert zu haben. Davon bin ich so überzeugt, als ob ich mit den zweien darüber schon gesprochen hätte, und Sie werden mir glauben, dass ich während Ihrer Abwesenheit auch nicht einmal daran denken konnte, unter so schwierigen Verhältnissen den Chef der Regierung zu wechseln.

Dr. V. G.: Erlauben Sie gnädigst, Sire, die Sitzung des Ministerrates einzuberufen, und Majestät wird sehen, dass es mir gelingen wird, meine Kollegen davon zu überzeugen, dass das, was ich Ew. Majestät vorzuschlagen die Ehre gehabt habe, im Interesse des Landes und der Dynastie getan werden muss. Ausserdem bitte ich um die Erlaubnis, solange ich noch in Uniform und Feldbinde bin, mich beim König Milan melden zu dürfen. Sie werden, Sire, begreiflich finden, dass ich es nach der Lebensgefahr, in welcher König Milan sich befunden hat, kaum erwarten kann, ihn gesund wiederzusehen.

Der König: Eine Sitzung des Ministerrates kann heute nicht stattfinden, weil ich eine Unmasse von Deputationen aus dem Lande zu empfangen habe, und ich will hoffen, dass der Ministerrat so

wichtige Gespräche nicht ohne mich führen wird. Was den Papa anbelangt, er muss jeden Augenblick kommen. Da ist er schon!...

Und wirklich, in diesem Augenblicke trat König Milan ins Zimmer.

Ich nahm die Mütze in die Rechte, den Säbel in die linke Hand, ging dem General Milan zwei Schritte entgegen, stand still, und wollte mich vorschriftsmässig melden.

— Melde gehorsamst . . . Aber ich konnte nicht vollenden.

König Milan umarmte und küsste mich.

In den achtundzwanzig Jahren unserer oft sehr intimen Freundschaft, welche freilich gerade so oft von Seite des Königs Milan mit Beweisen grösster Ungnade unterbrochen wurde, gab es zwischen uns häufig auch Szenen der Rührung, aber nie hatte Milan Obrenovitch vergessen, dass er der Herrscher war, und ich wenn auch sein Freund, doch noch immer sein Untertan. Es musste eine Zeit kommen, wo wir beide in Reih und Glied seinem Sohne dienten, es musste ein Attentat kommen, welches hätte verursachen können, dass wir uns nie mehr gesehen hätten, damit er mich umarme. Nach diesem ersten Kuss ist nur noch einer, der letzte gekommen, als König Milan auf immer seine Augen schloss und ich sie als erster küsste. Zwischen diesen zwei Küssen liegt eine furchtbare Tragödie, — aber davon ein andermal.

Dieses Benehmen des Königs Milan mir gegenüber liess mich unwillkürlich seine Hand an meine Lippen führen.

— Das war einmal, Doktor, — sagte König Milan und zog die Hand zurück — jetzt sind wir ex aequo, jetzt sind wir nur Freunde.

— Ich zweifle sehr — sagte der König Alexander sehr ärgerlich, und setzte sich — ich zweifle sehr an dieser Freundschaft, wenigstens was den Doktor betrifft.

— Pourquoi, mon garçon? — frug König Milan verwundert und schaute bald mich, bald den König an.

— Aus dem einfachen Grunde, — sagte der König, als wir zwei auch Platz genommen hatten — weil während Du ihn umarmst und küssest, glaubend, dass er noch immer unser alter Doktor ist, er von mir verlangt, ich soll seine Demission annehmen. Hörst Du, seine Demission, heute, wo uns das Haus über dem Kopfe brennt! . . . —

König Milan schwieg einige Augenblicke, machte einen tiefen Atemzug und sagte:

— Ich bedaure, es ist mir wirklich herzlich leid, wenn selbst Vladan zu der Überzeugung gekommen ist, dass er uns unserem Schicksal überlassen muss. Aber weder ich noch Du haben ein Recht, ihm daraus einen Vorwurf zu machen. Er hat sein ganzes Leben dem Dienste unseres Hauses geopfert, er hat sich uns zuliebe hunderte, wenn nicht tausende von Feinden gemacht. Schliesslich kann er auch nicht gegen das Schicksal kämpfen, denn er darf nicht vergessen, dass er ausser den Pflichten, welche er als treuer Diener der Obrenovitch auf sich genommen hat, auch andere sehr schwere Pflichten als Familienvater hat. A la fin, jeder ist sich selbst am nächsten. —

— Um Gottes willen, Majestät, nicht so — sagte ich und sprang auf. — Wenn Sie mir je geglaubt haben, glauben Sie mir jetzt auf mein Ehrenwort, dass ich nicht einen Augenblick an mich oder an die Meinigen gedacht habe, als ich mich entschloss, den König um meine Entlassung zu bitten. Einzig und allein das Interesse des Vaterlandes und der Dynastie war für mich. . .

— Lassen wir die grossen Worte — sagte König Milan mit einer abwehrenden Handbewegung. Reden wir ruhig, als Politiker, welche eine politische Situation zu beurteilen haben. Ich kenne alle Gründe, welche Sie dem König vorgebracht haben dürften, um Ihre Demission zu motivieren. Ich kenne sie so, als ob ich beim Gespräch anwesend gewesen wäre *und jedes Wort gehört hätte*. Ich bin überzeugt, wenn es zur schriftlichen Motivierung dieser Demission kommen sollte, werden Sie dieselbe schriftstellerisch so aufputzen, dass jeder Leser Ihren Patriotismus bewundern wird. Ich glaube sogar, dass Sie von der Unerschütterlichkeit Ihrer Gründe und ebenso von der Uneigennützigkeit Ihrer Absicht vollständig überzeugt sind. Denn Sie sind Idealist, und als solcher haben Sie das Bedürfnis, jeden Ihrer Schritte vor dem, was Sie Gewissen nennen, zu rechtfertigen. Nun, ganz im Gegenteil zu Ihnen, bin ich ein Mann ohne irgend ein Ideal. Ich bin ein grässlicher Egoist und Materialist, und ich kann nur bedauern, dass ich dieser meiner Lebensanschauung nicht immer im Leben treu geblieben bin; denn alle die Fehler, welche ich in meinem Leben begangen habe, und welche sich jetzt an mir rächen, habe ich nur

dann begangen, wenn ich dem Egoismus untreu geworden bin. Ich stand zum Beispiel mit Russland auf einem sehr guten Fusse, so lange ich jeden Befehl aus Petersburg befolgt habe. Was zum Teufel musste ich mich gegen Russland auflehnen, als England es bei den Ohren packte und nach Berlin schleppte, um ihm dort von seiner Kriegsbeute Stück für Stück abzunehmen? Als ob Russland nicht genug Erniedrigung und Beschämung fühlen musste, da es vor den Toren von Konstantinopel zur Umkehr gezwungen wurde, habe sogar ich angefangen, mich wichtig zu machen, indem ich die Keckheit besass, mich gegen das in San-Stefano geschaffene Gross-Bulgarien aufzulehnen und zu versuchen, so viel als möglich vom Territorium, welches den Bulgaren zugedacht war, für Serbien wegzureissen. Wenn ich damals nicht Serbiens, sondern nur meinen und meines Hauses Vorteil gesucht hätte, — unser Volk hätte sich auch ohne Nisch begnügt, oder mit einer Grenze bis zum Bach von Kutina und bis Grdelitza — wäre ich noch auf dem Throne, und mein Sascha würde ein sorgenloses Leben als Thronfolger haben. Ja, aber das Vaterland! Aber les grands mots! Hilf Österreich, so viel als möglich für Serbien abzureissen! Dafür hat mich Russland mit Hilfe unserer Radikalen vom Throne gejagt, und Österreich-Ungarn hat nicht einmal den kleinen Finger gerührt, um mich vor dieser Rache Russlands zu schützen. Und wenn es noch bei dieser ersten Sünde geblieben wäre! Aber der Patriotismus ist ein Wechselfieber, gegen welches kein Chinin nützt. Anstatt mit meiner ziemlich schönen Apanage unter zivilisierten Menschen zu leben und nie mehr nach Serbien zurückzukehren, — was ich sogar versprochen habe, — musste ich noch einmal her, um meinem Sohne und meinem Freunde Vladan zu helfen, von neuem das Danaidenfass zu füllen, wieder Serbien zu retten . . . In welche Wut diese meine Rückkehr Russland versetzt hat, beweist die Mission Jadovsky. Und als diese Mission nicht nur fehlschlug, sondern sich in einen öffentlichen Misserfolg Russlands verwandelte, da hat man das Programm geändert: nicht mehr Milan aus Serbien zu vertreiben, sondern ihn einfach zu ermorden. Das ist die neue Parole, sie wurde unseren Radikalen, Montenegrinern und Antidynastikern gegeben, und der erste Versuch wurde am 24. Juni gemacht. . . Nun, Knezevitch hat mich nicht gut getroffen, im Gegenteil, seine Revolver-

kugeln haben alle Russland ergebenen Leute ins Gefängnis gebracht. Und darum muss Russland jetzt mehr noch wie früher an die eigenen Freunde und ergebenen Diener denken, muss sie mit allen Mitteln zu retten suchen, muss mit neuen Attentaten, mit Dynamit, mit Revolution und n'importe comment, die Dynastie Obrenovitch vernichten. Nun, und Vladan sieht dies, Vladan ist zu intelligent, um nicht einzusehen, dass der Kampf nicht mehr eine Aktion unserer inneren Feinde ist. Er sieht gerade so klar wie ich, dass es ein Kampf auf Leben und Tod ist, und zwar ein Kampf zwischen dem mächtigen Russland und den zwei letzten Obrenovitch, ein Kampf der Panslavisten gegen die „Westler" in Serbien. Und als gescheiter Mensch weiss Vladan sehr gut, dass in diesem Kampfe Russland siegen muss, und da räsoniert er folgendermassen: Warum soll ich auch zugrunde gehen, wenn ich damit den Obrenovitch doch nicht helfen kann? Wenn der russische Pensionär Halju an mir dasselbe vollbracht haben wird, was er mit Stambulow getan hat, so wird das die Meinigen ins Unglück stürzen, aber die Dynastie nicht retten, welcher ich treu gedient habe und welche mir dafür wenig Dankbarkeit gezeigt hat. Ich und die Dynastie, wir sind quitt, es ist Zeit mich zurückzuziehen. . .

Dr. V. G.: Majestät, ich bin schon in den Jahren, in welchen man den Tod nicht mehr fürchtet sondern ihn als ein verdientes Ausruhen, als süsses Nirwana erwartet. Für einen Menschen, welcher so viel in seinem Leben hat kämpfen müssen, ist es ganz gleichgültig, ob er durch einen Halju, durch einen herunterfallenden Dachziegel oder an einer Berstung der Aorta stirbt. Alles können Sie mir vorwerfen, Majestät, nur Feigheit nicht.

König Milan: Lassen Sie mich doch ausreden. Nicht im Entferntesten habe ich Ihre Absicht zu demissionieren als eine Flucht von einer gefährlichen Position hinstellen wollen. Im Gegenteil, ich werde beweisen, dass Sie dabei nicht bloss klug vorgehen, sondern auch Ihre Pflicht auf das gewissenhafteste erfüllen. Parlons en de nos devoirs. Nach dem Attentat habe ich geglaubt, dass ich sowohl als Vater des Königs, wie auch in meiner Eigenschaft als Kommandant der aktiven Armee die Pflicht habe, dem König und seinen Ministern den Rat zu geben, den Belagerungszustand und ein Standgericht zu proklamieren. Nach vielen An-

strengungen, Bitten, Betteln und Drohungen während dreier voller Tage und dreier Nächte, haben wir die Einwilligung der Regierung bekommen, den Belagerungszustand für den fünfzehnten Teil Serbiens zu proklamieren, und ein Ausnahmegericht eingesetzt mit so viel Öffentlichkeit im Verfahren und mit so vielen Garantien für die Angeklagten, dass vielleicht ausser dem Attentäter selbst, welcher bei der Tat ergriffen wurde, niemand verurteilt werden wird. Diese Opposition aller unserer erprobten Freunde in der Regierung hätte auch mir die Augen öffnen und mich überzeugen sollen, dass ich meine „Pflicht" sehr fehlerhaft aufgefasst habe. Aber, wie Sie wissen, bin ich sehr starrköpfig, und wenn ich von irgend etwas überzeugt bin, dann gehe ich bis ans Ende. Und darum, wenn heute alles verhaftet ist, was in der radikalen Partei Wert hat und wenn die Führer dieser Partei in Eisen gelegt sind, so ist das mein Werk. Das hat der König mit mir unmittelbar und ohne Wissen der Regierung angeordnet. Warum? Darum, weil ich sowohl in meiner zwanzigjährigen Regierungszeit als auch während der Regierungszeit meines Sohnes, die unerschütterliche Überzeugung gewonnen habe, dass die Radikalen in Serbien keine politische Partei sind, welche für gewisse politische Prinzipien kämpft, sondern eine antidynastische Partei, welche seit ihrer Entstehung bis auf den heutigen Tag einzig und allein daran arbeitet, unsere Dynastie zu stürzen und auf den Thron Serbiens sei es die Karagjorgjevitche, sei es die Petrovitche, zu bringen. Es ist sehr leicht möglich, dass nicht alle verhafteten Radikalen an der Verschwörung teilgenommen, oder dass wenigstens viele von ihnen von der Vorbereitung dieses Attentates gar nichts gewusst haben; aber es ist absolut sicher, dass alle verhafteten Radikalen, wenn ich ermordet worden wäre, sehr bald die Macht in Serbien an sich gerissen und dass sie dann auch den König um die Ecke gebracht hätten, bevor er heiratet und ihm ein Thronfolger geboren worden ist. Deswegen habe ich es als meine Pflicht erachtet, bei dieser Gelegenheit alle radikalen Führer der antidynastischen Partei zu vernichten. Denn wenn sie am letzten Attentate nicht teilgenommen haben sollten, tragen sie doch die Schuld für die früheren vier Attentate und sind verantwortlich für die Revolution im Timok-Tale; sie haben mir bewiesen, dass bei ihnen auch eine Begnadigung nichts nützt, weil sie einfach politisch unheilbar sind.

Ich habe mir die Sache so gedacht: Wenn wir diese Gelegenheit benützen, um mit den Radikalen gründlich aufzuräumen, wird uns Russland noch mehr hassen; aber wir werden so viel Zeit gewinnen, um zur modernen Bewaffnung der Armee, und durch die Heirat des Königs zu einem Thronfolger zu kommen; und dann, wenn auch Russland mich umbringen lassen sollte, wird doch die Dynastie leben und dem Lande weitere dynastische Umstürze ersparen, welche es auf Dezennien zurückwerfen würden, so dass man alles von vorne anfangen müsste. So habe ich bis vorhin gedacht, so habe ich meine Pflicht aufgefasst. Jetzt kommt Doktor Vladan und sagt, seine Pflicht ist, zu demissionieren. Er ist ein zu verlässlicher Freund unserer Dynastie, als dass er sich leichten Herzens dazu entschliessen könnte. Augenscheinlich gibt es verschiedene Arten, eine und dieselbe Pflicht aufzufassen. Höre also, mein Sohn, wie ich mir in diesem Augenblicke vorstelle, was in der Seele Vladans vorgeht. Er räsoniert folgendermassen: Serbien ist zu klein, zu schwach, zu aufgewühlt durch die Parteien, um aus diesem Kampfe mit Russland siegreich hervorzugehen. Die Vernichtung aller radikalen Führer wäre nicht bloss eine grausame, barbarische Ungerechtigkeit, — denn unter diesen Leuten gibt es wirklich auch viele Unschuldige, — sondern diese unerhörte Grausamkeit würde der Dynastie gar nichts nützen, weil Russland andere Zangen finden wird, um die Kastanien aus dem Feuer zu holen; und Russland wird Serbien nicht aufatmen lassen, so lange König Milan im Lande bleibt. Sei es nun durch eigene Schuld, sei es, weil er die Vergrösserung und die Unabhängigkeit Serbiens dem Wohlwollen Russlands vorgezogen hat, oder sei es wie immer — König Milan ist und bleibt la bête noire de la sainte, de la toute puissante Russie; die Eigenliebe Russlands verlangt kategorisch die Entfernung Milans aus Serbien, und ich habe gefehlt, als ich eingewilligt habe, nicht bloss, dass er nach Serbien zurückkehrt, sondern dass er auch zum Kommandanten der aktiven Armee ernannt wird. . . . Ja, Vladan, das sagen Sie sich, und noch weiter: Ich habe schwer gefehlt, und ich hätte im Interesse der Dynastie selbst abtreten sollen, als ich sah mit was für einer Mission Jadovsky nach Serbien gekommen ist. Wir sind selbst schuld daran, dass es bis zum Attentate gekommen ist; und König Milan ist schuld daran, dass nach dem Attentate solche

Massregeln vorgenommen worden sind, welche ganz Europa gegen uns empört haben. Auf diesem Wege dürfen wir nicht weiter gehen. Wir können zwar nicht zurück, aber unsere Pflicht ist es, dem König die Situation zu erleichtern; meine Regierung, oder wenigstens ich als Chef derselben muss abtreten. Wem immer der König die Bildung der neuen Regierung anvertrauen sollte, jedem wird es leichter sein, als mir, denn jeder wird die Aufhebung des Belagerungszustandes und des Ausnahmegerichtes, sowie die Enthaftung aller Leute, für welche keine Schuldbeweise vorliegen, als erste Massregel vorschlagen können. Darnach muss König Milan, ob er will oder nicht, das Land verlassen, denn das Attentat war gegen ihn persönlich gerichtet und er könnte nicht weiter neben einer Regierung dienen, welche alles was er getan hat, so desavouiert. Und sobald König Milan das Land verlässt, wird die Eigenliebe Russlands befriedigt sein, um so mehr, als es während des Bestandes meines Kabinettes behauptet hat, dass es gegen König Alexander nichts habe. Oh, im Gegenteil, der russische Kaiser wünscht dem König Alexander alles Gute! Und dann kann der König mit der neuen Regierung sehr erfolgreich an der Ausführung seines Programms „Serbien über alles" weiter arbeiten. Nun, Doktor, habe ich Ihre geheimen Gedanken erraten? —

Ich fiel mehr auf einen Sessel, als ich mich niedersetzte, und noch bevor ich ein Wort sagen konnte, fuhr König Milan fort:

— C'est une manière de voir, et peut-être elle est la meilleure. Und wahrlich, ich frage mich in diesem Augenblicke, ob es nicht zweckmässiger wäre, die Demission Vladans anzunehmen? Das wäre sogar für mich persönlich viel besser. J'en ai jusque-là de cette lutte acharnée. Ich brauchte einfach nach einigen Tagen Herrn Mansurow etwas ins Ohr zu flüstern, und dem König und Serbien ginge es sehr gut unter den wohltuenden Strahlen des russischen Wohlwollens. Und sogar dem König Milan würde es gar nicht schlecht gehen . . . —

— Ah ça, mais vous êtes fous tous les deux — brauste König Alexander auf, welcher bis dahin ruhig an den Blättern eines Buches gezupft hatte. — Et qu'est ce que vous faites de moi? La risée du monde. Und wer spricht das? Mein eigener Vater, der Schöpfer meines Königreiches, der Schöpfer meiner Armee! So sprechen mein ältester General und mein ältester Oberst, welcher

zugleich der treueste Freund unseres Hauses ist! Und das erlaubt Ihr Euch mir zu sagen, während Ihr beide die Offiziersuniform tragt, und Vladan sogar mit der umgeschnallten Feldbinde . . . Habt Ihr denn gar kein Schamgefühl wenigstens vor dem Waffenrock . . .

Der König sprang auf und fing an im Zimmer herumzugehen, wobei er immer wieder an den Ecken der aufgelegten Teppiche stolperte. Ich stützte meinen Kopf mit beiden Händen. König Milan lächelte, und sprach ganz ruhig weiter:

— Il ne faut pas s'échauffer, mon garçon. So was muss ruhig besprochen werden. Du hast kein Recht, Dich zu ärgern. Noch weniger brauchst Du mit grossen Worten herumzuwerfen, wie ein serbischer Dutzendpolitiker. Pas de phrase, s'il vous plaît. Unsere Uniform, unsere Waffenröcke? Mon Dieu, Du wenigstens weisst ganz genau, dass ich mich in Zivil viel besser fühle, und wenn ich bis jetzt den General gespielt und Deinen Waffenrock getragen habe, so war es, weil ich geglaubt habe, dass es in Deinem Interesse ist. Nachdem es mir aber scheint, dass die Vladansche Auffassung der Pflicht eine gescheitere ist als die meinige, werde ich sehr gerne den Waffenrock ausziehen. Was Vladan anbelangt, so glaube ich, dass er es auch satt bekommen hat, den Waffenrock eines Obersten zu tragen, seitdem seine ersten Schüler aus der Militärakademie schon lange Generale geworden sind. Er hat zwar als Diplomat in Athen und in Konstantinopel die Uniform eines Reserveobersten vorgezogen, aber nur deswegen, weil die Diplomaten-Uniform einige tausend Franks kostet, und er nicht reich ist und für eine grosse Familie zu sorgen hat. Dass er als Ministerpräsident die Gewohnheit behalten hat, bei feierlichen Anlässen und dienstlichen Gelegenheiten den Waffenrock zu tragen, ist einfach nur geschehen, weil dieses Kleid schöner ist als der Frack. . . —

Ich habe dem König Milan nur einen Blick zugeworfen und habe geschwiegen. König Alexander blieb vor uns stehen und sagte mit grosser Entschiedenheit:

— Wer die Ehre hat einen Waffenrock zu tragen, der hat auch die Pflicht, in ihm zu sterben auf der Position, an welche ihn sein König und oberster Kriegsherr gestellt hat. Habt Ihr mich verstanden? Ich gebe Euch mein Wort, dass ich, wenn Ihr zwei

meinen Waffenrock ausziehen solltet, nicht einen Augenblick länger König von Serbien bleiben will.

König Milan schwieg. Ich sagte:

— Ich bin wahrscheinlich ein schlechter Politiker, aber ich habe mich mein ganzes Leben bestrebt ein guter Soldat zu bleiben. Ich habe diesen Waffenrock nicht bloss bei Paraden, sondern auch in drei Kriegen für die Unabhängigkeit Serbiens getragen. Wenn Ew. Majestät findet, dass die Zeit gekommen ist, zu sterben, dann werde ich diesen Waffenrock nicht ausziehen. —

König Alexander und sein Vater reichten mir die Hände; und die serbische Amtszeitung brachte folgende Notiz:

„Der Präsident des Ministerrates, Minister des Äusseren, Herr Dr. V. G. ist gestern von seiner Reise im Auslande nach Belgrad zurückgekehrt und hat die Leitung seines Dienstes übernommen."

XVI.

Nach dem Attentat auf König Milan.

Bei der Übergabe des Dienstes im Ministerium des Äusseren sagte mir Lozanitch, dass er von Seite des Grafen Goluchowski mündlich einen Wink bekommen habe, welchen er sich wörtlich notiert habe, und übergab mir diese Notiz. Sie lautete:

„. . . dass wir, ohne uns in die inneren Verhältnisse Serbiens einzumischen oder der gerechten Bestrafung der Schuldigen hindernd in den Weg zu treten, vor einem allzuscharfen, den Charakter der Tendenz tragenden Einschreiten gegen die Anhänger der radikalen Partei, abraten müssten."

Natürlich die Entente cordiale.

Unter den ersten Berichten meiner Referenten fand ich, dass am 8. Juli nicht weniger als 84 ausländische Zeitungen konfisziert worden waren. Der Sturm in der ausländischen Presse wurde immer grösser und ebenso die Erfindungslust und die Beschuldigungen. Das Attentat, so hiess es, ist ein Machwerk der Belgrader Polizei, im Revolver des Knezevitch waren gar keine Kugeln, und der Adjutant des Königs Milan — welcher im Garnisonsspital zu Belgrad operiert worden war und dem man die Kugel herausgezogen hatte — war gar nicht verwundet.

Viel wichtiger als das, was die russischen Zeitungen schrieben, war aber, was der Kaiser von Russland selbst zu tun sich entschloss. König Alexander hatte den Gesandten in Petersburg, General Gruitch, abberufen und ihn aus der Liste der Offiziere streichen lassen. Der Kaiser von Russland Nikolaus II. aber hat diesem so gemassregelten serbischen Offizier das Grosskreuz der hl. Anna verliehen. . .

Gleich darnach ergriff auch Prinz Peter Karagjorgjevitch die Gelegenheit, einen eigens nach Genf entsendeten Spezialkorrespondenten des „Berliner Tageblatts“ zu empfangen, und dieser meldete unterm 5. (17.) Juli folgendes:

„Prinz Karagjorgjevitch hat mich sehr gut empfangen und war glücklich, sich in der Sache des Attentates gegen Milan durch eine grosse Zeitung aussprechen zu können. Er bedauert, dass man ihn bei dieser Gelegenheit genannt hat. Seit langer Zeit schon treibe er keine aktive Politik in Serbien. Er warte ab, da er sicher sei, dass Milan durch seine Unvorsichtigkeiten die Dynastie Obrenovitch zugrunde richten werde, und dann werde die Zeit für die Karagjorgjevitchs kommen. Milan sei der beste Agitator für Karagjorgjevitch. Der Prinz war — so sagt er selbst — immer gegen die Attentate; das habe er auch vor Jahren schon in einer Proklamation seinen Anhängern gesagt. Er wolle nicht, dass man den Thron seiner Ahnen mit Blut bespritze; im Lande herrsche Unzufriedenheit, die Finanzquellen seien erschöpft, der Kredit vernichtet, da sei es am besten, zu warten, — und die Radikalen warten. Ein Attentat könnte nur den natürlichen Prozess der Zersetzung aufhalten, und die Radikalen hätten kein Interesse daran.

„Man solle auch nicht vergessen, dass es schon das fünfte Attentat seit dem Jahre 1880 sei. Für alle diese Attentate wollte man die Radikalen verantwortlich machen. Die Attentate haben sich aber alle, wenn nicht als Machinationen der Regierung, so doch als ganz persönliche Racheakte erwiesen, wie z. B. das Attentat der Frau Ilka. Milan habe doch gar zu vielen Leuten etwas zuleide getan. Alles spreche dafür, dass das jetzige Attentat von der Polizei inszeniert sei. Wenn die Radikalen wirklich an ein Attentat gedacht hätten, so hätten sie im Lande hunderte mutvoller Leute finden können, die es ausführen konnten, ohne irgend einen Komplizen zu nennen; man brauchte nicht zu einem solchen Vagabunden, wie Knezevitch einer ist, seine Zuflucht zu nehmen, der bei der ersten Frage schon alle seine Mitschuldigen denunziert hat. Das und viele andere Momente, wie die Flucht des Attentäters, die rasche Einsperrung der Radikalen und die Ansprache des Königs Milan, bewiesen zur Genüge, dass das Attentat nicht von den Radikalen herrühre. Milan wolle die Gelegenheit ausnützen, um sich der Leute zu entledigen, die in dieser Zeit der allgemeinen Gärung und Unzufriedenheit für ihn gefährlich sein könnten.

„Der Fürst hegt die Hoffnung, dass die europäische und vor allem die liberale Presse durch ihre mächtige Stimme verhindern werde, dass so viele Leute unschuldig verurteilt werden. Man solle nicht erlauben, dass hundert der besten Söhne Serbiens das Opfer einer unwürdigen Machination der Polizei werden.“

Diese Erklärungen wurden in einer Berliner Korrespondenz des „Neuen Wiener Journals“ vom 9. (21.) Juli ergänzt:

„Der serbische Thronprätendent Prinz Peter Karagjorgjevitch hat sich vor einigen Tagen interviewen lassen und dabei die Erklärung abgegeben, er warte ab, bis seine Zeit komme. Ihr Korrespondent ist in der Lage, als Ergänzung zu jenen Mitteilungen des Anwärters auf den Thron der Obrenovitch, die Ansichten einer dem Prinzen Karagjorgjevitch sehr nahestehenden Persönlichkeit über die jüngsten und noch zu gewärtigenden Ereignisse in Serbien wiederzugeben.

„In Milan arbeitet, dieser Quelle zufolge, die Angst, dass der Prinz seinen Sohn um den Thron bringen werde. Daher auch die seinerzeit erfolgte, alle Welt überraschende Rückkehr des Exkönigs nach Belgrad. Milan — so fuhr der Freund des Prätendenten fort — ist sich dessen bewusst, dass der Thron Alexanders stark unterminiert sei, und es ist charakteristisch — dieses Detail ist ganz neu! — dass der Exkönig im Jahre 1890 in Paris, bei einer Begegnung, die er mit einem der markantesten Mitglieder des Hauses Karagjorgjevitch hatte, die Idee ventilierte, die damals neunjährige Tochter des Prinzen Peter mit dem zu jener Zeit 15jährigen König Alexander zu verloben. Prinz Peter wies dies Ansinnen aber zurück.

„— Was veranlasste aber Milan, zugunsten seines Sohnes abzudanken? —

„— Ein wenig bekannter, aber sehr gerechtfertigter Grund. Milan hatte erfahren, dass die im Jahre 1888 von den Radikalen gemachte Verfassung ein Werk des Prinzen Peter war. Paschitch sowohl, als alle anderen Radikalen waren damals schon mit dem Thronprätendenten in Verbindung, und folgten in allem dessen Ratschlägen. Milan versuchte zu opponieren, da er aber sah, dass ihm dies gefährlich werden konnte, spielte er den letzten Trumpf aus, und stellte der wachsenden Popularität des Karagjorgjevitch jene seines Sohnes gegenüber. Das ist die Wahrheit über den Grund von Milans Thronentsagung."

Es folgte dann nach einigen weiteren Details die Frage:

„— Gibt sich also Prinz Peter wirklich Königsträumen hin? —

„— Gewiss. Er macht ja gar kein Hehl daraus. Die Revolution in Serbien ist nur eine Frage der Zeit. Prinz Peter ist ein viel zu ideal veranlagter Mensch, als dass er ein Blutvergiessen möchte, aber . . .

„— Somit ist es also Wahrheit, dass in Serbien ein regelrechtes Verschwörungskomitee besteht?

„— Ja und nein. Ja — weil genau genommen in Serbien zwei Millionen Verschwörer leben, die den demokratischen Prinzen Karagjorgjevitch verehren. Nein — weil es keine eigentlichen Geheimkomitees mit Bomben und Dynamit gibt. —

„— Es scheint doch; das jüngste Attentat lehrt es ja. —

„— Das sind von Milan erfundene Dinge, das Attentat ist gemacht. Sie werden erst in einiger Zeit sehen, was eigentlich dahinter stecken muss. —

„— Prinz Peter scheint zu vergessen, dass Österreich-Ungarn und Russland auch ein Wort in Serbien drein zu reden haben. —

„Mein Gewährsmann zuckte mit den Achseln. Peter wartet geduldig, bis seine Zeit kommt. Wann diese Zeit kommt, weiss ich nicht, aber eines kann ich Ihnen sagen: Der Prinz ist entschlossen zu handeln."

Nun, wenn der Prinz entschlossen ist, zu handeln, müssen wir uns verteidigen. Diese unmittelbaren und mittelbaren Kundgebungen durfte ich nicht meinem Pressbureau überlassen; die Beantwortung derselben musste ich schon selbst übernehmen. Dabei frug ich mich zuerst, worauf Prinz Peter seine Anwartschaft auf den von dem vierten Obrenovitch gegründeten königlichen Thron Serbiens basiert? Darauf, dass sein Vater Fürst

des Vasallenfürstentums Serbien gewesen ist? Nun, selbst auf diesem Vasallenthrone, welcher nicht mehr existiert, war sein Vater nicht ein erblicher, sondern ein von der Nationalversammlung gewählter und von der Nationalversammlung abgesetzter Fürst. Nicht einmal die Pforte hatte ihn als erblichen Fürsten anerkannt, geschweige denn das serbische Volk; somit hatte der Sohn dieses Fürsten nicht einmal das Recht, sich Prinz zu nennen, geschweige denn den königlichen Thron von Serbien zu prätendieren. Worauf gründet er also seine Anwartschaft? Offenbar einzig und allein auf die Verdienste seines Grossvaters, des Karagjorgje Petrovitch. Das Andenken dieses Führers unserer Nation im ersten Aufstande derselben gegen die Türkenherrschaft ist heute noch mit einer Glorie umgeben und selbst die treuesten Anhänger der Obrenovitch sprechen noch immer mit Pietät von diesem Helden — besonders wir, aus meiner Generation, die wir unter der Regierung seines Sohnes geboren sind. Während ich als Kind im Elternhause nur von den grossen Taten der Obrenovitch hörte, lernte ich in der Schule, dass der grösste Mann Serbiens Karagjorgje geheissen habe, wobei das unwürdige Ende dieses Nationalhelden vertuscht, verschwiegen oder durch mächtige äussere Einflüsse entschuldigt wurde. Als Jüngling und bei genauerem Studium habe ich dann gesehen, warum Karagjorgje nach so vielen unsterblichen Heldentaten so unrühmlich geendet hat. Ich fand, dass er im Jahre 1813 nicht freiwillig das Land und seine Armee verliess, sondern dass er dabei eine tragische Schuld beging, für welche er später, als er aus Russland kam oder geschickt wurde, um das von Milosch Obrenovitch kaum gerettete Vaterland in neues Unglück zu stürzen, mit seinem Leben gebüsst hat. Deswegen lebte auch in meiner Erinnerung nur das glänzende Bild des Karagjorgje vor dem Jahre 1813, während ich über sein späteres Bild gerade so wie alle Serben, einen dichten Schleier warf. Und jetzt kommt sein Enkel und will bloss deswegen, weil er den Namen dessen trägt, der einmal ein grosser Held gewesen, das Land noch einmal in eine Revolution stürzen, und den ernsten patriotischen Versuch, das Land definitiv vor dynastischen Zuckungen zu retten und zur fruchtbaren Kulturarbeit zu führen, über den Haufen werfen. Dann ist er selbst schuld daran, wenn ich gezwungen bin, den Schleier vom Jahre 1813 wegzureissen und zu

zeigen, was eigentlich Karagjorgje in diesem Jahre getan hat. Ein Wort wird zu diesem Zwecke genügen — und ich habe dieses Wort gesprochen. Auf einem öffentlichen Bankett, welches am 11. Juli 1899 im „Hotel Paris" zu Belgrad abgehalten wurde, habe ich folgende Rede gehalten:

Meine Herren!

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, dass Sie mich eingeladen haben, Teilnehmer Ihres patriotischen Festes zu sein, um so mehr, als Sie mir dadurch die erste Gelegenheit gegeben haben, öffentlich über ein Ereignis zu sprechen, welches alle serbischen Herzen so tief erschüttert hat. Um die ganze schicksalsschwere Bedeutung dieses Ereignisses nach Gebühr würdigen zu können, bitte ich um die Erlaubnis, für einige Augenblicke auf den Anfang dieses Jahrhunderts, auf die erste Gründung des neuen serbischen Staates zurückgreifen zu dürfen. Als im Jahre 1813 der erste Anführer des serbischen Volkes, Karagjorgje, die Fahne des nationalen Aufstandes, welche ihm das Volk anvertraut hatte, verliess und dann wie ein gewöhnlicher Deserteur ins Ausland floh, hat er durch diese Tat das damalige Serbien in einen blutigen Schutthaufen verwandelt. Und trotzdem ist es dem Genius Miloschs des Grossen gelungen, mittelst der Liebe und Ergebenheit des serbischen Volkes, welches immer die Kraft der Obrenovitch war, aus diesem blutigen Schutthaufen die Grundlage des neuen serbischen Staates zu schaffen und durch die gesicherte Erbfolge des Thrones seine regelmässige Entwickelung zu ermöglichen. Infolgedessen aber, und unmittelbar darauf ist dem neuen serbischen Organismus aus der Fremde ein Gift eingeimpft worden, welches langsam aber sicher das ganze staatliche Leben untergräbt.

„Dieses Gift zerwühlt auch das Innere viel grösserer und viel vorgeschrittenerer Staaten als es Serbien ist.

„Dieses Gift ist die politische Phrase.

„Die klangvolle politische Phrase von der Freiheit ohne Ordnung und Arbeit, von der Brüderlichkeit durch den Mord, von der Gleichheit allen Naturgesetzen zum Trotz — diese Phrase schleppt seit hundert Jahren Könige und Königinnen auf die Guillotine, zerstückelt die Kaiser mit dem Dynamit, mordet Präsidenten von Republiken, mordet sogar unschuldige Frauen auf dem Throne. Sie hat Millionen ehrlicher und fleissiger Bürger entweder auf der Guillotine enthauptet oder in Kriegen gemordet, welche für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit geführt wurden. Die politische Phrase hat sogar das verfassungsmässige Leben vieler Staaten ad absurdum geführt.

„Aus dem Auslande importiert und hier mit Gewalt eingeimpft, hat diese politische Phrase unserer sogenannten Verfassungsverteidiger in den dreissiger Jahren den Vater des Vaterlandes aus Serbien vertrieben und auf den von ihm geschaffenen Thron den Sohn jenes Deserteurs gesetzt.

„Nachdem das Volk durch seine innere Lebenskraft dieses von aussen importierte Gift überwunden, hat die St. Andreas-Nationalversammlung die Dynastie der Obrenovitche wieder hergestellt. Als dann der grosse serbische Patriot Fürst Michael Obrenovitch III. ohne einen Tropfen Blutes die serbischen Festungen von den türkischen Garnisonen befreite, da würde wieder aus dem Auslande eine politische Phrase

importiert, Fürst Michael sei nichts anderes, als ein türkischer Pandur, und diese Phrase hat dem edlen Fürsten den Märtyrertod bereitet.

„Als Fürst Milan Obrenovitch IV. auf den blutigen Thron seiner Vorfahren stieg, hat er in seiner zwanzigjährigen Regierungszeit aus dem Vasallenfürstentum ein unabhängiges serbisches Königreich gemacht — ein grösseres, als der serbische Staat im Mittelalter vor dem Kaiser Duschan gewesen. Da wurde wieder aus dem Auslande die politische Phrase importiert „das Volk ist die einzige Machtquelle", und die serbischen Nihilisten verwandelten sich in Radikale und traten in offenen Aufruhr gegen den König Milan. Es ist Blut geflossen in einem Bürgerkriege; und trotzdem, als der Aufruhr niedergeschlagen war, hat König Milan den Urhebern dieses Aufruhrs das Leben geschenkt, und später hat er sie aus den Gefängnissen wieder in das freie bürgerliche Leben zurückgeführt.

„Wie haben die serbischen Nihilisten dem König Milan für diese Grossmut gedankt?

„Die Antwort lautet: Thronentsagung des Schöpfers des neuen serbischen Königreiches.

„Obrenovitch V. hat alle Sünden der serbischen Nihilisten der Vergessenheit übergeben, und hat ihnen die Leitung der Staatsgeschäfte anvertraut.

„Aber die Nihilisten bleiben, selbst wenn sie an der Regierung und an der Macht sind, doch Nihilisten. Sie haben mit einem solchen Terrorismus geherrscht, dass der König gezwungen war, die Verfassung von 1889 zu suspendieren und diejenige von 1869 wieder einzusetzen. Als sich der König überzeugte, dass auch anderen politischen Parteien die Parteiinteressen wichtiger seien als die Lebensinteressen des Staates, hat er im Jahre 1897 beschlossen, die Herrschaft der politischen Phrase für immer zu brechen, hat er beschlossen, Serbien durch die volkswirtschaftliche Arbeit zum Wohlstande und dann erst zu den verschiedenen Freiheiten zu führen, hat er beschlossen, das Land durch Gesetzlichkeit zur christlichen Brüderlichkeit zu führen, und durch eine für alle gleiche Justiz zu der auf dieser Erde möglichen Gleichheit zu bringen. In dieser Absicht hat der König die Regierung eingesetzt, welcher ich vorzustehen die Ehre habe. Wir haben die Staatskassen leer, den Staatskredit Serbiens auf 58 gesunken in der staatlichen Administration das Chaos, im Staatsbudget ein chronisches Defizit von 7—8 Millionen gefunden, welches seit 17 Jahren die Staatsschulden Serbiens verdoppelt hat; und die Staatsbeamten fanden wir demoralisiert. Es ist nicht die Zeit und der Ort, aber es wird beides kommen, wo man das treue Bild des Zustandes entwerfen wird, in welchen die Parteiwirtschaft und besonders die radikale Wirtschaft Serbien versetzte, und dann erst wird man ermessen können, ob und bis zu welchem Masse es der jetzigen Regierung gelungen ist, diese Lage des Landes zu verbessern. Trotz der Agitation in der Presse des Auslandes ist es uns gelungen, nicht bloss allen Verpflichtungen des Staates im Lande und in der Fremde zu entsprechen, sondern auch die teuern Bestellungen unserer Vorgänger zu bezahlen, für welche sie uns auch nicht einen Centime hinterlassen haben. Ja es ist uns gelungen, $5^1/_2$ Millionen Interessen auf eine Schuld zu bezahlen, welche uns geschenkt worden war, und die man dann doch von uns verlangte. Trotz des Anwachsens der Staatserfordernisse, haben wir das vorgefundene Defizit auf die Hälfte reduziert und hoffen dasselbe bald für immer

verschwinden lassen zu können — ohne neue Lasten für das Volk, einzig und allein durch eine gewissenhafte Administration und durch eine bessere Verwendung der vorhandenen staatlichen Einkünfte. Die Resultate, welche wir in der Sanierung der Staatsfinanzen in den letzten zwanzig Monaten erreicht haben, sind trotz der dämonisch mächtigen Opposition, mit welcher wir zu rechnen haben, relativ gute. Unsere Staatspapiere sind auf dem Geldmarkte von 58 auf 65 gestiegen, und wenn wir in Ruhe gelassen worden wären, würden sie noch am Ende dieses Jahres auf 75 stehen; und dann hätte Serbien keine schwebende Schuld mehr und wäre imstande gewesen, mit Anfang des nächsten Jahres mit vollständig gesunden Staatsfinanzen dazustehen. Durch unsere innere Politik haben wir es in kaum zwei Jahren so weit gebracht, dass viele Leute, welche 20 Jahre lang nur unfruchtbare Politik getrieben, sich auf die produktive Arbeit geworfen haben, und in den früher so mächtigen politischen Parteien sind nur die Führer übrig geblieben, weil das ganze Volk zu arbeiten angefangen hat, und angefangen hat, sich zu volkswirtschaftlichen Zwecken zu vereinigen. Die Landstrassen in Serbien sind alle ausgebessert und weiter ausgebaut, und durch den Vertrag über den Bau von 500 Kilometern neuer Bahnen ohne irgend eine Staatsgarantie, ist eine Unternehmung gesichert, welche imstande sein wird, unsere Landwirtschaft in ihrer Entwickelung in wenigen Jahren mehr vorwärts zu bringen, als man es bisher in Jahrzehnten imstande war. Und welche Fortschritte des Königs treue Armee in der Zeit seit der Übernahme des Kommandos durch König Milan gemacht hat, das haben wir alle bei den vorjährigen Manövern gesehen.

„Und so sah sich, dank der Initiative des Königs und dank der einmütigen Bereitwilligkeit des ganzen Volkes, den König zu unterstützen, Serbien in kurzer Zeit aus der politischen Anarchie herausgeführt; es wurde vom Rande des Staatsbankrottes zurückgezogen, es war auf dem besten Wege ein Element des Friedens, der Ordnung und der Kulturarbeit auf der Balkanhalbinsel zu werden — aber gerade das hat unsere Nihilisten zur Verzweiflung gebracht. Und sie haben am 24. Juni versucht, den König Milan zu ermorden.

„Quousque tandem, ihr serbischen Katilinarier? Hatte denn dieses Land noch nicht genug Revolutionen? Haben sie nicht mit ihren blutigen Händen schon genug die Eingeweide des Vaterlandes zerfleischt? Und wussten sie denn nicht, dass ausser dem König Milan unserer noch viele tausende sind, welche eher ihr Leben lassen werden, als dass sie erlauben, dass unser Vaterland der allgemeine Tummelplatz für fremde Interessen werde? Die Kunde, dass auch diesmal das Leben des Königs Milan vom sicheren Tode gerettet wurde, hat das ganze Volk mit aufrichtiger Freude erfüllt. Diese Flut der Volksfreude hat hunderte von Deputationen, tausende von angesehenen Bürgern, die Vertreter aller Kreise, aller Bezirke, aller Städte, aller Dörfer und Weiler nach Belgrad gebracht, um vor dem Throne noch einmal die geschichtliche Wahrheit zu bekräftigen, dass die Liebe des Volkes die Kraft der Obrenovitch sei. Diese Flut der Volksfreude hat auch Euch aus allen Gegenden Serbiens hergeführt, und ich danke Euch, dass Ihr mir die Gelegenheit gegeben habt, Dank zu sagen. Auf Ihre Gesundheit, meine Herren!“

Die Rede hatte eine ausserordentliche Wirkung. Noch während des Banketts meldete man mir unter Nennung der Namen,

dass viele, welche bisher unentschieden waren, sich offen auf unsere Seite gegen die politische Anarchie stellen wollten, und dieser Eindruck hat sich später, als die Rede durch die Zeitungen verbreitet wurde, im Lande noch verstärkt. Die Untersuchung gegen die Angeklagten wurde unterdessen weitergeführt; aber ich erfuhr nun, wie es Bismarck zumute gewesen sein mag, als die hohen Damen seines kaiserlichen Hofes immer wieder ihre Gespinnste über seinen Kopf hinweg zu führen wussten. Mich genau und getreulich unterrichten? Wenn ich etwas erfuhr, geschah es nur, wenn man von mir verlangte, dass ich als Minister des Äusseren in Bulgarien, Rumänien und Russland Nachforschungen in bezug auf gewisse Personen veranlassen solle. Ich schrieb nach Sofia, man solle dort gewisse Dokumente ausfindig machen, welche Stambulow besessen und von der Publikation des Jacobsohnschen Buches zurückgehalten hatte. Diese Dokumente betrafen die Aktion von Nikola Paschitch in Bulgarien am Vorabend des serbisch-bulgarischen Krieges. Die Antwort, welche ich aus Sofia bekam, lautete:

„Die betreffenden Dokumente existieren tatsächlich, ebenso wie viele andere, welche beweisen, dass die Russen damals mit Paschitch und seinen Anhängern gerade so in Verbindung gestanden haben, wie es wahrscheinlich jetzt der Fall ist. Diese Dokumente sind nicht bei Frau Stambulow, sondern bei einem seiner Freunde, der sie aber nicht bei sich, sondern bei einem Fremden in Verwahrung hat. Er entnimmt sie nur partienweise dem Gewahrsam, wenn er sie gerade braucht, da er an einer neueren Geschichte Bulgariens arbeitet; nach gemachtem Gebrauch gibt er sie immer wieder dem Fremden zur Verwahrung zurück."

Ich war auch genötigt, in Bulgarien einen gewissen Cyril Fitowski genau beobachten zu lassen, auf Grund von Nachrichten, die ich hatte, dass ein neues Attentat gegen König Milan vorbereitet werde. Sodann mussten wir in einen Bezirk des Kreises Smederewo, in welchem seit jeher viele Anhänger der Karagjorgjevitchs waren, einen besonderen Kommissär entsenden, weil der König Nachrichten hatte, dass auch dort etwas im Zuge sei. Der König war so nervös, dass er am liebsten uns Minister selbst als seine Kommissäre in das Innere des Landes geschickt hätte, damit wir persönlich Kontrolle üben, anstatt in Belgrad „Papier zu schwärzen".

Und nun gar der Chor der ausländischen Zeitungen! Die russischen beteuerten, König Milan habe im ganzen 30000 Menschen, und speziell die radikalen Führer, zunächst deswegen verhaften lassen, um ihr Vermögen an sich zu reissen; die tschechischen sekundierten mit der Klage, Serbien wäre nicht mehr ein christliches Königreich, sondern ein Stück Asien mit einem wahnsinnigen Zirkuspolitiker Nasr-Edin-Milan an der Spitze, „mit diesem Brandstifter von Europa, der aus Serbien hinaus muss". Und Herr Paschitch — schrieb die „Kölnische Zeitung" — sei nicht der Gottseibeiuns, für den wir ihn erklärten, sondern die lichte Engelsunschuld, ein harmloser Schwärmer, der den Traum von einer serbischen Republik träumt. Bloss Tauschanovitch sei der anerkannte Führer der Karagjorgjevitchianer in der radikalen Partei. . .

Am 14. Juli wurde in der Kathedrale von Belgrad ein feierliches Requiem für den soeben verstorbenen russischen Thronfolger veranstaltet, in Anwesenheit des Königs, seines Vaters, der gesamten Regierung und aller Würdenträger des Staates. Selbst einen so traurigen Anlass liess der russische Geschäftsträger in Serbien, Herr Mansurow, nicht vorübergehen, ohne Politik zu treiben. Als er nämlich dem Erzpriester von Belgrad Novitza Lazarevitch über das Requiem schrieb, stellte er das Verlangen, dass bei einem gewissen Gebete in der Kirche zuerst der Kaiser von Russland und erst dann der König von Serbien erwähnt werde. Also auf Schritt und Tritt Bekundung der Missachtung und Kampf gegen die verhassten Obrenovitch bis in die Kirche hinein und bis vor den Katafalk. . . Der arme Erzpriester wendete sich an mich mit der Frage, was er tun solle? Ich antwortete, in allen Gebeten in Serbien muss zuerst der König von Serbien erwähnt werden. An demselben Tage oder einen Tag darauf fand in Cetinje die Hochzeit des montenegrinischen Thronfolgers mit der Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz statt. Als erster Trauzeuge fungierte, durch einen Grossfürsten vertreten, der Kaiser von Russland, und das montenegrinische Amtsblatt schrieb:

„Es sind jetzt 1000 Jahre, seitdem in dieser Gegend die glänzende Hochzeit des ersten gekrönten serbischen Königs stattfand. Aus dieser Gegend stammte der serbische Grosszupan Stefan Nemanja, welcher dann das ganze serbische Volk in einen Staat ver-

einigte, . . . und was einmal war, wird wieder werden. Das heutige Montenegro ist nicht viel kleiner als das alte Griechenland, die Zahl und Tapferkeit der montenegrinischen Helden unserer Tage ist nicht kleiner, als die Zahl der heldenmütigen Spartaner, und Lovtjen ist nicht niedriger, als der griechische Olymp. . ."

Etwas besonders Interessantes stand aber in jenen Tagen im Organ des bulgarischen Ministerpräsidenten. Eine Notiz nur, aber sie lautete:

„Die Ereignisse in Serbien haben sich zu einem Duell zwischen der Dynastie und den Radikalen zugespitzt. Nach dem Falle der fortschrittlichen Partei in Serbien hatten die serbischen Radikalen eine sehr günstige Position, nur dass sie eben gar nichts für Serbien taten, weil sie ihre Dienste damals fortwährend Russland antrugen, um ihm gegen Stambulow und das tartarische Bulgarien zu helfen."

Schau, schau, also unsere Radikalen haben auch Russland gegen Stambulow helfen wollen? Das war mir neu.

Am 13. Juli 1899 begann die öffentliche Verhandlung des Attentatprozesses. Zwei Angeklagte wurden wegen Majestätsbeleidigung zu Gefängnis verurteilt, zwei Angeklagte, darunter der Schwager des Tauschanovitch, freigesprochen. Viele fremde Korrespondenten waren aus Anlass des Prozesses nach Belgrad gekommen; einem derselben gegenüber äusserte der angesehene radikale Führer Jovan Gjaja, dass man die Anstifter des Attentates gegen den König Milan weder in Petersburg, noch in Cetinje, sondern einzig und allein in Genf zu suchen habe.

Gleich unseren radikalen Zeitungen, welche uns anklagten, jetzt in Serbien die spanische Inquisition eingeführt zu haben, entwarf auch ein Berliner Blatt, der „Lokalanzeiger", geradezu schauerliche Schilderungen der serbischen Justiz. Die Zellen der Verhafteten hätten nicht mehr als 60 Quadratzentimeter Fussboden. In diesem befinde sich überdies ein grosses Loch, so dass der Verhaftete gezwungen sei, auf den schmalen Rändern des Fussbodens zu stehen. In diesem Raume, der nicht das kleinste Fensterchen habe, sei der Unglücksmensch mit einer Kette an der Wand befestigt. „Er kann nicht liegen, er kann nicht sitzen, er kann überhaupt seine Lage nicht ändern; er muss Tag

und Nacht stehen und muss den Gestank aus jenem Loch einatmen, während man ihm nur so viel zu essen gibt, als notwendig ist, seine Qualen zu verlängern." — So mancher der Verhafteten würde sich sofort töten, aber auch das erlaube die Rache der serbischen Richter nicht; deswegen werde jeder so angefesselt, dass er sich nichts antun könne, bis der Tod infolge Erschöpfung eintritt, was bei einzelnen erst nach sechs Monaten gegeschehe. Und weiter: „Etwas milder ist das Verfahren, wenn man dem Verhafteten die Hände und Füsse bricht; der Unglückliche weiss dann wenigstens, dass er in einigen Tagen sterben wird, weil solchen Gefolterten keine Nahrung gegeben wird. Die kleineren Verbrecher aber erschiesst man gleich oder man schlägt sie nieder; die grossen Verbrecher werden bei den Haaren aufgehängt und sie hängen so lange, bis der Tod sie von diesen Qualen erlöst." Und das, ja das wurde in der Weltstadt Berlin gedruckt im Jahre des Heils 1899, am 16. (28.) Juli! So gottlose und schändliche Erfindungen wurden über Serbien verbreitet! Und der Korrespondent des russischen Blattes „Rossia" wieder erzählte einen Tag später am 17. Juli u. a., dass König Milan in seiner Furcht vor Attentaten zwei Hoflakaien getötet habe. . .

Wir erwähnen diesen letzteren Schauerroman übrigens wegen eines anderen Umstandes, nämlich wegen einiger Worte, welche der Korrespondent hervorgehoben hatte. Nach ihm hätte der Attentäter im Beisein des Obersten Vlajko Nikolitch gesagt: „König Milan soll kommen, dann werde ich alles sagen". Konnte es jemandem einfallen, diese unscheinbaren Worte anders als im engsten kriminalistischen Sinne zu nehmen? Konnte jemand die Phantasie haben zu mutmassen, dass sie vielleicht in eine schwärzere Tiefe hinabweisen könnten? Damals konnte man aus ihnen nur folgern, dass es möglicherweise doch einen Sinn hätte, wenn König Milan den Attentäter aufsuchen würde. Aber wiederum, er hatte ja schon so viel gestanden, was könnte er denn noch sagen? . . . Heute ist es sicher, dass König Milan, wenn er Knezevitch vernommen hätte, schon damals erfahren hätte, von wem eigentlich das Attentat gegen ihn ausging; und dann wäre die Geschichte Serbiens nach dem Jahre 1899 wohl eine ganz andere geworden. . . .

Der radikale Führer Dr. Mischa Vuitch, den ich zum grossen

Ärgernis aller meiner Freunde zum Staatsrat vorgeschlagen hatte, hatte gerade bevor er diese hohe Stellung von meiner Regierung annahm, einen Brief geschrieben, der jetzt beim Erzpriester Alexa Ilitch gefunden wurde. In diesem Briefe sprach Dr. Vuitch von der Willkürherrschaft des Königs Milan, und weiter, dass man die Befreiung von ihm nicht bloss von Gott erwarten, sondern auch die eigenen Hände rühren sollte. Infolge dieses Fundes wurde der kaum ernannte Staatsrat neuerdings pensioniert. Als sich dann die Massendeputationen im Palast einfanden, um dem König und seinem Vater zu gratulieren, hatte Vuitch die Stirn, sich einer Deputation anzuschliessen. König Alexander empfing diese letztere zusammen mit der grossen Deputation des Kreises von Valjewo und sagte in seiner Dankrede unter anderem folgendes: „In meinen Händen befindet sich ein Brief des Nikola Paschitch vom 11. Oktober 1885 an das slawische Komitee in Russland, in welchem er behauptet, es genüge nicht, den König Milan zu vertreiben, sondern man müsse auch mich, der ich damals Thronfolger und erst neun Jahre alt war, aus dem Vaterlande verjagen. Und Peter Karagjorgjevitch verteidigt diese Leute, er nimmt sie in Schutz, er behauptet ihre Unschuld; und alles das beweist nur die geheimen Verbindungen und das geheime Einverständnis der radikalen Führer mit ihm."

Als dann König Milan das Wort nahm, sagte er unter anderem:

„Mich hat das Attentat gar nicht überrascht. Schon lange bekam ich Nachrichten, dass man Verschwörungen gegen mein Leben anzettelt. Das hat mich aber nicht gehindert, meine Pflicht gegen König und Vaterland zu tun. Ich will nichts für mich, und deswegen werde ich meine Pflicht auch weiter erfüllen, obwohl ich weiss, wie sehr ich verleumdet werde, und weiss, dass auch heute unter Ihnen ein Mann sich befindet, den das Vertrauen meines allergnädigsten Herrn und lieben Sohnes zu den höchsten Stellungen im Staate erhoben hat, und welcher mich trotzdem feige und hinterrücks mit den niedrigsten Worten verleumdet, — wofür ich als Beweis einen eigenhändigen Brief dieses Mannes in meinen Händen habe. Ich werde diesen Mann nicht nennen, ausgenommen wenn Sie es verlangen sollten, damit meine Worte nicht falsch gedeutet und auf einen Unschuldigen bezogen werden."

— Wir wollen es! — ertönte es aus der ganzen Versammlung.

— Nun denn, wenn Sie es wollen — sagte König Milan — dieser Mann ist Dr. Michael Vuitch, der frühere Finanzminister, der ehemalige Staatsrat usw. —

— Schande über ihn! — riefen alle Deputationen zusammen, und Dr. Vuitch wankte totenbleich aus dem Empfangssaale hinaus. . .

Während die russischen Zeitungen bisher behauptet hatten, dass der Attentäter bloss blinde Schüsse abgegeben habe und dass man selbst mit Röntgenstrahlen nicht imstande war, in der Wunde des Adjutanten Lukitch eine Kugel zu finden, wendete sich jetzt das Blatt. Es folgte etwas für mein Gefühl wenigstens einzig Dastehendes und Ungeheures: die „Novoje Vremja“ vom 19. Juli erklärte nämlich, Lukitch sei in der Tat, und zwar sehr schwer verwundet — nur sei er eben im Auftrage Milans niedergeschossen worden, weil er seine Erziehung in Russland genossen, und Milan deswegen Verdacht geschöpft habe, dass Lukitch ihm dasjenige antun werde, was seinerzeit dem bulgarischen Fürsten Alexander von Battenberg zugefügt worden! . . . Und nun frage ich, was soll man zu diesem Gipfelpunkte ruchloser und verderbter Phantasie sagen? Ich habe diese Aufzeichnungen hier einfach als Beitrag zur politischen Geschichte unserer Tage schreiben wollen; aber allmählich und unter der Hand gestalteten sie sich mir zu einem Dokument von dem Stande der Gewissen und von der Verfassung der Geister im Russland und im Serbien unserer Zeit. Ist es nicht ungeheuerlich, was die Phantasie in und ausserhalb Serbien in zwei Jahren zur Verfolgung eines einzigen Menschen zusammengedichtet hat? Und nun nach allem, was schon geleistet wurde, das noch, was ein Russe da schrieb! Milan muss ein Mörder sein, und da Lukitch verwundet ist, muss Milan Lukitchs Mörder sein; und da nun Lukitch sein Liebling war und also jede andere Erklärung des Anschlages fehlen würde, muss es heissen: Lukitch gehörte zu uns, denn er dachte russisch und war russisch erzogen — und merkt man nicht die wahre und eigentliche Folge aus diesen Prämissen? Ein russisches Gewissen schrieb die Sätze nieder, welche im letzten Grunde direkt besagen, dass jeder Offizier aus den Balkanländern, wenn er nur in Russland erzogen ist, für bereit gilt, denjenigen, dem er dient, umzubringen! Ja,

um diese Zeit war die russische Presse auf der Höhe ihrer Aufgabe: slawisch fühlend, wahrheitsliebend und edel. Am 20. Juli schreibt das Petersburger Blatt „Swjet“: „es unterliegt keinem Zweifel, dass es den jetzt von Russland und Montenegro unterstützten Feinden der Dynastie Obrenovitch gelingen wird, sie aus Serbien zu vertreiben;“ an demselben Tage stand in anderen Blättern, dass Milan von Österreich jährlich mit einer Million besoldet werde und durch Kallay ausserdem aus dem bosnischen Dispositionsfond nicht weniger als zehn Millionen erhalten habe. Und dem Ganzen fehlte die Krönung nicht, denn ein Wiener Blatt meldete, dass dem von der Belgrader Polizei aus Serbien ausgewiesenen Mitgliede der montenegrinischen Dynastie, dem „Vojvoden“ Blazo Petrovitch, vom russischen Kaiser eine jährliche Pension bewilligt wurde. . .

In diesen Tagen schloss unser Finanzminister mit Erfolg seine Verhandlungen mit den älteren Gläubigern Serbiens ab, die Gruppe verzichtete auf ihre Rechte bezüglich der Einkünfte der serbischen Staatsbahnen, und dadurch war an sich die Möglichkeit geschaffen, die grosse Anleihe zu realisieren.

Leider vernichtete das Attentat auf den König Milan mit seinen Konsequenzen auch diesen Erfolg des Finanzministers.

Am 27. Juli schlug ich dem König vor, an unseren Gesandten in Paris einen Brief zu richten, in welchem der Gesandte, unter Hinweis auf die unglaublich feindliche Haltung der französischen Presse uns gegenüber, aufgefordert wurde, sich an die politischen Direktoren des Temps, Gaulois, Figaro und Journal des Débats in der entsprechenden Form zu wenden, und jedem von ihnen u. a. folgendes zu sagen:

„Infolge der absolut fehlerhaften Berichte, welche die Pariser Presse, und zwar besonders nach dem Attentate, täglich über Serbien bringt, und im Interesse sowohl Serbiens als auch der öffentlichen Meinung in Frankreich, hat mir die königliche Regierung befohlen, Ihnen vorzuschlagen, auf Kosten unserer Regierung einen besonderen Korrespondenten Ihrer Zeitung nach Belgrad senden zu wollen. Unsere Regierung verpflichtet sich, Ihrem Vertrauensmanne jede mögliche Erleichterung behufs seiner genauesten Informierung nach jeder Richtung zu verschaffen.' Sie

ist bereit, ihm zu erlauben, mit allen Angeklagten persönlich zu sprechen und die Erklärungen derselben aufzunehmen, was um so leichter sein wird, als alle wichtigeren Personen unter den Angeklagten entweder französisch oder deutsch sprechen."

„Wenn der französischen Presse — hiess es schliesslich — daran gelegen ist, die Wahrheit zu erfahren, dann werden die Herren Ihren Vorschlag annehmen. Wenn es ihr aber wichtiger ist, jemand anderem zuliebe oder aus sonst einem Interesse Serbien als ein barbarisches Land, und seinen Kampf um die Unabhängigkeit als Willkür einzelner Tyrannen und Reaktionäre weiter darzustellen, dann werden die Herren Ihren Vorschlag ablehnen — aber das macht nichts. Wir unsererseits müssen diesen Schritt tun."

Als der König diesen Brief gelesen hatte, sagte er:

Ich bin der Ansicht, Doktor, dass dieser Brief n i c h t abgeschickt werden soll.

Dr. V. G.: Warum, Sire?

Der König: Weil es g e f ä h r l i c h wäre.

Dr. V. G.: Ew. Majestät denkt wahrscheinlich, dass es gefährlich wäre, fremde Korrespondenten mit den Verhafteten verkehren zu lassen? Ich finde, dass derjenige, dessen Absichten rein sind, auch die grösste Öffentlichkeit und die grösste Kontrolle nicht zu befürchten hat. Im Gegenteil, nach den Fehlern, welche wir nach dem Attentate begangen haben, ist dies die einzige Art, die Dinge wieder gut zu machen.

Der König: Ich bin durchaus nicht Ihrer Ansicht, dass wir seinerzeit einen Fehler begangen haben, und ich finde auch nicht, dass es nützlich wäre, die Vertreter der grossen französischen Blätter selbst zu den Todfeinden unserer Dynastie zu führen, weil die Leute, welche zwanzig Jahre an unserem Untergange arbeiten, diese Gelegenheit sicher ergreifen würden, um durch die sensationslüsternen Besucher die ganze Welt mit ihren Lügen zum Schaden Serbiens anzufüllen. Übrigens, das ist nicht die einzige Gefahr, wegen welcher ich Sie, lieber Doktor, d r i n g e n d bitten möchte, diesen Brief an Rajovitch nicht abzusenden. Es gibt noch eine Gefahr, welche darin liegt, dass dieser Narr Ihren Auftrag so verkehrt ausführen könnte, dass Sie selbst vor Staunen nicht wissen würden, was Sie zu tun hätten.

Dr. V. G.: Das ist unmöglich, Sire. Ich habe ihm ja doch jedes Wort, welches er zu sagen hat, genau vorgeschrieben, ich habe ihm ja doch alles wie einem kleinen Kind vorgekaut.

Der König: Sie sind aber manchmal sehr merkwürdig! Wissen Sie denn nicht, dass Rajovitch schon vollständig „dösig" geworden ist?

Dr. V. G.: Es ist nicht lange her, dass Ew. Majestät eine ganz entgegengesetzte Ansicht über Rajovitch hatte, als in mich gedrungen wurde, ihn als unseren Gesandten nach Paris zu senden. . .

Der König: Das ist etwas ganz anderes. Er hat uns in der Nationalversammlung gute Dienste geleistet, welche um so eher belohnt werden mussten, als die Fortschrittler damals schon murrten, dass wir die Liberalen zu ihrem Schaden begünstigen. Ausserdem war es für uns damals, als wir Rajovitch zum Gesandten machten, genug, in Paris einen beau parleur zu haben, — und er spricht sehr schön französisch. Damals konnten wir nicht ahnen, dass wir ihn einmal auch für so delikate Aufträge brauchen werden, welche zweischneidige Messer sind. Es ist beinahe sicher, dass er mit diesen Messern nicht bloss sich, sondern auch uns schneiden wird. Deswegen bitte ich Sie recht sehr, lieber Doktor, tun Sie mir den Gefallen und zerreissen Sie diesen Brief.

Ich habe den Brief nicht zerrissen, sondern ihn in meinem Portefeuille aufbewahrt, mein Referat beim König aber abgebrochen.

Am 26. Juli bekam ich zum ersten Male vom Justizminister einen Bericht über die Arbeiten des Ausnahmegerichtes am 23., 24., 25. und 26. Juli. Aus diesem Berichte entnahm ich, dass bis jetzt ausschliesslich kleine und nach Verhängung des Belagerungszustandes begangene Vergehen verhandelt wurden, während von den Verbrechen, wegen welcher das Ausnahmegericht ja eigentlich eingesetzt wurde, noch keine Rede war. Ich musste mich fragen: warum wird dem Attentäter und seinen Mitschuldigen der Prozess nicht gemacht? Diese Frage habe ich sofort auch an den König und seinen Vater gerichtet. Ich bekam zur Antwort:

„Obwohl für die Schuld der Hauptbeteiligten ja genug Beweismaterial zusammengekommen ist, genügt es doch nicht für eine Verhandlung mit öffentlichem Verfahren, welches die Regierung ja durchgesetzt und wodurch sie einen schnellen Urteils-

spruch, wie er sonst von einem Ausnahmegerichte hätte gefällt werden können, vereitelt hat. Darum muss man jetzt warten, bis die Hauptbeweise aus Bukarest gebracht werden, wo die Hauptvorbereitungen zum Attentate stattgefunden haben. Und darum ist das Ausnahmegericht genötigt, die Voruntersuchung in die Länge zu ziehen und die Verhandlung gegen die Hauptschuldigen immer wieder aufzuschieben; deswegen muss es zuerst diese „kleinen Vergehen" aburteilen, wenn eben der Herr Ministerpräsident die schweren Majestätsbeleidigungen zu den leichten Vergehen rechnet. . ."

— Übrigens — schloss König Milan diese Erklärung — gerade Vladan muss sehr zufrieden sein, dass so saumselig bei Gericht vorgegangen wird. Er muss am meisten zufrieden sein, dass dieses Ausnahmegericht zuerst solche „Kleinigkeiten" verhandelt, als da sind Beleidigungen des königlichen Hauses und Aufruhr gegen die Behörden. Gerade er muss mit diesem sonderbaren Ausnahmegericht zufrieden sein, das lächerliche Strafen von einem Monat Arrest verhängt und viele Schuldige überhaupt freispricht, oder andere wieder den ordentlichen Gerichten zuweist, weil es sich für inkompetent erklärt. Alles das ist für Vladan wie bestellt. Damit wird er ja die aufgeregte öffentliche Meinung Europas beruhigen können, was für ihn viel wichtiger ist, als dass die radikalen Revolutionäre und Verschwörer so bestraft werden, dass es ihnen nie mehr einfallen würde, die Hand gegen einen Obrenovitch zu erheben. —

König Milan hatte die Gewohnheit, von einem Anwesenden in dritter Person zu sprechen, wenn er sehr zornig war. Ich habe sofort mit gleicher Münze zurückgezahlt und gesagt:

— Wenn Vladan sich heute mehr um die öffentliche Meinung Europas kümmert, als um das Strafausmass, mit welchem die radikalen Verschwörer bestraft werden, so hat er dafür hauptsächlich zwei Gründe. Erstens ist es seine Pflicht als Regierungschef und Minister des Äusseren, der öffentlichen Meinung Europas Rechnung zu tragen, weil diese für Serbien und seine Dynastie viel gefährlicher werden kann, als die Verschwörungen aller serbischen Radikalen zusammengenommen. Zweitens ist die Untersuchung in Sachen des Attentates den Händen der verantwortlichen Regierung

völlig entwunden und in die Hände unverantwortlicher Faktoren gelegt, welche nicht bloss in allem unabhängig vorgehen, sondern die verantwortliche Regierung nicht einmal von ihren Plänen und Schritten verständigen; und wenn die Regierung sich erlaubt, darüber eine Frage zu stellen oder eine Aufklärung zu verlangen, dann bekommt sie eine sarkastische Antwort. Wenn Vladan den Ton anschlagen wollte, in welchem S. M. der König Milan die Aufklärungen gemacht hat, die der Regierung doch so notwendig sind, dann könnte Vladan kühn behaupten, dass wir heute überhaupt kein Attentat, kein Ausnahmegericht, keinen Belagerungszustand, keine unentwirrbare Situation haben müssten. Er könnte behaupten, dass wir heute mit Volldampf vorwärtsschreiten würden, wenn es S. M. dem König Milan seinerzeit nicht gefallen hätte, die schon tote radikale Partei neuerdings zu galvanisieren und die radikalen Führer aus den Festungskasematten heraus und zu sich nach Nisch zu führen. Damals musste ich plötzlich in Ungnade fallen und über Hals und Kopf in die entferntesten Militärkrankenhäuser zur Inspektion geschickt werden, damit ich der angebahnten Entente cordiale zwischen dem König Milan und der radikalen Partei nicht im Weg stehe. Wenn S. M. der König Milan nach diesem ersten schweren Fehler nicht noch einen anderen begangen hätte, — damals, als die liberalste Verfassung von der Welt in Serbien proklamiert worden war, — wenn S. M. vielmehr, gemäss dem Rate desselben närrischen Vladan die Bildung der ersten parlamentarischen Regierung dem Tauschanovitch anvertraut hätte: dann hätten sich die Radikalen gegenseitig selbst aufgefressen, und heute wären diese Leute keine weitere Gefahr, weder für Serbien, noch für die Dynastie der Obrenovitch. So aber muss man heute in Bukarest mit goldenen Hauen und Picken graben, um irgend etwas zu finden, womit man denselben Tauschanovitch und seine Freunde noch einmal zum Tode verurteilen könnte, damit sie dann noch einmal zu langen Gefängnisstrafen begnadigt werden, — und damit sie bei der ersten besten Nationalfeier noch einmal aus den Festungskasematten herausgeführt werden und wieder Staatsminister werden — und so ohne Grazie ins Unendliche.

Man hätte nach solchen Worten meinerseits einen definitiven Bruch zwischen uns erwartet. Aber König Milan war zu klug, um nicht zu begreifen, aus welchem Grunde ich ihm mit Zinsen

heimzahlte; und lächelnd reichte er mir die Hand und sagte: „Nichts für ungut, lieber Vladan, ich habe nur gescherzt, und Sie haben sich nach Ihrer Art revanchiert. Jetzt sind wir quitt.“ —

Ich beherrschte mich und sagte, dass ich in diesem Falle auch nur einen Scherz gemacht habe.

— Das ist alles schön und gut — sagte König Alexander, welcher dieses Gespräch mit der gepanntesten Aufmerksamkeit verfolgt hatte — nur wird es mir sehr schön gehen, wenn sogar Ihr zwei fortfahren solltet, solche unangenehme Scherze zu machen, wie es in der letzten Zeit öfter der Fall ist. —

— Il n'y a pas de danger, mon garçon — lachte König Milan — er hat mich in der Vergangenheit sehr oft sogar Schwarz auf Weiss in seiner Monatsschrift öffentlich heruntergemacht, dafür habe ich ihn dann vors Gericht gestellt; und doch, wenn ich in Not komme, ist er ein echter Freund. Gehen wir jetzt essen, und dann soll Vladan an sein süsses Europa telegraphieren, wieviel Angeklagte als unschuldig entlassen worden sind. Ça fera du bien dans le paysage. —

Natürlich habe ich es nicht unterlassen, zu telegraphieren, dass zehn Angeklagte als unschuldig aus der Haft entlassen wurden. Ausserdem begannen schon die ausländischen Zeitungen die Berichte ihrer nach Belgrad entsandten Spezialkorrespondenten zu veröffentlichen, und nun hatte ich doch die Freude, z. B. sogar in der uns nicht freundlichen „Frkftr. Ztg.“ zu finden, dass auf die Richter offenbar kein unstatthafter Druck ausgeübt werde, dass keiner der bis jetzt gefällten Urteilssprüche die Gerechtigkeit vermissen lasse, dass alle verhängten Strafen sehr gelinde ausgefallen seien, und dass zum Schaden Serbiens viel und allzuviel böswillig erfunden worden sei. Und so sehr standen die Wahrnehmungen, die die Ausländer jetzt mit ihren eigenen Augen machten, mit demjenigen im Widerspruch, was ihnen vorher von der russischen Presse vorgesetzt worden war, dass man im Ausland sich mit der Frage zu beschäftigen begann, wodurch denn eigentlich Serbien diesen unversöhnlichen Hass Russlands auf sich gezogen habe? Und die Londoner „Daily News“ erklärte, dass diese Haltung ihren Grund in der grossen Beunruhigung des russischen Hofes habe. Und da jeder weiss, wie in diesem ernsten und an-

gesehenen Blatte immer die Worte abgemessen werden, so wird man es begreifen, dass ich stutzig wurde. Warum ist der russische Hof beunruhigt? Wenn die russischen Zeitungen beunruhigt sind, wenn die Slawophilen schreien, wenn selbst die russische Regierung wegen Jadovsky beleidigt ist, so ist das alles verständlich; aber warum sollte der russische Hof beunruhigt sein? Er hat ja lange schon den König Milan seinem Schicksale überlassen; und was geht es ihn weiter an, ob auf einen Herrn Milan Obrenovitch geschossen wird? Dieser Herr ist für den russischen Hof seit langem nichts weiter, als „ein Herr aus Paris", und doch ist der Hof „beunruhigt"? Ja, ein Minister des Äusseren muss heute bei der Lektüre von Zeitungen anders als die anderen Leser das Summen von Fliegen beachten. Was kann da geschehen sein? Haben etwa die Rapporte des Obersten Baron Taube den russischen Hof in eine solche Unruhe versetzt, dass er wähnt, dass diese kleine serbische Attentatsgeschichte irgendwie auf die grossen europäischen Verhältnisse einwirken kann? Und wenige Tage später veröffentlichte dasselbe Blatt das nachstehende Telegramm aus Odessa:

„Herr Jurenjew, der Agent des russischen Ministeriums des Äusseren, welcher in Odessa lebt, verfolgt aufmerksam alle Belgrader Vorgänge, und hat im Zusammenhange damit bereits wiederholte Konferenzen mit dem General Mussin Puschkin, dem Höchstkommandierenden der südlichen Provinzen, gehabt. Vom Kaiser weiss man, dass er persönlich auf das höchste gegen König Milan erbittert ist, und man betrachtet darum die Situation als sehr ernst. Die gesamte russische Presse ruft zum Kampf gegen Milan und seine Dynastie und legt dar, das russische Blut und die Schätze Russlands, welche im Jahre 1876 und später für Serbien vergeudet wurden, gäben Russland das Recht auf Intervention, um die Brüder jenseits der Donau aus den Händen dieses Räubers zu retten."

Gleichzeitig erschienen zwei neue Flugschriften der serbischen Opposition, „Der Sohn der Marie Catargi" und „Zwei Fremde", und die „Moskowskija Vjedomosti" vom 24. Juli schloss einen langen Artikel mit den Worten: „Russland verhält sich Serbien gegenüber gerade so, wie während des Stambulowschen Regimes gegenüber Bulgarien. Gerade so wie damals die Tyrannei des Stambulow trotz der Hilfe aus Wien und Budapest zugrunde gegangen ist, gerade so wird auch die jetzige Tyrannei in Serbien enden." . . .

Die Österreicher scheinen darauf in den Münchener „Neuesten Nachrichten“ einiges geantwortet zu haben:

„Die serbischen Radikalen verkünden durch die „Narodni Listy“, dass allnächtlich eine Anzahl missliebiger Personen auf Milans Befehl heimlich in der Donau ertränkt werde, und durch ein zweites panslavistisches Blatt, die Petersburger „Vjedomosti“ lassen sie der Welt erzählen, Milan habe von Österreich 10 Millionen aus dem bosnisch-herzegowinischen Okkupationsfonds erhalten und beziehe überdies eine jährliche Subvention in der Höhe einer Million aus dem österreichischen Fonds für katholische Propaganda. Ihre Verlogenheit geht so weit, dass sie nicht einmal daran denken, plausible Lügen aufzutischen. Es weiss doch alle Welt schon aus den Delegationsverhandlungen, dass es bosnisch-herzegowinische Okkupationsfonds weder gibt noch jemals gegeben hat, sondern bloss einen Okkupationskredit, aus dessen Mitteln die österreichischen Garnisonen in Bosnien erhalten werden. Und das Märchen von Fonds für die katholische Propaganda, das aufgetischt wird, um bei den fanatischen Russen eine orthodoxe Gänsehaut hervorzurufen, stammt aus derselben Quelle. Wenn Milan wirklich das ist, wofür ihn seine Gegner ausschreien, dann wäre er gleich bei der ersten Million selbst katholisch geworden, ohne dass man es direkt von ihm verlangt hätte.“

Und das „Neue Wiener Tagblatt“, welches so notorisch hervorragende Verbindungen hat, schrieb am 23. Juli: General Gruitch, welcher nach dem Metropoliten Michael der Russland ergebenste Mann in Serbien ist, musste es wissen, mit welcher Verachtung gewisse Kreise in Russland auf den König von Serbien und auf die anderen Balkanherrscher heruntersehen. Er musste es wissen, dass es russische Diplomaten gibt, welche glauben, dass die Balkanherrscher zu dem Kaiser von Russland in demselben Verhältnisse stehen, wie die indischen Maharadjas zur Kaiserin von Indien. Sah denn Herr Gruitch nicht, dass Herr Jadovsky seine Stellung in Belgrad so auffasste, wie ein englischer Resident bei einem indischen Vasallen? Und es konnte für ihn kein Geheimnis sein, dass weder König Alexander noch König Milan es dulden würden, dass Herr Jadovsky sich ihnen gegenüber so benehme, wie seinerzeit und in ganz anderen Verhältnissen Herr Schischkin, welcher übrigens gescheiter und vornehmer war, als Herr Jadovsky. König Milan hat — General Gruitch wusste es — solche alt-russische Manieren nicht geduldet, als er noch Vasallenfürst war, und der General wird sich gewiss erinnern, wie König Milan erbittert war, als er auf der Brust eines seiner Untertanen, des Metropoliten Michael, einen viel höheren russischen Orden

erblickte, als er selbst als Herrscher besass. Trotzalledem hat es Gruitch nicht einmal ernstlich versucht, sich um einen Befehl der russischen Regierung an Herrn Jadovsky zu bemühen, dass derselbe sich höflicher benehme."

Am 30. Juli 1899 wurde die Demission des Ministers des Inneren Andonovitch und des Volkswirtschaftsministers Lozanitch angenommen und es wurde an Stelle des Herrn Andonovitch Gjorgje A. Gentchitch berufen, während die Vertretung des Volkswirtschaftsministers für einige Tage dem Finanzminister Vukaschin Petrovitch anvertraut ward, bis nach fünf Tagen Zivan Zivanovitch für das Ressort ernannt wurde. Am selben Tage, am 30. Juli, ist der König mit seinem Vater und drei Staatsministern nach Nisch abgereist. Von dort richtete er an mich unter dem 2. August folgendes Handschreiben:

„Mein lieber Präsident!

„Vom 11. Oktober 1897 bis zum 24. Juni d. J. hat Serbien solche Fortschritte in der inneren Politik, in den Staatsfinanzen, in der Volkswirtschaft und in der Armee gemacht, dass das ganze Volk nach den früheren politischen Zuckungen erleichtert aufatmen und sich mit voller Kraft der produktiven Kulturarbeit widmen konnte. Diese ernste Arbeit hat die aufrichtigen Freunde Serbiens mit Befriedigung, die Anhänger der politischen Anarchie aber mit der grössten Unzufriedenheit erfüllt. Der Ausdruck dieses anarchistischen Hasses — das ist der verbrecherische Versuch gegen das so wertvolle Leben meines Vaters.

„Aber diejenigen, welche die verbrecherische Hand eines Fremden gegen den Erneuerer des Nemanjiden-Staates bewaffnet haben, vergassen, dass die Obrenovitch von Gott und von der Liebe des serbischen Volkes behütet werden. Und wahrlich, nur durch ein Wunder der göttlichen Vorsehung ist mein teurer Vater vom sicheren Tode gerettet worden, und die grenzenlose Liebe des ganzen Volkes hat sich mit einer solchen schwellenden Kraft gezeigt, sie hat einen so rührenden Ausdruck gefunden, dass es keinen Landeskreis, keinen Bezirk, keine Stadt und kein Dorf, keine Gesellschaftsschicht gab, welche sich nicht beeilt hätten, durch hunderte und tausende der ausgezeichnetsten Vertreter mir die Freude über die Rettung S. M. des Königs Milan und die Treue und Ergebenheit für den mir von Gott verliehenen Thron auszusprechen. Bei dieser Gelegenheit hat sich gerade so wie im Jahre 1868 gezeigt, dass es in der Welt keine Macht gibt, welche imstande wäre, die Seele vom Körper des Volkes zu trennen; auch bei dieser Gelegenheit hat Serbien bewiesen, dass es alle die für ein unabhängiges staatliches Leben notwendigen Bedingungen besitzt — und Serbien wird auch weiter bestehen, nach den unveränderlichen Gesetzen der Natur, gegen welche der menschliche Wille nichts ausrichten kann.

„Und gerade deswegen ist es mir ein Herzensbedürfnis, am heutigen Tage, an dem mein liebes und treues Volk in die Gotteshäuser strömt, um für meine Ge-

sundheit zu beten, ihm meinen königlichen Gruss zu entsenden und ihm meinen aufrichtigsten Dank auszusprechen.

„Sagen Sie, mein lieber Präsident, meinem treuen Volke, dass mir seine grenzenlose Liebe und Ergebenheit neue Kraft zur Erfüllung des schweren Herrscherberufes verliehen hat, und dass ich, stark durch eine solche Liebe des Volkes, mein ganzes Leben dem Wohle des Vaterlandes widmen und unaufhörlich an der Ausführung meines Staatsprogramms arbeiten werde.

„Für diese Arbeit rechne ich auch weiter auf die Unterstützung meiner treuen Regierung, auf die aufgeklärte Vaterlandsliebe der Volksvertretung, und auf die Liebe meines ganzen teuren Volkes.

„Ihr wohlgeneigter

Alexandre."

Am selben Tage brachte die englische „Birmingham Post" die Behauptung, dass Russland die gewaltsame Entfernung des Königs Milan aus Belgrad vorgeschlagen, dass sich aber Österreich-Ungarn dagegen ausgesprochen habe, weil es der Meinung ist, dass dies erst recht gewaltige Unruhen hervorbringen würde. — Und einen Tag später konnte man in den „Daily News" zwei Telegramme, aus Berlin und aus Paris lesen, nach welchen der russische Kaiser dem französischen Minister des Äusseren das Grosskreuz des Alexander Newski verliehen habe, weil Herr Delcassé in Petersburg die Versicherung gegeben habe, dass Frankreich in allen Serbien und China betreffenden Fragen mit Russland parallel gehen werde. Die russischen Blätter aber — ja, es wird monoton: immer wieder, die serbische Regierung habe selbst das Attentat veranstaltet, um sich seiner politischen Feinde zu entledigen. — Da liess mich der König Alexander zu sich rufen und gab mir den Befehl, ein Dekret vorzubereiten, durch welches unser Gesandter in Bukarest, Michael Kr. Gjorgjevitch, von seinem Posten abberufen und zur Disposition gestellt werden sollte.

Hierüber muss ich ein sehr verdutztes Gesicht gemacht haben, und es entspann sich folgendes Gespräch:

Der König: Ausserdem telegraphieren Sie diesem Schurken, er soll auf der Stelle den Dienst an den Gesandtschaftssekretär abgeben, welcher zum Geschäftsträger ernannt wird. Er selbst aber soll sofort, — haben Sie mich verstanden? — sofort Bukarest verlassen und nicht nach Belgrad, sondern hierher, hierher nach Nisch kommen, wo er unter Wache gestellt werden wird.

damit er mit keinem Menschen ein Wort sprechen kann, bevor ich ihn verhört habe. Haben Sie mich verstanden?

Dr. V. G.: Ich höre wohl, Sire, aber ich verstehe kein Wort. Darf ich Ew. Majestät fragen, warum solche unerwartete und unglaubliche Befehle an mich erteilt werden?

Der König: Die Sache ist sehr einfach. Ich habe Beweise, dass Mika zum Verräter an der Dynastie geworden ist.

Dr. V. G.: Mika, der Sohn des Krle?!

Der König: Ja, ja, derselbe Mika, welchen Sie noch in Wien um jeden Preis in Ihre Regierung aufnehmen wollten, in dem Glauben, sein Radikalismus wäre ein Hofradikalismus, und weil Sie dachten, es wäre gut, einen „mässigen Radikalen" im Kabinett zu haben! Dieser selbe grosse Anhänger der Obrenovitch hat sich jetzt als ein Anhänger der Karagjorgjevitch und als russischer Spion entpuppt.

Dr. V. G.: Verzeihung, Sire, aber eine solche Monstruosität geht nicht in meinen Kopf.

Der König: Ich habe es auch lange nicht glauben wollen. Umsonst hat mein Vater behauptet, dass Mika durch Frau Sarka mit Peter Karagjorgjevitch in Beziehungen steht, und mir erzählt, was Mika nach dem auf ihn in Paris ausgeführten rätselhaften Attentate, in der Erwartung des sicheren Todes gesagt hatte... — Ich habe es nicht glauben wollen, obwohl Papa meine Aufmerksamkeit auf den Umstand gelenkt hat, dass Mika den Agenten der Karagjorgjevitchs, den Svilokossitch noch lange bei der Gesandtschaft behalten hat, obwohl Sie selbst so oft verlangt haben, er möge diesen Menschen aus dem Dienste entlassen. Später, als er gehorchen musste und den Svilokossitch entlassen hat, blieb dieser doch Mikas rechte Hand und die Gesandtschaft verliess er überhaupt nicht. Alles das habe ich nicht glauben wollen. Aber vor einigen Tagen meldeten die fremden Zeitungen, der Attentäter sei nach seiner Reise nach Bukarest in Budapest gewesen und dort in Gesellschaft des Svilokossitch und „des Gesandten Serbiens in Ungarn" gesehen worden. Ich natürlich glaubte, es sei dem Zeitungskorrespondenten ein Fehler unterlaufen, weil wir in Ungarn keinen Gesandten sondern bloss einen Generalkonsul, Barlowatz haben; und selbstverständlich:

Barlowatz in der Gesellschaft des Attentäters und des Svilokossitch? Das war ganz unmöglich. Da sagt plötzlich mein Vater, diese dritte Person muss eben nicht Barlowatz, sondern der Mika gewesen sein. Nun und was geschieht? Erinnern Sie sich wie sich im Laufe der Untersuchung immer stärker die Notwendigkeit herausstellte, alle Aufmerksamkeit nach Rumänien zu richten, und wie Sie, lieber Doktor, gezwungen waren, die grössere Hälfte der Summe, welche Ihnen von mir und dem Ministerrate zur Verfügung gestellt wurde, gerade für die Untersuchungen in Bukarest zu verwenden — so dass wir auf diese Art ohne die geringste Hilfe unseres dortigen Gesandten doch die Spur der Hauptsache herausgefunden haben. Nun, und dann das Weitere: wie wir das Haus photographieren liessen, in welchem der Attentäter die tausend Napoleondores bekommen hat, wie der Attentäter in dieser Photographie das Haus erkannte und gestand, in diesem Hause für die Ermordung des Königs Milan gedungen worden zu sein, wie er zugab, in diesem Hause das Geld bekommen zu haben, wie er dieses Geständnis auf der Photographie selbst eigenhändig unterschrieb und wie dann festgestellt wurde, dass in diesem Hause der Oberst Grabow, der Chef der russischen geheimen Polizei für die Balkanhalbinsel, wohnt. . . Soweit waren wir also, und da wagt Mika, der Gesandte Serbiens in Bukarest, alle unsere Schritte in dieser Richtung zu vereiteln, und schreibt mir, wir sollen doch um Gottes Himmelswillen jede weitere Arbeit einstellen, weil wir dadurch nur den furchtbaren Zorn Russlands gegen unsere Dynastie heraufbeschwören werden! Seit diesem Augenblicke also glaube ich, dass Mika Verräter geworden ist. Ich will nicht von der Haltung des rumänischen Blattes „Adeverul“ gegen uns reden, weil das ja ein Organ der Karagjorgjevitch und der Chefredakteur dieses Blattes mit der Beaufsichtigung des Vermögens der Karagjorgjevitch in Bukarest betraut ist. Aber was Sie nicht wissen dürften, das ist die dicke Freundschaft zwischen Herrn Mile, dem Chefredakteur dieses rumänischen Blattes, und unserem Mika. Unser Gesandter hat diesem Mile die Nachricht gebracht, dass wir die Auslieferung des Svilokossitch von der rumänischen Regierung verlangt hätten, und nun frage ich Sie, war dies wahr? Es ist uns nicht eingefallen, so was zu verlangen. Das ist aber eine Kleinigkeit, welche ich nur

so nebenher erwähne. Aber hier haben Sie den neuesten Beweis. Lesen Sie dieses Telegramm."

Ich las die Depesche. In diesem Telegramm meldete der Gesandte dem König, dass sein Diener in der Gesandtschaft Selbstmord begangen habe. Die rumänische Polizei habe konstatiert, dass gar kein Verbrechen, sondern dass wirklich Selbstmord vorliege.

Während ich noch in dieses Telegramm starrte, sagte der König: Und wissen Sie, Doktor, wer dieser Diener ist, der sich selbst umgebracht haben soll? Das wissen Sie nicht? Nun, das ist derselbe Mann, der auf der Polizei verhört wurde und zu Protokoll gab, dass er mit eigenen Augen den Attentäter gesehen hat, wie er in die serbische Gesandtschaft gekommen ist und mit unserem Gesandten gesprochen hat. Und glauben Sie nun, Doktor, dass dieser Diener, welcher jetzt tot ist, wirklich selbst Hand an sich gelegt hat?

Dr. V. G.: Majestät haben mir eine so fürchterliche Perspektive eröffnet, dass ich absolut nicht imstande bin, mir die Tatsache psychologisch zu erklären. Warum? Warum musste Mika, der Sohn eines Krle, Verräter an den Obrenovitchs werden, welche ihn immer wie einen Augapfel gehütet haben? Warum?

Der König: Darum, Doktor, weil Mika als intimer Freund des russischen Gesandten in Bukarest und des Obersten Grabow ganz genau weiss, welches Schicksal das allmächtige Russland uns, den Obrenovitch, bestimmt hat, und als spekulativer Mensch trachtet er beizeiten sich zu sichern.

Dr. V. G.: Aber, Sire, das wäre so schändlich, dass man sich schämen müsste, Mensch zu sein. Ich muss gestehen, dass die Angaben, welche ich jetzt aus dem Munde Ew. Majestät zum ersten Male gehört habe, genügende Verdachtsgründe liefern, dass Mika als serbischer Gesandter nicht grade korrekt gehandelt hat, aber um an seinen Verrat zu glauben, müsste ich. . .

Der König (zornig): Die Dynastie und Serbien befinden sich heute in einer zu gefährlichen Situation, als dass wir heute für psychologische Auseinandersetzungen Zeit hätten. Heute heisst es handeln, und zwar schnell. Für mich ist alles, was Mika seit dem 24. Juni getan hat, in Verbindung mit diesem „Selbst-

morde“ seines Dieners Beweis genug, dass er an mir und meinem Hause zum Verräter geworden ist. In Anbetracht dessen, dass jeder Tag seines längeren Verweilens in Bukarest nur dazu beitragen könnte, unsere weiteren Nachforschungen in Rumänien zu vereiteln, verlange ich von Ihnen, den Mann sofort abzusetzen und herzurufen. Wenn Sie sich überzeugen sollten, dass Mika unschuldig ist, und wenn Sie auch mich davon überzeugen, dann können Sie ihn ja reaktivieren und ihm eine andere Gesandtschaft geben, wo er keine Svilokossitche und keine Miles finden und somit auch keinen Schaden anstiften wird, dieser unser ergebener Freund! . . .

Das war richtig. Ich sagte „zu Befehl“ und vollführte die Ordre des Königs. Während das Obige in Nisch geschah, wurde in San-Francisco in Amerika in einem dort erscheinenden serbischen Blatte „Sloboda“ (6. Jahrgang No. 49, vom 6. August 1899) folgendes geschrieben: „Es fiel der Schuss, aber das Unglück der Serben ist nicht gefallen und zur allgemeinen Trauer des ganzen serbischen Volkes wurde der Tyrann nicht getroffen. . . Die Hand, welche uns befreien wollte, hat nicht getroffen, aber jeder muss diese Hand segnen, und vielleicht findet sich noch jemand, welcher bereit ist, sich für die Befreiung des Vaterlandes zu opfern.“

Ist es genug? Unter dem Artikel stand als Ursprungsort Cattaro angegeben und in einem anderen Artikel desselben Blattes hiess es: „Die Karagjorgjevitche haben den russischen Kaiser um Hilfe zu ihrer Wiedereinsetzung gebeten, aber die einzige Rettung Serbiens liegt in etwas anderem. Auch Alexander muss man, wenn er seinen verdorbenen Vater noch weiter unterstützen sollte, über die Grenze schicken, und wenn dafür noch so viel geopfert werden sollte; aber auf den serbischen Thron gehört dann nicht Karagjorgjevitch, sondern der Heldenfürst von Montenegro, dieser Serbe von echtem Schrot und Korn, in dessen Herrscherhause alle Patrioten sind“ . . .

Während so jenseits des grossen Wassers offen die Kandidatur des Fürsten Nikolaus von Montenegro aufgestellt wurde, ging er selbst nach Konstantinopel, um „auf besonderen Wunsch des russischen Kaisers“ den Sultan zu besuchen; und die „Vossische Zeitung“, die noch an einfachere und fasslichere Gründe dieser Reise glaubte, schrieb:

„Fürst Nikolaus ist gewöhnt, grosse Summen Geldes nach Cetinje kommen zu sehen; wie viel neben Russland auch Kaiser Franz Josef persönlich für den Fürsten Nikolaus bisher an Geld hergegeben hat, wird natürlich nie ein Mensch erfahren. Der Fürst ist nicht Vasall des Sultans, wie Fürst Ferdinand von Bulgarien, sondern im Gegenteil, er ist sein Feind. Und doch geht er nach Konstantinopel; weswegen? Deswegen, um eine bedeutende Summe Geldes in Empfang zu nehmen. Davon hat uns die ottomanische Bank selbst überzeugt, welche das Geld gegen die Bürgschaft des Sultans ihm leihen und welches er natürlich nie bezahlen wird."

Als der Fürst bereits in Konstantinopel weilte, wurde unser Geschäftsträger plötzlich in den Jildiz berufen, doch konnte er nicht selbst gehen, weil zur selben Stunde Empfang des diplomatischen Korps beim Fürsten von Montenegro war und die Abwesenheit des serbischen Vertreters zu sehr in die Augen gefallen wäre. Er dachte, man zitiere ihn wegen der Üsküber Bischofsfrage, welche noch immer auf der Tagesordnung war, und schickte an seiner Stelle den Dragoman der Gesandtschaft nach dem Jildiz. Dort wurden ihm von Tachsin-Bey als besonders vertrauliche und streng geheim zu behandelnde Mitteilung folgende eigene Worte des Sultans in die Feder diktiert:

„Ich habe erfahren, dass man annimmt, als ob hier so manches, was für Serbien schädlich ist, gesprochen worden ist, oder gesprochen werden soll. Ich will nicht, dass man derlei Dinge voraussetzt oder glaubt. Ich bin ein Mensch, der einer einmal vorgezeichneten Politik immer treu bleibt, und meine Politik gegenüber Serbien wird sich nicht ändern. Ich will, dass man da unten sicher sei, es werde hier nichts gesprochen werden und es könnte nichts gesprochen werden, was für Serbien schädlich sein könnte." Tachsin-Bey fügte noch hinzu, dass der Sultan dem türkischen Gesandten in Belgrad befohlen habe, dem serbischen Ministerpräsidenten dieselben Worte auch mündlich mitzuteilen, aber er wünsche, dass die Gesandtschaft dasselbe auch schriftlich tue.

Indem er uns nun diese Botschaft des Sultans übermittelte, schrieb mir unser Geschäftsträger folgendes:

„Ich bin der bescheidenen Ansicht, dass wir diese Erklärung des Sultans geheim halten, aber dass wir ihn merken lassen sollen, dass wir eine solche Erklärung gar nicht brauchen und gar nicht gesucht haben, et que nous apprećions à sa juste valeur la visite du Prince, qu'elle ne nous inquiète nullement, et que Cettigné n'ayant pas une route à soi, il faudra tout de même, pour y arriver, passer par Belgrade."

Und was steckte noch hinter dieser Reise? Die „Frankfurter Zeitung“ meldete: „Russland habe es unternommen, das Prestige des Montenegriners in den Augen aller Süd-Slawen und besonders in den Augen der Serben in der Türkei zu heben: deswegen unter dem Protektorate Russlands die Heirat des montenegrinischen Thronfolgers mit der mecklenburgischen Prinzessin, deswegen die Vereitelung einer standesgemässen Heirat des Königs von Serbien, und deswegen jetzt dieser Besuch in Konstantinopel, damit unter russischem Drucke jetzt alle die Fragen, an denen Serbien jahrelang erfolglos arbeite, im Interesse der ottomanischen Serben gelöst werden, und das Verdienst daran dem Fürsten von Montenegro zugeschrieben werde könne. Dass der Fürst — so schloss diese Betrachtung — nebenbei auch seine materiellen Interessen nicht vergessen werde, dafür garantiere sein kaufmännischer Geist und die Freigebigkeit des Sultans gegenüber allen seinen fürstlichen Gästen.“ — Nun, was unsere Konnationalen von diesem seinen Besuche profitierten, weiss ich nicht zu sagen; aber er selbst erhielt 1½ Millionen, und das hebt auch das Prestige.

Am 21. August hat der Finanzminister an den König folgenden schriftlichen Bericht geschickt:

„Ew. Majestät,
„Allergnädigster Herr,

„Meine Tätigkeit in der Nationalversammlung, seitdem ich in das Kabinett des Dr. V. G. eingetreten bin, ist Ew. Majestät bekannt.

„Die Gesetze, welche nach meinen Vorschlägen votiert wurden, sollten meinem Programm gemäss, ohne irgend eine neue Belastung der Produktionskraft des Volkes, unsere Staatsfinanzen vorwärts bringen. Meine Grundidee war eine Reorganisation der Finanzleitung und eine bessere Exploitation der schon eröffneten Einkunftsquellen könne in so mancher Beziehung die Staatsfinanzen aufbessern.

„Politische Gründe, welche mich damals bestimmten und auch heutzutage auf mich wirken, haben mich zu der Ansicht gebracht, dass es während der ganzen Dauer der jetzigen Volksvertretung nicht zweckmässig wäre, irgend eine neue Steuer einzuführen. Wir müssen uns helfen wie es geht, keinesfalls dürfen aber vor die gegenwärtige Volksvertretung Anträge kommen, welche imstande wären, die jetzigen Abgeordneten im Volke unpopulär zu machen. Das ist meiner Ansicht nach eine wichtige Massregel, um das am 11. Oktober 1897 begründete Regierungssystem feste Wurzeln im Volke fassen zu lassen.

„Man kann über die Eigenschaften unseres Volkes denken wie man will, eines steht über jedem Zweifel, und das ist seine grosse Empfindlichkeit gegenüber jeder neuen finanziellen Belastung. Die bisherigen Regierungen hinterliessen ohne Rücksicht auf die Partei, welcher sie angehört haben, einen sehr ungünstigen Eindruck,

hauptsächlich deswegen, weil sie das Volk fortwährend und ohne irgend ein System mit neuen Abgaben belasteten.

„Die jetzige Regierung Ew. Majestät hat eine andere Richtung eingeschlagen. Sie hat sich durch die Annahme meines finanziellen Programms, welches ich in der Sitzung der Nationalversammlung vom 27. November v. J. auseinandergesetzt habe, auf einen ganz neuen Standpunkt gestellt. Dieser Standpunkt ist in den im vorigen Jahre votierten Finanzgesetzen genau bestimmt.

„Wenn auch alle diese Gesetze noch nicht ins Leben getreten sind, so ist ihre Wirkung doch schon in den Resultaten der finanziellen Leitung im ersten Halbjahre 1899 recht fühlbar.

„Überzeugt von dem lebhaften Interesse Ew. Majestät für jede Erscheinung im öffentlichen Leben Serbiens, und besonders für seine Finanzlage, nehme ich mir die Freiheit, in tiefster Ehrfurcht Ew. Majestät diesen kurzen Bericht über die im Zeitraume vom 1. Januar bis zum 30. Juni d. J. erreichten Resultate der Finanzleitung gehorsamst zu unterbreiten.

I. Im Zollwesen. Um das erreichte Resultat, welches ich sogleich die Ehre haben werde, in Ziffern zu zeigen, gebührend würdigen zu können, muss ich vorausschicken, dass das neue Zollgesetz erst am 20. Januar d. J. ins Leben getreten ist und dass an seiner Ausführung noch gearbeitet wird. Das Zollamtsverfahren — worüber bis jetzt nichts bestand, ist ausgearbeitet und in Druck gegeben worden; es ist ein ganzes Buch, welches sowohl die Ordnung im Zolldienste, als auch die Zolleinnahmen stark beeinflussen wird. Dann muss ich die hohe Aufmerksamkeit Ew. Majestät auf den Umstand lenken, dass die Einfuhr im ersten Halbjahre d. J. viel kleiner war, als im selben Zeitraume des vorigen Jahres, und die Ausfuhr bedeutend grösser; und es ist bekannt, dass für die Zolleinnahmen die Einfuhr viel wichtiger ist, als die Ausfuhr, weil die Zollabgaben für die ausgeführten Waren viel geringer sind, als für die eingeführten. Und trotz alledem sind die Zolleinnahmen in den ersten sechs Monaten um 700937 Franks grösser, als sie in der gleichen Zeit des vorigen Jahres waren.

1898	1899
4303196 Franks	5004132 Franks

Einfuhr. 1898: 70471371 Kilogramm im Werte von 19704868. — 1899: 35357743 Kilogramm im Werte von 17919708.

I. Ausfuhr. 1898: 32600585 Kilogramm im Werte von 15741639 Franks. — 1899: 60907731 Kilogramm im Werte von 19353892 Franks.

„Ich habe voriges Jahr in der Nationalversammlung behauptet, dass wir durch das neue Zollgesetz um 1 bis 1 1/2 Millionen Franks mehr einnehmen werden. Ich bin glücklich, Ew. Majestät die Ziffern zu unterbreiten, welche beweisen, dass ich mich in der Schätzung der vorgeschlagenen Massregeln nicht getäuscht habe.

II. Direkte Steuern. Diese wichtigste Quelle für die Einkünfte des Staatsschatzes hat in den ersten sechs Monaten dieses Jahres ein Plus von 2361748 Franks, im Vergleiche mit den Einkünften derselben Zeit des Vorjahres, ergeben.

„Ich bin so frei, die Aufmerksamkeit Ew. Majestät auf den Umstand zu lenken, dass dieser Erfolg ohne Anwendung irgend welcher Exekutionsmassregeln erreicht worden ist. Im Gegenteil, alle Massregeln, welche ich angewandt habe, waren darauf

berechnet, dem Volke den Unterschied zwischen den Regierungssystemen selbst bei der Eintreibung der Steuern sinnfällig zu machen.

„In der ersten Hälfte des Jahres ist unser Volk weniger in der Lage, seinen Steuerverpflichtungen nachzukommen, als in der zweiten Hälfte des Jahres. Die Ursache ist ganz klar. Unser Volk befasst sich hauptsächlich mit der Feldwirtschaft, und die Resultate derselben können vor Ende Juli nicht gesehen werden. Deswegen habe ich auch angeordnet, dass bis zu diesem Termin gegen die Steuerschuldner keine strengen gesetzlichen Massregeln angewendet werden. Und trotzdem ist der Erfolg befriedigend, bedeutend besser als im vorigen Jahre. In der Arbeit bei der Einkassierung der Staatssteuer wurden 474 Staatsangestellte verwendet.

III. Die Einkünfte der Monopoldirektion. Die Einkünfte von den monopolisierten Artikeln (Tabak, Salz, Petroleum, Stempel, Alkohol, Zündhölzchen und Zigarrenpapier) haben in den ersten sechs Monaten d. J. 439 389 Franks mehr gebracht. An den Auslagen ist eine Ersparnis von 544 316 Franks erreicht worden. Von der letzten Ziffer muss man 275 301 Franks als Ersparnis formeller Natur abziehen, sodass die tatsächliche Ersparnis 269 015 Franks beträgt. Von den Monopol-Einkünften hat die Hauptkasse des Staates nicht mehr als 400 000 Franks herausgenommen, und das ist nicht einmal die ganze Summe der Einkünfte von den unverpfändeten Monopolartikeln, welche bis Ende Juni 482 142 Franks ergeben haben.

„Es ist sehr wahrscheinlich, dass die Einkünfte von den Monopolen im zweiten Halbjahr grösser sein werden, als im ersten. Die höheren Preise des Tabaks gelten erst vom 1. Mai an und deswegen werden sie sich erst bei den Einkünften des zweiten Halbjahres deutlich zeigen.

„Die übrigen, Erträgnisse gewährenden Unternehmungen des Staates: Eisenbahnen, Post- und Telegraphen-Anstalten, Staatsdruckerei und so weiter, zeigen gleichfalls einen Fortschritt. Da jedoch diese Einkünfte nicht in die Staatskasse fliessen, habe ich über dieselben in diesem gehorsamsten Berichte nicht zu sprechen, weil er sich einzig und allein auf die Finanzleitung beschränkt. Um aber das Bild vollständiger zu machen, welches wir für die Zukunft unserer Staatsfinanzen zu erwarten haben, habe ich auch die Berichte über diese Staatseinkünfte durchgesehen, und habe in jedem Zweige der Staatsverwaltung einen Fortschritt in den Einkünften konstatieren können.

„Diese Erscheinung ist tröstlich, weil sie uns begründete Hoffnung gewähren kann, dass wir wirklich das Defizit im Staatsbudget uns vom Halse schaffen werden. Selbstverständlich darf uns der im ersten Halbjahr erreichte Erfolg nicht verleiten, ohne Not die Staatsausgaben im Budget für das Jahr 1900 zu vergrössern. Ganz im Gegenteil, jetzt, wo es sich gezeigt hat, dass die neue Richtung, in welcher die Staatsfinanzen geführt werden, eine erfolgreiche ist, muss man mit allen Kräften daran arbeiten, das Programm Ew. Majestät auszuführen.

„Ich bin so frei zu bemerken, dass für die Ausführung dieses Programms nach meiner innersten Überzeugung nicht so sehr die Person des Finanzministers wichtig ist, als das Finanzprogramm, welches gesetzlich festgestellt ist und sich in der Ausführung befindet. Sie liegt vielmehr in den Händen Ew. Majestät, und deswegen braucht sie auch nicht von der jeweiligen Person des Finanzministers abzuhängen.

„Die Rechnung der Staatsausgaben zeigt, dass in den ersten sechs Monaten dieses Jahres am meisten für die Armee ausgegeben wurde. Der Leitung der Armee ist im ersten Halbjahre ausgezahlt worden:

1898	1899
5 009 785 Franks.	6 333 600 Franks.

„Für die einzelnen Armeedivisionen wurde ausgegeben:

1898			1899	
369 661	Franks	Schumadia-Armeedivision	525 973	Franks
710 433	„	Morawa-Armeedivision	1 003 826	„
359 128	„	Timok-Armeedivision	606 152	„
281 800	„	Drina-Armeedivision	453 800	„

„Die Staatskasse hat dem Kriegsministerium vom 1. Januar bis zum 30. Juni ausgefolgt:

1898	1899
2 925 928 Franks	4 220 338 Franks.

„Die übrigen Zweige der Staatsleitung haben manche mehr, manche weniger als im vorigen Jahre erhalten: Mehr haben bekommen das Justizministerium um 40 000, das Ministerium des Inneren um 300 000, das Finanzministerium um 170 000, das Bautenministerium um 350000 Franks. Weniger haben bekommen: das Unterrichtsministerium um 900000 Franks. Die Ursache dafür liegt im Gesetze vom Jahre 1898, laut welchem die Ausgaben für den Elementarunterricht auf die autonomen Körperschaften übergegangen sind. Das Volkswirtschaftsministerium hat aus der Staatskasse 450 000 Franks weniger bekommen, weil eine Zentrale Post- und Telegraphenkasse gebildet wurde, welche ihre Einkünfte nicht der Zentral-Staatskasse übersendet, sondern die Ausgaben für den ganzen Post- und Telegraphendienst, welcher unter dem Volkswirtschaftsministerium steht, selbständig besorgt. Das Ministerium des Äusseren hat 70 000 Franks weniger bekommen, aber dieses Minus ist im Laufe des Juli und August ausgeglichen worden.

„Wie Ew. Majestät aus dem Voranstehenden zu ersehen geruhen wird, sind die Staatseinkünfte in den ersten sechs Monaten dieses Jahres um vier Millionen gestiegen. Trotzdem kann das Defizit im Staatsbudget nicht sofort verschwinden, und zwar deswegen, weil das Budget der Staatsausgaben für das Jahr 1899 nicht genau war, und viele Ausgaben mussten aus der Staats„baarschaft" bezahlt werden, welche wie S. M. bekannt ist, nicht besteht.

„Ew. Majestät ganz gehorsamster Diener

Vuk. J. Petrovitch."

Gleichzeitig habe ich vom Finanzminister einen Privatbrief bekommen, welcher mit folgenden Worten schloss: „Noch einige Tage, und für alles wird so vorgesorgt sein, dass wenn ich an dieser Stelle nicht bleiben sollte, ein jeder imstande sein wird, meine Arbeit fortzusetzen." Diese Stelle, welche auch im obigen Berichte an den König ihren Anklang hatte, veranlasste mich, an meinen Kollegen die kurze Frage zu richten:

„Was ist Dir über die Leber gelaufen?“

Er versuchte die Stelle dadurch zu erklären, dass er sich krank fühle, sterben könne und so weiter. Als er sah, dass ich mich durch diese Ausflüchte nicht täuschen liess, schrieb er mir am 28. August folgenden Brief:

„Lieber Präsident!

„Gestern habe ich am Telephon mit S. M. dem König über das Budget des Kriegsministeriums für das kommende Jahr gesprochen. Unser Herr hat selbst dieses Gespräch angefangen. Ich war so frei zu erklären, dass die verlangte Summe von 23 Millionen zu gross wäre, und wenn wir sie annehmen, so wird dadurch nicht bloss das Defizit im Budget grösser werden, sondern wir werden auch unserem in der Erholung befindlichen Staatskredit im Auslande schaden. Auf die Frage des Königs, wie gross das Militärbudget für das kommende Jahr sein darf, habe ich geantwortet: so gross, als es heuer war, vergrössert nur durch die Summen, welche die in diesem Jahre bewilligten Nachtragskredite betragen. Unser Herr meinte, wir sollen in das Budget für 1900 die Einkünfte des Bewaffnungs- und Invalidenfonds gar nicht aufnehmen. Ich bin nicht dieser Meinung. Unser eigenes Gesetz über die Herstellung des Staatsvoranschlages verlangt ausdrücklich, dass absolut alle Einkünfte und alle Ausgaben des Staates im Budget nachgewiesen werden müssen. Man braucht nicht zu fürchten, dass dadurch die Gesamtsumme im Budget eine grössere wird. Hauptsache ist, nach Möglichkeit das Gleichgewicht zwischen den Einnahmen und den Ausgaben zu erreichen. Ich melde Dir dieses, weil das Budget für das Jahr 1900, wenn es mir beschieden sein sollte, dasselbe auszuarbeiten und vor der Nationalversammlung zu vertreten, der wahrhaftige Ausdruck des tatsächlichen Zustandes unserer Finanzlage sein muss.

„Die oben gesperrten Worte werden bewirken, dass Du mir noch einmal die Frage stellst, was ist Dir über die Leber „gelaufen“?

„Hier, lieber Vladan, hast Du die offene Antwort auf diese Frage: Ich war oft Finanzminister, und noch nie war es mir beschieden, ein von mir ausgearbeitetes Staatsbudget vor der Nationalvertretung zu verteidigen. Immer bin ich früher gestürzt worden, und zwar unmittelbar vor dem Zusammentritt der betreffenden Nationalversammlung. So viel Erfahrung lässt mich glauben, dass ich auch diesmal nicht mein eigenes Budget werde einbringen können.

„Ich darf nicht mit dem ersten besten Staatsbudget vor die Nationalversammlung treten, ich darf es nicht, wegen meiner selbst, wegen des Königs, und wegen Euch, meine Kollegen. Ihr alle glaubt, dass ich in diesem Geschäfte Meister geworden bin. Dank der Unterstützung, welche ich bis jetzt beim König und in einem noch grösseren Maße bei Dir gefunden habe, gelang es mir, obwohl ich unter sehr schwierigen Verhältnissen in Deine Regierung eingetreten bin, das mir geschenkte Vertrauen einigermassen zu rechtfertigen. Aber gerade deswegen darf ich nichts tun, wodurch ich dieses Vertrauen verscherzen würde.

„Wenn zwischen Euch und mir bei der Zusammenstellung des Staatsvoranschlages für 1900 Differenzen entstehen, und wenn diese Differenzen nicht auszugleichen sein sollten, dann kann ich nicht länger Finanzminister bleiben. Es ist keine

Tugend, immer Opposition zu machen, aber es ist auch nicht schön, etwas gegen sein Gewissen zu tun.

„All dies schreibe ich vorläufig nur für Dich. Ich möchte nicht, dass aus diesem Briefe Folgerungen gezogen werden, welche mit meinen Beweggründen nicht im Einklang wären. Ich finde, dass es gut ist, im Reinen zu sein, bevor wir in die Ausarbeitung des Staatsvoranschlages für das nächste Jahr eintreten.“

Ich habe meinem Kollegen geantwortet, er solle nur das Projekt für das Staatsbudget im nächsten Jahre so ausarbeiten, wie es die Interessen Serbiens und unser Gesetz über das Budget verlangen, und sich gar keine grauen Haare wachsen lassen wegen der Sorge, wer dieses Budget einbringen und verteidigen wird. Denn so lange ich an der Spitze der Regierung stehe, unterliegt es absolut keinem Zweifel, dass kein anderer als Vukaschin Petrovitch diese grosse Arbeit zu vertreten haben wird.

Am 23. August bekam ich die telegraphische Mitteilung, dass der frühere Regent des Königreiches und oftmalige Ministerpräsident Jovan Ristitch in Belgrad gestorben sei. Ich habe sofort an meine Kollegen in Belgrad telegraphiert, dass wir ihm ein Staatsbegräbnis gewähren müssen, zu welchem König Milan als Vertreter des Königs, und ich als Sprecher der Regierung nach Belgrad kommen werden.

Der König telegraphierte an die Witwe folgendes:

„Tief erschüttert durch die Nachricht vom Tode Ihres Mannes, und in wahrem Seelenschmerz nehme ich Anteil an Ihrer Trauer um den edlen Verblichenen. Als weiser Mitarbeiter des unsterblichen Fürsten Michael bei der Befreiung der serbischen Festungen, war er immer ein treuer und ergebener Freund meines Hauses, und indem er zweimal die königliche Gewalt vertreten hat, hat er meinem Vater und mir die Krone der Obrenovitch vor allen Angriffen ihrer Feinde und der destruktiven Elemente zweimal unversehrt erhalten. Seine staatsmännische Fähigkeit hat meinem Vater geholfen, Serbien die Erfolge seiner Kriege für die Unabhängigkeit und für die Befreiung der neuen Provinzen zu sichern, und gerade aus diesem Grunde denke ich jetzt mit Verehrung und Dankbarkeit seiner grossen Verdienste. In den letzten Jahren seines an Erfolgen reichen Lebens hat er aufrichtig meine Anstrengungen unterstützt, das Vaterland aus dem parteipolitischen Kampfe herauszuführen, er hat meinen Anstrengungen, das Vaterland einer besseren und glücklicheren Zukunft zuzuführen, seine ganze Autorität im Inneren und im Auslande zur Verfügung gestellt. Meine und meines Hauses Dankbarkeit wird ewig sein, und das serbische Volk wird immer mit Stolz seinen Namen nennen, und wird sich freuen, einen solchen Sohn gehabt zu haben.

Alexander.“

Die Kondolenzdepesche des Königs Milan an Frau Ristitch hatte folgenden Wortlaut:

„Mit Gefühlen tiefer Trauer habe ich die Nachricht vom Tode Ihres Mannes erhalten. Bitte mit Ihren Kindern meiner lebhaftesten Teilnahme versichert zu sein. Es ist mir unmöglich, all dasjenige zu sagen, was ich in diesem traurigen Augenblicke fühle. Man müsste die Geschichte Serbiens von meiner frühesten Jugend bis auf den heutigen Tag schreiben, um zu sehen, wie in dieser Geschichte der Name des grossen Verblichenen eingeschrieben ist. Ewiger Ruhm dem edlen Freunde und Patrioten! ewiger Ruhm dem Jovan Ristitch!

Milan."

Das Begräbnis ging mit grossem Pomp vor sich. In der Kathedrale habe ich folgendes gesagt:

„Majestät,
„Hochverehrte Versammlung!

„Bevor wir die sterblichen Überreste von Jovan Ristitch in den Schoss unserer gemeinsamen Mutter, dieser mit serbischem Blute und serbischen Tränen durchtränkten Erde hinablassen, wollen wir ihm an diesem heiligen Orte die letzte Ehre erweisen. Wenn es in unserem Vaterlande irgend jemanden geben könnte, welcher nicht weiss, wer Jovan Ristitch gewesen ist, so müsste dieser Mann bei dem Anblick dieses grossartigen Begräbnisses sich fragen, oder wenn ein Fremder zufällig hier ist, müsste er sich ebenfalls fragen:

„Wer ist denn der Mann, an dessen Begräbnisse die Vertreter von ganz Serbien teilnehmen? Was sind das für Verdienste, welche vom königlichen Hause, von der königlichen Regierung, von den Vertretern der europäischen Staaten in Serbien, von den Grosswürdenträgern der Kirche und des Staates, von der ganzen Armee, von der ganzen Beamtenschaft und von der ganzen Bürgerschaft so geehrt werden? Warum weilen auf die Nachricht vom Tode dieses Mannes hier in Belgrad so viele Deputationen aus den entferntesten Provinzen des Landes, die ihm da Kränze ewiger Dankbarkeit auf sein Grab legen?

„Auf diese Fragen gibt schon eine ganze Literatur die Antwort. Über die Verdienste von Jovan Ristitch für König und Vaterland wird die Geschichte des serbischen Volkes viel objektiver urteilen, als es seine Zeitgenossen imstande sind; denn diese haben an seinen grossen Kämpfen, sei es als Gleichgesinnte, sei es als seine Gegner, teilgenommen.

„Und doch kann man es schon heute aussprechen, mit dem Bewusstsein, dass es auch von der unparteiischen Geschichte bestätigt werden wird, dass Jovan Ristitch nicht bloss einer der treuesten Freunde der nationalen Dynastie Obrenovitch, sondern auch einer der grössten Staatsmänner des neuen serbischen Staates gewesen ist; dass er besonders in der äusseren Politik glänzende Erfolge gehabt hat; und dass er als Ratgeber der Krone der konsequenteste Verteidiger der ruhigen allmähligen Entwickelung und Anpassung der modernen Staatsinstitutionen an die wahren Bedürfnisse und den Charakter des Volkes gewesen ist.

„Es war ein schrecklicher Augenblick in der Geschichte des neuen serbischen Staates, als Fürst Michael Obrenovitch III. unter den Streichen der Mörder fiel. Alles,

was durch die übermenschlichen Anstrengungen Milosch des Grossen und des Fürsten Michael erreicht war, kam plötzlich in die Gefahr für immer verloren zu werden. Denn die Feinde, welche dem Leben und dem Fortschritte Serbiens vom Anbeginn des neuen serbischen Staates bis auf heute Hindernisse in den Weg legten, rechneten für ihre Pläne gerade mit dem Umstande, dass Fürst Michael kinderlos war . . . Aber die grossen politischen Situationen schaffen auch die grossen Männer; Jovan Ristitch mit seinen Kollegen hat diese Rechnungen vereitelt, weil die grosse Nationalversammlung den legalen Thronfolger Milan Obrenovitch IV. auf den Thron erhoben hat, und Ristitch hat als die Seele der Regentschaft während der Minderjährigkeit des Fürsten, den Thron Serbiens für die nationale Dynastie gerettet.

„Als dann später sehr viel Mut notwendig war, damit das kleine Serbien mit seiner Milizarmee gegen ein mächtiges Kaiserreich und gegen die beste stehende Armee in den Krieg ziehe; als nach einem unglücklichen ersten Kriege sehr viel staatsmännische Weisheit notwendig war, um einen Friedensvertrag durchzusetzen, wie er noch nie von einer besiegten Seite erreicht worden ist; als dann noch mehr Mut und noch mehr staatsmännische Weisheit notwendig war, um sich einige Monate später zu einem neuen Kriege zu entschliessen und diesen erfolgreich zu Ende zu führen: da haben zum Glücke Serbiens Fürst Milan und Jovan Ristitch diesen Mut und diese staatsmännische Fähigkeit bewiesen.

„Als dann das mit den Waffen in der Hand Erreichte in Berlin zu verteidigen war, hat sich Jovan Ristitch wieder die grössten Verdienste um seinen Fürsten und um sein Vaterland erworben. Denn wer weiss es nicht? Trotzdem die siegreiche serbische Armee noch am Kossowo-Felde und bei Breznik stand, forderten schier übermächtige Faktoren, dass die neue serbische Grenze beim Bache Kutina und im Defilé von Grdelitza gezogen werde. Auf diesem Berliner Kongresse hat Rumänien nichts von dem Verlangten erreicht, Montenegro hat die Hälfte des Landes verloren, welches ihm in San-Stefano zugesprochen war, das Bulgarien von San-Stefano ist auf ein Drittel reduziert und der Rest in zwei Teile getrennt worden. Einzig und allein Serbien hat auf dem Berliner Kongresse bedeutend mehr bekommen, als ihm in San-Stefano zugedacht war — nur soviel über den Minister des Äusseren Jovan Ristitch.

„Als Vizepräsident der grossen Verfassungskommission zur Ausarbeitung der Konstitution vom Jahre 1888, hat Ristitch mit aller Kraft daran gearbeitet, in der neuen Landesverfassung die Prinzipien der politischen Mässigkeit und Klugheit zu sichern. Er hat damals nicht geahnt, wie seine politischen Gegner später dieses Werk der grossmütigen Initiative des Königs Milan missbrauchen würden, und noch weniger konnte er ahnen, dass er es noch einmal erleben werde, der Regent des Königreiches zu sein. Das ist vielleicht der einzige Fall in der Geschichte, dass ein und derselbe Staatsmann die Regentschaft während der Minderjährigkeit zweier Herrscher führen musste. Und auch das zweite Mal hat er sich für die Rettung der serbischen Krone für die nationale Dynastie eingesetzt — das ist auch ein unsterbliches Verdienst von Jovan Ristitch.

„Als König Alexander an die Stelle des Prinzips „Alles für die Partei" ein neues Prinzip „Serbien über alles" aufstellte, da hat Ristitch als Chef einer grossen politischen Partei genug patriotische Selbstaufopferung besessen, um sich wieder in den Dienst des Staatsprogramms zu stellen.

„Dieses Leben voll Kampf und Arbeit, voller Erfolge und Niederlagen, voller Freude und bitterer Enttäuschungen, hat wie der lieblichste musikalische Akkord geendet.

„Wozu dann die Tränen die ich sehe, und das Schluchzen, welches ich höre? Nein! In dem erhabenen Gefühl, dass wir einen solchen Mann gehabt haben, welcher es verstanden hat zu leben und zu sterben für dasjenige, was uns allen das heiligste ist, und welcher bis an sein Lebensende würdevoll seine ganze Pflicht erfüllt hat, — brauchen wir einen solchen Mann nicht mit Tränen auf seinem letzten Gange zu begleiten."

Es schien, als ob das Ausnahmegericht auch seinerseits etwas zu dem lieblichen musikalischen Akkord einer in Serbien ach so seltenen und ungewöhnlichen Dankbarkeit für einen Staatsmann beitragen wollte, denn gerade an dem Tage des Leichenbegängnisses wurden weitere sechzehn Angeklagte freigesprochen. Unter denselben befanden sich der Erzpriester Alexa Ilitch, Dr. Nikolitch, Dr. Gjorgjevitch, Dr. Jascha Nenadovitch usw. Von letzteren wusste ich nicht einmal, dass er verhaftet war, und es war dies auch wahrscheinlich bloss deswegen geschehen, weil er ein Cousin des Fürsten Peter Karagjorgjevitch war.

XVII.

Kampf auf Leben und Tod.

König Milan, welcher persönlich die ganze Untersuchung leitete und jeden Tag einige Male die Rapporte des „Regierungskommissärs“ empfing, liess mich am 14. August zu sich kommen und teilte mir mit, er habe nun endlich das ganze Material gegen die des Attentates und der Verschwörung Beschuldigten in Händen. Er bat mich Platz zu nehmen und begann mir aus einem riesigen Aktenbündel selbst vorzulesen, was er als für die Anklage verwendbar hielt. Ich hörte aufmerksam zu. Am meisten schien der ehemalige Präfekt von Schabatz, Andjelitch belastet. Man hatte bei ihm folgenden Brief vorgefunden:

„Schon lange wollte ich nach Rumänien gehen, und hoffte bei dieser Gelegenheit Sie zu sehen und Ihnen mündlich die Antwort zu geben auf den Brief, den Sie mir geschrieben, und den Plan, den Sie mir unterbreitet haben. Deswegen hat sich meine Antwort verspätet. Leider bin ich nicht in der Lage zu tun, was Sie von mir verlangen. Ich verfolge aus der Ferne die Politik und ich bin sowohl als Serbe, wie auch als Karagjorgevitch durch die Ereignisse tief betrübt. Ich bedaure, denjenigen, welche leiden, nicht helfen zu können. Ich danke Ihnen für die Gefühle, welche Sie für mich hegen, und versichere Sie meiner Hochachtung.

Am 25. Oktober 1898
Paris. Alexa Karagjorgjevitch.“

Gewiss, dieser Alexa ist der Sohn des Georg und der Sarka Karagjorgjevitch, und hatte nicht einmal so viel Recht, sich als Prätendenten aufzuspielen, wie sein Cousin Peter Karagjorgjevitch; aber dennoch, etwas bewies dieser Brief ja doch, nämlich, dass Andjelitch mit den Karagjorgevitch in Beziehungen gestanden

hat oder stand. Ferner war erwiesen, dass Andjelitch einen Brief geschrieben hatte, welchen er bei der Abreise des Attentäters nach Bukarest diesem mitgab, und in diesem Briefe, welcher an den Agenten der russischen Dampfschiffahrtsgesellschaft in Giurgiewo adressiert war, meldete Andjelitch, dass die beiden Könige in einigen Tagen aus Serbien beseitigt sein würden.

Gegen Paschitch lag vor, er habe, als er wegen Majestätsbeleidigung im Gefängnis sass, einem Mitgefangenen gesagt, er werde sich an Milan rächen. Auch der Entwurf eines vertraulichen Rundschreibens an die Mitglieder der radikalen Partei, durch das die Bevölkeruung zur Steuerverweigerung aufgefordert werden sollte, wurde bei Paschitch entdeckt.

Tauschanovitch hatte allerlei Zettel mit politischen Aphorismen über die Lage in Serbien geschrieben, darunter einen, welcher die Worte enthielt: „König Milan ist ein ungewöhnlicher Mann und muss daher mit ungewöhnlichen Mitteln bekämpft werden."

Oberst Nikolitch erschien nur durch die Aussagen des Attentäters Knezevitch belastet; er selbst hatte kein Geständnis abgelegt. Als belastend wurde gegen ihn ins Treffen geführt, dass er am Vorabend des Attentates sein Mobiliar einem Trödler verkaufen wollte! Bei dem Erzpriester Gjuritch fand man Briefe des bekannten, in Cetinje lebenden radikalen Bauernführers Ranko Taissitch. Gegen Ljuba Zivkovitch lag die Behauptung vor, er wäre der Verfasser der Flugschrift „Dämon Serbiens", da der Zeuge Gjakovitch das Manuskript dieser Broschüre bei ihm gesehen haben wollte. Dann wurde seine Rede beim Begräbnis des radikalen Führers D. Katitch angeführt, in welcher er den Karagjorgje verherrlichte.

Gegen Stojan Protitch lag nichts anderes vor, als dass er in seinem ganzen Leben ein Revolutionär war. Freilich wurden dabei auch gewisse Briefe erwähnt, welche er aus Montenegro bekommen hatte und die bei ihm gefunden wurden.

Als König Milan die Vorlesung aus den Gerichtsakten beendet hatte, glaubte ich meinen eigenen Ohren nicht, und es entspann sich zwischen uns folgendes Gespräch:

Dr. V. G.: Um Gotteswillen, Majestät, ist das alles?

König Milan: Da die Hauptsachen, welche die Teilnahme Russlands und Montenegros beweisen, aus höheren Staatsrück-

sichten verschwiegen werden müssen, bleibt natürlich für die Anklage nicht viel übrig. . .

Dr. V. G.: Aber, Majestät, so weit ich das Vorgelesene in Erinnerung behalten konnte, hat man nur gegen den Attentäter Knezevitch und gegen Andjelitch Beweise, — das andere aber ist bloss Geschichte des Parteikampfes in Serbien, oder nur Reminiszenz an den Aufstand der Radikalen. Denn so weit ich verstanden habe, bringt man z. B. gegen Atza Stanojevitch nichts anderes vor, als dass er schon einmal wegen dieses radikalen Aufstandes zum Tode verurteilt war. Das übrige ist nur aus den radikalen Schreibereien in den Zeitungen zusammengesucht. Das ganze Material zeigt zusammengescharrte Anhaltspunkte, welche die Angeklagten mehr oder weniger belasten könnten; aber einen positiven Beweis, dass die Leute an einer Verschwörung zur Erreichung eines gemeinsamen Zieles teilgenommen hätten, einen solchen Beweis habe ich absolut nicht gehört. Dieses ganze Material genügt nicht einmal, um die Proklamierung des Belagerungszustandes für Belgrad und seinen Kreis und die Einsetzung eines Ausnahmegerichtes zu rechtfertigen, geschweige denn eine schwerere Verurteilung irgend eines der verhafteten radikalen Führer zu begründen.

König Milan: Somit finden Sie, dass die radikalen Führer vollständig unschuldig sind?

Dr. V. G.: Ich denke nicht so, Majestät. Nach meiner tiefsten Überzeugung hat die Dynastie Obrenovitch kaum einen grösseren Feind, als gerade diese radikalen Führer. Aber ich sehe keinen einzigen Beweis, keinen für das Gericht genügenden Beweis, dass sie an diesem Attentate gegen Ew. Majestät teilgenommen haben. Im Gegenteil, der einzige, gegen welchen Beweise vorliegen, dass er vom Attentate gewusst und den Attentäter unterstützt hat, — er ist nicht einmal ein Radikaler, geschweige denn ein Führer der Radikalen, sondern er ist ein Fortschrittler, der viele Jahre gegen die Radikalen gekämpft hat und welchen wir gerade deswegen zum Kreispräfekten gemacht und behalten haben.

König Milan (nach ziemlich langem Nachdenken): Sie haben recht, Doktor. Das Material ist nicht genügend, besonders weil wir das, was in Bukarest gefunden wurde, verschweigen müssen.

Aber jetzt hilft nichts, wir müssen schauen, aus diesem Material eine halbwegs anständige Anklageschrift zu machen, welche wir vor dem Ausland vertreten können. Das bringen die Schwächlinge dort in der Belgrader Präfektur nicht fertig. Wie sehr habe ich ihnen Tag und Nacht geholfen — umsonst. Solche Arbeiten kann man nicht mit A-B-C-Schützen machen. Da hilft die Ergebenheit allein nicht, da muss man auch etwas Verstand haben. Wissen Sie was, Doktor, wir zwei müssen dieses Material in die Hand nehmen und trachten, daraus etwas zu machen, was sich sehen lässt. Hier ist eine Masse von politischen Flugschriften, welche die Radikalen im Auslande drucken und dann nach Serbien einschmuggeln liessen, in denen ständig und systematisch die Dynastie untergraben wurde. Ich werde alle diese Broschüren lesen und die Stellen bezeichnen, welche man verwenden sollte. Wenn ich damit fertig bin, werde ich es Ihnen schicken, und Sie müssen versuchen, daraus etwas zu machen — besonders aus den deutsch geschriebenen Broschüren, welche Sie gleich mitnehmen müssen, weil ich, wie Sie wissen, deutsch nur von meinem Kammerdiener gelernt habe.

Dr. V. G.: Ich werde sie an mich nehmen, Majestät, aber ich sage im voraus, aus dem ganzen kann nichts Ordentliches werden. Mit diesem Material könnte man höchstens in der Literatur die Feindschaft der radikalen Partei gegen die Dynastie Obrenovitch beweisen, aber weder bei unserem Ausnahmegericht, noch vor der öffentlichen Meinung Europas könnte man je die Schuld der verhafteten radikalen Führer in diesem speziellen Falle beweisen, und das ist und bleibt die Hauptsache.

König Milan: Tout de même, Doktor, versuchen Sie es mir zuliebe.

Ich habe alles was König Milan in dem Materiale mit Blaustift angestrichen hatte, genau studiert, ich habe die deutschen Broschüren sehr aufmerksam gelesen, habe mich bei einer von der Hand des Dr. Milovan Milovanovitch geschriebenen Notiz aufgehalten, in welcher ein Gespräch zwischen ihm, einem Herrn Lavisse und dem französischen Botschafter in Wien verzeichnet war; aber immer fester stand bei mir die Überzeugung, dass aus alledem gar keine Anklage zu machen war. Ich schrieb dem König Milan mein Resumée nieder, in welchem ich die ihm stichhaltig

erscheinenden Punkte nochmals durchnahm, und wiederholte in dem Begleitschreiben, das ich an ihn richtete, nochmals den wahren Stand der Sache und die Ungeheuerlichkeit der ganzen Anklage.

Am 27. August sollte nun, nachdem der Staatsanwalt die Anklage formuliert hatte, die öffentliche Verhandlung dieses Prozesses beginnen. Da geschah etwas. Am Vorabende dieses Tages nämlich, als ich in den Garten des königlichen Hauses in Nisch getreten war und den König schon beim Springbrunnen zu finden erwartete, wo sich alle zum Hofdiner Geladenen zu versammeln pflegten, sagte man mir, dass der König im Telephonzimmer sei, wo er schon lange ein Gespräch mit der Polizeipräfektur in Belgrad führe. Als er dann endlich aus dem Telephonzimmer herauskam, sagte er mir ganz ruhig, ohne einen Gesichtsmuskel zu verziehen:

— Andjelitch hat sich in seinem Gefängnis erhängt. Man hat ihn tot aufgefunden. —

Es war mir in diesem Augenblicke, als ob ich einen wuchtigen Schlag auf den Kopf bekommen hätte. Der König schien gar nicht zu bemerken, was für einen Eindruck diese Neuigkeit auf mich machte und fuhr fort:

— Noch um 6 Uhr hat er die Wache vor seinem Gefängnis gebeten, die Türe seiner Zelle offen zu lassen, weil er noch ein wenig frische Luft haben wollte. Der Gendarm tat ihm den Gefallen und ging weiter auf und ab. Als er dann zur Zelle des Andjelitch zurückkam und die Türe schliessen wollte, bemerkte er, dass Andjelitch sich an dieser Türe an einem langen Nagel aufgehängt hatte. Sogleich wurde der Chef der Wache benachrichtigt und er meldete das Geschehene dem Polizeipräfekten, welcher unmittelbar daran Vukaschin Petrovitch telephonisch in Kenntnis setzte, der auf der Stelle hingefahren ist, um den Tatbestand selbst in Augenschein zu nehmen, bevor noch die gerichtsärztliche Kommission berufen werden konnte. Vukaschin hat mir soeben am Telephon alles gemeldet und seine Überzeugung ausgesprochen, dass Andjelitch sich zweifelsohne selbst umgebracht hat, was dann auch in seinem Beisein von der Kommission amtlich festgestellt wurde. Kommen Sie, lieber Doktor, gehen wir zur Gesellschaft, Papa weiss auch noch nichts. —

Ich ging automatisch mit dem Könige und hörte noch einmal,

wie er dem König Milan und den versammelten Gästen dasselbe erzählte. Obwohl König Milan gewohnt war, sich in Gegenwart einer grösseren Gesellschaft auch bei den überraschendsten Nachrichten vollständig zu beherrschen, machte auf ihn die Nachricht von diesem Selbstmord beinahe einen ebenso gewaltigen Eindruck, wie auf mich. Sein Gesicht wurde plötzlich finster, und während alle Anwesenden sehr lebhaft das Ereignis besprachen, starrte er schweigend vor sich hin — gerade so wie ich. Während des Diners wurden nachträgliche Details telephonisch gemeldet, weil der König dem Telegraphisten der Station im Palais befohlen hatte, am Telephon zu bleiben und die einlaufenden Nachrichten sofort in den Garten zu bringen, wo das Diner serviert wurde. In den Pausen der Tafelmusik, welche von einer Regimentskapelle im Hofe ausgeführt wurde, hörte ich Bruchstücke von den Gesprächen, welche bei der Hoftafel geführt wurden.

— Warum hat er selbst Hand an sich gelegt?

— Mein Gott, morgen soll die öffentliche Verhandlung beginnen. Er wusste, dass er in der Untersuchung vollständig überführt wurde, und als intelligenter Mann wusste er auch, dass er sein Leben verspielt hatte. Da wollte er sich wenigstens die Schande ersparen, vor der ganzen Welt gestehen zu müssen, dass er ein gemeiner Verbrecher war.

— Es gibt auch andere Gründe — sagte der König — Andjelitch wusste, dass er sicher zum Tode verurteilt werden wird, und damit hätte auch seine Familie das Recht auf die Pension verloren. Da hat er vorgezogen, Selbstmord zu begehen, noch bevor er verurteilt wurde, um wenigstens seiner Frau die Pension zu retten. —

In diesem Moment brachte man eine Depesche aus der Telegraphenstation des Hofes. Der König las sie durch und reichte sie über den Tisch seinem Vater, indem er sagte: „Hier hast Du die Bestätigung der Auffassung, welche ich soeben ausgesprochen habe. Man hat in der Zelle des Selbstmörders Zettel gefunden, auf denen er seiner Frau schreibt, warum er sich das Leben genommen hat. Man behauptet auf der Präfektur, dass jeder, welcher die Handschrift des Andjelitch kennt, aus diesen Zetteln die Überzeugung gewinnen muss, dass er sie eigenhändig geschrieben hat.“ König Milan sagte sofort, es müsse angeordnet werden, dass diese

Zettel des Selbstmörders photographiert und dann faksimiliert in den Zeitungen abgedruckt werden.

Der König gab einem seiner Ordonnanzoffiziere den Befehl, dies telephonisch der Stadtpräfektur von Belgrad anzuordnen. Jemand erlaubte sich die Bemerkung: Merkwürdig, dass man ihm Tinte, Feder und Papier zum Schreiben in die Zelle gegeben hat. . . —

Der König sagte darauf:

— Er hat, wie es scheint, diese Zettel auf abgerissenen Papierstücken mittelst eines Zündhölzchens und mit seinem Blute geschrieben. —

Bei der Hoftafel wurde es plötzlich still.

Der König fuhr fort: „Es ist bekannt, dass Andjelitch an starken Hämorrhoiden gelitten hat, deswegen war es ihm leicht, mit Blut zu schreiben."

Endlich brach auch König Milan sein langes Schweigen, und sagte:

— Was mich in diesem Falle besonders überrascht, ist folgendes Faktum: Es ist mir gemeldet worden, dass Andjelitchs Bruder Svetozar, jedesmal, wenn er von einem Besuche bei Andjelitch aus dem Gefängnis zurückkam, seiner Familie erzählte, dass Zivko lustig und voll Selbstvertrauen sei und dass er seiner Frau immer sagen liess, sie solle nichts befürchten, er werde bei der öffentlichen Verhandlung nicht bloss seine vollständige Unschuld beweisen, sondern noch imstande sein gar merkwürdige Dinge öffentlich zu erzählen. . . Svetozar hat dann weiter erzählt, dass Zivko schon begonnen hatte, seine Verteidigung zu schreiben. . . und jetzt, am Vorabende des Tages, welchen er so lebhaft erwartete, begeht er Selbstmord?

— Ich habe — sagte der König — von diesen Erzählungen ebenfalls gehört, und vorhin sagte man mir, dass man im Gefängnisse wirklich auch den Anfang dieser Verteidigungsschrift gefunden habe. Aber obwohl er Zeit genug hatte dieselbe fertig zu stellen, hat er nach einigen Zeilen das ganze Vorhaben aufgegeben. Wahrscheinlich musste er sich sagen, dass die Beweise seiner Schuld für ihn so niederschmetternd sind, dass er sie durch keine sophistische Verteidigung aus der Welt schaffen kann. —

Ich und König Milan, die wir genau wussten, wie es mit diesen Beweisen in der Tat bestellt war, behielten unsere Gedanken für uns. Ich war froh, als die Tafel aufgehoben wurde, und bat den König mich früher zurückziehen zu dürfen.

Sobald ich frei war, versuchte ich so schnell als möglich mich mit Vukaschin Petrovitch telephonisch zu verbinden, und von ihm selbst zu hören, was er gesehen hatte.

Hier, was mir mein Kollege berichtete:

„Auf der inneren Seite der Zellentüre, oben, wo das Querstück des Türrahmens mit dem Längsstück desselben zusammenstösst, war ein langer Nagel eingeschlagen. An diesem Nagel hat Zivko die Schlinge befestigt, welche aus einem aus dem Leintuch der Länge nach herausgerissenen Stück bestand. Er hat dann knapp an der Türe das Nachtgeschirr umgekehrt hingestellt, ist auf dasselbe gestiegen, hat sich die Schlinge um den Hals gezogen und hat mit dem Fusse das Geschirr weggestossen — so hat er sich bei halbgeöffneter Tür aufgehängt.

Das — fügte Vukaschin hinzu — wurde mir erzählt; ich war aber Polizeibeamter und habe mich genau umgesehen und gefunden: erstens, dass nirgends im Zimmer ein Nagel gefehlt hat, weder an der Türe noch am Fenster, noch am Fussboden, an welchem rings herum eine Leiste mit Nägeln befestigt ist. Zweitens war der Nagel, an welchem sich Zivko aufgehängt hat, nicht bloss ganz neu, sondern von einer ganz anderen Form, als alle die im Zimmer vorhandenen Nägel: lang, rund, ein sogenannter Tischlernagel. Drittens habe ich das Leintuch sehen wollen, von welchem Zivko das Stück, aus dem er die Schlinge gemacht haben soll, abgerissen hat; dieses Leintuch konnte aber nirgends gefunden werden. Weiter behauptet der Gendarm, welcher Wache hatte und vor der Zelle auf und abging, dass zwischen dem Momente, wo ihn Zivko bat, seine Türe noch nicht zu schliessen, und dem Momente, wo er ihn tot auffand, nur so viel Zeit vergangen sei, als er brauchte, um von der Türe bis ans Ende des Ganges zu gehen und zurückzukommen.

Ich habe meine Uhr herausgezogen und dem Gendarmen befohlen, jetzt wiederum in demselben Schritt bis ans Ende des Ganges zu gehen und zur Türe zurückzukommen. Er tat es, und ich konstatierte, dass dazu nicht mehr als eine Minute notwendig

war. . . Andererseits aber musste, wenn jemand anderes den Zivko aufgeknüpft hätte, die Wache den Täter entweder beim Eintritt in die Zelle oder beim Verlassen derselben gesehen haben, — die Wache hat aber niemanden gesehen. . . Ich konnte meine Untersuchung nicht weiter fortsetzen, weil mittlerweile die Polizeiärzte angekommen waren und die Besichtigung des Toten vornahmen. Sie fanden auch bald das spezielle untrügliche Zeichen, welches bei der Strangulation immer eintritt, und erklärten sofort, dass sich Zivko selbst aufgehängt habe. Ich habe die Kommission in ihrer Amtshandlung weiter nicht stören wollen und bin aus der Präfektur nach Hause gegangen."

Soweit Vukaschin Petrovitch. Für mich war der an der Leiche konstatierte Erguss von Sperma kein Beweis des Selbstmords, denn diese Erscheinung tritt bei jeder Art Strangulation eines männlichen Individuums auf. . . Die ganze Nacht dachte ich nach. Was um Gottes willen ist da wieder geschehen? Hat Andjelitch sich selbst ermordet, oder ist er . . . Aber diese zweite Alternative fürchtete ich mich förmlich selbst bis zu Ende zu denken. . . Ich klammerte mich an die Tatsache, dass ja auf den vorgefundenen Zetteln die Handschrift des Zivko zweifellos identifiziert wurde — aber da fiel mir auf einmal ein, was mir vor vielen Jahren selbst einmal geschehen war. Während der Minderjährigkeit des Königs Alexander wollte mich die Regentschaft als Gesandten nach Athen schicken und diese Absicht wurde in Belgrad bekannt. Sogleich brachten die radikalen Blätter den Text einer Gratulationsdepesche, welche ich an ein Meeting der Radikalen, das in jenen Tagen in Zajetchar abgehalten worden war, geschickt haben sollte, und in welchem die in der Revolution erschossenen Radikalen verherrlicht wurden. Ich erklärte in den Zeitungen, dass ich nie ein solches Telegramm abgeschickt habe, ging aber sofort aufs Telegraphenamt, und verlangte das Original dieser Depesche zu sehen. Man zeigte mir das Original, und da fand ich, dass meine Handschrift so wunderbar nachgeahmt worden war, dass ich sie selbst für die meinige erklärt hätte, wenn ich nicht sicher gewesen wäre, diese Depesche nie geschrieben zu haben. Diese Erinnerung aus meiner eigenen Erfahrung führte mich zu der Frage, ob der Mensch, der damals meine Handschrift gefälscht hatte und von dem ich wusste, dass er gerade so gut jede andere

Handschrift nachmachen konnte, nicht auch jetzt vielleicht zur Herstellung dieser Andjelitch-Zettel benützt worden sei. Er war ein schon lange aus dem Dienste entlassener Telegraphist, welcher jetzt so ziemlich mittellos war aber gut zu leben liebte. Und das verstärkte meinen Verdacht, wozu sich die Tatsache gesellte, dass dasselbe Individuum sich aus eigenem Antrieb beim Ausnahmegericht gemeldet und erzählt hatte, dass ihm der Erzpriester Gjuritch vor neun Jahren im Gasthaus zum „Schwarzen Pferd" gesagt habe, Milutin Garaschanin wolle sich an die Spitze der Bewegung gegen die Obrenovitch stellen. Und was hatte der Mensch denn für ein Interesse, einen Konnex mit diesem Attentatsprozess zu suchen? Aber nein, nein! Die Fälschung meiner Depesche war eine politische Schurkerei, aber eine Fälschung der Zettel mit der Handschrift des Zivko wäre eine so dämonisch verbrecherische Tat, dass ich selbst ein solches Individuum nicht für fähig halten konnte, sie zu vollführen. . .

Je mehr ich mich also in dieses blutige Rätsel versenkte, desto mehr fand ich, dass ich es in keiner halbwegs plausiblen Weise zu lösen imstande war. Denn weiter, wenn Zivko nicht Selbstmord ausgeübt hat, sondern erdrosselt worden ist, dann wären bei seiner Grösse und Stärke wenigstens zwei Mann zur Ausführung der Tat notwendig gewesen; und wie konnten diese zwei Männer durch das ganze Präfekturgebäude bis zum Gefängnis des Andjelitch gelangen, ohne von einer Wache angehalten zu werden? Zu ihm konnten jederzeit kommen: der Polizeipräfekt, der „Regierungskommissär", der Kommandant der Wache und dann die Wachen selbst . . . aber kann ein im Dienst ergrauter Staatsrat, können die Richter, kann Hauptmann Jovan Gjorgjevitch, welcher die Wachen kommandiert, mit den Soldaten, welche unter seinem Kommando die Angeklagten bewachten, je imstande gewesen sein, auf einen solchen Mord zu denken, geschweige ihn auszuführen?

Was aber dann, wenn ihnen doch ein so unmenschlicher Befehl erteilt worden sein sollte: wer war dann bestialisch genug, ihnen einen solchen Befehl zu geben? Die russischen Zeitungen werden sicher sagen, dass der König Milan auch für diesen Mord verantwortlich sei, — was auch tatsächlich in den nächsten Tagen geschehen ist — aber die russischen Zeitungen haben auch be-

hauptet, dass der Attentäter blind geschossen hat; und wir haben die Wunde des Lukitch und die durchlöcherten Kleidungsstücke des Königs Milan gesehen, und wissen, wie absurd es ist, zu behaupten, König Milan hätte das ganze Attentat erfunden. Und was für ein Interesse hatte denn König Milan gerade den Andjelitch beseitigen zu lassen, welcher imstande war, besser als jeder andere anzugeben, wer der Anstifter des Attentates gewesen war? In diesem Labyrinth von Fragen bin ich sogar bis zu dem wahnsinnigen Gedanken gekommen, ob nicht, Gott steh mir bei, der König Alexander selbst die tiefe Beleidigung, welche König Milan Andjelitch in Schabatz zufügte, benützt habe, um durch Andjelitch den Attentäter anwerben zu lassen. Und wenn dem so war, und wenn der Bruder des Andjelitch überall erzählte, dass Zivko bei der öffentlichen Verhandlung gar wunderbare Dinge erzählen werde, war es dann nicht denkbar, dass der König Auftrag gab, den Zivko noch am Vorabend des ersten Verhandlungstages umzubringen, die Sache aber so einzurichten, dass jeder an einen Selbstmord glaube?

Aber mein Gott, wie kam ich mir selbst vor, als mir die Schatten dieser Möglichkeit vor Augen traten! Diese Idee würde heissen, dass der König Alexander seinen eigenen Vater habe umbringen wollen! Und warum soll denn König Alexander ein so grässlicher Verbrecher geworden sein? Warum? . . . Das war ja nicht mehr ein absurder Gedanke, das war schon der helle Wahnsinn. Und bin ich denn wahnsinnig? Kenne ich meinen König nicht mehr? Bin ich nicht mehr der bis zum letzten Blutstropfen treue und ergebene Diener der Obrenovitch?

Tags darauf begannen die öffentlichen Verhandlungen im Attentatsprozesse. Die Münchener „Allgemeine Zeitung“ brachte darüber folgendes Telegramm:

„Schon die Anklageschrift und die ersten beiden Tage der Verhandlung ergaben mit vollster Sicherheit, dass eine Verschwörung gegen den König Milan und vielleicht auch gegen die Dynastie Obrenovitch Tatsache ist; aber mit gleicher Bestimmtheit kann heute schon gesagt werden, dass die Angeklagten, welche man hat, nicht die richtigen sind, und dass man diejenigen, welche die richtigen sind, nicht hat. Der Revolver des Knezevitch ist nicht von selbst losgegangen; Beweis dessen die sonderbare Verbindung des Knezevitch mit dem zum Selbstmörder gewordenen Kreispräfekten Andjelitch, sowie die ausser allem Zweifel stehende konspiratorische Verbindung des letzteren mit den Karagjorgejevitch. Andjelitch war unter allen An-

geklagten der einzige, der ausser Knezevitch wusste, was im Werke war; die Untersuchung führte ihn zur Überzeugung, dass seine Schuld sich nicht ableugnen lasse, und so wurde er zum Selbstmörder. Was aber die anderen angeblichen Verschwörer betrifft, so gibt sich nach zweimonatlicher gründlicher Untersuchung die Anklageschrift nicht einmal die Mühe, ein verbrecherisches Zusammenwirken der einzelnen Personen miteinander darzutun, und ist diesbezüglich von einer Dürftigkeit, die nur Staunen erregen kann. Dass Oberst Nikolitch um die Attentatszeit seine Möbel verkaufen wollte, dass der Advokat Zivkovitch einmal für eine Geldsammlung 10 Franks mehr gezeichnet hat, als König Milan, dass Tauschanovitch eine Brauerei auf ungarischem Boden bloss zu dem Zwecke gekauft haben soll, um dort leichter konspirieren zu können, sind Anklage- und Beweisgründe, die in jedem anderen Lande nur Heiterkeit hervorrufen würden. Unter diesen Umständen taucht neuerdings die Frage auf, welche gleich nach dem Attentat von aller Welt gestellt wurde: Wozu Ausnahmezustand und Standgericht?"

Die Wiener Zeitungen gingen noch weiter, sie meldeten bereits, dass Zweifel beständen, ob Andjelitch im Gefängnisse nicht erdrosselt wurde; der in Petersburg in deutscher Sprache erscheinende „Herold" brachte mit der Unterschrift seines Spezialkorrespondenten eine Depesche, in der es unter anderem hiess:

„Erst gestern und heute erfolgten einige Geständnisse. Knezevitch, der mit einem falschen Pass nach Serbien kam, um in Erfahrung zu bringen, ob die Verschwörung schon reif sei, gestand im Auftrage der Karagjorgjevitch gehandelt zu haben. Heute gestand Alawantitch, bei welchem ein kompromittierender Brief von Alexa Karagjorgjevitch gefunden wurde, dass die Verschwörung vollkommen organisiert war. Aus Zürich und München, so sagte er, trafen in Tomatenkörben versteckt massenhaft revolutionäre Broschüren mit dem Inhalt eines Aufrufs zum Sturze der Dynastie ein. Das Publikum der niederen Stände ist zum Teil indifferent, die Stimmung der Massen ist ganz ruhig. Dagegen sind die Geschäftswelt und die besitzenden Stände empört, weil sie eine Erschütterung des Kredites und des Ansehens Serbiens fürchten.

Harry Jannsen."

Am 2. September 1899 schrieb mir Vukaschin Petrovitch folgenden merkwürdigen Zettel:

„An Vladan!

„Ich bin entschieden gegen jede Übertreibung. Tauschanovitch und Paschitch sollen am Leben bleiben, nachdem keine Beweise vorliegen, um sie zum Tode verurteilen zu können. Ich fürchte, dass ihre Verurteilung zum Tode das Land viel teurer zu stehen kommen würde, als was ihr Leben wert ist. Merke Dir das, überlege genau und verfahre klug, weil Dich unser Herrgott klug geschaffen hat. Vuk."

Als ich diesen Zettel gelesen hatte, wusste ich nicht: ist Vukaschin von Sinnen, oder ist jemand anderer irrsinnig geworden und glaubt, dass man mit so lächerlichen Beweisen den Paschitch und

Tauschanovitch zum Tode verurteilen könnte, und Vukaschin beeilte sich nun, mich beizeiten darauf aufmerksam zu machen?

In der grössten Aufregung liess ich alle laufenden Geschäfte liegen und stürzte in das königliche Palais. Im Adjutantenzimmer sagte man mir, der König sei nicht allein, bei ihm sei der österreichische Militär-Attaché Major Hordlitska, welcher heute in der Frühe aus Belgrad angekommen, sogleich um eine Audienz gebeten habe, worauf ihn der König sofort empfing. Trotz der Ungeduld, in welcher ich mich befand, wollte ich die Audienz nicht stören. Ich wusste, dass Herr Hordlitska in Wien gewesen war und dort möglicherweise bezüglich der Schnellfeuergeschütze sondiert habe, weil ihm bekannt war, dass wir daran dachten, solche in Österreich zu bestellen, sobald das System endgültig angenommen war. Vielleicht, sagte ich mir, hat er auch den Kaiser gesehen und hat nun dem König Wichtiges über diese Frage mitzuteilen. Deswegen ersuchte ich den diensthabenden Adjutanten, mich beim König erst zu melden, wenn Herr Hordlitska weggegangen sein werde, und ging in den Garten, um zu warten. Im Garten promenierend, dachte ich nach. Nicht einen gewesenen Ministerpräsidenten, nicht den Chef einer grossen politischen Partei, nicht einen gewesenen Gesandten, sondern auch einen ganz gewöhnlichen Vagabunden kann man nicht einzig deswegen zum Tode verurteilen, weil er jemandem gesagt hat, dass er sich am König Milan rächen wird. Und den andern, wie kann man den zum Tode verurteilen? Weil er in seinen Kritzeleien versucht hat, das politische Attentat zu rechtfertigen, oder weil er häufig in seine Brauerei nach Peterwardein gelaufen und dort mit Revolutionären zusammengekommen ist? Das könnte uns noch fehlen! Ohnedies betrachtet uns ganz Europa schon als ein mittelalterliches Ungetüm; jetzt brauchen wir nur noch einige Justizmorde! Das ist doch wahnsinnig! . . . In diesem Augenblick meldete man mir, der Major sei weggegangen, und der König sei wieder allein.

Ich bin die Treppe mehr hinauf gerannt, als gegangen, und trat in das Arbeitskabinett des Königs ganz ausser Atem.

— Was ist Ihnen, Doktor — sagte der König — wie schauen Sie denn heute aus? Setzen Sie sich, ich bitte, setzen Sie sich. Was gibt's?

— Sire — sagte ich — noch habe ich nicht einmal die Anklage des Staatsanwaltes gegen die Angeklagten gelesen. . . —

— Habe schon den Befehl gegeben — fiel mir der König ins Wort — dass die Anklage sofort gedruckt und hierher geschickt wird. Morgen werden wir sie haben. —

— . . . aber nach demjenigen — setzte ich fort — was mir S. M. König Milan aus dem Material für die Anklage vorgelesen hat, weiss ich, dass jetzt, nachdem Andjelitch mit Selbstmord geendet hat, niemand, ich wiederhole absolut niemand von allen Angeklagten, mit alleiniger Ausnahme des Attentäters, zur Todesstrafe verurteilt werden kann. Mittlerweile habe ich vor einer Stunde diesen Zettel von Vukaschin erhalten. Was bedeutet das, Sire?

Der König: Das bedeutet, lieber Doktor, dass, wenn auch eine ungeschickte Untersuchung nicht imstande war, die Beweise zu finden, dass Paschitch und Tauschanovitch das l e t z t e Attentat angezettelt haben, trotzdem die höchste Staatsräson verlangt, dass diese zwei alten Revolutionäre die Strafe finden, welche sie durch ihre bisherigen Attentate auf Dynastie und Vaterland schon lange verdient haben.

Dr. V. G.: Verzeihung, Sire, aber erstens gibt es keine so hohe Staatsräson, welche es rechtfertigen würde, die Grundlage eines Rechtsstaates zu zerstören; es gibt keine Staatsräson, welche einen Justizmord entschuldigen kann, und in diesem Falle würde ein Todesurteil über Paschitch und Tauschanovitch aus dem serbischen Staate einen Mörder machen. Für die nachgewiesenen Revolutionen und Attentate sind diese Leute seinerzeit regelrecht zum Tode verurteilt, aber beide auch ganz regelrecht begnadigt worden, und dafür können sie nicht noch einmal verurteilt werden. Nachdem so viele Anstrengungen Ew. Majestät und S. M. des Königs Milan während zweier voller Monate nicht imstande waren, die Beweise für ihre Mitschuld am letzten Attentate zu finden, kann es keinen Menschen mit gesundem Menschenverstand, und keinen wahren Freund Serbiens und seiner nationalen Dynastie geben, welcher imstande wäre, unschuldige Menschen zu morden.

Der König: Sie würden also diese Leute als unschuldig entlassen, damit sie noch weiter den Staat und die Dynastie unter-

graben und durch ihre Verschwörungen jede geregelte Verwaltung und jeden Fortschritt vereiteln?

Dr. V. G.: Das ist nicht die Frage. Übrigens, was weiss ich... wenn die Untersuchung, welche Ew. Majestät ja nicht bloss ohne Mitwirkung, sondern auch ohne Wissen der einzig verantwortlichen Regierung geführt haben, nicht die genügenden Beweise zur Fällung eines Todesurteils erbracht hat, so hat sie ja doch vielleicht Beweise zusammengefunden, auf Grund deren ein Standgericht diese Leute, aus Rücksicht für die Sicherheit des Staates, mit mehr oder weniger Berechtigung zu grösseren und kleineren Freiheitsstrafen verurteilen kann — und so wären sie ja jedenfalls unschädlich gemacht. Kommt dann Zeit, kommt Rat.

Der König: Und wissen Sie, Doktor, dass wenn man ein suffrage universel anordnen könnte, die grössere Hälfte Serbiens Paschitch und Tauschanovitch zum Tode verurteilen würde? ja, dass Ihre Nationalversammlung, wenn ihr die Frage vorgelegt werden könnte, mit allen gegen zwei Stimmen dafür sein würde, damit dieses unglückliche Land, von diesen zwei Verbrechern befreit, zur Ruhe kommen kann? Ich bin sogar nicht sicher, ob selbst Ilitch und Radulovitch dagegen stimmen würden.

Dr. V. G.: Es ist mir wohl bekannt, Majestät, dass viele angesehene Liberale und Fortschrittler im Geheimen wie die Maulwürfe arbeiten, um sich bei dieser Gelegenheit ihrer gefährlichsten Konkurrenten im Kampfe um die Macht zu entledigen. Aber das ist parteipolitischer Standpunkt, und Ew. Majestät hat unzählige Male feierlichst erklärt, dass die Parteiinteressen nie mehr für uns massgebend sein sollen. Ich zweifle sehr, dass bei einer allgemeinen Abstimmung halb Serbien den Paschitch und Tauschanovitch zum Tode verurteilen würde; aber selbst wenn wir imstande wären diese allgemeine Abstimmung so geschickt auszuführen, wie seinerzeit Napoleon III. und wenn dann das ganze Serbien zwei unschuldige Menschen zum Tode verurteilen sollte, so wäre dieses Urteil für mich doch kein Urteilsspruch, sondern ein Akt gewöhnlicher Lynchjustiz. Nachdem ich aber für die Gesetzlichkeit da stehe, wo ich stehe, so würde ich nicht bloss keinen Augenblick länger an der Regierung bleiben, sondern sogar das Land verlassen, in dem ein solches Urteil möglich ist.

Der König: Bravo, Doktor, so denke ich auch. Ich habe

bisher das Entgegengestezte behauptet, bloss um zu sehen, was Sie sagen werden. Im Grunde meiner Seele aber war ich noch vor Ihrer Erklärung überzeugt, dass man mit Ausnahme des Attentäters selbst niemanden zum Tode verurteilen kann.

Dr. V. G. (man wird mir glauben, dass ich dabei tief aufseufzte): Danke, Sire.

Der König: Aber, lieber Doktor, wir werden beide sehr viel zu tun haben, bis wir auch meinen Vater überzeugen. Er ist furchtbar zornig und lässt von seiner Forderung, „wenigstens" Paschitch und Tauschanovitch erschiessen zu lassen, nicht ab. . .

Dr. V. G.: König Milan ist der Vater Ew. Majestät und mein Freund und Gönner, aber weder Ihre Gefühle der kindlichen Liebe, noch die meinigen einer aufrichtigen Dankbarkeit, können uns dazu bewegen, ihm zuliebe Leute erschiessen zu lassen, nur deswegen, weil wir wissen, dass sie unsere Feinde sind.

Der König: Ich wiederhole Ihnen, dass wir mit Papa grosse Schwierigkeiten haben werden. Er droht Serbien auf immer zu verlassen, wenn wir auch diesmal Paschitch und Tauschanovitch entschlüpfen lassen.

Dr. V. G.: Das würde ich aufrichtig bedauern, denn König Milan hat mit seiner grossen Autorität sehr viel Gutes in der Armee geleistet und es läge im Interesse der Armee, wenn er möglichst lange an ihrer Spitze bleiben wollte. Wenn er aber bloss aus Starrköpfigkeit eine so ehrenvolle und patriotische Mission verlassen sollte — dann soll er nur gehen, Glück auf die Reise. Serbien ist selbst nach dem Tode des Fürsten Michael am Leben geblieben, und Serbien wird leben, auch wenn wir alle verschwinden sollten.

In diesem Augenblicke trat König Milan in das Arbeitskabinett des Königs ein. Ich stand auf.

Nachdem er seinen Sohn und dann mich begrüsst hatte, wandte sich König Milan an seinen Sohn mit der Frage:

— Ich höre, dass Hordlitska bei Dir war? Hat er was Interessantes gebracht? —

— Ja, — sagte der König — er war vorhin bei mir und zwar mit einer wichtigen Mission, aber darüber später. Setze

Dich und höre zuerst an, was wir, ich und der Doktor beschlossen haben. —

— Ich mag nicht sitzen — sagte König Milan, sich eine Zigarette anzündend — ich habe bis jetzt in der Kommandantur gesessen. Nun, was habt Ihr beschlossen? —

König Alexander erzählte ihm unser ganzes Gespräch.

König Milan schaute zuerst seinen Sohn an, dann warf er mir einen Blick zu, wie ich ihn in den achtundzwanzig Jahren noch nie gesehen hatte, warf die brennende Zigarette auf den kostbaren Teppich, und sagte nur folgendes:

— Du bist kein König und der Vladan ist kein Ministerpräsident. Beide seid Ihr nichts anderes, als zwei alte Weiber! —

Nach diesen Worten stürzte König Milan aus dem Zimmer und warf die Türe hinter sich ins Schloss, mit einer solchen Wucht, dass die dünnen Wände erzitterten.

— Habe ich's Ihnen nicht gesagt, Doktor — frug der König.

— Das macht nichts, Majestät — gab ich zur Antwort, bückte mich, um die brennende Zigarette vom Teppich aufzuheben und sie in den Aschenbecher zu legen, setzte mich nieder und sagte weiter: Ich kenne das Aufbrausen des Königs Milan. Nach einer halben Stunde wird man mit ihm wieder ruhig sprechen können. Ich denke sogar, dass er nicht bloss unsere Auffassung teilen, sondern dass er auch die Idee, Serbien zu verlassen, aufgeben wird. Er liebt die Armee zu aufrichtig, um sie so leichten Herzens zu verlassen. Aber wir werden durchdringen, nur wenn wir unerschütterlich bei unserer Entscheidung bleiben. Wenn je, so ist jetzt der Augenblick für Ew. Majestät, nicht zu vergessen, dass Sie der Herr in diesem Lande sind, und dass Sie die Verantwortung tragen für alles, was in diesem Lande geschieht, nämlich die Verantwortung nicht vor den Landesgesetzen, vor denen ich die Verantwortung trage, sondern vor Gott und den göttlichen Gesetzen, denen Sie als König verantwortlich sind. —

Als ich diese Worte sprach, dass der König der alleinige Herr in diesem Lande sei, strahlte es plötzlich in dem Gesichte des Königs auf, und als ich geendet hatte, reichte er mir die Hand.

— Ich gebe Ihnen Wort und Hand darauf, dass ich Sie in diesem Konflikt mit Papa nicht verlassen werde, und ich bin überzeugt, dass wir reüssieren werden, um so mehr, als wir in dieser

Frage eine Hilfe bekommen werden, an welche wir gar nicht gedacht haben, und von einer Seite, an welcher Papa sehr viel gelegen ist. —

— Wer ist unser unverhoffter Verbündeter? —

— S. M. der Kaiser von Österreich — sagte der König — das ist eben die Mission Hordlitskas. Er ist vom Kaiser selbst zu mir geschickt worden, um mir im wesentlichen folgendes zu sagen: Da aus der Anklage zu ersehen ist, dass einzig und allein die Schuld des Attentäters erwiesen ist, so darf auch kein anderer Angeklagter ausser dem Attentäter zum Tode verurteilt werden; und wenn wir diesen aufrichtig freundschaftlichen Rat des Kaisers nicht befolgen sondern versuchen sollten, irgend einen von den angeklagten radikalen Führern erschiessen zu lassen, dann werden die österreichisch-ungarischen Monitore vor Karaburnu erscheinen, um diesen Mord zu verhindern. —

Ich sprang auf und fragte: — Das hat man Ihnen gesagt, Majestät? —

— Garantiere nicht für jedes der Worte, aber das ist der Sinn und das Wesen desjenigen, was mir der Kaiser hat sagen lassen. —

— Darf ich Ew. Majestät bitten, mir gnädigst sagen zu wollen, was auf eine so unerhörte Einmischung des Herrschers eines fremden Staates in die inneren Angelegenheiten unseres Staates, Ew. Majestät geantwortet haben? —

— Was konnte ich anderes antworten, als dass ich Seiner k. k. Majestät für diesen väterlichen Rat sehr dankbar bin, und dass wir diesen Rat befolgen werden.

— Dann, Sire, muss ich mir die Frage erlauben: ist Serbien ein unabhängiger Staat, oder ist der König von Serbien ein Vasall des Kaisers von Österreich und Königs von Ungarn? —

Der König zuckte mit den Achseln und sagte lächelnd:

— Es ist so, wie es ist. Hätten Sie denn geantwortet, dass die gesamte serbische Artillerie die österreichischen Kriegsschiffe bei Karaburnu erwarten wird? —

— Dann habe ich die Ehre, Ew. Majestät untertänigst zu bitten, mich noch heute aus dem Dienste gnädigst entlassen zu wollen. —

— Sie sind wohl nicht bei Trost? Vorhin haben Sie mich umbringen wollen, bloss weil ich so getan habe, als ob ich Paschitch und Tauschanovitch erschiessen lassen wollte, und jetzt, wo auch der Kaiser von Österreich dasselbe wünscht, was Sie verteidigen, wollen Sie demissionieren?! —

— Pardon, Majestät. Zwischen der Mission des Herrn Jadovsky und dieser Mission des Herrn Hordlitska finde ich vom Standpunkte der internationalen Beziehungen gar keinen Unterschied. Russland hat sich das Recht anmassen wollen, darüber zu verfügen, welches Mitglied des königlichen Hauses von Serbien im Lande wohnen darf und welches nicht; Österreich will darüber verfügen, welche Angeklagten von dem serbischen Gerichte zum Tode verurteilt werden können, und welche nicht. Der verantwortliche Minister eines unabhängigen Staates kann nicht einen Augenblick eine solche fremde Intervention dulden. Als Herr Jadovsky anfing daran zu arbeiten, den König Milan aus Serbien zu vertreiben, habe ich die Gefühle des ganzen serbischen Volkes für Russland verletzt und mir überdies den Zorn des allmächtigen Russland zugezogen, der Grossmacht, vor welcher heute das gesamte Europa im Staube kriecht; und dank der Haltung Ew. Majestät ist es uns gelungen, diese Intervention eines fremden Staates in unsere innere Angelegenheiten abzuwenden. Heute, wo dasselbe Russland dasselbe Ziel auf einem Umwege zu erreichen versucht und eine andere Grossmacht diese Intervention in die inneren Angelegenheiten Serbiens ausführt, hat es Ew. Majestät nicht der Mühe wert gefunden, mich zu fragen, was auf diesen neuen Versuch für eine Antwort gegeben werden soll, und Ew. Majestät haben so geantwortet, wie es mit der Souveränität Ihrer Krone und Ihres Staates unvereinbar ist. Für eine solche Preisgebung der Souveränität des Staates kann ich nicht mehr als Minister Ew. Majestät die Verantwortung tragen.

Der König lächelte die ganze Zeit.

— Du lieber Gott, Doktor, Sie denken doch nicht, dass Serbien imstande wäre einen Krieg mit Österreich-Ungarn zu führen? —

— Gerade so wenig als uns Russland den Krieg erklärt hat, trotzdem wir es gezwungen haben, seinen Gesandten abzuberufen, gerade so wenig würde uns die Nachbarmonarchie den Krieg er-

klären, wenn Ew. Majestät dem Major Hordlitska geantwortet hätte, dass wir für den väterlichen Rat des Kaisers alle sehr dankbar sind, dass aber der König von Serbien sich nicht in die Urteilssprüche der Gerichte des Landes mischen kann, und dass diese Einmischung auch gar nicht notwendig ist, weil die serbischen Gerichte nie einen unschuldigen Menschen verurteilen werden. Auf diese Art wäre aus unserer eigenen Initiative das Leben der russischen Schützlinge gerettet worden, und Österreich-Ungarn hätte gar kein Bedürfnis seine Monitore zu strapazieren. —

— Wissen Sie, Doktor, Sie haben die ganze Sache zu tragisch aufgefasst. Seien Sie doch nicht so starrsinnig wie mein Vater. Ich gestehe, es wäre besser gewesen, wenn ich Herrn Hordlitska gesagt hätte, dass ich ihm morgen antworten will, und wenn ich die Sache mit Ihnen vorher besprochen und den Text der Antwort vereinbart hätte. Aber was wollen Sie, ich war so erfreut über diese unverhoffte Hilfe gegen den Starrsinn Papas, dass ich mich beeilt habe, den Rat anzunehmen. Aber diese meine Antwort wird niemand erfahren, das bleibt zwischen dem Kaiser und mir, zwischen Ihnen und dem absolut sicheren Vertrauensmanne des Kaisers. —

— Für mich ist es genug zu wissen, wie leicht Ew. Majestät die Frage der Staatssouveränetät nimmt, um nicht länger Minister zu bleiben. —

— Na, jetzt fangen Sie schon wieder an mich zu ärgern. Was werden Sie tun, wenn ich Ihre Demission zwar annehme, aber der ganzen Welt verkünden lasse, dass Sie deswegen die Regierung verlassen haben, weil Sie Paschitch und Tauschanovitch erschiessen lassen wollten und ich nicht eingewilligt habe?

Ich starrte den König einen Augenblick an, und dann sagte ich:

— Ew. Majestät ist einer solchen Handlung unfähig. Wenn sie aber doch geschehen sollte, dann würde ich schweigen und würde im Stillen bedauern, mein ganzes Leben einem solchen Könige geopfert zu haben. —

Nach diesen Worten verneigte ich mich tief vor dem König, verliess ihn und das Palais, und ging sofort ins Telegraphenamt, wo ich eine Depesche an Vukaschin Petrovitch aufgab, in welcher

ich ihn bat, sofort nach Nisch zu kommen, wo ich ihn auf dem Bahnhof erwarten werde.

Nachmittags meldete man mir den Besuch des Majors Hordlitska.

Obwohl ich diesen ausgezeichneten Offizier sehr hochschätzte und unsere persönlichen Beziehungen sehr freundschaftliche waren, empfing ich ihn heute doch sehr ungewöhnlich mit der Frage, warum er gekommen sei?

Hordlitska: Herr Präsident, ich habe es als meine Pflicht erachtet, Ihnen über eine vertrauliche Mission zu berichten, welche ich erhalten habe . . .

Dr. V. G.: Entschuldigen Sie, Herr Major, dass ich Ihnen ins Wort fallen muss, aber ich bin zu wenig Fachmann, um mich mit den Missionen der Militärattachés zu befassen. Das ist der Wirkungskreis des Kriegsministers, eventuell des Generalstabs.

Hordlitska: Wenn meine Mission militärische Fragen betreffen würde, würde ich selbstverständlich Ew. Exzellenz nicht belästigen. So viel weiss ich auch. Nachdem ich aber den Auftrag habe, die Aufmerksamkeit S. M. des Königs und der hohen königlichen Regierung auf eine politische Frage zu lenken . . .

Dr. V. G.: Entschuldigen Sie, Herr Major, dass ich gezwungen bin, Sie noch einmal zu unterbrechen. Aber Sie haben die Pflichten eines Militärattachés bei der kaiserlich-königlichen österreichisch-ungarischen Gesandtschaft in Serbien immer so korrekt und taktvoll erfüllt, dass ich eigentlich überrascht bin, aus Ihrem Munde zu hören, dass Sie auch eine politische Mission übernommen haben. Ich bitte Sie, Herr Major, es mir nicht zu verargen, wenn ich trotz der Hochachtung, welche ich für Sie persönlich hege, nicht in der Lage bin, von Ihnen irgend welche politische Mitteilungen entgegenzunehmen, weil ich prinzipiell mit den fremden Militärattachés nicht über Politik spreche. Die hohe kaiserliche und königliche Regierung hat für die politischen Mitteilungen an die serbische Regierung sowohl die eigene Gesandtschaft in Serbien, als auch die serbische Gesandtschaft in Wien zur Verfügung. Das ist auch der einzige Weg für die Behandlung der politischen Fragen in den internationalen Beziehungen.

Hordlitska: Das ist absolut richtig, Herr Ministerpräsident, aber nur bezüglich der gewöhnlichen politischen Angelegenheiten;

und wenn es sich darum handeln würde, so wäre ich nicht hier, sondern S. Exzellenz Herr von Schiessl hätte die Ehre, mit Ihnen darüber zu sprechen, oder Sie hätten einen Rapport vom Obersten Michailovitch bekommen. Ich muss ausdrücklich betonen, dass meine Mission streng vertraulich ist und dass sie mir nicht von der k. u. k. Regierung, sondern von S. M. dem Kaiser anvertraut worden ist.

Dr. V. G.: In einem solchen Fall, Herr Major, kann die Botschaft S. k. u. k. Apostolischen Majestät nur für S. M. den König, meinen erhabenen Herrn persönlich bestimmt sein, und nachdem ich von meinem allergnädigsten Herrn nicht bevollmächtigt bin, auch solche Botschaften von fremden Herrschern für ihn zu empfangen, muss ich Sie bitten, sich dieses allerhöchsten Auftrages direkt bei S. M. dem König entledigen zu wollen.

Hordlitska: Das habe ich auch schon getan, Herr Ministerpräsident.

Dr. V. G.: Dann haben Sie, meiner Ansicht nach, Ihre Mission erfüllt. Wenn mein Herr und König es für gut finden sollte, auch mir etwas von Ihrer Mission anzuvertrauen, dann seien Sie überzeugt, dass ich alles tun werde, was meine Pflicht als Regierungschef und Minister des Äusseren ist. — So, jetzt haben wir diese Sache erledigt, kommen Sie, setzen wir uns und rauchen wir eine Zigarette. Sie waren auf Urlaub?

Hordlitska: Ich danke sehr, Herr Präsident, aber ich möchte Ihre kostbare Zeit nicht mehr in Anspruch nehmen. Ich habe die Ehre . . .

Dr. V. G.: Auf Wiedersehen, Herr Major. —

Nach einigen Tagen hat in meinem Zimmer noch eine Szene gespielt, welche offenbar mit der Mission des Herrn Hordlitska in Verbindung stand, und deswegen muss ich sie entgegen der chronologischen Ordnung dieser Aufzeichnungen, gleich hier erzählen:

Man meldete mir den Besuch des russischen Geschäftsträgers Mansurow und des russischen Konsuls Tchachotin. Ich liess die Herren bitten, und war über den Besuch des Herrn Tchachotin sehr verwundert, da er noch nie bei mir war, obwohl er russischer Konsul in Nisch war, wo ich schon so oft längere Zeit geweilt habe.

Ich empfing die Herren auf das liebenswürdigste und begrüsste sie russisch.

Dr. V. G.: Seien Sie gesund, Pavel Borissovitch. Welche angenehme Überraschung! Wie lange habe ich das Vergnügen nicht gehabt, Sie zu sehen! Durch welche Schicksale. . .?

Mansurow: Erlauben Sie mir, Herr Präsident, Ihnen unsern Konsul in Nisch, Herrn Tchachotin, vorzustellen.

Dr. V. G.: Sehr angenehm, die Bekanntschaft zu machen. Schon lange kenne ich Herrn Tchachotin, aber nur vom Sehen, weil ich bis jetzt nicht das Vergnügen gehabt habe, ihn bei mir zu sehen, wenn auch dazu Gelegenheit war. (Damit wollte ich andeuten, dass Herr Tchachotin nicht einmal bei mir gewesen war, als ich ihm einen serbischen Orden erwirkt hatte.) Bitte um die Gnade, Platz zu nehmen.

Tchachotin: Ich bin bloss Konsul, und glaubte kein Recht zu haben, den Regierungschef selbst zu belästigen, weil ich alle meine Amtsgeschäfte bei den Lokal- und Kreisbehörden erledige und selten bis zu den Ressortministern zu gehen habe. Ich würde mir auch heute nicht erlaubt haben, Ew. Exzellenz zu stören, wenn mir mein Vorgesetzter nicht befohlen hätte, ihn bei diesem Besuch zu begleiten.

Dr. V. G.: Ich bin Herrn Pavel Borissovitch nur dankbar, dass er mir durch diesen Auftrag das Vergnügen verschafft hat, auch Sie zu empfangen.

Mansurow: Nichts zu danken. Ich habe den Befehl, Ew. Exzellenz eine mündliche Mitteilung der kaiserlichen Regierung, und zwar im Beisein des Herrn Tchachotin, zu machen. —

Ich schaute Herrn Mansurow überrascht an und setzte das Gespräch in französischer Sprache fort.

Dr. V. G.: Herr Geschäftsträger, ich kenne in den internationalen Beziehungen keinen Präzedenzfall, nach welcher der Vertreter eines fremden Staates die Mitteilungen seiner Regierung an die Regierung, bei welcher er beglaubigt ist, im Beisein von Zeugen zu machen hätte. Die Mitteilung, welche Sie mir zu machen haben, ist entweder dienstlicher Natur, und dann ist die Anwesenheit einer dritten Person überflüssig, oder sie ist vertraulicher Natur, und dann kann sie noch weniger vor Zeugen gemacht werden. Wenn Ihre Regierung ein eventuelles Miss-

verständnis befürchtet, weil eine mündliche Mitteilung entweder unvollständig gemacht oder nicht ganz richtig aufgefasst werden könnte, dann können Sie mir Ihre Mitteilung schriftlich machen, und ich werde sie auch schriftlich beantworten.

Mansurow: Ich habe den strikten Befehl, Ihnen diese Mitteilung nur mündlich und nur im Beisein des Herrn Tchachotin zu machen.

Dr. V. G. (aufstehend): In einem solchen Falle, Herr Geschäftsträger, bedauere ich sehr, Ihnen erklären zu müssen, dass ich nicht die Gewohnheit habe, vor bestellten Zeugen zu sprechen, und so lange ich die Ehre habe, an der Spitze der königlichen Regierung zu stehen, wird kein Vertreter eines fremden Staates imstande sein, im Beisein ganz überflüssiger Zeugen mir irgend eine Mitteilung zu machen.

Mansurow: Ist das Ihr letztes Wort, Herr Präsident?

Dr. V. G.: Jawohl, Herr Geschäftsträger.

Mansurow: Adieu.

Dr. V. G.: Leben Sie wohl.

Und die Russen gingen.

Später werden wir sehen, wie Herr Mansurow doch ohne Zeugen gesprochen hat. . .

Am 3. September hatte ich wie gesagt, nur den einen Wunsch, so bald als möglich Vukaschin Petrovitch in Nisch zu haben, um ihn zu bewegen, das Präsidium anzunehmen. Zum Unglück hatte er nicht direkt fahren können. Ein Stück des Gewölbes im grössten Tunnel an der Strecke Belgrad—Nisch war eingestürzt, der Verkehr war unterbrochen, und Vukaschin musste mit dem Dampfer zuerst nach Smederewo und dann mit der Zweigbahn nach V. Plana, um wieder auf die Hauptlinie zu gelangen.

Gleichzeitig mit dem Telegramm über diese Verkehrsstörung bekam ich ein anderes, in welchem mein Pressbureau meldete, dass es die Behauptung des Pariser „Le Temps“ dementiert habe, nach welcher Österreich-Ungarn und Russland identische Schritte bei der serbischen Regierung unternommen hätten, um Todesurteile gegen die Hochverräter zu verhindern. Wenn also überhaupt ein Zweifel darüber bestehen konnte, dass die Mission des Majors Hordlitska auf die Bitte Russlands erfolgt war, so war es jetzt klar, dass auch dieser Schritt das Werk Russlands war,

denn das grösste und wichtigste Blatt des Landes, welches der Verbündete Russlands war, war in der Lage, diese Intervention am selben Tage zu melden, an welchem dieselbe in Nisch versucht wurde.

Der König schickte mir eine Hofequipage, um zum Empfange Vukaschins nach dem Bahnhof zu fahren und mit ihm gleich ins Palais zu kommen. Kaum aus dem Waggon gestiegen, dankte mir Vukaschin, dass ich ihn persönlich abgeholt habe, weil er mit mir Wichtiges zu besprechen habe, bevor er noch irgend einen anderen in Nisch gesehen.

— Ich habe die Anklageschrift mitgebracht — sagte er — Du wirst sehen, es ist unheimlich. —

— Das glaube ich. Übrigens, ich bin Dir entgegengekommen, weil ich Dir auch sehr Wichtiges mitzuteilen habe, bevor Du den König siehst.

— So? Sie, Kutscher, fahren Sie sehr langsam — sagte Vukaschin, als wir in den Wagen stiegen, und unser Gespräch nahm folgenden Fortgang:

Vukaschin: Was gibt's? Du siehst tief besorgt aus.

Dr. V. G.: Ich habe gestern den König um meine Entlassung gebeten und habe Dich berufen, um Dich zu bitten, das Präsidium der Regierung zu übernehmen.

Vukaschin: Das ist wegen der Mission Hordlitska?

Dr. V. G.: Jawohl. Woher weisst Du es?

Vukaschin: Ich habe ihn und Gentchitch in V. Plana gesehen, wo sich die Züge kreuzen. Es war nicht viel Zeit zum Sprechen, aber Hordlitska hat mir seine Mission angedeutet und sich beklagt, dass Du ihn schlecht empfangen hast. Gentchitch hat mir nur ins Ohr gesagt, warum er nach Belgrad geht. Du weisst sicher davon?

Dr. V. G.: Ich? Kein Wort. Der Minister des Inneren hat mir nicht einmal gemeldet, dass er nach Belgrad geht.

Vukaschin: Er sagte mir, der König hätte ihm befohlen, mit Paschitch vor der Schlussverhandlung des Prozesses zu sprechen.

Dr. V. G.: Das sieht dem König Milan und dem Gentchitch sehr ähnlich. Sie werden wieder etwas zusammenbrauen, dass es zu einem Skandal kommt; deswegen haben sie sich auch nicht

getraut, mir ein Wort davon zu sagen. Jetzt, wo sie aus der gestrigen Mitteilung des Majors Hordlitska gesehen haben, dass nicht bloss meine Wenigkeit gegen die Todesstrafe ist, sondern selbst der Kaiser von Österreich, jetzt wollen sie mit Paschitch direkt verhandeln, in der Hoffnung, dass er vor dem Tode zittern und, so lange er noch nicht weiss, dass zwei Grossmächte sich für seine Rettung eingesetzt haben, irgend etwas gestehen wird, was das gelinde Urteil rechtfertigen würde. Da muss man schon russisch ausspucken. (Ich spuckte auch faktisch aus dem Hofwagen heraus.)

Vukaschin: Ich bitte Dich, Vladan, beruhige Dich. Deine, meine und aller unserer Kollegen Opposition gegen das Todesurteil hätte den Verhafteten nichts genützt. Erinnerst Du Dich, wie oft der alte General vor dem König geschrieen hat „man muss ihnen allen die Köpfe abschlagen, sonst werden die Radikalen eines Tages das mit unseren Köpfen tun“? Das ist nicht bloss die Überzeugung des alten Herrn, sondern auch vieler Leute in Serbien, und eigentlich aller, welche seit dem Jahre 1858 ihre Köpfe für die Dynastie Obrenovitch riskiert haben. Unter allen treuen Anhängern der Dynastie sind wir vielleicht die einzigen, welche standhaft dabei bleiben, dass auch ein Standgericht ohne genügende Beweise niemanden zum Tode verurteilen darf. Aber was könnten wir tun? Unsere Demission geben? Abgesehen davon, dass die ganze Welt das Recht hätte, unsere Demission als Flucht aus der verlorenen Schlacht zu betrachten und als Furcht auszuessen, was wir mit den Ausnahmemassregeln selbst eingebrockt haben: was würde unsere Demission helfen? Der König wird schon Minister finden, welche ihm den Willen tun werden, und die Verantwortung für diese Justizmorde blieb doch auf uns. Was glaubst Du denn, wenn der König seinen alten General ruft und ihm sagt: „Vladan ist ausgerissen, komm Du, mein altes scharfes Schwert, und schneide mir die Köpfe dieser Revolutionäre ab“, glaubst denn Du, dass das Schwert nicht schneiden würde? Ich will nicht sagen, dass eine solche Tatsache unbedingt einen Aufruhr im Lande im Gefolge hätte, aber was absolut sicher, ist, dass sie erst recht die offene fremde Intervention bringen würde — und willst Du das? Bloss, weil der König uns nicht folgen wollte, als wir behaupteten, dass niemand ausser dem Attentäter zum

Tode verurteilt werden soll, sollen wir etwas tun, was ihn zwingen wird, erst recht nach dem Rate des Kaisers von Österreich zu handeln? Nicht nur nicht brauchst Du Deine Demission zu geben, sondern Du sollst dem Herrgott danken, dass uns der Kaiser zu Hilfe gekommen ist. Was die Mission Gentchitch anbelangt — was geht sie uns an, nachdem sie ohne unser Wissen angeordnet worden ist? Wenn es dem Gentchitch gelingen sollte, von Paschitch irgend ein Feigenblatt zu bekommen, mit welchem wir diese unsere Schande zudecken können, in welche uns der König und sein Vater gestürzt haben, desto besser.

Dr. V. G.: Höre mich, Vukaschin. Ich habe in diesen zwei Jahren so viele persönliche Kränkungen ertragen müssen, dass ich einfach nicht mehr kann. Serbien ist ein unabhängiger Staat, und keine, verstehe mich gut, keine Grossmacht in der Welt hat das Recht, sich in unsere inneren Angelegenheiten zu mischen. So lange ich an der Spitze der Regierung in diesem Lande bin, wird keine fremde Intervention . . .

Vukaschin: Pardon, das ist keine Intervention. Das ist ein freundschaftlicher Rat, und zwar ein persönlicher Rat, welchen ein fremder Herrscher dem anderen gibt. Von diesem anderen hängt es einzig und allein ab, ob er den Rat annehmen will oder nicht.

Dr. V. G.: Es ist nicht so, denn wenn er den Rat nicht befolgt, wird ihm mit Monitoren gedroht.

Vukaschin: Woher weisst Du das? Hat Hordlitska Dir das gesagt?

Dr. V. G.: Nein, ich habe ihm nicht erlaubt, mir das zu sagen.

Vukaschin: Also siehst Du! Hat Dir Herr von Schiessl darüber was gesagt? Nein. Hat er Dir als österreichisch-ungarischer Gesandter eine Note geschrieben, in welcher mit Monitoren gedroht wird? Nein. Und das erst wäre eine Intervention. Das ist aber nicht geschehen. Herr von Schiessl bleibt ruhig in Belgrad, und stellt sich so, als ob er nicht wüsste, dass sein Militär-Attaché in einer besondern Mission nach Nisch gegangen ist. Das ist keine Aktion eines fremden Staates, wegen welcher Du Deine Demission geben müsstest.

Dr. V. G.: Ich habe sie aber schon gegeben, weil ich nicht

imstande bin, die Souveränetät Serbiens zu verteidigen, wenn der König selbst so wenig auf sie hält.

Vukaschin: Du wirst Deine Demission zurücknehmen, wenigstens auf so lange, bis dieser Sturm über Serbien vorüber ist; und dann wenn alles wieder seinen regelrechten Gang geht, und wenn wir uns überzeugen sollten, dass wir einem solchen König nicht dienen können, werden wir leicht in der inneren Politik einen Grund finden, um abzutreten.

In diesem Augenblick hielt der Wagen vor dem königlichen Palais. Auf dem Wege ins Adjutantenzimmer versuchte ich noch einmal Vukaschin zu überreden, er blieb aber dabei, dass er ohne mich auch nicht in der Regierung bleiben werde.

Das Weitere ist im Tagebuche von Vukaschin Petrovitch unter dem 4. September folgendermassen eingetragen:

„Ich habe den Eindruck gehabt, dass Vladan mit Misstrauen gegen mich erfüllt ist, und dass er mich versuchen wollte, ob ich mich nicht darnach sehne seine Stelle einzunehmen. Das ist mir aber nie in den Sinn gekommen. Er ist ein so guter Kollege und ein so guter Regierungschef, wie ich es nie imstande wäre zu sein. Er greift nie in meine Ressortgeschäfte, im Gegenteil, er unterstützt mich überall und bei jeder Gelegenheit.

„Sobald wir angekommen waren, ging es zum Diner, weil die Könige bloss auf uns gewartet hatten. Bei Tische habe ich erzählt, warum ich mich einundeinhalb Stunden verspätet habe. Nach dem Diner rief der König mich und Vladan in sein Arbeitskabinett; König Milan kam nicht zu uns. Das ist mir aufgefallen, aber ich stellte mich, als ob ich nichts gemerkt hätte; sofort habe ich jedoch gewusst, dass König Milan etwas gegen mich hat. (Vukaschin wusste noch nichts von der Szene, in welcher König Milan seinen Sohn und mich alte Weiber genannt hatte.)

„Sobald wir Platz genommen hatten, richtete der König an mich die Frage, was ich gebracht habe? Ich sagte ihm, dass ich die Beweise gebracht habe, dass kein einziger der im Attentatsprozesse Angeklagten mit alleiniger Ausnahme von Knezevitch zum Tode verurteilt werden kann, und legte den Anklageakt auf den Tisch.

„Der König schwieg. Vladan verlangte, ich solle die Anklageschrift vorlesen. Eine ganze Stunde habe ich gelesen und jede

wichtigere Stelle kommentiert. Als ich geendet hatte, sprang Vladan auf, schlug mit der Faust auf den Tisch und sagte: „Und es kann wirklich niemand zum Tode verurteilt werden, ausser dem Attentäter.“

„Der König war offenbar in Verlegenheit und wusste nicht, wie er beginnen solle. Ich wollte ihm helfen und nahm neuerdings das Wort.

„— Majestät! Sie sind noch ein junger Herrscher. Ich beschwöre Sie, Ihre Regierung nicht mit dem Blute unschuldiger Leute zu beflecken. Glauben Sie mir, Sire, ich kenne unser Volk genau. Es wird viel mehr Ihre Milde schätzen, als es vor Ihrer Strenge erschrecken wird, wenn diese Strenge nicht begründet ist.

„— So wird — sagte der König — die Intelligenz des Volkes denken und fühlen, aber nicht der Bauer, welcher die Majorität des Volkes ausmacht. —

„— Auch die Bauern werden Sie verstehen, Majestät. Schliesslich wird sich ein jeder vor dem Urteilsspruche des Gerichtes beugen. Wenn das Gericht nur den Attentäter zum Tode verurteilt, sind Majestät sowohl vor dem eigenen Volke, als auch vor Europa gedeckt.

„Der König lud plötzlich Vladan ein, sich zur Ruhe zu begeben. Sobald Vladan weggegangen war, sagte mir der König:

„— Ich bin vollständig mit Ihnen einverstanden. Ich bin auch gegen die Todesstrafe, aber ich traue mich nicht diese Überzeugung auszusprechen, weil mein Vater furchtbar erzürnt ist. Er ist auch auf Sie sehr böse, weil er weiss, dass Sie ebenfalls dagegen sind. Ich habe versucht ihn für eine mildere Strafe zu gewinnen, aber er hat geantwortet, dass er das Kommando der aktiven Armee niederlegen und Serbien verlassen wird.

„— Für mich — sagte ich — ist es die Hauptsache, dass Ew. Majestät für die mildere Strafe sind. Erlauben Sie mir morgen früh zum König Milan zu gehen, und ich werde ihn überzeugen, dass er kein Recht hat, das Blut unschuldiger Menschen zu verlangen.

„— Versuchen Sie es, — sagte der König — aber Sie dürften kaum reüssieren. Sie wissen, dass Hordlitska gestern hier war. Er hat uns im Namen des Kaisers den Rat gegeben, keinen politischen Verbrecher zum Tode zu verurteilen. Mein Vater und

Vladan haben sich über diese Einmischung fürchterlich geärgert, weil es jetzt aussehen wird, als ob wir unter dem Drucke des Auslandes gehandelt hätten. Papa will Serbien verlassen und Vladan hat mich um seine Entlassung gebeten.

„— Alles das wird wieder geordnet werden. Vladan darf um keinen Preis während der jetzigen Verhältnisse abtreten, und noch weniger darf dies König Milan tun. Diese zwei Demissionen müssten als eine Demonstration gegen die einzige Grossmacht aufgefasst werden, an welche wir uns noch anlehnen könnten. Das darf nicht geschehen. Selbst wenn die Mission Hordlitskas eine Art von Intervention wäre, dürften wir diese Demonstration nicht machen. Noch weniger haben wir Grund dazu, da jedermann bekannt ist, dass die Militär-Attachés keine Organe der fremden Regierungen für politische Interventionen sind. Nachdem Herr von Schiessl keinen amtlichen Schritt in dieser Beziehung getan hat, so hoffe ich, dass es mir gelingen wird, sowohl König Milan, als Vladan zu überzeugen, dass sie den Charakter der Mission Hordlitskas falsch aufgefasst haben. Ich hoffe, dass es mir gelingen wird, Vladan zur Zurückziehung seiner Demission zu bewegen, und König Milan wird bis morgen beruhigt sein, er wird mich anhören und meinen Rat befolgen. Es wird nicht das erste Mal sein, wo mir das, und zwar in noch schwierigeren Situationen gelungen ist. Er glaubt mir und legt einen gewissen Wert auf meine Ratschläge.

„— Das weiss ich — sagte der König.

„Der König bat mich noch ausdrücklich, bis morgen niemandem zu sagen, dass er sich gegen die Todesstrafe für die politischen Verbrecher ausgesprochen hatte, und wiederholte „nur bis morgen". (Natürlich, bis Gentchitch aus Belgrad zurück ist, denn jede Indiskretion könnte bis in die Belgrader Gefängnisse durchsickern und die Mission Gentchitch vereiteln. Dr. V. G.)

„Ich gab dem König das Wort, dass ich darüber so lange schweigen werde, als er bestimme.

„In sehr schmeichelhaften Worten dankte mir der König für meine treuen Dienste, und bat mich morgen um 10½ Uhr zu ihm zu kommen, vorher aber König Milan und Vladan zu sprechen, und ihm das Resultat seiner Bemühungen zu überbringen.

„— Nun aber — sagte der König — wenn Vladan dabei bleibt, zurücktreten zu wollen, was dann?

„— Dann werden Majestät einen anderen Ministerpräsidenten suchen — gab ich zur Antwort — nur Eines bitte ich Ew. Majestät, dabei nicht an mich zu denken, weil ich mich von Vladan nicht trennen werde. —

„— Gut — sagte der König — aber wenn Vladan selbst Sie zu seinem Nachfolger vorschlägt, kann ich dann auf Sie rechnen? —

„— Nein, Majestät. Auf mich können Sie als auf einen Ressortminister in der Regierung des Dr. Vladan Georgevitch rechnen, so lange Majestät wollen und so lange es Vladan wünscht — für irgend eine andere Kombination bitte ich Majestät nicht auf mich zu rechnen. Aber ich bin überzeugt, dass meine Bemühungen Erfolg haben werden.

„Um 1 Uhr nach Mitternacht hat mich der König freigegeben."

Am 5. September war Vukaschin sehr früh zu mir gekommen, und nachdem er die oben angeführten Argumente noch weiter und ausführlicher auseinandergesetzt hatte, brachte er mich dazu, einzuwilligen, vorläufig auf meinem Posten auszuharren.

Am politischen Himmel wurde es aber natürlich immer finsterer. Die russischen Blätter erklärten, da Serbien eine Schöpfung des Berliner Kongresses sei, hätten die Grossmächte die moralische Pflicht, dem jetzigen Terrorismus ein Ende zu machen, und nach der allerneuesten Konvention zwischen Russland und Österreich-Ungarn hätten insbesonders diese zwei Grossmächte das Recht der Intervention in Serbien. Jetzt gebe es in Serbien zwei Könige, — der eine legitim, der andere Usurpator, und dieser müsse aus Serbien verjagt werden. Wenn aber die Kindesliebe des Königs Alexander so gross sei, dass er sich von seinem Vater nicht trennen könne, nun denn, Europa sei gross genug, um nicht bloss die alten, sondern auch die jungen „rois en exil" zu beherbergen."

Und das „Neue Wiener Tagblatt" brachte in seiner Nr. 258 aus diplomatischer Quelle die Mitteilung:

„Der Fürst von Montenegro habe während seiner jüngsten Anwesenheit in Konstantinopel die Beranafrage nicht einmal berührt; der einzige Zweck, den er am Hofe des Sultans verfolgte, sei der gewesen zu sondieren, wie die eventuelle Bestei-

gung des serbischen Thrones durch ihn, den Fürsten Nikolaus, im Jildiz-Kiosk aufgenommen werden würde; ja, im Anschlusse an einleitende Darlegungen habe der Fürst sogar dem Sultan direkt die Frage vorgelegt, ob dieser geneigt sei, gegebenenfalles seine Berufung auf den serbischen Thron wohlwollend aufzunehmen.“ Nun, der Versuch blieb ohne Erfolg, das Galadiner, das im Palais hätte stattfinden und dem die Chefs aller fremden Missionen hätten zugezogen werden sollen, musste unterbleiben, und dem Fürsten wurde auch zu seiner Rückreise eine kaiserliche Yacht nicht zur Verfügung gestellt; aber eine Definierung der Stellungnahme Russlands gegen Serbien und für Montenegro blieb doch nicht aus. Obwohl nämlich auf Befehl des Sultans die fremden Stationsschiffe am Bosporus nie Kanonensalven abgeben dürfen, begrüssten die russischen Stationsschiffe „Teretz“ und „Kolchida“ den Fürsten, als er zum Besuch beim russischen Botschafter fuhr, mit einundzwanzig Kanonenschüssen, so dass der Sultan vom Kanonendonner am Bosporus aufgescheucht zusammenfahren musste. Am selben Tage den 3. September, rief das Blatt „Rossia“ zu uns nach Serbien herüber, König Alexander möge das Schicksal eines anderen Alexander nicht vergessen, — nämlich des Battenbergers, der ja auch den Namen Alexander trug. . . Und einige Tage später, am 6. September schrieb, wahrlich sehr mit Grund, die Münchener „Allgemeine Zeitung“: „Nicht vor den angeklagten Radikalen zittert die Dynastie Obrenovitch, sondern vor ganz andern Leuten. Das ist die Eigentümlichkeit der Balkanhalbinsel, dass ihre Vulkane erst dann losgehen, wenn sie von einer fremden Hand angerührt werden. Man kann nicht behaupten, dass die offizielle Politik eines fremden Staates mit dem Revolver des Knezevitch gezielt hätte; und doch wäre der Revolver Knezevitchs nicht losgegangen, wenn nicht alle Welt wissen würde, wie König Milan von Russland gehasst wird. Denn das muss man sich immer vor Augen halten, dass sich bei den Slawen auf der Balkanhalbinsel nicht bloss der Mantel sondern auch der Revolver nach dem Wind, der von Norden bläst, dreht. Der arme Alexander von Battenberg ist zugrunde gegangen; Ferdinand von Bulgarien war seines Lebens nicht sicher, so lange er nicht tun wollte, was Russland von ihm verlangt hat;

nun, und was die Könige von Serbien anbelangt: wenn man die Stellung berücksichtigt, welche sich der Fürst von Montenegro dank der Unterstützung Russlands erworben hat, dann ist es für jedermann klar, was die russische Politik auf der Balkanhalbinsel bedeutet."

Ein Schlusssatz stand dann noch in diesem Artikel, ein Schlusssatz, der mir besonders zu denken gab; er galt der Gefügigkeit Österreichs gegen Russland. . . Nun, was nützt es also, sich über die Härte der Tatsachen zu täuschen? Wenn Fürst Bismarck, der doch seine berühmte Kürassieruniform trug, sich dazu hergeben musste, bulgarische Offiziere, die ihren eigenen Kriegsherrn verraten hatten, zu retten, wenn sogar er, der Inbegriff der Pflichttreue und Offiziersehre, sich entschliessen musste einen deutschen Prinzen und deutschen Offizier zu opfern, nur damit der Wille Russlands geschehe und den bulgarischen Meuterern kein Haar gekrümmt werde: was hatte ich für ein Recht, der Nachgiebigkeit Österreichs gegen Russland zu grollen, und mit welchem Recht ferner war auch König Milan über Österreich so aufgebracht? War denn zu glauben, dass ein Staat von siebzehn auseinanderstrebenden Nationalitäten, unter denen überdies die Mehrheit aus Slawen besteht, einen grösseren Widerstand gegen Russland leisten kann, als ihn seinerzeit der grosse Schöpfer des gewaltigen deutschen Kaiserreiches leistete? Oder konnte man erwarten, dass Graf Goluchowski, welcher die Macht Russlands noch von der Zertrümmerung seines polnischen Vaterlandes her kennt, eiserner sein wird, als der eiserne Kanzler? . . .

Am 8. September 1899 gab der Attentäter Knezevitch in der öffentlichen Verhandlung eine Erklärung ab. Bis dahin hatte er zweimal behauptet, Mitschuldige gehabt zu haben, und ein drittes Mal das Gegenteil erklärt. Jetzt sagte er folgendes: er wisse, dass er sein Leben verspielt habe und deswegen wolle er wenigstens seine Seele retten. Er habe fünf bis sechs Männer beschuldigt und um ein weniges wären diese Männer mit ihren Frauen und Kindern durch seine Aussage zugrunde gegangen, wie ja schon Andjelitch seinetwegen gestorben sei. Nun dürfe und wolle er aber nicht mehr schweigen, und deswegen erkläre er, dass Nikolitch, Dimitch, Kovatchevitch, Hauptmann Jovanovitch

und seine Frau, in dieser Sache ganz unschuldig seien. Er selbst und allein habe den König Milan ermorden wollen, weil er ohne Stellung war, und weil er überall, wo er eine suchte, gehört habe, dass König Milan alle Bosnier hasse und dass er darum als Bosnier nirgends eine Anstellung bekommen wird. Er sei bereit auf das Evangelium zu schwören, dass alle Leute, welche er belastete, um sich zu helfen, vollständig unschuldig seien.

Also: Wiederholung des völligen Widerrufs. Woher kam es nun, dass er zweimal das Eine, und zweimal hoch und teuer das Andere behauptete? Darüber fand sich nun in den Untersuchungsakten etwas, was man so leichthin „Andeutungen" nannte. Ich interessierte mich für diese „Andeutungen", und man wird gleich sehen, was ich dabei fand. Der Kommandant der Wache in der Stadtpräfektur — so hiess es in den Untersuchungsakten — Hauptmann Jovan Gjorgjevitch, war ebenfalls aus Bosnien gebürtig, und als Landsmann bestimmte er den Attentäter in den ersten Wochen der Untersuchungshaft, seine Aussagen speziell gegen den Obersten Nikolitch zurückzunehmen — und zwar aus einem Gefühl der Dankbarkeit, weil der Oberst als Mitglied der Prüfungskommission ihm geholfen hatte, die Offiziersprüfung zu bestehen. Infolge dieses Drängens von Seite des Kapitäns Gjorgjevitch nahm also der Attentäter am ersten Tage der Hauptverhandlung alle seine in der Untersuchung gemachten Aussagen zurück. Später schlug seine Stimmung wieder um, „denn, wenn ich schon sterben muss, sehe ich nicht ein, warum ich die anderen Schuldigen retten muss", und er restituierte seine frühere Aussage. Nun kam Hauptmann Jovan Gjorgjevitch wieder über ihn, sprach ihm neuerlich zu, stellte ihm abermals vor, ob es ihm nicht leid täte, „die vier schönen goldigen Äpfel", die vier unschuldigen Kinder des Obersten ins Unglück zu stürzen, — bis der Attentäter, der sehr leicht weinte, sich erweichen liess, wiederum alle Mitschuldigen als unschuldig zu erklären. Bisher haben die Dinge wie man sieht einen einfachen und geraden Weg. Aber — so hiess es weiter — nach diesem Erfolg begann Jovan Gjorgjevitch seinem „Landsmanne" auseinanderzusetzen, dass es für ihn eine Schande wäre, wie ein Räuber erschossen zu werden, und dass es für ihn würdiger sei, wenn das Leben einmal verwirkt, als ein Held zu sterben, — und Hauptmann Jovan Gjorgjevitch gab dem

Attentäter Knezevitch einen langen scharfen Nagel, welchen der Attentäter einige Tage im Futter seines Ärmels verborgen trug... Oh, und war das nicht etwas, um stutzig zu werden? Ein Wachkommandant kümmert sich darum, dass noch nicht Prozessierte und Verurteilte wie die Helden sterben und gibt ihnen zu diesem Zwecke lange Nägel, und an einem solchen Nagel hat auch die Leiche von Andjelitch gehangen ..... Nachdem ich von diesen Machinationen gehört und mich überzeugt hatte, dass alles das in den Gerichtsakten aufgezeichnet war, habe ich die sofortige Verhaftung dieses Offiziers verlangt; und er ist auch sofort verhaftet und die Untersuchung gegen ihn eine Woche lang geführt worden — aber seine Schuld konnte nicht nachgewiesen werden. Nun, so forderte ich wenigstens seine sofortige Entlassung aus dem Staatsdienste, weil ein seiner Obhut anvertrauter Angeklagter Selbstmord begehen konnte ... da wieder ein Hindernis: er zählte mehr als zehn Dienstjahre und konnte also nicht entlassen werden. Gut denn, aber etwas liess sich tun und wurde auch getan; ich verlangte, dass er sofort pensioniert werde, und dies wenigstens konnte ich erreichen. Aber freilich, in die Zukunft sehen konnte ich nicht, und nach der Heirat des Königs Alexander befand sich unter den ersten Offizieren, welche reaktiviert wurden, auch dieser Hauptmann Jovan Gjorgjevitch, der wenigstens einem der beiden Toten dieses Prozesses einen langen Nagel gegeben hatte...

Am 8. September war also die Schlussverhandlung im Attentatsprozess. Gleich nach der sensationellen Eröffnung des Attentäters ergriff Nikola Paschitch das Wort zu einer Erklärung, welche nicht bloss das Publikum im Gerichtssaal, sondern auch die ganze Welt sehr überraschte. Nachdem er noch einmal seine Unschuld an diesem Attentat beteuert hatte, gestand er, als Politiker und Chef einer politischen Partei an manchem schuld gewesen zu sein, und von dieser Schuld wolle er jetzt sprechen. Er habe es verbrochen, dass „allerhöchsten Ortes“ ein so tiefes Misstrauen gegen ihn Wurzel fassen konnte. Seine wahre Schuld sei es, dass er nicht rechtzeitig die antidynastischen Elemente aus seiner Partei ausgemerzt habe; seine Schuld, dass er die ganze Wichtigkeit der politischen Veränderung vom 11. Oktober 1897 nicht begriff; seine

Schuld, dass er auf der Auflösung der Partei nicht energisch genug bestand, sondern es zuliess, dass der Parteikampf fortgesetzt werde. Dann habe er, sagte Paschitch, persönlich gefehlt, dass er in der Presse S. M. den König Milan beleidigt habe, wofür er zu längerer Haft verurteilt wurde, und diese Schuld sei um so schwerer geworden, als er es unterliess den König Alexander um Begnadigung zu bitten. Und nun sprach er von dem „unglücklichen Ereignis, welches unsere Herzen und das Herz des ganzen Volkes so schmerzlich berührt hat", von dem Attentat auf König Milan, und vom Standpunkte eines serbischen Politikers und Patrioten könne auch er nur „dem Allmächtigen danken, dass er Serbien vor einem so grossen Unglück bewahrt habe". Denn, wenn König Milan gefallen wäre, dann bliebe ja nur noch ein einziger Vertreter der nationalen Dynastie; und diejenigen, welche die Hand des Attentäters leiteten, würden sich gegen den letzten Obrenovitch gekehrt haben, um auch ihn aus der Welt zu schaffen, wodurch Serbien in die unglückliche Lage versetzt worden wäre, in welcher sich einst das polnische Reich befand. Denn auch in Polen habe der Parteikampf die dynastische Frage geschaffen, und diese dann zur Intervention der fremden Mächte und zur Teilung Polens geführt. „Dadurch, dass die Gnade des Allmächtigen den König Milan gerettet hat, hat sie uns alle, hat sie Serbien gerettet!" Aber das war nur ein Teil dieser wundervollen Rede. Denn Herr Paschitch machte im weiteren — der von ihm geführten radikalen Partei selbst den Prozess, und ach, wie rührend aufrichtig er mit einem Male war! Die Partei habe schwer gefehlt, als der verdienstvolle Vater des Königs auf den Wunsch des letzteren im Jahre 1894 nach Serbien zurückkehrte und sie diesem Wunsche des Königs keine Rechnung trug; Herr Simitch habe auch nicht richtig gehandelt, da er zur Beseitigung des Königs Milan eine fremde Intervention verlangte; und mit den vielen Brandschriften und Hetzartikeln, die man im Auslande veröffentlichte, habe man ebenfalls gefehlt, und Herr Paschitch verurteilte sie stärker als selbst der Staatsanwalt. Ja, alle verurteilte, alle brandmarkte er, welche diese Publikationen verursacht und dieselben unterstützt hätten; aber von alledem habe er wirklich erst erfahren, als der Staatsanwalt über diese Publikationen zu sprechen begann. „Nicht bloss bin ich an diesen Verbrechen unschuldig, —

schloss Paschitch, — sondern alle meine Gefühle und alle meine politischen Überzeugungen empören sich dagegen; und ich werde den Rest meines Lebens dazu verwenden, um gegen alle diejenigen zu kämpfen, welche versuchen sollten, die Staatsordnung zu stören oder die dynastische Frage aufzurollen." Das war die Rede eines Angeklagten, der das Recht hat, sich seiner Haut zu wehren, wie er eben kann; darum kein Wort weiter. Nur das wird mir schwer zu unterdrücken, dass diese Rede des Chefs der radikalen Partei auf die übrigen mitangeklagten Führer der Partei doch wie ein Blitz aus heiterem Himmel gewirkt haben muss. Tauschanovitch war kürzer und würdiger; aus seinem Munde kam kein Wort, von dem man sagen konnte, es sei ein hoher Preis für eine gelinde Bestrafung. Er erklärte, dass er sich schon seit drei Jahren mit der Politik nicht befasse, dass er Paschitch nicht einmal grüsse, dass er schon seit neun Jahren mit Stojan Protitch kein Wort gesprochen habe und dass er sich mit Ljuba Zivkovitch in grösster Feindschaft befinde. Demgemäss könne er nicht für die Fehler der radikalen Partei verantwortlich gemacht werden. Ljuba Zivkovitch — der Einzige, und der einzige Mutige — übernahm voll die Verantwortung für alles, was er getan, weil er nie gelogen und nie ein gegebenes Wort zurückgenommen habe. Nie, sagte er, habe er das legale Terrain verlassen, und in dem, was ihm zur Last gelegt werde, werde ein gerechter Richter nur finden, dass er als Politiker immer verlangte, dass die Landesverfassung und die Gesetze geachtet würden; denn wenn in Serbien Verfassung und Gesetze nicht mehr geachtet werden sollten, dann werde dem Lande ein furchtbares Schicksal drohen. „Es ist mir um mein Leben nicht leid, — schloss er — ein Ehrenmann stirbt ruhig. Ich werde nie etwas tun, was unschuldigen Leuten das Leben kosten kann. Wenn sie sterben müssen, so werde ich auch gerne sterben."

Zur grössten Enttäuschung des Publikums wurde nach Schluss der Verhandlung nicht sofort das Urteil ausgesprochen, sondern erst für einige Tage in Aussicht gestellt. Die fremden Zeitungen erklärten diesen Aufschub mit der Notwendigkeit für die Richter, mit König Milan Rücksprache zu nehmen, was sie denn tun sollten, da so gar keine Beweise vorlägen. Dazu Hohn über die Saumseligkeit eines solchen Standgerichtes und die Erklärung, dass

dieses serbische Standgericht nicht eben den grössten Rekord in der Schnelligkeit des Urteilsspruches erreicht habe.

Gleich am 9. (21.) September brachte der „Budapesti Hirlap“ die Nachricht, dass die österreichisch-ungarischen Monitore „Samosch“ und „Köresch“ mit zwei Torpedobooten nach Belgrad abgefahren seien, weil „nach sicheren Meldungen in Serbien die Revolution ausbrechen wird, wenn die radikalen Führer zum Tode verurteilt werden sollten“. Wenn man am Wiener Ballplatz gewusst hätte, wie die serbische Regierung selbst verzweifelt gegen die Idee einer Todesstrafe für irgend jemanden, dessen Schuld nicht bewiesen war, kämpfte, so würde man diese Kriegsschiffe nicht bemüht haben. Was den Aufschub des Urteilsspruches anbelangt, so dauerte derselbe volle vier Tage. Am 13. (25.) September erfolgte endlich in öffentlicher Sitzung die Verkündigung des Urteilsspruchs. Darnach wurden verurteilt:

Zum Tode: Knezevitch und Ranko Taissitch.

Zu zwanzig Jahren Gefängnis: Vlajko Nikolitch, Pera Kovatchevitch, Michael Dimitch, Uroschevitch (in Bukarest), Demeter Krezovitch, Erzpriester Gjuritch, Rade Milinkovitch Alavantitch, Ljuba Zivkovitch, Pavitchevitch, Novakovitch, Stojan Protitch.

Zu neun Jahren Gefängnis: Kosta Tauschanovitch.

Zu fünf Jahren Gefängnis: Nikola Paschitch, Miloradovitch, Jovan Stefanovitch, Todorovitch, Angelina Jovanovitch, M. Stefanovitch, Raikovitch.

Freigesprochen wurden: Professor Stojkovitch, Atza Stanojevitch, Pantelitch, Hauptmann Mladen Jovanovitch, Nasstas Marinkovitch und Avram Savitch.

Sowie dieses Urteil dem König telephonisch gemeldet wurde, sprach er telegraphisch die Begnadigung des Nikola Paschitch aus, und dieser sandte dem König sofort folgendes, an Überschwang der Gefühle nichts zu wünschen übrig lassendes Telegramm:

„Ich beeile mich, in diesem für mich und meine Familie feierlichen und glücklichen Augenblick, Ew. Majestät meine aufrichtigste und tief untertänigste Dankbarkeit für die unendlich grosse Gnade, mit welcher Sie, Sire, heute von der Höhe Ihres Thrones herab mich strahlend beschienen haben, zu übermitteln. Unter dem Eindrucke der grenzenlosen Dankbarkeit stehend, erkläre ich, Sire, feierlich, von heute ab mich von der stürmischen politischen Vergangenheit loszusagen, und gelobe meine Tätigkeit in Zukunft der Befestigung der staatlichen Ordnung zu widmen, die

Ew. Majestät Ende 1897 in so sichtbarer Weise gekennzeichnet haben, und welche, dank der rastlosen und energischen Mitwirkung Ihres erhabenen Vaters S. M. des Königs Milan, als Kommandanten der aktiven Armee, bereits dem Throne Ew. Majestät und dem Vaterlande so vielen Nutzen gebracht hat.

„Ich gelobe auch ferner, den Rest meines Lebens ausschliesslich in den Dienst meines Königs und Vaterlandes zu stellen, indem ich trachten werde, gleichzeitig alle Elemente der Unordnung zurückzuschlagen, welche, sei es durch Worte, sei es durch Taten, die bestehende staatliche Ordnung und den Frieden des Landes stören sollten. Nochmals bringe ich im eigenen Namen und dem meiner Familie, Ew. Majestät aus tiefstem Herzen Dank für die grosse und unerschöpfliche Gnade entgegen und rufe: Es lebe die Hoffnung der ganzen serbischen Nation, S. M. unser König und Herr Alexander!

„Der treueste und ergebenste Diener des Hauses Obrenovitch und Ew. Majestät Thrones Nikola Paschitch."

Unmittelbar darauf sind die Staatsminister, welche in Belgrad weilten, nach Nisch gekommen, und sofort wurde durch königliches Dekret die Nationalversammlung nach Nisch zur ordentlichen Session einberufen, und zugleich durch ein anderes königliches Dekret, welches aber fünf Tage später unterschrieben wurde (weil das Standgericht noch einige Kleinigkeiten zu entscheiden hatte), der Belagerungszustand und das Ausnahmegericht aufgehoben.

Nachdem der König das erste dieser Dekrete unterzeichnet hatte, fragte er mich lächelnd, ob ich wisse, wen er vorhin empfangen habe?

Dr. V. G.: Nein, Sire.

Der König: Ich habe Nikola Paschitch eine Audienz gegeben.

Dr. V. G.: Ach?! Ich gratuliere. A quand le grand diner?

Der König (laut auflachend): Warum denn, Doktor?

Dr. V. G.: Weil ich für diesen Tag Ew. Majestät um eine Gnade bitten muss.

Der König: Und das wäre?

Dr. V. G.: Das wäre die Bitte, mich von der Teilnahme an diesem Diner huldvollst entheben zu wollen, weil ich keinen Bissen herunterbringen könnte, und wenn das Diner selbst vom alten Hofkoch Michel zubereitet sein sollte.

Der König: So, so . . . es ist Ihnen also nicht recht, dass Paschitch seine ganze politische Vergangenheit abgeschworen und feierlichst versprochen hat, den Rest seines Lebens uns und dem Vaterlande zu widmen?

Dr. V. G.: Im Gegenteil, Sire, ich bin Herrn Paschitch aufrichtig dankbar, dass er durch seine Haltung vor dem Standgericht wenigstens teilweise die ausserordentlichen Massregeln, welche im Namen meiner Regierung ohne mein Wissen angeordnet worden waren, entschuldigt hat; denn wenn Paschitch das nicht getan hätte, müsste ich jetzt mit meinen Kollegen vor Scham in die Erde versinken. Ausserdem war Herr Paschitch so liebenswürdig in seinem Telegramm an Ew. Majestät feierlichst zu versprechen, unser Regime vom 11. Oktober 1897 unterstützen zu wollen. Als Vertreter dieses Regimes bin ich ihm für diese Erklärung sehr dankbar, weil, wenn er sein Versprechen aufrichtig halten und meine Regierung unterstützen sollte, diese Hilfe für uns sehr wertvoll werden könnte. Wie Sie sehen, Sire, ich hoffe sogar, dass wir, ich und Herr Paschitch, bald politische Freunde werden könnten. Aber... aber... nur Eines glaube ich nicht: dass ich je imstande sein werde, mit ihm an einer Tafel zu essen.

Der König: Sie werden noch wegen Ihrer boshaften Zunge viel in Ihrem Leben zu leiden haben, denn Ihre Ironie . . .

Dr. V. G.: Pardon, Majestät, dass ich ins Wort falle, aber der beste Beweis, dass ich nicht ironisch spreche, liegt darin, dass ich die Ehre habe Ew. Majestät zu bitten, den Minister des Inneren Herrn Georg Gentchitch mit der zweiten Klasse des Takowo-Ordens auszeichnen zu wollen.

Der König sah mich lange an, als ob er gezweifelt hätte, dass ich im Ernste spreche.

Dr. V. G.: In einigen Stunden, Sire, aus einem Nikolaus Paschitch den ergebensten Diener des Hauses Obrenovitch, wie er sich jetzt unterschreibt, zu machen, das ist ein unerhörtes politisches Kunststück, und noch mehr, das ist ein grosses Verdienst um die Dynastie, welches sogar ein Grosskreuz verdienen würde. Und nur die Jugend des Herrn Gentchitch als Beamter und Minister zwingt mich, vorläufig bloss die zweite Klasse dieses Ordens in Vorschlag zu bringen.

Der König: Sehr gut, Doktor, ich bin einverstanden, lassen Sie das betreffende Dekret ausstellen. Gentchitch hat wirklich den Stern verdient, und auch sonst ist es nicht hübsch, wenn ein Staatsminister auf seinem Frack keinen Stern hat.

XVIII.

Nach dem Sturm.

Das Standgericht verurteilte noch nachträglich die radikalen Führer Dr. Vessnitch und Dr. Milovanovitch wegen Majestätsbeleidigung zu drei Jahren Gefängnis, vier andere Radikale wegen gleicher Vergehen zu ähnlichen Strafen, und wurde dann mittelst königlichen Dekrets aufgehoben.

Das Danktelegramm des Herrn Paschitch rief in den russischen Zeitungen Bestürzung (Izumlenije) hervor.

Am 13. September wurde der Attentäter Knezevitch hingerichtet. Über diese Hinrichtung erschienen in den russischen Zeitungen viele Telegramme und Beschreibungen, in welchen behauptet wurde, dass der Attentäter bis zum letzten Augenblicke behauptete, die anderen wären nicht schuldig gewesen. Tatsächlich haben die Hunderte von Menschen, welche bei der Hinrichtung anwesend waren, in Belgrad erzählt, dass Knezevitch die ganze Zeit schwieg und ganz ruhig, so ruhig auf die von Belgrad kommende Landstrasse schaute, als ob er sicher wäre, im nächsten Augenblick den Kavallerieoffizier mit dem weissen Taschentuch auf dem Säbel zu erblicken. Als er aber sah, dass man ihn an den Pflock band, und als er weiter sah, dass eine Abteilung Gendarmen vor ihm Aufstellung nahm, da benahm er sich auf einmal wie wahnsinnig und fing zu sprechen an, „Brüder, mich hat man . . .“

Es war nicht beschieden, zu hören, was er sagen wollte; er hatte sich zu spät entschlossen, zu sprechen. . . Eine Salve aus den Gewehren der Gendarmen hat ihm das Wort abgeschnitten. Er stürzte tot zusammen, und mit ihm wurde auch ein grosses Staats-

geheimnis, vielleicht für immer, begraben. Ja, man ist nicht einmal sicher, ob dieses Staatsgeheimnis bloss ein serbisches war...

Obwohl dieses unglückselige und durch seine Folgen schicksalsschwere Attentat meine ganze Regierung durch zwei Monate mit der vollen Wucht eines riesigen Felsens gedrückt, hatten wir doch für die nächste Session der Nationalversammlung 38 Gesetzprojekte vorbereitet, darunter solche, an denen wir zwei volle Jahre gearbeitet hatten, so zum Beispiel der Gesetzentwurf über eine neue Organisation des Ministeriums des Äusseren und der serbischen Vertretungen im Auslande.

Am 18. September erhielt ich vom russischen Geschäftsträger Herrn Mansurow folgenden französisch geschriebenen Brief:

„Herr Präsident des Ministerrates!

„Nachdem Ew. Exzellenz sich bereit erklärt hat, mir eine Antwort auf die Mitteilung, zu welcher ich beauftragt bin, noch heute zu geben, so glaube ich, diese Mitteilung in der Art machen zu können, wie Sie es wünschen. Ich stehe zur Verfügung Ew. Exzellenz.

„Genehmigen Sie, Herr Präsident des Ministerrates, die Versicherung meiner sehr hohen Achtung.

P. Mansurow.“

So also; Mohammed findet noch immer, wenn es nicht anders geht, den Weg zum Berge.

Jetzt, nachdem Herr Mansurow das Verlangen aufgegeben hatte, mir seine Mitteilung im Beisein des Herrn Tchachotin zu machen, gab ich ihm die verlangte Audienz, aber nicht am selben Tage, weil ich an diesem Tage gerade die Thronrede zu schreiben hatte. Als man mir den Besuch des Herrn Mansurow meldete, war ich neugierig zu sehen, wie er jetzt, nachdem ausser dem Attentäter niemand sonst erschossen worden war, die offene Tür einrennen würde. Aber er hatte gar nicht die Aufgabe, welche Major Hordlitska gehabt hatte. Ob er überhaupt keinen Befehl hatte, den Schritt des Majors Hordlitska zu unterstützen, oder ob er wegen meiner Weigerung, seine Mitteilung im Beisein eines Zeugen entgegenzunehmen, aus Petersburg neue Instruktionen verlangt und mittlerweile die Zeit für den identischen Schritt mit dem österreichisch-ungarischen Attaché verpasst hatte, ist mir nicht bekannt. Immerhin ist es möglich, dass die beiden Mächte die Rollen

unter sich derart verteilt hatten, dass Hordlitska die Aufgabe bekam, Todesurteile zu verhindern, während jetzt Mansurow bloss für die Begnadigung der zu Gefängnisstrafen verurteilten Radikalen wirken sollte. Sei dem wie immer, hier der Wortlaut der Mitteilung, welche Herr Mansurow mir zu machen hatte.

„Herr Präsident! Auf Befehl der kaiserlichen Regierung habe ich die Ehre, die ernsteste Aufmerksamkeit der königlichen Regierung auf den sehr schmerzlichen Eindruck (impression très pénible) zu lenken, welchen die ausserordentliche Strenge des Urteilsspruches, der vom Standgericht in einem politischen Prozesse ohne genügende Beweise gefällt wurde, überall hervorgerufen hat.“

Das war alles. Meine Antwort lautete wörtlich:

„Herr Geschäftsträger! Ich kann der kaiserlichen Regierung nur dankbar sein, dass sie Sie beauftragt hat, die Aufmerksamkeit der königlichen Regierung auf den Eindruck zu lenken, welchen der Urteilsspruch des Standgerichtes in Belgrad gemacht hat, um so mehr, als nach unseren Berichten dieser Eindruck weder so allgemein verbreitet ist, wie es der kaiserlichen Regierung scheint, noch überall so peinlich (pénible) empfunden worden ist. Wie Sie selbst bemerkt haben dürften, findet die öffentliche Meinung in Serbien, dass der Urteilsspruch gelinder ausgefallen ist, als die positiven Bestimmungen unserer Gesetze es verlangt haben. Welcher von diesen zwei Eindrücken mehr begründet ist, darüber können wir, ich und meine Kollegen in der Regierung, nur unsere persönliche Privatmeinung haben. Denn als Minister eines Verfassungsstaates, in welchem die richterliche Gewalt vollständig von der administrativen Gewalt getrennt und unabhängig ist, hatten wir kein Recht, in eine reine Gerichtsfrage einzugreifen und die Frage zu ventilieren, ob die beigebrachten Beweise für die Entscheidung des Gerichtes genügend oder ungenügend waren. Ein Einziges würde ich mir erlauben, auf die Mitteilung der kaiserlich russischen Regierung zu bemerken, und das wäre, dass der abgelaufene Prozess kein politischer Prozess war, sondern es wurde ein vollkommen bewiesenes Verbrechen gerichtet. Der beste Beweis, dass dieser Prozess keinen politischen Charakter gehabt hat, liegt darin, dass die wichtigste politische Persönlichkeit unter den Angeklagten nicht bloss

verhältnismässig gelinde verurteilt, sondern auch sofort begnadigt und durch das Wohlwollen meines allergnädigsten Herrn ausgezeichnet wurde. Mir und meinen Kollegen in der Regierung ist es sehr leid, dass die Gnade des Königs nicht auch auf die übrigen Verurteilten ausgedehnt worden ist. Aber, Herr Geschäftsträger, Sie werden am besten wissen, dass die Minister in einem Verfassungsstaate kein Recht haben, in solchen Fällen auf die Beschlüsse des Landesherrn einzuwirken, und Ihnen gegenüber brauche ich nicht erst auseinanderzusetzen, dass das Begnadigungsrecht die ausschliessliche Prärogative der Krone bildet. Ich glaube, den praktischen Zweck Ihrer heutigen Mitteilung richtig verstanden zu haben, und da Sie mir dieselbe mit so viel Takt mitgeteilt haben, dass Sie diesen praktischen Zweck nicht einmal erwähnten, musste ich Ihnen dafür danken und ganz offen antworten. Da ich die Grossmut meines Herrn und Königs genügend kenne, bin ich überzeugt, dass er, auch ohne eine unberufene Einwirkung von Seite der Regierung, welcher ich vorzustehen die Ehre habe, aus eigener Initiative, sobald sich die stürmischen Wellen gelegt haben werden, auch die anderen Verurteilten begnadigen, und dass somit auch das praktische Ziel, welches ich mir als Beweggrund für Ihre heutige Mitteilung denke, erreicht werden wird."

Herr Mansurow schwieg. Er notierte einige meiner Worte über das Begnadigungsrecht als ausschliessliche Prärogative der Krone, stand dann auf und sagte mir beim Abschied, dass er Urlaub bekommen habe und an seiner Stelle den Herrn Georg Alexandrovitch Nelidow als Chargé des affaires hinterlasse . . .

Dieser feine Unterschied zwischen „Chargé d'affaires" und „Chargé des affaires" war die einzige Rache des Herrn Mansurow für seinen heutigen Misserfolg. Aber ich, der ich von russischer Seite schon viel grössere Keulenschläge gewohnt war, als da waren: die Mission Jadovsky, die Geschichte mit der sofortigen Rückzahlung unserer Rückstände usw., stellte mich, als ob ich den Nadelstich, welcher in jenem „des" lag, gar nicht bemerkt hätte; ich begleitete meinen Gast sehr liebenswürdig hinaus, und sagte ihm ganz nebenher, dass ich als Minister des Äusseren vollständig verstehe, dass ein so junger Gesandtschaftssekretär, wie es Herr Georg Nelidow ist, namentlich für die kurze Zeit der Abwesenheit

des Herrn Mansurow, nicht zum Chargé d'affaires, sondern bloss zum Chargé des affaires ernannt werden konnte.

Am 22. September eröffnete der König die Nationalversammlung in Nisch mit einer in sehr vielen Punkten interessanten und vielsagenden Thronrede.

Die Thronrede wurde mit einer Adresse beantwortet, zu deren Überreichung sich das ganze Parlament in corpore zum König begab, der dann um die Erlaubnis gebeten wurde, dass das Parlament, so wie es war, d. h. eben in corpore, sich auch dem König Milan vorstelle, um ihn zu seiner Lebensrettung zu beglückwünschen.

Der König gab sofort einem seiner Adjutanten den Auftrag, seinen Vater zu rufen; nach einigen Augenblicken stand denn auch König Milan im Saale, und antwortete auf die Rede des Präsidenten der Nationalversammlung mit einer längeren Ansprache, welche, in jedem Worte tiefe Liebe zu seinem Sohne atmend, die Nationalversammlung immer wieder auf die Armee als die beste und treueste Sicherheit des Staates, verwies. Vom höchsten Offizier, sagte er, bis zum letzten Soldaten arbeiten alle Glieder des Heeres Tag und Nacht, um ihrer hohen Aufgabe entsprechen zu können. Und so verdient sie die Liebe des Königs, wie sie auch ihrerseits, von mir ihrem Kommandanten angefangen bis zum letzten Soldaten herab, den König aufs innigste liebt und für seinen Ruhm und die Grösse des Vaterlandes zu sterben bereit ist. Was mich selbst betrifft, schloss er, so werde ich in meiner Stellung so lange ausharren, als mein Herr und König es für nötig finden wird; denn ich betrachte mich als auf einem Vorposten stehend, auf dem ich solange verbleiben werde, bis ich durch den allerhöchsten Willen abberufen werde. Das Attentat ist missglückt, aber wenn es auch geglückt wäre, kein Mensch ist unersetzlich, und ich glaube auch nicht, dass ich dem König, der Nation und der Armee absolut notwendig bin (stürmische Zwischenrufe „Ja", Sie sind es, Sire!"). Aber Gott bewahrte mein Leben, und vielleicht hat er also gefunden, dass mein Leben unter den gegenwärtigen Verhältnissen dem König und der Nation noch notwendig ist. Ich glaube, dass ich den Dank an die Nationalversammlung am besten aussprechen werde, wenn ich im Verein mit der Armee ausrufe: „Es lebe der König Alexander I."

Als ich nach dem Attentate meine Demission geben wollte, führte ich, wie erinnerlich unter anderem an, dass Calthrop und Markus nach einer solchen Erschütterung kein Geld für ihr Unternehmen finden würden. Der König liess diesen Grund nicht gelten. Leider wurde ihm schon am 1. Oktober der Beweis für das damals Gesagte geliefert, denn die Herren schrieben mir tatsächlich, sie wären infolge des Attentatsprozesses und des Burenkrieges nicht imstande, das notwendige Kapital zu finden. — Um dieselbe Zeit plötzlich etwas nie Erwartetes und für unmöglich Gehaltenes: feierlicher Empfang des Fürsten von Bulgarien in der Hofburg zu Wien — Empfang, nachdem er seinen ältesten Sohn zum orthodoxen Glauben hatte übertreten lassen, Empfang, nachdem er von der ganzen Familie seiner Frau als Apostat verlassen, vom Papst als Abtrünniger behandelt, und — was ihn am meisten schmerzte — vom Kaiser Franz Josef als der „treubrüchige Fürst von Bulgarien" stigmatisiert worden war, den man nicht mehr empfangen dürfe! Und nun hatten stille weibliche Einflüsse ununterbrochen doch so lange an die Herzensgüte des greisen Monarchen appelliert, bis er schliesslich einwilligte zu verzeihen und Ferdinand wieder zu empfangen, obwohl alle Erzherzoge protestierten, und mit der Erklärung, dass sie dem Treubrüchigen nicht mehr die Hand reichen könnten, sogar demonstrativ Wien verliessen, als er nach Wien kam und in der Hofburg Wohnung nahm. Und natürlich lohnte er dem Kaiser promptest seine Güte; denn um nicht durch seine Wiederannäherung an Wien das Wohlwollen in Petersburg zu verscherzen, bat er den Kaiser von Russland fast gleichzeitig, einen höheren Offizier nach Bulgarien zur Inspizierung der bulgarischen Armee zu entsenden, worauf die russische Regierung sofort den Obersten Jepantchin nach Bulgarien delegierte. So hat man immer zwei Eisen im Feuer.

Zur Kennzeichnung der Stimmung, welche sich inzwischen in dem ganzen Volk und auch in der Nationalversammlung kundgab, will ich nur erwähnen, dass ich eines Tages tausend Mühen hatte, um die Einbringung eines Antrages zu verhindern, welcher nichts Geringeres bezweckte, als die Votierung einer — Leibwache für König Milan. Ebenso begeisterte sich die Versammlung förmlich für die Schaffung eines schwarzen Kabinetts, und mit enormem Beifall wurde ein Zusatz zum Art. 87 des Strafgesetzes

angenommen, wonach in Zukunft auch Anschläge gegen den Thronfolger wie gegen die Eltern des jeweilig regierenden Königs unter den Hochverratsparagraphen gestellt wurden.

Am 12. Oktober habe ich an unsern Geschäftsträger in Petersburg, Obersten Ljubo Christitch, folgenden Privatbrief geschrieben:

„Mein lieber Ljubo!

„Mit grosser Aufmerksamkeit habe ich alle Deine Berichte gelesen, besonders diejenigen, nach welchen Lamsdorff versprach, sofort den besten Gesandten für Belgrad zu ernennen und sogar den König Milan in Serbien ganz in Ruhe zu lassen, wenn nur die Verurteilten begnadigt werden würden.

„Es ist aber nicht wahr, mein lieber Ljubo, dass die Russen die Begnadigung verlangen, „obwohl sie die Verurteilten gar nicht kennen" und weil sie nur „die vollständig normalen Beziehungen zwischen uns" wieder herstellen möchten. Die Wahrheit ist vielmehr die, dass die Russen sehr gut wissen:

1. dass der Vertreter einer Grossmacht in Bukarest an seine Regierung einen amtlichen Bericht gesandt hat, in welchem ganz offen ausgesprochen wird, dass das Attentat auf König Milan vom Obersten Taube und vom Chef der russischen Geheimpolizei in Bukarest organisiert worden ist;

2. dass die rumänische Polizei auf unser Verlangen Nachforschungen angestellt hat, und dass alle Spuren, welche sie aufgefunden hat, in ein Haus führten, vor welchem sie wegen der Exterritorialität Halt machen musste;

3. dass wir die Photographie dieses Hauses besitzen, und dass der Attentäter vor Zeugen gestanden hat, dass er in diesem ihm in der Photographie vorgezeigten Hause gedungen worden ist, den König Milan zu ermorden;

4. dass ein Einwohner dieses Hauses den Attentäter bis Belgrad begleitet und ihm dann 1000 Napoleondors gegeben hat;

5. dass in diesem Hause der russische Oberst Grabow wohnt;

6. dass die serbische Regierung ausserdem noch manches andere kennt, dass sie aber nicht alles zur öffentlichen Verhandlung bringen wollte, so dass, als ein Angeklagter anfing, seine

Besuche in der russischen Gesandtschaft zu rechtfertigen, der Gerichtspräsident ihm sogar sagte, niemand mache ihm einen Vorwurf daraus.

„Deswegen haben die Russen zuerst mit Gewalt, und als es so nicht ging, jetzt im Guten versucht, die Begnadigung ihrer Werkzeuge zu erwirken.

„Du darfst nicht vergessen, dass die Russen nun über neunzig Jahre schon ein und dieselbe Politik in Serbien befolgen. Diese Politik wird durch die Missionen Rodofinikin, Vaschtchenko, Dolgoruki, Miloschevitch, Schischkin, Kartzow, Persiani und Jadovsky charakterisiert, und ihre Hauptetappen bilden: die Verfassung Butenjews, die Vertreibung der Fürsten Milosch und Michael, die Regierung und die Vertreibung des Fürsten Alexander Karagjorgjevitch. Diese russische Politik würde durch die Begnadigung aller Verurteilten folgendes erreichen:

1. Es würde dadurch erwiesen, dass demjenigen, welcher Russland blinden Gehorsam leistet, in Serbien niemand etwas antun kann.

2. Die radikale Partei würde zum neuen Leben erwachen und mächtiger werden als sie je war.

3. Die Elemente der Ordnung, welche das heutige Regime in Serbien halten und für dasselbe ihr Leben riskieren, würden so entmutigt werden, dass sie sich von allem zurückziehen würden. Von einer Fortsetzung unserer Arbeit in der Armee, in den Staatsfinanzen und an der volkswirtschaftlichen Konsolidierung Serbiens wäre keine Rede mehr, weil die Regierung fallen müsste und unser König gezwungen wäre, wieder zu der Parteiwirtschaft zurückzugreifen.

„Das sind die Gründe, aus welchen die Russen die Begnadigung so stürmisch verlangen. Aber gerade diese Gründe erlauben weder dem König, noch seiner jetzigen Regierung, vorläufig daran zu denken.

„Seitdem ich an der Regierung bin, hat das amtliche Russland durch Jadovsky die Entfernung des Königs Milan aus Serbien verlangt. Ich habe geantwortet, dass Serbien ein unabhängiger Staat ist und somit niemand das Recht hat, sich in seine inneren Angelegenheiten zu mischen. Dann hat uns das amtliche Russland das Messer an die Kehle gesetzt und die sofortige und voll-

ständige Bezahlung der Rückstände unserer Verpflichtungen für viele Jahre verlangt. Gott allein weiss es, wie schwer es uns damals war, Geld zu finden, aber wir haben dennoch 5½ Millionen gezahlt. Als auch das nicht half, hat endlich das „nichtamtliche" Russland das Attentat gegen König Milan und das Kesseltreiben gegen Serbien in der ganzen europäischen Presse veranstaltet, in der Erwartung, dass wir alle Hauptangeklagten erschiessen lassen, aber doch nicht wagen werden, öffentlich zu sagen, wer die Leute angestiftet und gedungen hat — was wieder nicht bloss den Abbruch der Beziehungen zwischen dem amtlichen Russland und Serbien, sondern auch den Abscheu der ganzen zivilisierten Welt gegen ein Land zur Folge gehabt hätte, welches ohne irgendwelche Beweise politische Märtyrer erschiessen lässt.

„Nun aber haben wir bloss den Attentäter erschiessen lassen und uns begnügt, die anderen in die Unmöglichkeit zu versetzen, neue Attentate oder Revolutionen zu machen. Das amtliche Russland fühlt die ganze Schwere dieses Misserfolges, und Lamsdorff strengt sich mit allen Kräften an, diese Schande von Russland abzuwischen, aber wiederum auf Kosten unserer Unabhängigkeit, indem er sogar Begnadigungsakte von uns erpressen will.

„Und wie versuchen sie diese Erpressung? Teilweise mit der Drohung, sie würden von uns die Bezahlung noch weiterer Millionen verlangen, teilweise durch das Versprechen, nicht mehr die Entfernung des Königs Milan aus Serbien zu verlangen und sofort einen neuen Gesandten für Serbien zu ernennen. Die Drohung erschreckt uns nicht. Wenn wir schon imstande waren, die 5½ Millionen zu finden, werden wir hoffentlich auch mit dem Rest nicht in Verlegenheit kommen.

„Betreffs des Verweilens des Königs Milan in Serbien brauchen wir von niemanden die Zustimmung zu haben, denn das ist eine rein interne Frage.

„Es bleibt nur noch die Ernennung des neuen russischen Gesandten.

„Sage mir, mein lieber Ljubo, auf Ehre und Gewissen, ob Du diese Ernennung für ein so grosses Glück erachtest, dass es dafür der Mühe wert wäre, zu erlauben, dass Fremde sogar in das Begnadigungsrecht unseres Königs eingreifen?

„Ich weiss es, dass Lamsdorff, wenn er die Begnadigung er-

reichen könnte, sich damit vor dem Kaiser mit einem grossen persönlichen Erfolg präsentieren könnte. Es ist mir aber sehr leid, dass die Lebensinteressen Serbiens mir nicht erlauben, ihm zu diesem Erfolg zu verhelfen. Was kann die allerschlimmste Folge für uns sein, wenn wir in die Begnadigung nicht willigen?

„Der Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit uns.

„Ich zweifle sehr, dass die russische Regierung sich zu diesem Schritte entschliessen wird, denn sie würde dadurch vor der ganzen Welt gestehen, dass sie in diesem Kampf mit uns den Kürzeren gezogen hat. Im Gegenteil, ich glaube, dass Mansurow auf seinen Posten zurückkehren wird.

„Aber zugegeben, die russische Regierung macht aus Ärger diesen Schritt. Was dann? Sie haben das ja einmal schon in Bulgarien gemacht, und nach einigen Jahren haben sie sich wie an einen Strohhalm an die Taufe des bulgarischen Erbprinzen geklammert, um nur die diplomatischen Beziehungen zu Bulgarien wieder anknüpfen zu können.

„Wie Du siehst, mein lieber Ljubo, hast Du gar keinen Grund, Dich wegen dieser Frage in einem „fieberhaften Zustande" zu befinden. Wir werden auch in Zukunft trachten, gegenüber Russland gerade so korrekt zu sein, wie wir es gegenüber allen anderen fremden Staaten sind, aber wir werden ihm ebensowenig als einem anderen Staate erlauben, in unsere inneren Angelegenheiten einzugreifen. Wir werden auch weiter mit allen unseren Kräften die Unabhängigkeit Serbiens verteidigen — und die anderen sollen machen, was ihnen beliebt.

„Mit Gruss Dein Dr. V. G."

Am 16. Oktober reiste der König für eine gewisse Zeit ins Ausland ab und betraute den Ministerrat mit der Regentschaft. König Milan kehrte nach Nisch zurück und verblieb dort während der ganzen Abwesenheit des Königs.

Am selben Tage fand ich in den „St. P. Vjedomosti" eine „Studie", die ich mit tiefster Empörung las, ohne zu ahnen, dass sie schon eine unmittelbar praktische Bedeutung haben könnte. Noch nie hatte jemand in solcher Weise an die niedrigsten Instinkte in einem Sohne dem eigenen Vater gegenüber appelliert.

Den König — so demonstrierte die Studie — sollte doch der Selbsterhaltungstrieb dazu führen, dass er seinen

Vater opfere. „Die Politik ist eine Kunst, welche auf dem Prinzip des Interesses begründet ist. Demgemäss kann man eine Person nicht länger verteidigen, als es das eigene Interesse erlaubt. Es ist die höchste Zeit für den König Alexander, den Beweis zu liefern, dass er auch ohne die Hilfe seines Vaters imstande ist, seinen Staat zu regieren, und dadurch alle die Broschüren, welche seine physische und geistige Unfähigkeit zum Herrschen behaupten, Lügen zu strafen.“ So kitzelte man in einer haltlosen Seele im entscheidenden Augenblick die Eitelkeit eines Nero gross . . . Mich, wie gesagt, widerte dies alles, als ich es las, nicht sowohl in meinem politischen, als in meinem rein menschlichen Empfinden, ob der Ruchlosigkeit, die sich darin ausdrückte, unsäglich an. Erst nach vier Jahren habe ich vollständig begriffen, was der Artikel zu bedeuten hatte und was namentlich seine Schlusssätze sollten, die offen mit der Vorbereitung eines schicksalsschweren Ereignisses drohten. Damals hatte ich noch keine Ahnung, dass der russische Gesandte in München, Herr Izvoljski nach Meran kommen werde, um dort mit zwei verliebten Turteltauben, dem König Alexander und der Frau Draga Maschin, zusammenzukommen. Und zwar so wenig ahnte ich das Unglück, dass ich sogar in jenen Tagen mich über einen Erfolg freute, als die heil. Synode in Konstantinopel den Firmilian wirklich zum Erzbischof von Üsküb wählte, trotzdem uns der russische Botschafter in Konstantinopel seine Hilfe entzogen hatte. Was weiss man in Europa, was dies für uns bedeutete? Wer wird es da verstehen, was es heisst, dass sich sogar ein echter und unverfälschter Radikaler, Herr Michael Ristitch veranlasst fühlte, um mir zu telegraphieren: „Ich freue mich mit Ihnen, dass ein Serbe zum Erzbischof von Üsküb gewählt wurde. Aufrichtig gratuliere ich zu diesem Erfolge Ihrer dreijährigen Anstrengungen,“ oder dass mein Kollege im Volkswirtschaftsministerium „freudig und glücklich“ von der Rührung schrieb, die sich jedes Serben jetzt bemächtigen müsse, dass in dem serbischen Üsküb der Sitz des serbischen Erzbischofs so glänzend wieder aufgerichtet sei, wie zur Zeit der Nemanjiden und auch lange noch nach dem Kaiser Duschan! Ich telegraphierte dem König, so lange er noch in Wien sei, mit dem ebenfalls dort weilenden König von Griechenland doch wieder das

altgeplante Einverständnis über die Teilung unserer Kultursphären anzubahnen; nun hatten wir Üsküb und Prizren und durften bereits vom Erzbistum Veless zu träumen anfangen. Und die „Vossische Zeitung" schrieb: „Bulgarien ist isoliert, die mazedonischen Griechen stehen mit den Serben jetzt im Einverständnis, und alle früheren Erfolge der Bulgaren sind vernichtet." Und auch alles andere schien gut zu gehen. Vukaschin Petrovitchs Schlussrechnungen für das vorige Jahr zeigten, dass statt der veranschlagten 63 600 000 Franks 65 800 000 eingegangen waren; wir bevollmächtigten den Kriegsminister, einen sechsprozentigen Zuschlag zu den jährlichen direkten Steuern im Jahre 1900 einzukassieren, weil wir die reguläre Armee verdoppelt, 200 neue Offiziersstellen geschaffen, die Militärakademie bedeutend vergrössert, viele Kasernen neugebaut hatten und neue Schnellfeuerkanonen anschaffen, die letzten Raten für Creuzot zahlen, im Laufe des nächsten Jahres 120 000 Repetiergewehre mit wenigstens 1000 scharfen Patronen für jedes neue Gewehr anschaffen mussten, sowie Maschinen, um das rauchlose Pulver in Serbien zu fabrizieren. Was war uns da also Meran und Frau Draga Maschin? Was war uns Hekuba?

Allein, es ist klar, wir waren mit diesen unseren Sorgen auch noch nicht über alle Berge. Wir hatten das Haus voll ernstester Fragen; Schneider in Creuzot wurde gleich mit der ersten Lieferung der Belagerungsgeschütze säumig, und der Kriegsminister musste persönlich nach Creuzot, um die Dinge in Ordnung zu bringen. Atanatzkovitch wollte durch den Belgier Gregoire das Geld zum Bau unserer Ostbahnen auftreiben, aber trotz monatelanger Verhandlungen rührten sich die Dinge nicht vom Fleck! Und vor allem — die Firmilianfrage! Firmilian war zwar regelrecht zum Erzbischof ernannt, aber er musste 1. den Berat bekommen, 2. geweiht, 3. in seine Diözese eingesetzt werden, und siehe da: von Bulgarien bezahlt oder terrorisiert, vertagte die Pforte den Berat; die griechische Regierung, die doch mit uns verhandelte, nahm Stellung gegen uns, sobald sie gesehen, dass wir die Wahl Firmilians durchgesetzt hatten, und es ergab sich folgendes: Pforte und Patriarchat baten uns, nicht wie üblich in Konstantinopel, sondern in Saloniki weihen zu lassen, weil in Konstantinopel 300 000 erbitterte Griechen und Bulgaren die Feierlichkeit stören würden. Also gut, Saloniki . . . aber nun erhielt der dortige griechi-

sche Generalkonsul Eugenides aus Athen die Weisung, die Weihe Firmilians auch in Saloniki mit Hilfe eines griechischen Haufens gewaltsam zu verhindern. Was also zu tun? Weihe in Üsküb selbst? Da waren die Bulgaren mit ihrem Hetzbischof noch drohender und wüster als die Griechen in Saloniki. Also gehen wir in die historisch berühmte Gratchanitza auf dem Amselfelde, oder auf die Insel Halki bei Konstantinopel, oder in das Kloster Hilendar? . . . Ja es war schon komisch, und Europa amüsierte sich damals auch; es ist so leicht zu lachen, wenn Tücken und Bosheit mit der Sehnsucht eines armen Volkes ihr Spiel treiben. . . Und siehe da, mitten dazwischen mit einem Male etwas ganz Persönliches: Am 8. November war ich nämlich genötigt mich bei dem König über einen Brief, den ich von seinem Sekretär Dr. Veljkovitch erhalten hatte, zu beschweren. Ich hatte an den König am 4. u. a. die telegraphische Anfrage gerichtet, ob dem damals eben nach Haag abgereisten Mijatovitch die neue Vollmacht geschickt worden sei; in dieser rein dienstlichen Frage erblickte der Sekretär des Königs gegen sich eine — Denunziation, und er richtete an mich ein Schreiben, wie es sich bisher wahrscheinlich kein Staatsbeamter in irgend einem Lande gegen den Regierungschef erlaubt hat. Dies meldete ich dem König, indem ich hinzufügte: „Wenn Ew. Majestät nicht ausserhalb Ihres Staates weilen würden, müsste ich mir die Frage vorlegen, ob Herr Veljkovitch mir dieses Muster guter Erziehung mit Bewilligung oder ohne Wissen Ew. Majestät geschickt hat. Im ersten Falle würde ich wissen, was meine Pflicht ist, im zweiten würde ich Satisfaktion verlangen. Da sich aber Ew. Majestät im Auslande befindet, sehe ich ein, dass ich die Entscheidung dieser Frage bis zur Rückkehr Ew. Majestät aufschieben muss, und begnüge mich damit, die nackte Tatsache zur Kenntnis Ew. Majestät zu bringen.“ Dieser Brief war die Folge eines Beschlusses des ganzen Ministerrates und machte auf den König einen solchen Eindruck, dass er mir telegraphisch und brieflich antwortete. Das Telegramm vom 10. November hatte folgenden Wortlaut:

„Ihr Zorn hat mich überrascht. Werde Ihnen morgen schreiben. Kaum dass die Lage bei uns in Ordnung gebracht wurde und wir auf einen guten Weg gelangt sind und Erfolge aufzuweisen haben, wollen Sie aus einer Kleinigkeit eine Sache machen, von welcher ich nicht erlaube, dass man ihrer auch nur Erwähnung mache, ausgenommen, wenn Sie 15 Tage Arrest bekommen wollen.

Alexander.“

Der Brief des Königs war vom 13. November und mit all seinen Einräumungen und Zurücknahmen, mit seinen Süssigkeiten und der schier familiären Derbheit und Offenherzigkeit seines Tones ein wahres Dokument der Schlauheit. Er lautete wie folgt:

„Gestern habe ich Ihren Brief bekommen und Ihnen sogleich telegraphisch meine Meinung gesagt. Jetzt schreibe ich Ihnen, um Ihnen zu zeigen, dass ich recht vorausgesehen habe, als ich bei meiner Abreise sagte „Wenn Gerüchte über eine Ministerkrise auftauchen sollten, (ein Wort unleserlich) nicht wahr.“ (!) Ich begreife nicht, wie Sie sich eine solche Kleinigkeit so zu Herzen nehmen und glauben konnten, dass ich hinter dem Briefe von Doktor Veljkovitch stecke. Wie haben Sie glauben können, dass ich jetzt, wo wir gerade in Ihrem Ressort zwei so grosse und schöne Erfolge zu verzeichnen haben, als es die Wahl Firmilians und mein bevorstehender Empfang beim Kaiser von Österreich in der Burg ist (was werden wohl unsere nördlichen Brüder dazu sagen?), dass ich in einem solchen Augenblicke die Regierung wechseln und Sie diese Absicht auf Umwegen fühlen lassen werde?

„Um Ihnen jeden Zweifel zu benehmen und Ihnen zu beweisen, wie unbegründet derselbe war, habe ich Ihnen telegraphisch 15 Tage Arrest angedroht. Jetzt werden Sie wissen, wie ich über diese ganze Sache denke, und wenn ich zurückkommen werde, dürfen Sie diese Frage nicht einmal erwähnen und haben keine andere Pflicht, als mit meinem vollen Vertrauen weiter zu wirken.

„Nun will ich Ihnen die ganze Sache erklären. Als Sie mich telegraphisch fragten, ob ich die Vollmacht an Cseda abgeschickt habe, war dieselbe schon expediert und Veljkovitch hatte Ihnen darüber auch schriftlich gemeldet, nur war sein Brief noch nicht in Ihren Händen. Beim Eintreffen Ihrer Frage ärgerte sich nun Veljkovitch, weil Sie dadurch Zweifel zeigten, ob er seinen Dienst ordentlich versieht. Darauf habe ich ihm gesagt „das ist nicht der Fall, Sie kennen Vladan nicht; er betrachtet jedes Amtsstück wie ein Heiligtum und ist besorgt, sobald er keine Nachricht hat, ob es ordentlich besorgt ist“. Ich habe ihm das gesagt, gerade so wie ich es anderen und Ihnen gesagt habe, weil ich so gar kein Verständnis für die Kanzleiarbeit habe. Darauf sagte mir Veljkovitch, er wolle Ihnen schreiben. Da das seine Privatsache war, habe ich es ihm weder erlaubt noch verboten; ich habe nicht verlangt seinen Brief zu sehen, weil ich fand, dass es besser ist, wenn er sich ohne meine Einmischung in dieser seiner Privatsache mit Ihnen direkt auseinandersetzt.

„Nun hat er ja allerdings einen ziemlich unverschämten Ton angeschlagen. Aber Sie wissen, der Mann hat (ein Wort unleserlich) geschrieben und geglaubt, dass er verdächtigt worden ist. Ich habe mich an der ganzen Sache nicht beteiligt, weil ich nicht berechtigt war, in eine Privatsache einzugreifen. Jetzt sehe ich, dass Sie doch ähnliches von meiner Seite voraussetzen, deswegen wollte ich Ihnen alles erklären und durch diesen Brief beweisen, dass dies absolut nicht der Fall ist. Denn ich habe mich nie in solche Dinge gemengt, weil es nicht königlich wäre, sich damit abzugeben.

„Nun meine ich aber, es sei genug, und es soll darüber nicht mehr gesprochen werden. Denn von dem, was Sie mir in Ihrem Briefe andeuten, will ich

absolut nichts hören. Jetzt erst sehe ich, wie recht mein Vater hat mit seiner Behauptung, dass man seinen Ministern jeden Tag eine neue Liebeserklärung machen muss.

(Folgen einige andere Punkte, darunter Bemerkungen über den geplanten Ausbau des Eisenbahnnetzes in eigener Regie, gegen welchen sich der König aussprach, schon weil es „ein grosser Unterschied ist, ob diese Arbeit von fremden Fachmännern oder von einem Esel à la Jossimovitch ausgeführt wird". Dann hiess es weiter:)

„Gott sei Dank, dass auch Sie endlich zur Überzeugung gebracht worden sind, dass Nikola Stefanovitch ein schlechter Kerl ist. (Nikola Stefanovitch, der Bürgermeister von Belgrad, war nämlich in diesen Tagen von uns seines Amtes entsetzt worden, weil er, noch dazu völlig eigenmächtig und mit Überschreitung seiner gesetzlichen Vollmachten, einen geradezu unglaublichen Anleihevertrag für die Stadt eingegangen war, welchen wir selbstverständlich nicht genehmigten.) Jetzt muss man einen vernünftigen Menschen für diesen Posten suchen. Denken Sie darüber nach und sprechen Sie auch mit meinem Vater darüber, Sie wissen, wie er die geeignetsten Kandidaten für jeden wichtigen Posten zu finden versteht.

„Glauben Sie, Doktor, nochmals, dass ich volles Vertrauen zu Ihnen habe und seien Sie weniger nervös, denn, wahrhaftig, ein anderes Mal werde ich Sie mit Arrest bestrafen. Grüssen Sie mir alle Ihrigen zu Hause und auch alle Ihre Kollegen. Auch ich glaube, dass die Gesellschaft jetzt sehr gut zusammengesetzt ist.

Ihr

Alexander."

Nun, dass der König doch ein wenig hinter dem Schreiben seines Sekretärs gestanden hatte, konnte nicht bezweifelt werden; und doch, konnte nach dem eben mitgeteilten Briefe in uns irgendeine Unruhe bleiben? War das nicht freundschaftlich, aufgeknöpft, bezaubernd liebenswürdig? Erst später, als derselbe „schlechte Kerl" Nikola Stefanovitch allmächtiger Minister im Hebammenministerium der Frau Draga, der „Esel" Jossimovitch wiederum Liebling des Königs geworden, und der Kaiser von Russland erster Zeuge bei der zweiten Hochzeit der Frau Draga Maschin geworden war, erst dann begriff ich, warum der König uns noch am 13. November 1899 so liebenswürdig einschläferte. Es war eben noch nicht alles fertig für den grossen „Coup", man durfte meine Wenigkeit und den König Milan noch nicht alarmieren. Wir stürzten uns also wiederum in die Arbeit, als ob wir wirklich bei derselben schneeweissen Haares werden sollten, wie es König Alexander so oft behauptet hatte. Aber mitten dazwischen wieder verschiedenes, vor dem ich förmlich jeden Überblick verlor. Plötzlich las ich in hundert Blättern, dass der König den General Sava Gruitch, Dr. Mischa Vuitch sowie Dr. Milovan Milo-

vanovitch zu sich nach Meran berufen habe, um mit ihnen über die Begnadigung der radikalen Führer zu verhandeln. War das möglich? Wir dementierten, denn es erschien uns unmöglich; hatten wir doch eben den telegraphischen Befehl des Königs erhalten, Vlajko Nikolitch und seine Kameraden unbedingt aus Kragujevatz nach der Festung Kladovo zu transportieren. Und doch war da irgend etwas Unbekanntes und nach den verschiedensten Richtungen hin Zerrendes tätig, das sich fühlbar machte, ohne dass man es fassen konnte. Der Kaufmann Luka Tjelovitch kam eines Tages zu mir geeilt, um mich zu fragen, warum denn die Regierung beschlossen habe, dass die Frau des Dr. Vuitch nicht nach Belgrad eingelassen werde, sondern dass man sie nach Verlassen des Eisenbahncoupés auf dem Bahnhof gleich wieder zum Einsteigen in den Waggon zwinge. Ich war „paff" und versicherte Tjelovitch, dass uns nicht einmal im Traum etwas Ähnliches eingefallen sei; und augenblicklich berief ich den Stadtpräfekten Bademlitch, um ihn für diesen Willkürakt seiner Polizei zur Verantwortung zu ziehen. Da wies er Instruktionen vor, welche ihm der König vor seiner Abreise direkt „für solche Fälle" hinterlassen hatte; und ich sah daraus, dass der König insgeheim und über unseren Kopf hinweg Befehle erteilte, und zwar aus einer ganz besonderen Furcht vor den Frauen der radikalen Führer. Was ging da vor?

Am 22. November musste ich dem König telegraphieren, dass die rumänische Regierung angefragt habe, ob es uns genehm sei, wenn sie den früheren serbischen Gesandten in Bukarest, Mika Gjorgjevitch, nach dem bestehenden Brauche, dekorieren würde. Der König antwortete mit folgendem Telegramm:

„Die Haltung des Mika Gjorgjevitch war eine solche, dass er die Auszeichnung nicht verdient, weil er in einem amtlichen Protokoll eine Unwahrheit unterschrieben hat. Man sollte diese Auszeichnung auf eine höfliche Art verhindern. Ich denke, der Vorschlag kommt von Lahovary, welcher immer nach allen Seiten recht tun will. Wollen Sie diese meine Meinung meinem Vater mitteilen und mit ihm die Sache besprechen, bevor Sie eine definitive Antwort geben.

Alexandre."

Das habe ich getan und dann an unseren Gesandten in Bukarest telegraphiert:

„Sagen Sie dem rumänischen Minister des Äusseren, dass wir nichts dagegen gehabt hätten, wenn man Mika Gjorgjevitch dekoriert hätte, ohne uns vorher zu

fragen. So aber erachten wir es als unsere Pflicht, mitzuteilen, dass Mika deswegen abberufen worden ist, weil er amtlich in einem Protokoll eine Unwahrheit behauptet hat, und überlassen es dem Ermessen der rumänischen Regierung, ob sie ihn dekorieren will oder nicht."

Und der König weilte in Meran. Dem Kriegsminister, der ihm Bericht zu erstatten hatte, liess er durch mich sagen, dass es ihm am angenehmsten wäre, wenn er ihn am 1. Dezember in Meran empfangen könnte. Vukaschin wollte mit dem Kriegsminister verabredetermassen zusammen von Wien nach Meran fahren, weil er mit dem König wegen des Budgets pro 1900 zu konferieren hatte. In Wien angekommen erfuhr Vukaschin, dass Vutchkovitch bereits dorthin abgereist war, während er auf plötzlich eingelangte Ordre des Königs noch in Wien, auf einen weiteren Befehl warten musste. Und wiederum, was ging da vor? Was hatte der König mit dem Kriegsminister zu sprechen, das der Finanzminister nicht hören durfte?

In diesen Tagen wurde der bekannte österreichisch-montenegrinische Postanweisungsskandal offenkundig; die österreichischen Postämter hatten auf montenegrinische Postanweisungen Gelder ausgezahlt, und die montenegrinischen Postämter hatten die bei ihnen eingezahlten Beträge nicht nach Österreich, sondern „auf höheren Befehl anderweitig", d. h. an den Fürsten Nikolaus abgeführt, der nun nicht in der Lage war, die so entstandene — Ehrenschuld zu tilgen. Dabei hatte sich herausgestellt, dass auch andere angesehene Montenegriner in Cetinje an ihre eigene Adresse, zumeist nach Triest, Geldanweisungen aufgegeben hatten und einkassieren liessen, ohne dass sie in Cetinje die angewiesenen Beträge auch eingezahlt hätten. Nun, dieses Intermezzo interessierte uns weiter nicht; wir konnten nur die belustigten Zuschauer bei diesem etwas schmutzigen Lustspiel bilden.

Mehr belästigend war, dass der bulgarische „Handelsagent" in Üsküb in seiner Agentur plötzlich einige zweifelhafte Existenzen anstellte, welche vom mazedonischen Komitee gedungen worden waren, um den — Erzbischof Firmilian zu ermorden, wenn er doch geweiht werden sollte. Nun, ich meinerseits habe ja dem guten Firmilian von allem Anfang an ausser den kostbaren Kleidern und der Bischofmütze auch einen guten Revolver geschickt, und dann wusste ich, dass unsere Leute dort auch fähig sind, „das glühende

Eisen zu fassen". Was mir mehr Sorgen machte, das war das Benehmen Firmilians selbst, welcher mit seiner Demission zu spielen begann, weil ich nicht die ihm nicht angenehmen serbischen Beamten, Lehrer und Lehrerinnen in Alt-Serbien davonjagen wollte. Der König telegraphierte mir kurz:

„Jenem Narren in Üsküb lasse ich sagen, dass unter den jetzigen Verhältnissen jeder Versuch, neue Schwierigkeiten zu machen, als Verrat betrachtet werden muss."

Am 6. Dezember, als dem Tage des Patronatsfestes des Hauses Obrenovitch, neues überschwängliches Danktelegramm des Königs an uns mit Hervorhebung „meines Staatsprogramms und Ihrer patriotischen Arbeit", und am 10. Dezember folgender, in Worten gleich freundlicher, im Tone aber und in der Sache so herzenskalter und das ganze Staatsprogramm umwerfender Brief, dass ich mir im ersten Augenblick förmlich die Augen rieb, als ich ihn las:

„Lieber Doktor!

„Die zwei Tage, welche Vukaschin bei mir zugebracht hat, haben wir am Budgetentwurf gearbeitet und sind zu vollem Einverständnis gekommen. Jetzt brauchen nur noch Sie alle einzuwilligen, damit wir wirklich einen Staatsvoranschlag haben, welcher beweist, dass in Serbien die Ordnung der Staatsfinanzen wiederhergestellt ist. Das Land hat in den zwei Jahren grosse Fortschritte gemacht, aber ich finde, dass es diese gute Richtung verlassen wird, wenn wir jetzt grosse und unnötige Ausgaben schaffen würden. In einem jungen Lande, welches noch seine Ideale zu erreichen hat, darf kein Centime, wenn es nicht unumgänglich notwendig ist, auf etwas anderes, als auf die Ausrüstung der Armee ausgegeben werden. Serbien wird von vielen neuen Beamten und Anstalten keinen Nutzen haben, sondern nur von der Vermehrung der Ackerbauvereine, und davon, dass das Volk nicht mehr politisiert, sondern arbeitet. Serbien hat 85 Jahre existiert und Fortschritte gemacht mit diesen Strassen, die wir heute haben; man braucht jetzt nicht auf einmal Hunderttausende bloss für den Bau neuer Landstrassen und Brücken zu verwenden ... Und unsere höheren Ingenieure und die Eisenbahndirektion müssen eben mehr arbeiten, und nicht erlauben, dass ihre Tunnels einstürzen ... Wozu braucht die Akademie der Wissenschaften noch 50000 Franks? Damit Pera Gjorgjevitch mehr kritzeln kann, und damit mehr Hefte in der Akademie erscheinen, welche jenseits der Save und der Donau niemand liest? Auf dem wissenschaftlichen Felde kann Serbien Europa nie überflügeln und wenn unsere Akademie wirklich etwas Vernünftiges zu veröffentlichen hat, so genügen die bisherigen Mittel. Dann muss man auch im Ministerium des Äusseren warten. Es ist nun einmal so, Reformen kosten Geld, und ich sehe nicht ein, dass wir mehr äussere Erfolge haben werden, wenn unsere Gesandtschaften auch Legationsräte bekommen und wenn die Legationssekretäre nicht mehr in so viel Klassen eingeteilt sind. Bei Vutchkovitch habe ich durchgesetzt, dass er um

eine halbe Million selbst unter die Summe gegangen ist, in welche Sie eingewilligt haben. Was sollen wir einzelne Fächer vervollständigen, besonders mit neuen Beamten? Diese sind eine Krankheit am Staatsorganismus (vier Worte unleserlich) oder in allen Budgetpositionen, und ich könnte mich nicht enthalten, gegen dieselben bei der Nationalversammlung zu agitieren; das wäre, wie Sie wissen, sehr unangenehm. Deswegen bitte ich Sie mir zu helfen, aus dem Voranschlage alles unbarmherzig zu streichen, was nicht unumgänglich notwendig ist.

„Glauben Sie an meine Freundschaft und grüssen Sie Ihre Kollegen.

Ihr

Alexander."

Was hiess das in Wahrheit? Ade Reform der gesamten Beamtenschaft; ade neues Gesetz über den Staatsdienst, neues bürgerliches Gesetzbuch, neues Strafgesetzbuch und endlich Katastrierung des Landes; und auch von der Reform unseres diplomatischen Dienstes, von neuen Landstrassen und Brücken, vom Eisenbahnbau in Staatsregie, von jedem neuen wichtigen Hebel zur Hebung der Volkswirtschaft, wird keine Rede mehr sein; und alle die mühevollen Studien von Andra Gjorgjevitch, Jovan Atanatzkovitch, meiner Wenigkeit, von Mischa Michajlovitch, von Ivan Pavlovitch, von Svetozar Zoritch usw., nebst allen Entwürfen so vieler Fachkommissionen, sie mussten ins Archiv wandern. Warum? Wegen der Sanierung der Staatsfinanzen? Allons donc! Um die hat sich doch der König immer wahrhaftig weit weniger gekümmert, als wir. Wir selbst hatten schon bei der Vorbereitung unserer Reformen, jeder in seinem Ressort genau darauf geachtet, das Gleichgewicht im Budget nicht zu stören, dem wir uns mit dem zweiten Jahre unserer Arbeit näherten; wir hatten jeder schon selbst die kleinsten Details genau abgewogen und, jedenfalls besser als der König — gewusst, was möglich war und was wir uns versagen mussten. Und nun kam er förmlich zwischen zwei Liebesszenen daher, um nur so mir nichts dir nichts und von oben herab barbarisch in unseren Plänen zu wüten ... Und woher auf einmal diese seine Opposition? ... Und ferner, da lag es, da gestand er ja plötzlich ganz offen, was er immer im Verborgenen zu üben pflegte, nämlich, dass er wieder bei der Nationalversammlung gegen seine eigene Regierung intrigieren wird. .. Und ist es nicht ein wahres Unikum in der Geschichte, dass eine Regierung, welche durch den Willen des Herrschers eingesetzt wurde, um ein „königliches Programm" aus-

zuführen, mit diesem Programm keine Opposition im Parlamente findet, sondern um dasselbe mit dem König selbst kämpfen muss? Nun, aber heute wissen wir ja die Antwort auf diese Abnormitäten. Der König hatte eben schon bei der Zusammenstellung dieser Regierung seine besonderen Absichten, von denen nicht nur wir, sondern auch der König Milan keine Ahnung hatten, und diese Absichten haben wir erst dann begriffen, als wir uns wehrten, sie zu befriedigen. Nicht sein, sondern unser war das gegenwärtige politische Programm, und der König hatte es angenommen und in der Öffentlichkeit als das seinige hingestellt, um sich dadurch Popularität zu verschaffen. Aber haben wir denn im Laufe dieser zwei Jahre nicht schon unzählige Beweise gehabt und angeführt, dass er immer Opposition machte, wenn wir ernstlich daran gingen, dieses Programm auszuführen? Freilich, heute sieht man es klar: wenn es uns gelungen wäre, den grössten Teil dieses Programms zu verwirklichen, dann wären wir im Lande ein solcher politischer Faktor geworden, dass es nicht so leicht gegangen wäre, uns im gegebenen Momente beiseite zu stossen... Und jetzt muss ich etwas gestehen: meine Feinde sagten mir immer Selbstüberhebung nach und dass ich mich für einen „Bismarck“ gehalten hätte! ... Bismarck! Nein, diese Einbildung habe ich nicht gehabt, und all mein Witz heute ist Treppenwitz. Bismarck hätte bereits damals gewusst, was ich erst jetzt weiss, und wäre schon damals gegangen; und überhaupt hätte ein Bismarck weit besser als ich sorglos königsgläubiger Idealist gewusst, was in Meran geschah. Ich glaubte wirklich, dass es dem König nur ums Gleichgewicht im Budget zu tun war, und nachdem die Sanierung der Staatsfinanzen ein wichtiges Detail unseres Programms ausmachte, steckte ich schweren Herzens meine Reformen in die Tasche, und tröstete mich und meine Kollegen, dass wir ja nach den wiederholten öffentlichen Versprechungen des Königs später genug Zeit zur Verfügung haben würden, alle unsere Reformen auszuführen...

Inzwischen schloss der Kriegsminister Vutchkovitch in Berlin persönlich mit der betreffenden Gewehrfabrik den Vertrag über die Lieferungen der Repetiergewehre, mit Geldstrafen für die Lieferanten bei jeder Verspätung in der Ablieferung.

„Ich muss noch etwas in Wien sehen — fügte Vutchkovitch in seinem Schreiben frohgemut hinzu — und dann bin ich gleich in Belgrad. Die erste Partie des neuen Gewehres wird vor unserm Weihnachten in Belgrad sein, und ich habe mich versichert, dass wir bis zu Ende d. M. auch eine halbe Million Patronen in Belgrad haben werden. Mit diesen Gewehren können wir ein Regiment ausrüsten, und dann werden wir sie der Reihe nach alle zu bewaffnen vermögen." Und so machte er sich auf den Weg. . .

Als ich aber diesen Brief erhielt, war sein Schreiber nicht mehr unter den Lebenden. Ein Telegramm aus Dresden meldete mir, dass der Kriegsminister auf der Reise von Berlin nach Wien im Waggon gestorben war. . . Und warum, damit ich auf früher Erwähntes zurückkomme, hatte ihn König Alexander in Meran allein zu sprechen gewünscht, und zwar noch bevor Vukaschin Petrovitch dahin kam? Auch die Antwort auf diese Frage habe ich erst vier Jahre später vom General Atanatzkovitch in Wien erfahren. König Alexander hatte auch den tüchtigen Soldaten Dragomir Vutchkovitch demoralisiert und ihn verleitet, in dem definitiven Vertrage über die Anschaffung der Repetiergewehre zwei Franks mehr für jedes Gewehr zu geben, als der Lieferant ursprünglich verlangt hatte. . . Für wen? Für Vutchkovitch wahrhaftig nicht — seine Familie ist sehr arm zurückgeblieben, und die Nationalversammlung hat für seine Witwe geradeso wie für die Witwe Ristitchs und Garaschanins Ehrenpensionen aussetzen müssen . . .

Am 17. Dezember kam König Alexander auf der Rückreise aus Meran in Wien an und wurde auf dem Bahnhof vom Kaiser Franz Josef, allen Erzherzogen und den Spitzen der Zivil- und Militärbehörden empfangen. Nach herzlicher Begrüssung fuhren die Majestäten nach der altehrwürdigen Burg, wo der König auf Wunsch des Kaisers abstieg. Beim Galadiner zu Ehren des Königs hatte der älteste Herrscher Europas, das Haupt der Dynastie der Habsburger, neben dem Goldenen Vliesse auch das Grosskreuz Milosch des Grossen angelegt, und in diesem Grosskreuze das Bild jenes serbischen Bauern, welcher den Grundstein zu einem neuen europäischen Staate gelegt hatte. . . Man brauchte nicht sentimental zu sein, um auch darin einen Erfolg zu sehen, besonders einige Wochen nach dem Lärm, welchen in Europa der Atten-

tatsprozess gemacht hatte. Wie auf Kommando fielen nun alle russischen Blätter über Österreich-Ungarn und besonders über den Grafen Goluchowski her, und wollten beweisen, dass durch den glänzenden und demonstrativen Empfang in Wien die Konvention von 1897 zwischen Russland und Österreich-Ungarn zerrissen worden sei. Und zum erstenmal seit langen Jahren hatten wir die Freude, zu unserer Verteidigung auch die reichsdeutsche Presse bereit zu sehen, die, die jetzige Lage in Serbien analysierend, die besten Aussichten für die weitere Entwickelung auf der Balkanhalbinsel als gegeben erklärte. Und die Lage, soweit ich sie übersah, war tatsächlich nach allen Richtungen so wesentlich gebessert, dass mich in meinem Belgrad in diesem Augenblick eine andere Frage noch weit mehr interessieren konnte, als diese russisch-deutsche Zeitungsfehde, nämlich die Frage des Exports der gedörrten Zwetschgen und des Pflaumenmus aus Serbien. Und ich gestehe, ich hatte an dieser Frage ein wahres Vergnügen, denn es ging entschieden besser; im vorigen Jahre hatte die Ausfuhr dieses Artikels 10 Millionen Franks ergeben und jetzt, 1899 zeigte sie volle 14 Millionen in Gold. Und ich war schon ein solcher Ketzer geworden, dass ich diese 14 Millionen in Gold, welche der serbische Bauer bloss für seine Pflaumen verdiente, höher bewertete, als wenn in jedem Dorfe einige politische Meetings stattgefunden hätten. Da bekam ich plötzlich einen Gruss aus Österreich, ein förmliches Ultimatum im Interesse der dortigen Zuckerfabrikanten, und dann erhielt ich eine kategorische Note, welche nichts mehr und nichts weniger verlangte, als dass wir die erst neu geschaffene Verkehrssteuer am 1. Januar 1900, also an dem Tage, an welchem sie erst hätte ins Leben treten sollen, wieder aufheben sollten. Jawohl, etwas anderes ist der Geldbeutel und etwas anderes die Politik; sobald der Beutel sich meldet, ist die Freundschaft zu Ende. Vukaschin Petrovitch antwortete selbstverständlich, indem er mir sofort seine Demission anzeigte, und mit mir erklärten auch die rasch versammelten Kollegen ohne Ausnahme, dass sie unter solchen Umständen auch nicht in der Lage seien im Ministerium zu bleiben. Unsere Opposition hatte im Verein mit der russischen Presse regelmässig behauptet, wir wären bloss „österreichische Agenten“. Nun, hier der Text meiner Demission:

„Sire!

„Infolge der energischen Protestnote gegen die Verkehrssteuer — welche ein formelles Ultimatum bildet, in 48 Stunden den österreichischen Import in Serbien von dieser Steuer zu befreien, wodurch also die Aufhebung eines von der Nationalversammlung votierten und durch Ew. Majestät verkündeten Gesetzes verlangt wird, — hat der Herr Finanzminister die beigeschlossene Demission unterbreitet.

„Nicht bloss deswegen, weil ich als Regierungschef betreffs der ersten Note der hiesigen k. k. österreichisch-ungarischen Gesandtschaft in dieser Frage die Auffassung meines Kollegen im Finanzministerium vollständig zu der meinigen gemacht habe, sondern hauptsächlich deswegen, weil ich eine solche Forderung eines fremden Staates als eine Einmischung in unsere innere Gesetzgebung betrachten muss, welche die Souveränetät des Königreiches verletzt, kann ich es auch, Sire, nicht mit der Würde Serbiens und mit meiner persönlichen Würde in Einklang bringen, Selbstgeschaffenes mit eigenen Händen niederzureissen und die Aufhebung eines Gesetzes vorzuschlagen, welches auf Antrag meiner Regierung votiert wurde und erst übermorgen ins Leben zu treten hätte.

„Indem ich Ew. Majestät in tiefster Ehrfurcht meine und meines ganzen Kabinettes allergehorsamste Demission unterbreite, bleiben wir, ich und meine Kollegen, nur dem Staatsprogramme Ew. Majestät vom 11. Oktober 1897 treu. Denn wenn wir einwilligen würden, dieses Gesetz wieder aufzuheben, würden wir dem Lande eine Einnahmequelle von über 2 Millionen jährlich entziehen, und dadurch würden wir das mit so schweren Opfern im Staatsbudget erreichte Gleichgewicht neuerdings in die Stromschnellen einer Defizitgebahrung stürzen, welche bis jetzt unseren Staatskredit durch eine lange Reihe von Jahren untergraben, dem Lande immer neue Anleihen aufgebürdet und sowohl seine militärische, als auch volkswirtschaftliche Entwickelung gehindert hat.

„Deswegen habe ich die Ehre, in tiefster Ehrfurcht Ew. Majestät gehorsamst zu bitten, meine und meines Kabinettes Demission genehmigen und uns unserer bisherigen Dienste allergnädigst entheben zu wollen usw.“

Das Interessanteste ist, dass wir diese Demission nicht ins königliche Palais, sondern auf den Bahnhof tragen mussten, denn um 11 Uhr desselben Tages sollte der König nach Nisch abreisen und während wir an dem Gesuch noch schrieben, wurde unser Reisegepäck bereits im Hofzuge aufgeladen. Es blieb uns gerade noch Zeit, vor dem König auf dem Bahnhof einzutreffen, und erst als der Zug im Rollen war, konnte ich ihm das Dokument einhändigen. Der König schrieb darauf mit Bleistift folgende Worte: „Dem Unterrichtsminister für das Staatsarchiv“ und es entspann sich folgendes Gespräch:

Dr. V. G.: Majestät scheinen die Sache als einen Scherz aufzufassen. Ich muss aber gehorsamst bitten zu glauben, dass wir diesen Schritt im bittersten Ernst gemacht haben.

Alle Minister bestätigten meine Erklärung.

Der König: Aber meine Herren, das kann nicht Ihr Ernst sein. Glauben Sie, dass ich einen Schritt für ernst halte, den Sie im Eisenbahnwaggon unternehmen, und in einem Augenblicke, wo wir nach Nisch reisen zur Fortsetzung der unterbrochenen Session der Nationalversammlung, und wo das bisherige Staatsbudget nur noch für morgen gilt?

Dr. V. G.: Was das Budget anbelangt, kann ein königliches Dekret morgen auf Grund der Verfassung die Fortdauer seiner Gültigkeit für 1900 anordnen, bis die Nationalversammlung das neue Budget votiert haben wird. Dass wir unsere Demission erst jetzt und im Eisenbahnwaggon unterbreiten, ist nicht unsere Schuld, sondern Schuld der freund-nachbarlichen Regierung, welche uns erst heute aufgefordert hat, das Harakiri an uns auszuführen.

Der König (ärgerlich): Ach was, sagen Sie lieber, dass Sie die Sache so eingerichtet haben, um diese Gelegenheit, sich sehr populär zu machen, auszunützen . . .

Wir alle sahen uns bei diesen Worten, die wir nicht erwarteten, mit grösster Überraschung an.

Der König: Jawohl, und zwar auf eine billige Art populär zu machen. . . Was wäre denn bei unseren Leuten populärer, als wenn eine Regierung sich den Anschein gibt, bei der Verteidigung gegen die Prätentionen der Nachbarmonarchie zu fallen?

Aber schlagen sich die Herren so was aus dem Kopfe! Das werde ich nicht zulassen, haben Sie mich verstanden, Doktor!

Dr. V. G.: Majestät, in diesen 27 Monaten hat es für uns viel günstigere Gelegenheiten gegeben, uns populär zu machen. Wir haben diese Gelegenheiten nicht benützt, weil wir in den Staatsgeschäften auf das Urteil der Menge nicht so viel geben, als auf die Pflichterfüllung. Das Allerpopulärste in diesem Lande war eine russische Politik, und doch haben wir uns darum nicht sehr gerissen, weil wir es als unsere Pflicht erachteten, nur eine serbische und keine andere Politik zu machen. Als Österreich-Ungarn zum ersten Male versuchte sich in unsere inneren Angelegenheiten einzumengen, wäre es für uns sehr populär gewesen, nicht bloss das Leben der radikalen Führer zu retten, sondern auch all denjenigen Leuten die Freiheit wieder zu geben, welche ohne unser Wissen verhaftet und so elend abgeurteilt wurden. Trotzdem habe ich mit meinen Kollegen eine ganz andere Stellung eingenommen. Damals haben mich Majestät mit dem Hinweis darauf beschwichtigt, dass es sich um einen privaten Ratschlag des Kaisers handelte, dass dieser Rat ja nicht durch den österreichischen Gesandten, sondern durch einen anderen überbracht wurde, und dass also darin keine Intervention eines fremden Staates und einer fremden Regierung gelegen habe. Nun, Sire, wie ist es mit dem heutigen Fall? Diesmal handelt es sich um eine amtliche Note der pleno titulo k. u. k. österreichisch-ungarischen Regierung, die weder ich, noch irgend einer von meinen Kollegen akzeptieren kann. . . Wenn aber Ew. Majestät wirklich so denkt, wie es ausgesprochen wurde, nämlich, dass wir bei dieser Gelegenheit nur an einen populären Grund für unseren Rücktritt gedacht haben, dann ist der Beweis sehr leicht zu erbringen, dass diese Ansicht Ew. Majestät unbegründet ist. Erlauben Sie mir, Sire, diese Note gar nicht zu beantworten, sie als null und nichtig zu betrachten. Erlauben Sie, dass das betreffende Gesetz übermorgen ins Leben tritt, als ob wir diese Note gar nicht bekommen hätten, und dann ziehen wir sofort unsere Demission zurück.

Der König (nach längerem Schweigen): — Das geht nicht. Österreich würde uns sofort die Grenze sperren. Hauptsache ist jetzt Zeit gewinnen. Arbeiten Sie alle weiter, als ob nichts ge-

schehen wäre, überlassen Sie mir Österreich. Bitte den Befehl zu geben, dass man mir die Chiffren mit Michailovitch bringt.

Einer der Minister ging in den nächsten Salonwagen und brachte die Chiffren. Der König zog sich in sein Schlafcoupé zurück, und bei der Station Lapovo wurde folgendes Telegramm des Königs an unseren Gesandten in Wien abgesandt:

„Bitte sofort zum Grafen Goluchowski zu gehen und ihm auf meinen Befehl mitzuteilen, dass infolge der letzten österreichischen Note, durch welche die Aufhebung des Gesetzes über die Verkehrssteuer verlangt wird, meine ganze Regierung ihre Demission gegeben hat, weil sie keine Möglichkeit hat, ein Gesetz aufzuheben, welches dem Staate über 2 Millionen Einkünfte sichert, und welches sie erst im Herbst hat votieren lassen. Unmöglich, die Minister dazu zu bewegen. Erklären Sie meinerseits dem Grafen Goluchowski, dass jeder Wechsel der Regierung unter den jetzigen Verhältnissen einen ungeheuren Schaden für die innere Entwickelung des Landes bedeuten würde; dass es unpassend wäre, wegen einer relativ geringfügigen Sache eine Regierung zu stürzen, welche zu meiner vollständigen Zufriedenheit wirkt und vom ganzen Lande gerne gesehen ist; und dass der Sturz dieser Regierung über eine solche Frage im ganzen Lande als Nachgiebigkeit Österreich-Ungarns gegen die Forderungen Russlands aufgefasst werden würde. Sagen Sie ihm, dass ich absolut nicht imstande bin, von meiner Regierung die Aufhebung ihres eigenen Gesetzes zu verlangen. Bitte mich vom Resultate sofort zu benachrichtigen.

Alexandre."

Die Antwort unseres Gesandten in Wien, welche in Nisch erhalten wurde, lautete folgendermassen:

„Goluchowski bleibt bei seiner Forderung, weil das Gesetz dem Handelsvertrage widerspricht und ohne Wissen und Einverständnis mit Österreich-Ungarn gemacht wurde. Die öffentliche Meinung, der Protest in den Delegationen, und auch eine Bewegung unter den Abgeordneten zwingen ihn bei der Forderung zu bleiben, obwohl er weit davon entfernt ist, der jetzigen serbischen Regierung Schwierigkeiten bereiten zu wollen. Er gibt den Rat, die Regierung möge selbst einen geeigneten Ausweg finden, um das Gesetz zu ändern oder den Import aus Österreich-Ungarn besonders zu begünstigen. Er ist nicht der Ansicht, dass der Rücktritt der Regierung als Nachgiebigkeit gegen Petersburg aufgefasst werden könnte. Dieser Rücksicht trägt er keine Rechnung. Die Audienz für den Finanzminister für Dienstag nicht sicher, für Mittwoch sicher.

Michailovitch."

Vukaschin Petrovitch reiste nun selbst nach Wien und telegraphierte:

„Meine Verordnung vom 1. Dezember (über die Ausführung des Gesetzes) muss durch Nachstehendes vervollständigt werden: „Die Waren, welche aus Vertragsstaaten eingeführt werden, unterliegen nicht der Verkehrssteuer. Das ist alles, was ich erreichen konnte."

Dann:

„Das Gesetz bleibt, aber wir werden doch eine andere Einnahmequelle schaffen müssen, um den Wegfall dieser Einnahmepost zu ersetzen.“

Der König klammerte sich an die Worte „das Gesetz bleibt“, und freilich war die Form gerettet. Aber das war ja nicht der Kern der Frage: es handelte sich darum, dass wir jetzt diese Steuer auch auf die Waren aus anderen Vertragsstaaten nicht anwenden konnten. Aber der König antwortete mit folgender Frage: Ist Serbien in der Lage, mit Österreich-Ungarn einen Zollkrieg zu führen? Was ist der grössere Schaden: der Wegfall dieser zwei Millionen, welcher übrigens durch eine andere Einnahmequelle ersetzt werden kann, oder die Katastrophe unserer gesamten Volkswirtschaft, wenn Österreich-Ungarn uns mit einer Grenzsperre kommen würde? Auf diese zwei Fragen des Königs mussten wir schweigen.

Diese Ministerkrise vom 29. Dezember zeigt aber wie österreichisch wir waren.

XIX.

Eintritt in das XX. Jahrhundert.

Am 1. Januar 1900, bei der Gratulationskur habe ich an der Spitze des Ministerrates und im Beisein des Königs Milan an den König Alexander eine Ansprache gerichtet, welche nicht etwa die Eitelkeit mich hier wiederholen lässt.

„Ich bitte, Sire, sagte ich, aus Anlass des Jahreswechsels die Glückwünsche des treu ergebenen Ministerrates Ew. Majestät allergnädigst genehmigen zu wollen. Nachdem wir heute nicht bloss in ein neues Jahr, sondern auch in ein neues Jahrhundert eintreten, und da Ew. Majestät seit dem 11. Oktober 1897 unzählige Male verkündet haben, dass Ihnen das Vaterland wichtiger ist, als alles andere, so denke ich, dass ich den Gefühlen meiner Kollegen und dem königlichen Ideal Ew. Majestät am besten entsprechen werde, wenn ich unsere Gratulationen in diesem einzigen Wunsche zusammenfasse:

„Es möge Serbien im XX. Jahrhundert in der Politik und in der Kultur noch grössere Erfolge erreichen, als sie ihm im XIX. Jahrhundert beschieden waren und die der Welt bewiesen haben, dass die Lebenskraft dieses neuen serbischen Staates durch all die blutigen, auch antidynastischen und Parteikämpfe nicht gebrochen werden konnte, und dass sie vielmehr aus den Trümmern einer türkischen Provinz ein unabhängiges Königreich zu schaffen imstande war. Dieser unser, ich darf sagen, gemeinsamer Wunsch, Serbien im XX. Jahrhundert noch vorgeschrittener zu sehen, kann nur erreicht werden, wenn die dynastischen und Parteikämpfe definitiv aufhören und das Land in

den Stand gelangt, seine ganze Kraft dem Fortschritt zu widmen, seine Unabhängigkeit zu verteidigen, und seine nationale Mission zu erfüllen. Ein solches Resultat kann nicht von einer Regierung erreicht werden, und wenn sie noch so lange dauern würde, und auch von einem Herrscher nicht, und wenn er sein ganzes Leben treu und konsequent an einem Staatsprogramm festhalten wollte. Und weil die politischen Spekulanten immer darauf rechnen werden, dass sie ihr Ziel, wenn nicht unter dieser, so doch vielleicht unter einer anderen Dynastie erreichen könnten, darum ist es vor allem notwendig, allen Umsturzelementen im Lande und allen fremden Einflüssen, welche sich dieser Elemente bedienen, zu zeigen, dass es keinen Attentaten, keinen Morden und keinen gewaltsamen Revolutionen gelingen kann, Serbien auf dem Wege zu seiner nationalen Mission aufzuhalten, oder es aus den Gleisen einer normalen Entwickelung zu werfen. Es ist notwendig, allen zu zeigen, dass es in diesem Lande etwas gibt, was gerade so lange dauern wird, als das serbische Volk: und dieses Eine ist seine nationale Dynastie.

„Geben Sie uns, Sire, eine solche Dynastie, es ist die höchste Zeit. Ew. Majestät dürfte sich erinnern, dass vor 27 Monaten, als mir der Auftrag wurde auf Grund des Prinzipes „Serbien über alles“ eine Regierung zu bilden, mein erstes Wort war: Heiraten Sie, Sire, und geben Sie durch eine starke Dynastie dem ganzen Leben des Volkes einen festen Anker. Von jenem Tage bis auf den heutigen habe ich unzählige Male sowohl allein, in den Gesprächen mit Ew. Majestät, als in Gegenwart S. M. des Königs Milan, oder bei feierlichen Anlässen im Beisein aller meiner Kollegen, dieselbe Bitte wiederholt, leider immer ohne Erfolg. Heute, nach der schweren Krise, welche wir infolge des Attentates auf S. M. König Milan durchlebt haben, und mitten in einer neuen Ministerkrisis, in welche wir versetzt worden sind, wiederum infolge fremder Einmischung in die inneren Angelegenheiten Serbiens, wiederhole ich meine Bitte, diesmal zum letzten Male: Heiraten Sie, Sire, weil nur dann, wenn das königliche Haus von Serbien legitime Thronanwärter haben wird, denen gegenüber alle Prätendenten und alle politischen Hazardspieler die Hoffnung auf einen Erfolg ihrer Absichten verlieren werden, Serbien in Ruhe an seine nationale Mission denken und sich für dieselbe vorbereiten kann. Ich

weiss nicht, Sire, ob wir nach der vorgestrigen Note einer fremden Gesandtschaft noch Minister bleiben werden, aber was ich sicher weiss und was ich als meine Pflicht erachte, gerade heute auszusprechen, ist, dass wir nicht Minister bleiben werden, wenn Ew. Majestät im Laufe dieses Jahres nicht heiraten sollte."

König Alexander war durch eine so ungewöhnliche Neujahrsgratulation sehr überrascht. Darauf konnte er nicht mit den gewöhnlichen Phrasen antworten. Er schwieg ziemlich lange, und dann sagte er ungefähr folgendes:

„Ich danke, Herr Ministerpräsident, für Ihre und Ihrer Kollegen Gratulation zum neuen Jahre und zum neuen Jahrhundert. Sie haben meinen lebhaftesten Wunsch am heutigen Tage ganz genau ausgesprochen. Es ist derselbe, wie der Ihrige, dass Serbien im XX. Jahrhundert glücklicher werde als es im XIX. war. Ich teile auch Ihre und Ihrer Kollegen Ansicht, dass es zu der Erfüllung dieses Wunsches vor allem notwendig ist, den dynastischen wie den Parteikampf definitiv zu beenden. Der letztere ist unter der jetzigen Regierung schon auf ein Minimum reduziert. Da ich fest entschlossen bin, trotz des Zwischenfalles von vorgestern, dieses Regime und zwar mit Ihnen an der Regierung, fortzusetzen, so bin ich überzeugt, dass der Parteikampf in der bisherigen Form einer Brotfrage aufhören und einem politischen Prinzipienkampfe Platz machen wird, bei welchem es möglich sein wird, ohne Schaden für das grosse Ziel der nationalen Mission an eine breitere und freiere Verfassung zu denken. Dann erst werden Sie die Staatsgeschäfte jüngeren Kräften übergeben können. Es bleibt nur noch die andere schwierigere und für ein normales Fortschreiten viel gefährlichere Frage, die dynastische übrig, die ich allein zu lösen habe. Wenn alle bisherigen Ratschläge und Bitten meines Vaters, die Ihrigen sowie die Ihrer Kollegen und aller Freunde unseres Hauses ohne Erfolg geblieben sind, glauben Sie mir, Herr Ministerpräsident, dass es nicht geschehen ist, weil ich die ganze Schwere und Wichtigkeit der Frage nicht begriffen hätte. Denn wenn mich nicht schon die Vaterlandsliebe dazu führte, der Selbsterhaltungstrieb der Dynastie hätte mich gewiss veranlasst, die Wichtigkeit meiner Heirat zu begreifen. Aber, meine Herren, ich bin nicht bloss König, ich bin auch ein Mensch, und zwar ein Mensch, der nach persönlichem Glücke schmachtet, — denn

Sie wissen, wieviel es von diesem Glücke bisher in unserem Hause gegeben hat. Ich darf nicht riskieren, in der Ehe das Schicksal zu erleben, welches meinem Vater beschieden war — Pardon Papa... (König Milan, welcher beim Fenster stand, machte nur eine kurze Bewegung mit dem Kopfe). Ich muss sehr genau überlegen, bevor ich mich entschliesse, denn ausser der Pflicht, das Interesse des Staates zu wahren, habe ich auch ein Recht auf ein persönliches Glück. Deswegen habe ich bis heute geschwiegen. Jetzt aber, nachdem Sie, Herr Präsident, den Termin für meine Heirat so genau festgesetzt und sogar aus diesem Termin eine neue Kabinettsfrage gemacht haben, kann ich Ihnen sagen, dass Ihre Drohung ganz überflüssig war, denn Sie werden auch nach dem Schluss des heute beginnenden Jahres Minister bleiben, weil ich im Laufe dieses Jahres schon verheiratet sein werde. Darauf gebe ich Ihnen mein königliches Wort. In diesem Augenblicke bin ich noch nicht in der Lage, etwas Näheres darüber zu sagen, aber vorläufig können Sie mit meinem formellen Versprechen vorlieb nehmen."

— Es lebe der König! — war unsere Antwort.

— Très bien, mon garçon — sagte König Milan, und umarmte seinen Sohn.

Nun tauchten sofort Gerüchte auf: die Neusatzer „Zastava" versicherte, der König werde eine Tochter des Erzherzogs Friedrich heiraten und da keine Habsburgerin je den Glauben gewechselt habe, werde der König den Papst als kirchliches Oberhaupt anerkennen, und ganz Serbien griechisch-uniert werden, was gar nicht toll erscheine, da alle russischen und serbisch-oppositionellen Blätter schon seit meinem Regierungsantritte behauptet hätten, dass ich mit dem Papste verhandle... Nun, darüber konnte man lachen; aber . . . Doch der König wird also heiraten, und unser Budget — wer wagte davon zu träumen? — veranschlagt die Einnahmen mit 77 174 591 Franks, die Ausgaben mit 75 703 531 Franks, so dass nicht nur das Defizit überwunden, sondern ein Überschuss von 1 471 060 Franks vorhanden ist: wer wird also noch schwarz sehen? Weg mit den Kleinigkeitskrämereien kleiner und grosser Verleumder!

Und noch eine gute Idee! Vukaschin Petrovitch arbeitete ein neues Gesetz, eine Einkommensteuer aus, die uns einen Ersatz für

die verlorenen Einkünfte aus der Verkehrssteuer schaffen und die Reichsten im Lande — die Kaufleute treffen soll, welche bis jetzt von allen Lasten am wenigsten getragen haben!... Aber jetzt lerne man, wie man weit ausholend still und geschickt die eigene, gestern erst heiss umarmte Regierung untergräbt! Nämlich, der König war von diesem Projekt ausserordentlich entzückt, wie er denn dem Finanzminister schon seit längerem geflissentlich dazu geraten hatte, die Steuerschraube gerade hier am stärksten anzuziehen. Und wie wir nun richtig so weit waren, kam der Schachzug Nummer eins, und der Schachzug Nummer zwei. Worin derselbe bestand? O, es war nichts Aufregendes und nicht viel. Der König verlangte nur, dass zur Verteidigung des Gesetzes in der Finanzkommission Vukaschin Petrovitch, im Plenum aber ich selbst sprechen sollte, und so geschah es. Als Vukaschin Petrovitch am 12. Januar dem König meldete, dass er mit seiner Gesetzvorlage über die Einkommensteuer in der Finanzkommission durchgedrungen sei, und dass dieses Projekt für den 13. Januar auf die Tagesordnung in der Volksvertretung gesetzt wurde, liess mich der König noch am selben Abend holen und sagte mir:

— Sie wissen, lieber Doktor, dass ich es nicht gerne sehe, wenn Sie als Regierungschef zu oft das Wort ergreifen, und Sie erinnern sich, dass ich Sie gebeten habe, Ihre Rednergabe für die grossen schwierigen Fragen zu sparen. Jetzt finde ich, dass die Einkommensteuer, welche morgen im Parlament zur Verhandlung kommen wird, eine solche Frage ist, wo Sie sich persönlich für eine glückliche Lösung einsetzen müssen — um den grössten Erfolg Ihrer Regierung ausser der Armee, nämlich das Gleichgewicht im Budget, zu retten. Deswegen habe ich Sie, lieber Doktor, rufen lassen, um Sie zu bitten, morgen alle Schleusen Ihrer Beredsamkeit zu öffnen und die Opposition zu ersäufen. —

— Gerne, Sire, aber ich zweifle, dass wir eine starke Opposition finden werden.

— Ich glaube doch — erwiderte der König — bei mir waren schon an dreissig Abgeordnete, welche mich um Gottes willen gebeten haben, Sie zu zwingen, diese Gesetzvorlage zurückzuziehen, weil sonst alles drüber und drunter gehen wird. Umsonst habe ich gebeten, es nicht zu tun, und nachzuweisen versucht, dass der Kaufmannstand einen entsprechenden Teil der Staatslasten

tragen muss. Umsonst habe ich den Bauern unter den Abgeordneten zu verstehen gegeben, dass es für sie an der Zeit sei, an den reichen Kaufleuten Revanche zu nehmen dafür, dass sie immer alle Staatslasten auf die Bauern gewälzt haben. Alles ist vergeblich, denn es scheint, dass auch diese Bauern kleine Dorfkrämer und Kaufleute sind und ihre Taschen verteidigen wollen. Sprechen nun diese dreissig dagegen, so werden ihnen alle diejenigen zufallen, die keine eigene Ansicht haben, und es könnte leicht eine ablehnende Mehrheit zustande kommen, und das wäre ein Skandal, welcher das ganze jetzige Regime in Frage stellen würde. Deswegen bitte ich Sie, lieber Doktor, Ihre ganze Kraft für die Vorlage einzusetzen.

— Gewiss, Sire, um so mehr, als diese Steuer ja wahrhaftig gerecht und für die weitere Ausführung unseres Programms unumgänglich notwendig ist. Nun, wenn ich sehen sollte, dass die Opposition gefährlich werden könnte, werde ich die Kabinettsfrage stellen. —

— Sehr gut, ich danke Ihnen, Doktor — sagte der König. Nur, wenn es so weit kommen sollte, tun Sie mir noch den einzigen Gefallen und sagen Sie jenen Schurken, den Belgrader Spiessbürgern, alles ins Gesicht. Soviele Dezennien stehlen diese Schufte auf den Zollämtern, soviele Dezennien bestehlen sie den Staat, und dieser Herr Michael Pavlovitch hat sogar einmal die Stirn gehabt, mitten im Parlamente zu sagen: „Jawohl, wir stehlen auf dem Zollamte, das ist unser Recht, und Ihre Beamtenpflicht ist es, uns dabei zu erwischen, wenn Sie können". Schleudern Sie ihnen das ins Gesicht. Und dann, was sind das für Patrioten, welche bei fremden Regierungen gegen das eigene Vaterland intrigieren, bloss damit sie die niedrigsten Steuern zahlen, obwohl sie die reichsten Männer des Landes sind? —

Nun, das war mir doch zu viel, und ich erwiderte, dass ich doch nicht in öffentlicher Sitzung sagen kann, dass Vukaschin Petrovitch in Wien, beim Sektionschef Suzara, einen ganzen Stoss Briefe gesehen hat, welche die serbischen Kaufleute an die österreichischen Industriellen geschrieben haben, um die letzteren gegen unsere Verkehrssteuer aufzureizen? Vukaschin selbst hat die Namen dieser serbischen Kaufleute nicht gesehen, und ohne diese Namen zu besitzen, kann man eine solche Anklage im Parlamente nicht erheben.

— Ich verlange auch nicht — sagte der König — dass Sie gegen diese Landesverräter eine formelle Anklage erheben. Sie werden schon Gelegenheit finden, die Tatsache anzudeuten.

— Ich werde sehen, Sire, was die Opposition zu sagen hat, und dann, im Kampfe werde ich selbst entscheiden, wie weit ich gehen soll.

Und dieser Kampf war sehr lang und wurde mit grosser Erbitterung geführt. Einer sagte, wir sollten doch lieber gleich ein Gesetz votieren, laut welchem alle serbischen Kaufleute zuerst zu erschiessen und dann aufzuhängen wären; ein anderer sprach vom vollständigen Untergang aller kleinen Kaufleute; und wieder andere riefen, „wenn wir's nicht gebraten essen, werden wir es gekocht schlucken müssen". Diese Regierung habe nur ein Prinzip, das Geld oder das Leben, wir seien die Totengräber des Volkes; wir hätten die Röntgenstrahlen entdeckt, mittelst deren wir den Kaufleuten bis in den Bauch sehen wollen. Alle Leute, die noch etwas hätten, würden durch dieses Gesetz Hausdiener oder Panduren werden usw. usw.

Nun, und ich antwortete. Natürlich fragte ich, was es nach all diesen Reden noch mit dem Haufen von Mamelucken sei, als welchen unsere Feinde dieses Parlament immer bezeichneten. Dann erinnerte ich daran, dass wir beim Amtsantritte ein Defizit von fast 7 Millionen vorgefunden hätten, während heute nach zweijähriger Arbeit das Defizit bis auf den letzten Pfennig verschwunden ist — und das, nachdem unsere Vorgänger in 17 Jahren eine Schuldenlast von 200 Millionen, angeblich zum Zwecke der Tilgung des Defizits anhäuften, ohne dass es gelungen wäre, diese Defizite wirklich zu beseitigen. Ich sprach auch von der Armee und von allem Sonstigen, was zur Sache gehörte und forderte schliesslich, unter steigendem Applaus, um volle Klarheit in die Situation zu bringen, die namentliche Abstimmung. Diese ergab, dass nur 36 Abgeordnete ihre Zustimmung verweigerten, während 186 für das Gesetz stimmten. Während meiner Rede bemerkte ich im Publikum gar seltene Gäste, nämlich einige Herren vom Hofe, unter ihnen den Chef der königlichen Kabinettskanzlei, Dr. Veljkovitch, der fleissig Notizen machte und gleich nach der Abstimmung mit den anderen Hofleuten den Sitzungssaal verliess. War das etwas anderes, als ein Beweis des

lebhaften Interesses des Königs? Und noch mehr, im Tagebuche des Herrn Petrovitch finden wir folgende Zeilen: „Nachdem das Gesetz angenommen war, haben mir sowohl der König, als sein Vater besonders gratuliert. Der König hat immer von neuem gefragt, was ich denke, wieviel dieses Gesetz einbringen kann. Ich habe auseinandergesetzt, dass wir bis zu 5 Millionen gehen könnten, dass ich aber die Absicht habe, nicht mehr als 2 400 000 Franks aus dieser Quelle zu schöpfen. Der König machte mir Vorwürfe und wollte mich anspornen, so viel als möglich auf Grund dieses Gesetzes einzutreiben, ich blieb aber bei meiner Auffassung.“ Und in derselben Zeit, da er in den Finanzminister drang, nach Möglichkeit alle 5 Millionen zu nehmen, reizte er durch Hofleute die angesehenen Kaufleute gegen das neue Gesetz auf, und nun zeigte sich, welch ein wichtiger maschineller Bestandteil in dieser versteckten Aktion des Königs gerade meine letzte Rede war. Denn meine Andeutung, dass gewisse Kaufleute bei einem fremden Staate gegen das eigene Vaterland gehetzt hätten, bloss um ihre persönlichen Interessen zu schützen, wurde jetzt in Presse und kaufmännischen Vereinen zu einer blutigen Beleidigung des ganzen Standes aufgebauscht, und zum Zeichen der Trauer sogar der Eliteball der Belgrader Kaufmannschaft abgesagt, während der Belgrader kaufmännische Verein in einem scharfen Protestschreiben an mich das Verlangen richtete, jene zu nennen, welche sich an ihrem Vaterlande so versündigt hätten.

Nach meiner Gewohnheit, alles dem König zu zeigen, habe ich ihm auch diesen Brief des Belgrader Kaufmännischen Vereins gezeigt.

— Denken Sie, lieber Doktor, diesen Brief zu beantworten?

— Jedenfalls, Sire, ist diese Erbitterung der Belgrader gros bonnets in gar keinem Verhältnisse zu dem, was ich faktisch gesagt habe, und noch weniger zu der Erhöhung der Steuern. Für mich steht es ausser allem Zweifel, dass es irgend jemanden gibt, welcher dieses Gesetz als Hebel benützen möchte, um meine Regierung und das ganze jetzige System aus den Angeln zu heben. —

Das Gesicht des Königs zog sich krampfhaft zusammen, als ich das Wort „jemand“ sprach.

— Nicht unmöglich, lieber Doktor, sagte er. Wer, denken Sie, könnte dieser jemand sein?

Ich riet auf die Liberalen, Avakumovitch und Ribaratz, die sich jetzt versöhnt hatten.

Das Gesicht des Königs wurde wieder ganz ruhig.

— Sie haben recht, das wird es auch sein, geben Sie ihnen eine so deutliche amtliche Berichtigung, dass ihnen jede Lust zu weiteren Agitationen vergehen soll.

— Ich bin nicht dieser Ansicht, Sire. Was ich gesagt habe, habe ich persönlich und öffentlich in der Nationalversammlung gesagt, und dort werde ich diesen Brief beantworten. Ich werde in der Generaldebatte über das Budget der Öffentlichkeit zeigen, was man mit dieser ganzen Agitation bezweckt. —

— Sehr gut — sagte der König, das ist die beste Gelegenheit, denn die Einkommensteuer ist ja deswegen votiert worden, um kein Defizit im Staatsbudget zu lassen. Nur um Eines bitte ich Sie, lieber Doktor, Sie werden so freundlich sein und mir Ihre Rede zeigen, bevor Sie dieselbe im Parlamente halten. . .

Ich sah den König geradezu erstaunt an und sagte, dass ich noch keine einzige meiner in der Nationalversammlung gehaltenen Reden vorher geschrieben habe.

— Ich bitte Sie diesmal doch eine Ausnahme zu machen und die Rede früher aufzusetzen. — Als er meine Betroffenheit bemerkte, fuhr er mit grosser Herzlichkeit fort: Vielleicht werde ich Ihnen manche nützliche Andeutung machen können, um den Zweck besser zu erreichen, denn zwei sehen doch besser als einer. Und dann, Sie kennen die Spiessbürger gar nicht, welche Ihnen diesen unverschämten Brief geschrieben haben. Glauben Sie mir, Sie kennen sie nicht so, wie ich sie kenne. —

Nach einigen Tagen legte ich die verlangte Rede vor. Es hat keinen Zweck, sie hier zu wiederholen. Aber aus dem Schluss muss ich notwendig einiges erwähnen. Ich fragte selbstverständlich, ob ich denn gesagt hätte, dass alle serbischen Kaufleute so gehandelt haben? Auch in den angesehensten Gesellschaftsklassen findet man Leute, welche nicht verdienen, dieser Klasse anzugehören, und ich sagte, dass auch in unserer Kaufmannschaft solche Elemente vorhanden sind. Hier in diesem Hause habe jemand behauptet, dass es unter den Staatsbeamten solche gebe, die stehlen

oder sich bestechen lassen; und anstatt darin eine Beleidigung des ganzen Beamtenstandes zu sehen, haben wir getrachtet, diese schlechten Beamten ausfindig zu machen, sie den Gerichten zu überliefern. In diesem Hause hat einmal ein Kaufmann es zynisch herausgesagt: „Unser Recht ist, bei den Zollämtern so viel zu stehlen, als wir können, und Eure Beamtenpflicht ist es, uns zu erwischen". Wird daraus irgend ein verständiger Mensch den Schluss ziehen, dass alle serbischen Kaufleute so denken? Daraus sehe man also, dass in meinen Worten nichts von dem lag, was man hineindeuten wolle, abgesehen davon, dass ich als Regierungschef ja gar kein Interesse haben konnte, den ganzen Kaufmannsstand zu beleidigen. Und dann hiess es in dem von mir dem König vorgelegten Entwurf der Rede wie folgt:

„Wenn jemand unserem Kaufmannsstande eine Beleidigung zugefügt hat, so war es sein eigener Auswurf. Mögen die ehrlichen und patriotischen serbischen Kaufleute trachten, aus ihrer Mitte solche unwürdige Elemente auszumerzen. Am allerwenigsten könnte es mir einfallen, der ich doch als öffentlicher Arbeiter unsere Geschichte kenne, gerade jenen Stand zu beleidigen, welcher unserem Lande einen Kotcha Petrovitch aus Panjevatz, einen Drintchitch, einen Lunjevitza, einen Mischa Anastassievitch, einen Kolaratz, einen Theodor Tutzakovitch, einen Sima Nestorovitch, einen Stamenkovitch und so viele andere gegeben hat, welche ihre Namen in die Geschichte Serbiens eingetragen haben, weil sie für das Vaterland gekämpft oder den Obrenovitch geholfen haben, den neuen serbischen Staat zu gründen, oder weil sie für die Volksaufklärung grossartige Stiftungen hinterlassen haben."

Als der König diese Skizze meiner Rede gelesen hatte, entspann sich folgendes Gespräch:

Der König: Die ersten zwei Drittel Ihrer Rede sind so, dass ich weder ein Wort zu streichen, noch eines hinzuzusetzen hätte. Das letzte Drittel aber, verzeihen Sie, lieber Doktor, ist unter aller Kritik. Ich habe erwartet, Sie werden diese Leute, welche mit dem Auslande konspirieren, für ewig brandmarken und vernichten, diese Schufte, welche aus schäbigem Interesse die Souveränetät des Staates in Gefahr bringen. Und anstatt dessen, was habe ich gefunden? Sie, der Sie den Mut gehabt haben, mit zwei fremden Gesandten zu ringen, Sie fallen in den Staub vor einigen Belgrader Spiessbürgern, und entschuldigen sich und bitten kniefällig um Verzeihung. Das darf nicht geschehen, das werde ich nicht erlauben.

Dr. V. G.: Aber, Majestät . . .

Der König: Versuchen Sie nicht mich vom Gegenteil zu überzeugen. Das wird Ihnen nie, verstehen Sie mich gut, n i e gelingen.

Dr. V. G.: In dem, was ich niedergeschrieben habe, gibt es kein einziges Wort, welches man auch nur als amende honorable auffassen könnte, geschweige denn als eine Erniedrigung oder Bitte um Verzeihung. Nehmen wir einen Satz nach dem anderen vor . . .

Der König: I c h w i l l n i c h t. . . — Und nun folgte eine Flut von Worten, von einer Unverblümtheit, die ich vom König nicht gewohnt war, wie frei er sich auch immer uns gegenüber zu geben gewohnt war. Sie werden mich nie überzeugen, — rief er — dass der Offizier des österreichischen Freikorps Kotcha Petrovitch ein patriotischer serbischer Kaufmann war, oder dass der Vojvode Drintchitch kaufmännische Verdienste hatte. Ich werde nie erlauben, dass in der Nationalversammlung der Mischa Anastassievitch glorifiziert werde. Weil er den Palast für die Hochschule geschenkt hat?! . . Wann tat er das? Erst nachdem sein Schwiegersohn, für welchen er diesen Palast gebaut hatte, nicht Fürst von Serbien geworden war, weil der Schuft jetzt so rechnete: Ich werde viel schenken, denn mit vielem Geld kann man ja auch die Herrscher dieses Landes einsetzen. Und wen haben Sie da noch genannt. Kolaratz! Ich aber werde nie erlauben, dass ein solcher Anhänger der Karagjorgjevitchs öffentlich glorifiziert wird, oder ein Rebelle wie Theodor Tutzakovitch, welchen schon Fürst Michael als solchen betrachtet hat. Und wirklich gut! Demeter Stamenkovitch auch! Dieser Kranke, welcher an Verfolgungswahn gelitten hat, und wie Sie aus seinen Briefen ganz gut wissen, wegen seiner fixen Idee Selbstmord begehen wollte. Und jetzt, wo es Ihrem Kollegen Zivanovitch gelungen ist, diesem kranken Menschen eine Stiftung abzubetteln, wollen Sie ihn zu einem Idol des serbischen Patriotismus machen? —

Ich wiederhole, ich war perplex; solche Kasernenhofcharakteristiken war ich nicht gewohnt, auch nicht gewillt, anzuhören. Aber das war noch nicht alles. Jetzt kam erst der wahre Ausbruch, denn der König rief plötzlich: Von den wahren Helfern der Obrenovitch erwähnen Sie einzig und allein Lunjevitza, aber Sie degradieren diesen V o j v o d e n des Fürsten Milosch zu einem ein-

fachen Kaufmann und erwähnen ihn in einem Atem mit dem Schweinehändler Sima Nestorovitch, welcher zwar ein sehr gehorsamer Parlamentspräsident ist, aber in die Geschichte nur wegen seiner Verteidigung der kranken Schweine kommen wird. . .

Ich war erbittert, über den Ton sowohl wie über den Unsinn, und erwiderte ohne viel nachzudenken:

— Wie? Wollen Sie, Sire, am Ende unseren Parlamentspräsidenten auch schon zu einem Anhänger der Karagjorgjevitchs stempeln? Und dann, nochmals Verzeihung, aber ich habe nie gehört oder gelesen, dass Lunjevitza ein Vojvode gewesen wäre. In der Geschichte steht er als Geldwechsler und Kaufmann verzeichnet, welcher dem Fürsten Milosch in einem Augenblick der Geldnot mit einem Hafersack voll Talern ausgeholfen hat.

Der König (nachdem er mir einen furchtbaren Blick zugeworfen, mit einer von Aufregung zitternden Stimme): Sie scherzen, Doktor!

Dr. V. G.: Nein, Majestät, ich scherze nicht; nur verstehe ich nicht mehr.

Der König: Gut denn, ich muss aber sehr ernst bitten, das letzte Drittel Ihrer Rede im Parlamente nicht zu sprechen. Sie nennen sich den Freund meines Hauses. Wenn Sie das sind, wofür ich Sie halte, dann werden Sie mir diese Sätze opfern.

Dr. V. G.: Ich habe, Sire, bis jetzt viel geopfert, um zu beweisen, dass ich ein treuer Diener der Obrenovitch bin, und somit werde ich auch diesen mir vom kaufmännischen Verein angetanen Affront ohne Antwort lassen.

Nun, ich sprach, zum erstenmal in meinem Leben als zensurierter Redner, und die Ironie des politischen Lebens wollte es, dass der Widerstand schwieg und das Budget beinahe durch Zuruf angenommen ward. Aber ich fühlte mich durchaus nicht beruhigt. Das einzige, was mir die Kaufmannschaft wieder gut machen konnte, war mir so überraschend und so absurd weggeschnitten worden, und überhaupt, was war das für ein neuer, veränderter Ton? Zu arbeiten gab es genug, und wem das Gefühl für Imponderabilien fehlt, möchte sich mit dem Blick auf so viel positiv Erreichtes trösten: z. B. der Engländer Markus meldete sich wieder, und das englische Kapital

mochte also sein Vertrauen zu uns wieder finden; die Delegierten des Marsagli liessen sich mit uns in Unterhandlungen ein, und es bestand also keine prinzipielle Angst mehr vor serbischen Geschäften; die Engländer Walker & Cie wollten uns das Geld für die grossen Belgrader Arbeiten geben, und in unserer Handelsbilanz läs ich: 1898 Ausfuhr 56 991 479 Franks, und im Jahre 1899: 65 744 388 Franks — es ging ja also!

Und Vukaschin Petrovitch tat überdies das Seinige: er forderte von den Steuerbehörden das schonungsvollste Vorgehen gerade bei der Einkommensteuer, er befreite die Börse von den Gebühren für Terminschlüsse, und erhielt endlich auch Berichte, dass die Belgrader City wieder beschwichtigt sei.

Da änderte sich mit einem Male die Stimmung. Trotzdem der Finanzminister auf einer Rundreise durch sieben Provinzen, im persönlichen Verkehr mit den Meistinteressierten durch seine Aufklärungen die Leute noch mehr besänftigte, kamen wieder schlimme Relationen, und gerade jetzt musste er plötzlich, von Kallay berufen, in Sachen der Anleihe nach Wien. Er schlug vor Zivanovitch sollte ihn vertreten, doch der König lehnte den Vorschlag ab und bestimmte, dass die Vertretung von mir übernommen werde.

Warum?

Weil der König die fünftägige Abwesenheit Vukaschins dazu benützte, um alle grossen Belgrader Kaufleute gegen die Einkommensteuer, d. h. gegen Vukaschin Petrovitch und mich persönlich aufzuhetzen, und zu diesem Zwecke dienten ihm General Franassovitch, mein ehemaliger Finanzminister Steva Popovitch, der Kabinettssekretär Dr. Voja Veljkovitch und — es ist unglaublich — sogar zwei aktive Minister Gentchitch und Zivanovitch! Jeder von ihnen hatte die Aufgabe, allen persönlichen Bekannten und Freunden unter den Kaufleuten zu versichern, dass der König selbst die neue Einkommensteuer als eine furchtbare Ungerechtigkeit empfinde, dass die Ausführungsverordnungen Vukaschins die Sache noch verschlimmert hätten und dass es notwendig sei, zu demonstrieren, eventuell vor dem König selbst usw. Man kann sich denken, wie diese Agitationen und diese Agitatoren nach ihrer ganzen Stellung wirkten. Massenhaft wurden Petitionen und Beschwerden an den König selbst gerichtet, und

der König übergab sie mir als dem Vertreter des Finanzministers mit sichtlicher Zufriedenheit. Über das Weitere wollen wir das Tagebuch des Vukaschin Petrovitch sprechen lassen:

„Am 24. März bin ich nach einem Influenzaanfall in grösstem Fieber aus Wien nach Belgrad zurückgekehrt. Auf dem Bahnhof hat mich Vladan erwartet, und mir gesagt, dass die ganze Kaufmannschaft revoltiert, und dass die Kaufleute um eine Audienz beim König gebeten haben, welche Vladan bis zu meiner Rückkehr verhindert hat. Ich bat ihn, mich um 9 Uhr bei mir zu besuchen, weil ich vorerst einige bekannte Kaufleute anhören wollte, um zu erfahren, was sie jetzt aufregt, nachdem sie mir vor meiner Abreise ihre vollständige Zufriedenheit ausgesprochen hatten.

„Als Vladan um 9 Uhr zu mir kam, habe ich ihm über Wien berichtet und dann in bezug auf die von den Kaufleuten angesuchte Audienz erklärt, dass ich nichts einzuwenden habe, unter einer Bedingung: wenn der König den Kaufleuten erklären wird, dass er zu seinem Finanzminister vollständiges Vertrauen hat und dass er sie darum an mich weist.

„Am 25. März um 3 Uhr nachmittags kam der König mit Vladan zu mir, um mich zu besuchen. Bis dahin hatte ich bei den besten und angesehensten Kaufleuten die Beweise gesammelt, *dass der König selbst diese Bewegung unter den Kaufleuten hervorgerufen*, und dass er dazu sogar zwei aktive Minister verwendet hatte.

„Als der König und Vladan in mein Zimmer traten, war ich noch im Bett, weil ich noch im Fieber lag. Der König sagte, er wäre gekommen, um zu sehen wie es mir geht, und um zu hören, was ich in Wien getan habe. Ich dankte für die Aufmerksamkeit, und erzählte ihm das Resultat meiner Arbeit in Wien, mit welchem er sich zufrieden erklärte. Dann machte ich ihm schwere Vorwürfe, warum er so unkorrekt gegen mich gehandelt habe und sagte ihm, dass ich ganz genau wisse, wie er Franassovitch, Popovitch, Veljkovitch und Zivanovitch zu den Kaufleuten herumgeschickt habe, um sie gegen die Einkommensteuer aufzustacheln. Ich sagte ihm, dass dies von seiner Seite sehr unschön sei und mir es völlig unmöglich mache, auf meinem Posten zu bleiben. Ich erinnerte ihn daran, dass er im Januar dieses Jahres unaufhörlich verlangt hat, ich solle aus dieser Quelle volle 5 Millionen herausschlagen,

und jetzt bringt er die ganze Kaufmannschaft in Aufruhr, weil ich nur die Hälfte dieser Summe aufgelegt habe. Gerade so, wie ich mich damals nicht verleiten liess, etwas zu tun, was gegen meine Überzeugung ist, würde ich mich jetzt in keinem Falle dazu bestimmen lassen. Ich habe diese Steuer nicht wegen meiner Person, sondern im Interesse seines Königreiches eingeführt. Und wenn er jetzt gegen diese Steuer persönlich agitiert, so tut er es gegen seine eigenen Interessen. Anfangs versuchte der König alles zu leugnen, aber schliesslich musste er es doch zugeben und kam in eine solche Verlegenheit, dass er sich nicht anders zu helfen wusste, als dass er mich um Verzeihung bat. Ich stellte die Bedingung, dass er die Deputation der Kaufmannschaft zwar empfängt, aber dieselbe an mich weist. Er akzeptierte die Bedingung und ging weg. Vladan begleitete ihn bis zum Palais, kam dann aber noch einmal zu mir, um mir zu danken, dass ich dem König meine Meinung so rund heraus gesagt habe. Er sah, dass ich sehr müde bin und verliess mich." —

Am 27. März habe ich an den König folgenden Brief gerichtet:

„Sire!.

„Morgen ist der letzte Tag für die Beschwerden gegen die Verteilung der Einkommensteuer auf die einzelnen Steuerpflichtigen nach diesem Gesetze. Von den 20 000 Bürgern, welche die Steuer zu tragen haben werden, sind bis jetzt im ganzen 467 Beschwerden eingegangen.

„Also nicht der 40. Teil derjenigen, welche diese Steuer zu bezahlen haben, hat sich dagegen beschwert. Mehr als 19 500 nach diesem Gesetz Steuerpflichtige haben gefunden, dass die Steuer nicht zu schwer oder zu ungerecht verteilt worden ist.

„Es gibt kein einziges Finanzgesetz, gegen welches nicht eben soviele und noch mehr Klagen laut geworden sind . . .

„Ew. Majestät kennt mich genug, um überzeugt zu sein, dass ich den mir persönlich zugefügten Beleidigungen nie erlauben werde, meine Tätigkeit als Staatsminister zu beeinflussen, und dass demgemäss die gestern ausgesprochene Befürchtung, ich würde mich vielleicht an den Kaufleuten rächen, ganz unbegründet war. Sobald mir Ew. Majestät die Gründe der höheren Politik auseinandergesetzt haben, welche verlangen, dass wir Opfer bringen sollten, um auch den — reichsten Kaufleuten diese neue Steuer zu erleichtern, habe ich sofort eingewilligt, und nach der Besprechung mit dem Finanzminister gefunden, dass wir nicht bloss 1 350 000 Franks wie Ew. Majestät verlangt, sondern ganze 2 Millionen und wenn notwendig, sogar 2½ Millionen, von der Einkommensteuer nachlassen können, weil der Finanzminister sicher ist, diesen Wegfall aus anderen Quellen decken zu können, welche er nach

der Votierung des Staatsbudgets gefunden hat. Demgemäss kann man das schon aufgelegte Steuerkontingent auf die Hälfte reduzieren, und zwar für alle nach diesem Gesetze Steuerpflichtigen ohne Unterschied, ob sie sich beschwert haben oder nicht.

„Ich bin glücklich, noch einen Beweis liefern zu können, dass weder bei mir, noch beim Finanzminister eine Animosität gegen den Kaufmannsstand besteht."

Als der König diesen meinen Brief gelesen hatte, liess er sofort den Redakteur des Hofjournals „Male Novine" zitieren und gab ihm den Auftrag, den Finanzminister wegen der Einkommensteuer auf das heftigste anzugreifen.

Im Tagebuche von Vukaschin Petrovitch finden wir folgende Stelle:

„Am 28. März haben die „Male Novine" einen offenbar vom Hofe inspirierten Artikel gegen mich gebracht. Infolgedessen habe ich beschlossen, meine Demission zu unterbreiten. Ich liess Vladan zu mir bitten, und als er kam, übergab ich ihm meine Demission mit der Bitte, dieselbe dem König zu unterbreiten. Er versprach es und sagte, er werde auch seine Demission unterbreiten.

„Um 2½ Uhr nachmittags kam der König allein zu mir und warf mir meine Demission ins Bett, indem er versuchte mich scherzhaft auszuzanken, wegen meiner so übertriebenen Empfindlichkeit. Ich sagte ihm, er habe die Gewohnheit, alle Leute zu betrügen; ich brauche das nicht zu dulden. Wenn es ihm unmöglich sei, mich anständig zu behandeln, so solle er andere Leute suchen, mit denen er machen könne, was er wolle; ich gehöre nicht in diese Klasse seiner Untertanen. Er hat die Deputation der Kaufmannschaft empfangen, aber er hat ihr nicht das gesagt, was wir vereinbart hatten. Der König erklärte, er werde meine Demission um keinen Preis annehmen, und alles tun, was ich verlangen sollte. Darauf habe ich erwidert, dass es ihm meinetwegen noch so unmöglich sein möge, vier Tage nach meiner Rückkehr aus Wien meine Demission anzunehmen, aber ich will nicht dulden, dass er mit mir so verfährt, wie er es tut. Ich bin in einem Dienste alt geworden, welchen zu verstehen ich mir schmeichle. Das einzige Mittel, mich in der Regierung zu behalten, ist, die Bedingung zu erfüllen, welche ich gestellt habe. Der König versprach es und verliess mich um 5 Uhr.

„Um 6 Uhr war schon Gentchitch bei mir und sagte mir, er

habe den Befehl des Königs, denselben Leuten, welche er gegen die Einkommensteuer aufgehetzt hat, jetzt das ganz Entgegengesetzte zu sagen und dieselben zu beruhigen. Er bat mich um Gottes willen, ob ich nicht etwas anderes finden könnte, um die Sache auszugleichen. Ich gab ihm zur Antwort, dass ich könnte, dass ich aber nicht will. Er soll selbst die Suppe ausessen, die er so leichtsinnig eingebrockt hat.

„Am 29. März habe ich das Bett verlassen können, am 30. war ich beim König, welcher sehr erfreut war, dass ich nicht mehr auf meiner Demission bestand.

„Am 31. März war ich in meiner Kanzlei im Ministerium. Es kamen die Kaufleute zu mir und sagten, der König hätte ihnen versprochen, dass ihre Steuer um 40—50% herabgesetzt werden würde. Ich antwortete ihnen, sie müssten den König schlecht verstanden haben, er könne sie lediglich an mich gewiesen haben. Sie blieben bei ihrer Ansicht und Behauptung, und verliessen mich. Den Tag darauf kamen sie wieder und erklärten sich bereit, mit mir zu verhandeln. Ich führte sie sofort zum Präsidenten der Steuerdirektion, welchem ich schon die notwendigen Instruktionen erteilt hatte, und habe sie ihm überlassen."

An dieser Stelle seines Tagebuches hat Vukaschin Petrovitch nach drei Jahren noch folgende Zeilen zugesetzt:

„Erst jetzt, nach allem, was geschehen ist, und besonders nach der Erklärung, welche mir der König am 7. Juli 1900 gemacht hat, begreife ich, warum damals der König so gegen mich verfuhr. Seine Geliebte Draga Maschin hat durch ihn die ganze Geschichte in Szene gesetzt."

Inzwischen war Novakovitch aus Konstantinopel nach Paris als Gesandter versetzt worden, und unsere Monopoldirektion, welche unter dem radikalen Regime gerade eben nur soviel einnahm, um die Annuitäten unserer Staatsschulden rechtzeitig zu bezahlen, ergab im ersten Jahre der Verwaltung des Oberst Tjiritch einen Überschuss von 6651021 Franks, denn sie war kein Versorgungshaus für die Parteigänger mehr. Auf Grund dessen wies ich Herrn Novakovitch an, die Sache mit Herrn Naville, dem Administrator der Ottomanbank, zu besprechen, und nachdem er über seine diesbezüglichen Bemühungen berichtet hatte, schrieb ihm Vukaschin Petrovitch am 28. Mai 1900 folgenden Brief:

„Herr Gesandter!

„Schon lange wollte ich Sie mit gewissen finanziellen Fragen bekannt machen, aber die Ausführung des Gesetzes über die Einkommensteuer, die Erlangung des Geldes für die Bezahlung der neuen Gewehre, und andere dringende Geschäfte, deren es, wie Sie wissen, sehr viele gibt, haben mich bis jetzt davon abgehalten. Nachdem mir aber der Herr Ministerpräsident Ihre zwei Berichte vom 2. v. und vom 21. d. M. mitgeteilt hat, ist es ein direktes Staatsbedürfnis, Ihnen gewisse Aufklärungen betreffend die Fragen zu senden, welche Sie im Gespräche mit Herrn Naville so geschickt und so gut behandelt haben.

„Erlauben Sie mir, Herr Gesandter, in diese Fragen ein wenig tiefer einzugreifen.

„Die Gläubiger Serbiens wissen jetzt gerade so, wie sie es seinerzeit gewusst haben, als sie uns Geld, sei es in der Form von Anleihen, sei es in der Form von Vorschüssen, gegeben haben, dass Serbien seinen Verpflichtungen nicht bloss nachkommen will, sondern auch kann. Wenn sie nicht daran geglaubt hätten, so hätten sie Serbien kein Geld geliehen, denn sie waren dazu weder durch eine Verwandtschaft, noch durch die Gefühle einer besonderen Freundschaft geleitet. Und wie Sie wissen, haben sich unsere Gläubiger auch nicht getäuscht. Serbien hat ihnen immer pünktlich gezahlt, und zwar auch dann gezahlt, wenn es deswegen eine Anleihe machen oder dringende innere Bedürfnisse ausser acht lassen musste. Jetzt sind es volle fünf Jahre, seitdem Serbien aus eigenen Mitteln seine Gläubiger pünktlich und vollständig befriedigt. Es ist durch die Schlussrechnungen für die Jahre 1898 und 1899 erwiesen, dass unsere Staatseinkünfte die Summe von 73 Millionen erreicht haben. Auch ist jetzt nachgewiesen, dass Serbien angefangen hat, zu sparen. Durch das Gesetz über das Staatsbudget ist hinreichend gewährleistet, dass künftighin keine Position im Staatsbudget überschritten werden kann, und dadurch ist jeder Versuch, durch Geldausgaben ausserhalb des Budgets ein Defizit zu schaffen, ausgeschlossen. Einerseits durch die Vergrösserung der Staatseinnahmen, (im Jahre 1899 um volle 10 Millionen) andererseits durch die möglichste Begrenzung der Staatsausgaben, sind unseren Gläubigern die Annuitäten für unsere Anleihen und Vorschüsse, welche sie uns gegeben haben, vollständig gesichert, denn die Monopoleinnahmen allein betragen 6—7 Millionen mehr, als für die Annuitäten notwendig ist.

„Demgemäss ist die pünktliche und regelmässige Bezahlung unserer Verpflichtungen von dem mehr oder weniger guten Willen dieser oder jener Regierung Serbiens vollständig unabhängig gemacht worden. Infolge gut organisierter Staatseinnahmen und streng kontrollierter Staatsausgaben wird diese Bezahlung sich von selbst regelmässig abwickeln.

„Serbien hat jetzt seine finanzielle Gesetzgebung den eigenen Verhältnissen angepasst und dadurch das Land in die Möglichkeit versetzt: mit Sicherheit auf die Staatseinnahmen zu rechnen. Wir haben den Schwerpunkt der Staatseinkünfte nicht dem Bauernstand aufgebürdet, so wie es Bulgarien und Rumänien getan haben. Bei uns trägt der Bauernstand von allen direkten Staatssteuern nicht mehr als 12 Millionen. Selbst, wenn infolge von schlechten Ernten oder von anderen Elementarereignissen die Steuerkraft des Bauernstandes schwächer werden sollte: selbst in diesem ungünstigstem Falle kann man auf die Hälfte der Einkünfte aus dieser Quelle mit Sicherheit rechnen.

Demgemäss könnten in einem Staatsbudget von 76 Millionen höchstens 8 % ungedeckt bleiben, und ein so geringer Prozentsatz kann in keinem Falle unsere Zahlungskraft erschüttern.

„Ich bin so frei, Ihre Aufmerksamkeit auf diesen Umstand als auf den Hauptausgangspunkt für Ihre weiteren Besprechungen mit den dortigen Herren zu lenken. Wenn man zu dem noch den Artikel 471 des bürgerlichen Gesetzbuches, nach welchem dem Bauer fünf Morgen Ackerbodens für Privatschulden nicht verkauft werden können, und unser neues Gesetz vom Jahre 1898, nach welchem dem Bauer auch für Steuerschulden Haus und Hof (20 Ar) nicht verkauft werden können — hinzufügt, dann bekommt man ein vollständiges Bild vom gesunden wirtschaftlichen und finanziellen Zustande unseres Vaterlandes, was besonders aus dem Anwachsen der Eingänge aus den direkten Steuern zu ersehen ist. (Allein für zwei Monate d. J. für März und April, sind die Eingänge aus dieser Quelle um 816 000 Franks grösser, als in denselben Monaten des vorigen Jahres.)

„Und trotz eines solchen Zustandes bei uns, will die Ottoman-Bank sich nicht die Mühe geben, den Kurs unserer Staatspapiere zu heben! Sie tut es möglicherweise aus politischen Gründen nicht, aber das ist nicht unsere Sache, und wir können sie nicht anders einrichten. Die Ottoman-Bank treibt in den Transaktionen mit uns Politik. Ich finde, dass sie in ihrem und unserem Interesse besser handeln würde, wenn sie die Politik von den Finanzen trennen würde. Für uns ist es ein immenser Schaden, dass unsere Gläubiger in der Beurteilung unserer Zustände ungerecht sind; denn wenn sie es nicht wären, hätten sie schon längst den Kurs unserer Staatspapiere gehoben und die Notierung derselben an der Pariser Börse erwirkt. Hätten sie das getan, so wäre unser Vorschuss vom Jahre 1896, welcher damals 17 825 996 Franks betrug und welcher jetzt, nachdem wir einen Teil durch den Verkauf unserer Obligationen abgetragen haben, 16 912 167 Franks beträgt, schon liquidiert — ein Vorschuss, welcher mit 50 % unserer Staatsrente vom Jahre 1895 gedeckt ist. Hätte die Ottoman-Bank das getan, nicht bloss wären wir ihr dann keinen Vorschuss mehr schuldig, sondern wir hätten von ihr noch 4 Millionen in Gold zu bekommen. Sie hat es aber nicht getan, und sie wird es auch nicht tun, aus dem einfachen Grunde, weil sie gegenüber Serbien Politik machen will. Welcher Politik, oder wessen Politik die Ottoman-Bank in dieser Weise dient, will ich nicht untersuchen. Jedenfalls kann ich ruhig behaupten, dass die Ottoman-Bank in dieser Politik nicht einmal den eigenen moralischen Interessen dient.

„Jetzt werden Sie, Herr Gesandter, die Bemerkung des Herrn Naville besser verstehen, als er Ihnen sagte, es wäre gut gewesen, wenn wir aus dem Überschusse unserer Monopoleinkünfte für das Jahr 1899 etwas für die Abzahlung unseres Vorschusses geschickt hätten.

„Er hat 50 % unserer Staatspapiere mehr in seinen Händen, als er meinem Vorgänger Steva D. Popovitch während seiner ersten Ministerschaft geliehen hat. Der Kurs dieser Papiere hängt am meisten von ihm, von der Ottoman-Bank ab; und trotzdem möchte Herr Naville, dass wir ihm aus unseren budgetären Einnahmen eine Abschlagszahlung auf diesen Vorschuss schicken! Warum verlangt er das? Einfach deswegen, weil er von seinen Delegierten in der Monopolverwaltung weiss, dass wir mit diesem Überschusse die Neubewaffnung unserer Armee be-

zahlen, für welche wir sonst nirgends Geld bekommen könnten, und weil Herr Naville im Interesse der Politik irgend einer Macht wünschen möchte, uns die neue Bewaffnung zu erschweren oder unmöglich zu machen.

„Sie aber, Herr Gesandter, werden am besten wissen, dass es eine Staatsnotwendigkeit ist, Serbien so schnell als möglich zu bewaffnen. Meiner Ansicht nach steht diese Bewaffnung im direkten Verhältnisse mit der Erhaltung des Friedens auf der Balkanhalbinsel. Ein militärisch gut ausgerüstetes Serbien ist die beste Garantie für die Ruhe in seiner unmittelbaren Nachbarschaft. Das scheinen die Herren in Paris nicht begreifen zu wollen, denn wenn sie das begriffen hätten, würden sie uns helfen, mit unseren Vorschüssen bei ihnen aufzuräumen.

„Wie Sie sehen, Herr Gesandter, möchten die Herren in der Ottoman-Bank uns in den Finanzen und in der Politik bevormunden. Gott sei Dank, werden sie weder das eine, noch das andere erreichen. Unsere Staatsgeschäfte befinden sich in einem Zustande, dass wir noch länger auf die vollständige Realisierung unserer Anleihe vom Jahre 1895 ruhig warten können, und selbst wenn wir gezwungen werden sollten, auf den Vorschuss 7 % zu bezahlen. Wir werden durch unsere Arbeit und unsere korrekte Haltung gegenüber unseren Gläubigern schon selbst imstande sein, den Staatskredit unseres Vaterlandes zu heben, und dann werden Herr Naville und die anderen Herren in der Ottoman-Bank einsehen, wieviel sie an einem Lande gesündigt haben, an dem sie ein so schönes Geld verdient haben.

„Vorgestern habe ich den notwendigen Schritt zur Verlängerung des Vorschusstermines getan. Das Interesse der Ottoman-Bank ist, diese Verlängerung zu bewilligen. Selbstverständlich wird der Zinsfuss ein höherer werden, weil das Geld teuerer geworden ist. Übrigens hat sie auch das letztemal dasselbe getan.

„Genehmigen Sie usw. Vuk. J. Petrovitch."

Soll ich mich entschuldigen, dass ich hier, dem fürchterlichen Drama so nahe, diesen Brief noch publiziere?

Dieser Brief des Finanzministers ist für dasjenige, was unter unserem Regime seit dem 11. Oktober 1897, also in relativ kurzer Zeit, erreicht wurde, gewiss charakteristisch. Dieser Brief zeigt unser heisses Mühen, unsere Liebe für Serbien, und wie wir seine Ehre empfanden und glücklich waren, in seinem Namen stolz sprechen zu können. Und noch etwas zeigt er: was dieses Regime noch geleistet hätte, wenn der König Alexander sein so oft und so feierlich öffentlich gegebenes Versprechen, uns die notwendige Zeit zu lassen, auch gehalten hätte.

Aber das Gewitter näherte sich.

Am 2. April fand ich in einem Briefe unseres Geschäftsträgers in Konstantinopel, des Obersten Laza Petrovitch eine Stelle über den ehemaligen Professor der Belgrader Hochschule J. Zujovitch, welche lautete:

„Er jammert, dass er ohne Schuld und auch ohne Beweise seiner Schuld aus Serbien ausgewiesen worden ist.“

Mit diesem Briefe ging ich zum König und bat ihn, nicht bloss diesem, sondern auch den übrigen Verbannten die Rückkehr ins Vaterland zu erlauben. Als Ew. Majestät — sagte ich — nach dem letzten Attentate, ohne mein Wissen, direkt dem Stadtpräfekten Bademlitch Befehle erteilten, diese Ungerechtigkeiten zu begehen, habe ich, da die Regierung die Verantwortung für diese Ungesetzlichkeiten nicht übernehmen konnte, unsere Demission gegeben. Ew. Majestät erinnert sich, mit welchen Gründen höherer Staatsräson ich gezwungen wurde, auf meinem Posten zu bleiben und noch weiter die Verantwortung für alle begangenen Fehler und Ungerechtigkeiten zu tragen. Jetzt aber, wo sich doch zeigt, dass die Leute nicht imstande waren, Serbien aus den Schienen zu werfen, ist es an der Zeit, alle aus übermässigem Eifer begangenen Ungerechtigkeiten gutzumachen.

Der König: Im Prinzip haben Sie recht. Aber wie kommen Sie dazu, mit Zujevitch anzufangen, mit dem gefährlichsten Agenten meiner Mama gegen meinen Vater und gegen Sie persönlich?

Dr. V. G.: Die Verdienste des Königs Milan um dieses Land sind so gross, dass ihm die Intrigen eines Zujevitch nichts anhaben können. Was mich anbelangt, so fürchte ich diesen Zujevitch gerade so wenig, wie seinen Namensvetter, welcher unter die Räuber gegangen ist, und meinetwegen könnte er sofort wieder seine Professur an der Hochschule einnehmen.

Ich glaube nicht, dass dies eine Gelegenheit war, wo ich, selbst mit meinen überreizten Nerven, noch eine besondere Gemütsbewegung erwarten konnte. Aber wir lebten schon in der Atmosphäre des Unerwarteten, und plötzlich schlug wieder ein greller Blitz ein. „Sie wissen nicht — erwiderte der König — wie gefährlich der Mann ist, lassen Sie ihn gehen, denn . . .“

Und hier machte der König eine so hässliche, so empörende Verleumdung einer Dame, dass ich förmlich erstarrte und auf der Stelle ohne ein Wort zu sagen, das Zimmer verliess. Der König lief mir nach und hielt mich mit Gewalt zurück, wobei er fragte, was ich denn habe? Ich erwiderte, dass es eines Königs unwürdig wäre, die Insinuationen abscheulichster Verleumder nachzusprechen, und dass ich nicht anhören mag, wie mein König und Herr

über eine alte und ehrwürdige Frau spricht, deren Mann noch dazu mit dem sicheren Tode in der Brust bei Nisch gekämpft hat. Der König hielt mich an beiden Händen und versuchte mich zu beruhigen.

Der König: Verzeihen Sie den schlechten Scherz, reden wir ernst von der Sache. Ich habe spezielle Gründe sehr intimer Natur, dass Zujevitch noch drei Monate ausserhalb Serbiens bleibt. Wenn Sie mir versprechen, Laza auf diesen Brief nicht zu antworten, dann gebe ich Ihnen mein Wort, dass Zujevitch in drei Monaten nicht bloss frei zurückkehren soll, sondern wenn Andra will, kann er ihn wiederum zum Professor der Hochschule machen. Ich hoffe nämlich, dass die Frage meiner Heirat in drei Monaten spruchreif sein wird. Dann wird der Moment da sein, alle unangenehmen Spuren des Attentates vollständig auszutilgen, und ich werde dann nicht bloss die Leute à la Zujevitch, sondern auch alle radikalen Führer begnadigen, denn dann wird niemand sagen können, dass mich Russland zu dieser Begnadigung gezwungen hat. Nun, sind Sie jetzt zufrieden? Nur noch drei Monate Geduld! —

Dr. V. G.: Ich danke, Sire, für die Aussicht, dass in drei Monaten die Frage der Heirat Ew. Majestät spruchreif sein wird, — wenn es auch sonderbar ist, dass mir diese hochwichtige Mitteilung ganz zufällig und nebenher gemacht wird, statt dass ich von jeder Phase dieser Angelegenheit unterrichtet sein sollte.

Der König: Nicht so, lieber Doktor. Ich begreife Ihre Unzufriedenheit darüber, dass die Vorfragen ohne Ihr Wissen verhandelt werden. Aber wenn auch meine Heirat gewissermassen eine Staatsfrage ist, ist sie für mich doch hauptsächlich die Frage meines persönlichen Glückes, wo ich doch notwendig allein massgebend bin. Zweitens ist die Heirat eines Herrschers so delikater Natur, dass niemand ausser den Nächstinteressierten etwas erfahren darf, solange die Sache nicht gesichert ist. Zwei Projekte sind ja auf diese Art vereitelt worden, das erste, weil Steva Pantelitch die Frage so behandelt hat, wie seine Erfindung, Pulver aus Stroh zu fabrizieren — Sie wissen ja, wie er es machte; er ging damit hausieren — und das zweite Projekt in Athen ebenso. Da habe ich nun die Frage ganz in meine Hände genommen, und als Milan Bogitchevitch und seine Frau in Berlin Schritte unternahmen und

Milan mich mit den Berichten bombardierte, dass der deutsche Kaiser für mich eine Braut gefunden habe, habe ich geantwortet, dass ich an das Heiraten noch nicht denke; ich erlaube niemandem, also auch meinen Verwandten nicht, sich in diese Frage einzumengen. Bei Ihnen, als Ministerpräsident, ist das etwas anderes. Als Sie mir am 1. Januar mit der Demission drohten, wenn ich bis Ende dieses Jahres nicht heiraten sollte, habe ich versprochen, dass ich in diesem Jahre heiraten werde. Jetzt gehe ich einen Schritt weiter und sage Ihnen, dass die Frage wahrscheinlich in drei Monaten gelöst sein wird — aber das muss Ihnen vorläufig genügen. Alles andere, ob die zukünftige Königin von Serbien blond oder schwarz, schlank und hoch oder klein und rundlich sein wird, ob sie einige Millionen Mitgift bringen oder ohne Geld, aber sonst an königlichen Eigenschaften reich sein wird: alles das geht nicht einmal meine Eltern und meine Verwandten etwas an, geschweige denn meinen Ministerpräsidenten. Es geht nur den Bräutigam an, welcher sein ganzes Leben mit dieser Auserwählten zuzubringen hat. Ist es nicht so, Doktor?

Dr. V. G.: Wie man's nimmt, Sire. In unserem Volke nimmt man, wenn ein Privatmann heiratet, Rücksicht auch auf die Wünsche seiner Eltern, wenn man das Glück hat, solche noch zu besitzen. In etwas früherer Zeit war das ausschliesslich die Sorge des Vaters, weil er nicht bloss für seinen Sohn eine passende Braut zu finden, sondern zugleich auch das Haus zu wählen hatte, mit dem sich das seinige verschwägern sollte. Heutzutage suchen die Söhne den elterlichen Segen zur Heirat in rekommandierten Briefen nach, wenn sie ihn überhaupt verlangen. Mit einem Worte, es gibt vielerlei, was ein Privatmann bei seiner Heirat tun kann, woran aber ein Herrscher nicht denken darf. —

Der König: Zum Beispiel?

Dr. V. G.: Zum Beispiel, ein gekröntes Haupt darf bei seiner Heirat nicht einzig und allein an sein persönliches Glück denken, sondern in erster Reihe an die Interessen des Volkes, dessen Schicksale der Allmächtige ihm anvertraut hat.

Der König: Schon längst sind die Zeiten vorüber, Doktor, wo die Herrscher als Mitgift ganze Provinzen für ihren Staat bekommen haben. Heute gilt nicht einmal für Österreich das alte lateinische tu felix Austria, nube.

Dr. V. G.: Ich denke auch nicht daran, Sire, dass wir als Mitgift der zukünftigen Königin ein Bosnien mit der Herzegowina erwarten könnten. Etwas anderes habe ich sagen wollen: Die Völker haben ihren Herrschern deswegen so grosse Rechte und Privilegien gegeben, damit sie ihr ganzes Leben, und wenn es nicht anders geht, auch ihr persönliches Glück dem Glücke des Vaterlandes widmen. Die Krone bringt auch grosse und manchmal sehr schwere Pflichten mit sich. In der letzten Zeit geschieht es, dass die Vertreter des monarchischen Prinzips in Europa an einer unverhältnismässig grossen Sehnsucht nach Privatglück kränkeln, und sie fangen an, dieser Sehnsucht nicht bloss die staatlichen, sondern sogar die dynastischen Interessen zu opfern; und wenn sich diese krankhafte Sehnsucht nach persönlichem und privatem Glück auf allen Thronen einnisten sollte, dann wird es bald zu Ende sein mit dem monarchischen Prinzip in Europa.

Der König: Das ist eine Anspielung auf die Abdankung meines Vaters, wegen der Frau Arthemisia.

Dr. V. G.: Das bezieht sich auf alle Schädigungen des monarchischen Prinzips, an welchen gerade diejenigen mit eigenen Händen arbeiten, deren grösstes Interesse es wäre, dieses Prinzip unversehrt zu erhalten, und wenn sie dafür hunderte von persönlichen Glücksempfindungen opfern müssten. Wenn ich mir erlaubt habe, diesmal auch diese Frage zu berühren, so habe ich es aus Pflichtgefühl getan, weil die zukünftige Königin von Serbien eine Eigenschaft besitzen muss, über welche auch die Kronräte konsultiert werden müssen, und ich bin glücklich, dass Ew. Majestät die Entscheidung in betreff dieser Eigenschaft nicht auch ausschliesslich für sich reserviert haben.

Der König (nach längerem Schweigen, wobei er mir scharf in die Augen sah, sehr langsam): Und welches wäre diese Eigenschaft, lieber Doktor?

Dr. V. G.: Das ist die Abkunft der Auserwählten. Das ist das Haus, aus welchem die zukünftige Königin von Serbien genommen werden soll. —

Der König: Ach, so! Nun, Doktor, aus dem Hause der Romanows dürften wir sie schwerlich bekommen, denn wenn ich mich gut erinnere, hat einer meiner ausserordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister ohne meine Erlaubnis, durch den

früheren Patriarchen von Jerusalem in Russland sondieren lassen, ob man für mich die Tochter des Grossfürsten Wladimir bekommen könnte, und hat sich einen Korb geholt. . . Selbst diese Allerweltsbraut will man dem König von Serbien nicht geben. Die griechische Prinzessin hat er auch nicht bekommen können. Die montenegrinische Prinzessin hat er selber nicht gewollt, und ich zweifle sehr, ob Sie ihm diese Braut wieder vorschlagen würden.

Dr. V. G.: Es gibt, Sire, noch andere sehr ansehnliche fürstliche Häuser in Europa, welche es sich zur Ehre anrechnen würden. . .

In diesem Moment trat der diensthabende Adjutant ins Zimmer und übergab dem König das Verzeichnis der vorgemerkten Audienzen und ein Telegramm. Der König überflog das Verzeichnis und während er das Telegramm öffnete, frug er, ob alle, welche Audienz haben, versammelt sind. Auf die Bejahung des Adjutanten sagte er, man solle sie vorlassen, sobald der Präsident weggegangen sein wird. Ich stand auf. Der König sagte: „Ein anderes Mal werden wir dieses interessante Gespräch beendigen. Warten Sie nur einen Augenblick, ich will nur sehen, was im Telegramm ist. Ach so, von Papa. Er kommt morgen aus Nisch und bittet, keinen Empfang am Bahnhof anzuordnen.“

Ich sagte dem König, dass er mir auch darüber geschrieben habe, und ich wollte gerade die Befehle S. M. erbitten.

— „So tun wir ihm den Willen.“ —

— „Zu Befehl“ — und ich verliess den König.

Während wir am Palmsonntag 1900 den Jahrestag des Aufstandes unter Milosch Obrenovitch als Nationalfest feierten, brachte das Pariser Blatt „Le Temps“ ein Telegramm aus Petersburg, welches folgenden Wortlaut hatte: „Auf eine ganz besondere Art zeichnet der Kaiser den Prinzen Karagjorgjevitch aus, den Sohn von Peter Karagjorgjevitch, des Prätendenten auf den serbischen Thron. Der junge Prinz befindet sich jetzt in der Kadettenschule in Petersburg. Als die Zöglinge dieser Schule vor dem Kaiser Nikolaus defilierten, liess er den jungen Prinzen aus der Front treten, reichte ihm die Hand und richtete an ihn verschiedene Fragen über seine Verwandten. Die Bedeutung dieses neuen Beweises der kaiserlichen Sympathie für die Karagjorgjevitchs verdient besonders verzeichnet zu werden.“ Am selben Tage brachte das

italienische Blatt „Il Giorno" eine Korrespondenz aus Moskau, in welcher erzählt wurde, dass der Kaiser, bei einem Versuche des russischen Botschafters in Wien, Graf Kapnist, eine Aussöhnung zwischen Russland und Serbien anzubahnen, mit der Faust auf den Tisch geschlagen und gerufen habe: „Ich erlaube nicht, dass in meiner Gegenwart auch nur der Name Milans erwähnt wird." Trotz dieses Donnerns, welches aus der Ferne zu uns drang, hatte ich nicht bloss meine Amtsgeschäfte zu besorgen, sondern ich musste auch meinen gesellschaftlichen Pflichten als Minister des Äusseren nachkommen. Und so gab ich wieder ein diplomatisches Diner zu Ehren des neuernannten österreichisch-ungarischen Gesandten Baron Heidler v. Egeregg. Nach diesem Diner war grössere Abendgesellschaft, und auch die Majestäten erschienen zu dieser Soirée in meinem Hause. Vielen Eingeladenen fiel es auf, dass auf dieser Soirée „die Hofdame I. M. der Königin Natalie", Frau Draga Maschin, n i c h t erschien. Es ist Zeit, von dieser Dame etwas Näheres zu sagen. Sie hatte es verstanden, durch allerlei Liebenswürdigkeiten und Aufmerksamkeiten die Freundschaft der Damen meines Hauses zu gewinnen. Sie stellte ihnen u. a. aus „ihrer Bibliothek" interessante Bücher zur Verfügung, wie z. B. die Memoiren des Fräuleins Baschkirtzew, und die Meinigen zeigten mir in dem Buche zwei Stellen, welche Frau Maschin besonders unterstrichen hatte. Die erste Stelle betraf die Wohltäterin der Frau Draga, die Königin Natalie, und lautete folgendermassen:

„Diese Frau, so elend noch in Nizza, so gewöhnlich mit ihren roten Wangen und ihrer dicken moldavischen Nase . . . sie ist schön, aber von einer Schönheit, welche ich als bizarr kostümierte Dienerin haben möchte, damit sie mir die Stiefeletten anzieht und mit einem grossen Fächer Kühlung zufächelt. Und schau, sie ist Königin, und Königin in einer stürmischen Zeit, das heisst in einem unschätzbaren Momente für die Ambitiösen. Gewiss, sie hat sich einen Platz in der Geschichte gesichert."

Die zweite Stelle in diesem Buche, welche Frau Draga Maschin unterstrichen hatte, lautete folgendermassen:

„Man kann glücklich leben, ohne viel in die Tiefe zu gehen. Man darf nicht rechnen auf die Freundschaft, man soll sich nicht verlassen auf die Dankbarkeit, man soll nicht an die Treue und an die Ehrlichkeit glauben, man muss sich mutig erheben über alle menschlichen Misèren und sich zwischen Gott und ihnen halten. Alles, was man vom Leben haben kann, muss man nehmen, und schnell zugreifen. Man darf keinen Augenblick des Vergnügens entschlüpfen lassen, man muss sich ein bequemes, lärmendes und grossartiges Leben schaffen. Man muss sich absolut so

viel als möglich über alle anderen erheben; man muss mächtig werden, ja, sehr mächtig, um was immer für einen Preis! . . . Dann erst ist man geehrt und gefürchtet. Dann ist man stark, und das ist der höchste Punkt der menschlichen Glückseligkeit, weil dann die Mitmenschen einen Maulkorb der Feigheit tragen, und nicht mehr beissen können."

Und dieses nihilistische, ekstatisch-vergnügungssüchtige und bis zur Raserei ehrgeizige Bekenntnis hatte der Ehrendame der Königin Natalie so gefallen, dass sie es besonders unterstrich. Diese Quintessenz der Unmoralität, diesen Aufschrei des Egoismus einer wilden Seele, wie er sich nur der Brust einer russischen Nihilistin entwinden konnte, schickte eine Hofdame einem jungen Mädchen zum Lesen!

Ich hatte keine Zeit, die weiteren Konsequenzen aus diesen Unterstreichungen zu ziehen, und deswegen begnügte ich mich bei mir zu Hause zu sagen: „Eine Frau, welcher solche Dinge gefallen, passt nicht in die Gesellschaft ehrlicher Frauen". Und Frau Maschin wurde zu der erwähnten Abendgesellschaft in meinem Hause nicht mehr geladen.

Entweder hatte sie diese Nichteinladung nicht verstanden, oder sie stellte sich, als ob sie sie nicht verstanden hätte, und bald darnach schrieb sie meiner Frau folgenden Brief:

Sonntag

„Liebe gnädige Frau!

„Würde ich Sie sehr stören, wenn ich morgen zu Ihnen käme, ein wenig früher, als die übrigen Gäste kommen, welche Ihre Montage besuchen? Ich hätte mit Ihnen über einen abscheulichen anonymen Brief zu sprechen, den ich bekommen habe und dessen Inhalt ich Ihnen nicht verschweigen kann, obwohl er Sie ärgern dürfte, was mir sehr leid sein wird. Der Zweck dieses Briefes ist, uns zu verfeinden, was wir vereiteln werden, wenn ich Ihnen sage, welche Ausdrücke der Schurke gebraucht hat, der sich unter der Maske „eines Freundes" verbirgt.

„Verzeihen Sie mir, liebe gnädige Frau, dass ich Ihnen diese Unannehmlichkeit verursache, aber glauben Sie mir, ich tue es aus dem einzigen Grunde, weil ich vom ganzen Herzen wünsche, Sie möchten mich auch in Zukunft so gerne behalten, wie Sie liebt Ihre Draga Maschin."

Das war augenscheinlich eine Frauenintrige. Um sie gleich abzuschneiden und um der Frau Draga die Mühe zu ersparen, noch einmal in mein Haus zu kommen, entschloss ich mich gleich, etwas zu tun, was ich sonst nie getan hätte, nämlich sie selbst zu besuchen. Wahrscheinlich hatte sie auf eine solche Wir-

kung ihres Briefes nicht gerechnet und keine Verabredung getroffen, wie sie das Gespräch mit dem Minister einzurichten hätte, welches für seine Frau berechnet war. Deswegen liess sie mich, als man mich gemeldet hatte, tausendmal um Entschuldigung bitten, mich nicht empfangen zu können; sie wäre krank im Bette.

Darauf ging ich direkt zum König, zeigte ihm den obigen Brief und sagte, ohne weitere Erklärungen — denn man spricht mit einem König nicht ohne Not über seine Privatneigungen, und ohne dass man mit ihm gesprochen hat, weiss er doch, dass sie Einem bekannt sind:

„Sire, ich habe keine Zeit, mich mit Frauenintrigen zu befassen. Als ich diesen Brief gelesen hatte, ging ich gleich selbst, um zu sehen, um was es sich handelt. Frau Maschin hat mich nicht empfangen können, weil sie krank ist. Ist Ew. Majestät etwas vom Inhalt des anonymen Briefes bekannt? Wenn ja, bitte gehorsamst mir den Inhalt mitteilen zu wollen, denn ich werde schwerlich noch einmal so viel Zeit finden, um zu Frau Maschin zu gehen.“

Der König war ausserordentlich liebenswürdig mit mir und behauptete, zwar von der Existenz des anonymen Briefes zu wissen, aber seinen Inhalt nicht zu kennen, weil derselbe so abscheulich sei, dass Frau Draga nicht einmal ihm den Brief habe zeigen wollen. Jedenfalls — fügte er hinzu — wird der Inhalt verdienen, von Ihnen gekannt zu werden. Der König bat mich, es Frau Maschin nicht zu verübeln, dass sie mich nicht sofort empfangen konnte, denn sie sei wirklich krank; aber sobald sie wieder gesund sei, werde sie glücklich sein, mich zu empfangen und mir sofort Tag und Stunde der Zusammenkunft melden.

— Ich wäre Ihnen, lieber Doktor, sehr dankbar, wenn Sie sich doch noch einmal zu Frau Maschin bemühen wollten. Sie würden dadurch nicht bloss ihr eine Ehre erweisen, sondern auch mir ein grosses Vergnügen, denn Sie ahnen nicht, wie hoch ich diese Frau verehre. Ich bin überzeugt, dass Sie nach Ihrem ersten Gespräch mit ihr eine ganz andere Meinung bekommen werden, als Sie sie sich vielleicht nach den Verleumdungen, welche über sie verbreitet werden, gebildet haben. —

— Gut, Sire, ich habe nicht die Absicht gehabt, noch einmal

zu ihr zu gehen, aber nachdem es der Wunsch Ew. Majestät ist, werde ich gehorchen. —

Nach drei Tagen kam ein neuer Brief, in welchem mir gemeldet wurde, wann sie mich erwarten wollte.

Sobald ich in ihren Salon getreten war, merkte ich an den Parfüms, mit denen die Atmosphäre gesättigt war, sofort, dass diese Frau ganz genau verschiedene spezifisch physiologische Wirkungen gewisser Parfüms kannte. Noch mehr überzeugte mich davon die Parfümwolke, welche mich umfing, als Frau Draga frisch, wie wenn sie direkt aus dem Bade käme, und in einem Matineekleide, wie es vielleicht kein zweites in Belgrad gab, mir entgegentrat, um mich zu begrüssen. Mit einer graziösen Handbewegung lud mich diese nicht mehr junge, aber noch immer sehr pikante Witwe des armen Svetozar Maschin ein, neben ihr auf dem Sofa Platz zu nehmen. Ich schritt gleich zur Sache.

— Sie haben, gnädige Frau, die Güte gehabt, meiner Frau über einen Brief zu schreiben, den Sie bekommen hätten und den Sie ihr zeigen wollten. Ich habe gefunden, dass solche anonyme Briefe heutzutage nur aus politischen Beweggründen geschrieben werden, und dass somit auch dieser anonyme Brief mehr mich, als meine Frau interessieren dürfte. Deswegen bin ich gekommen, um Sie zu bitten, mir diesen Brief zeigen zu wollen.

— Sie haben recht, es müssen politische Gründe den Anstoss dazu gegeben haben, denn der Zweck des Briefes ist augenscheinlich, zuerst mich mit Ihrer Frau zu verfeinden, weil der Schreiber sicher ist, dass danach auch die freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem König und seinem ersten Minister erkalten würden, was auch der eigentliche Zweck dieser Intrige sein dürfte. Ich bedauere sehr, dass der Inhalt dieses Briefes ein solcher ist, dass ich ihn als Frau beim besten Willen niemandem anderen zeigen kann, als wieder einer Frau. Deswegen habe ich den Brief auch dem König nicht gezeigt, und deswegen wollte ich ihn nur Ihrer Frau Gemahlin zeigen. Nachdem Sie sich aber die Mühe genommen haben, zu mir zu kommen, wofür ich Ihnen, Herr Präsident sehr zu Dank verpflichtet bin, will ich Ihnen sagen, was in dem Briefe speziell Sie persönlich betrifft, und dann werde ich Ihnen das Kuvert des Briefes zeigen, damit Sie vielleicht aus der Handschrift auf der

Adresse ersehen, wer ein Interesse daran hat, Sie mit dem König zu verfeinden.

Ich sagte darauf bloss „Ich bitte", und Frau Draga zog aus der Tasche einen Brief, hielt ihn mit beiden Händen fest und sah mir scharf in die Augen, indem sie sprach:

„Der anonyme Schreiber behauptet, dass Sie, Herr Präsident, lebhaft daran arbeiten, mich aus Serbien ausweisen zu lassen —"

Ich musste laut auflachen.

„Dieser Anonymus, gnädige Frau, hat kein grosses Talent zum Intriganten, denn seine Erfindung ist ziemlich unklug. Das ist augenscheinlich eine Frau, denn ein Mann müsste notwendig von den Gesetzen dieses Landes so viel kennen, um zu wissen, dass seine Staatsbürger nicht ausgewiesen werden können. Wenn es ein Mann wäre, und noch dazu ein Politiker, so müsste er schon gehört haben, wie scharf ich auch die paar Fälle verurteilt habe, wo nach dem Attentat einige Radikale von der Polizei ganz gesetzwidrig ausgewiesen worden sind. Und da hätte er dann auch gewusst, dass ihm kein vernünftiger Mensch glauben wird, wenn er sagt, ich hätte jetzt die Absicht, selbst zu tun, was ich so verurteilte, und noch dazu gegenüber einer Frau.

— Sie haben erraten. Den Brief hat auch eine Frau geschrieben. Aber es ist eine Frau, welche von ihrem Manne alles erfährt, was bei Hofe oder im Ministerium vorgeht. Sie weiss zum Beispiel, dass Sie, Herr Präsident, vor einigen Tagen den König gebeten haben, alle Emigranten zu begnadigen, und besonders Herrn Zujovitch die Rückkehr ins Vaterland zu erlauben. —

— Ça, c'est fort par exemple! Ich habe darüber mit Niemandem gesprochen ausser mit dem König! —

— Und doch hat sie Kenntnis davon, gerade so wie sie weiss, dass mir der König alles erzählt. Und um mir den Beweis zu liefern, dass Sie an meiner Ausweisung arbeiten, hat sie auch das in ihren Brief aufgenommen.

— Und was für einen Grund hätte ich, an Ihre Ausweisung aus Serbien zu denken? —

— Sie behauptet, Sie wären zu der Überzeugung gekommen, dass ich ein Hindernis für die Heirat des Königs geworden bin, und deswegen wollen Sie mich aus dem Lande schaffen. —

— Auch daran erkennt man die langen Haare und die kurze Vernunft. Diese Frau vergisst, dass Sie eine zu gute Serbin sind, als dass Sie imstande wären, Ihrem Vaterlande einen solchen unermesslichen Schaden zuzufügen. Diese Frau scheint überhaupt wenig aus der Geschichte zu kennen, denn sonst würde sie wissen, dass viele Könige intime Freundinnen gehabt haben, welche ihre stürmische Jugend vor unwürdigen Abwegen geschützt haben, aber dass keine von diesen königlichen Freundinnen je die betreffenden Könige daran gehindert haben, so zu heiraten, wie es das Interesse des Thrones und des Staates verlangt hat. —

Frau Maschin war nach diesen meinen Worten tief gerührt oder stellte sich wenigstens so, als ob sie zu Tränen gerührt wäre. Sie ergriff meine beiden Hände und sagte mit vor Aufregung zitternder Stimme:

— Ich danke Ihnen, Herr Präsident, für den Takt und für die Zartheit, mit welcher Sie meine Freundschaft für den König bezeichnet haben. Seien Sie überzeugt, dass Sie in Ihren Erwartungen nie getäuscht werden und dass die Tochter eines Lunjevitza immer und vor allem eine gute Serbin bleiben wird.

— Gnädige Frau, ich habe daran geglaubt, noch bevor ich diese Versicherung von Ihrer Seite bekommen habe, und deswegen habe ich auch bis jetzt alles, was man gegen Sie vorgebracht hat, auf Rechnung der Leichtgläubigkeit und des übertriebenen Eifers der Freunde gesetzt. So lange Ihnen das Vaterland teurer sein wird, als irgend ein persönliches, selbst ein ernsteres Gefühl, können Sie ganz ruhig und ohne Sorge sein. —

— Ich danke Ihnen, Herr Präsident. Und nun schauen Sie sich diese Handschrift an und Sie werden gleich sehen, wer daran arbeitet, Sie und den König zu verfeinden. —

Und Frau Draga nahm den Brief aus dem Kuvert, steckte den Brief in die Tasche und reichte mir das Kuvert. Ich besah mir jeden Buchstaben auf der Adresse, konnte aber nicht die Handschrift erkennen. Frau Draga sagte mit einem sehr feinen Lächeln:

— Das schreibt eine Frau, welche an Ihnen Rache nehmen will für die Art und Weise, wie Sie in Ihrer Geschichte unserer Kriege die Handlungen ihres Mannes beschrieben haben. Sie ist zwar eine Verwandte von mir, aber nachdem sie unternommen hat, den König des besten Ministers, den er bis jetzt gehabt hat, zu be-

rauben, will ich sie nicht länger schonen und wenn wir hundertmal verwandt wären. Das ist die Handschrift der Frau Generalin Atanatzkovitch. —

Ich stand auf, nahm meinen Zylinder und die Handschuhe, und sagte:

— Entschuldigen Sie, gnädige Frau, aber das kann ich nicht glauben. Ich habe zwar nie die Handschrift der Frau Generalin gesehen, aber sie selbst kenne ich sehr gut. Ihre Zunge ist ein scharfes Schwert, aber sie greift niemanden feige von rückwärts an. Für meine alten Rechnungen mit ihrem Manne hat sie mir oft alles, was ihr am Herzen lag, ins Gesicht gesagt. Eine solche Frau wird sich nie so weit erniedrigen, anonyme Briefe zu schreiben, am allerwenigsten solche, wie dieser sein soll. Gnädige Frau...

— Sie sind, Herr Präsident — sprach Frau Draga Maschin, indem sie mich zur Türe begleitete — ein Idealist, der alle Leute nach sich selbst beurteilt. Das ist im Leben gefährlich, und noch mehr in Ihrer heutigen Stellung. Wollen Sie mich, bitte, Ihren Damen zu Hause bestens empfehlen. —

Als ich wieder im Wagen sass, war es für mich ganz klar, dass es notwendig wäre, auch den dreimonatlichen Termin, welchen der König selbst für seine Heirat festgesetzt hatte, nach Möglichkeit abzukürzen. Ich nahm mir vor, die erste Gelegenheit hierzu zu benützen. Und welcher Zufall! In meinem Bureau im Ministerium angelangt, fand ich unter anderen Briefen auch folgenden:

Berlin, den 14. April 1900.

„Lieber Vladan!

„Gestern war ich beim Grafen Bülow, um die Aufnahme unserer zwei Offiziere in die Kriegsakademie zu betreiben. Er sagte mir, die Entscheidung wäre noch nicht getroffen, versprach aber seinerseits unsern Wunsch zu unterstützen. Dann sprachen wir über die politische Situation bei uns. Graf Bülow sagte mir, dass es ihn sehr freue, zu sehen, wie das Regime sich befestigt hat, was ihm auch vom Baron Waecker-Gotter bestätigt werde. Er freute sich dann auch, dass unsere Finanzen geordnet worden seien, und fügte hinzu: „Jetzt ist es Zeit, danach zu streben, dass der König heiratet, weil die Dynastie z. Z. nur noch aus ihm und König Milan besteht, und das ist zu wenig." Darauf habe ich ihm geantwortet, dass die Sache wirklich ausserordentlich notwendig wäre, dass mir aber scheint, als ob S. M. vorläufig keine Lust hätte zu heiraten; vielleicht denke der König, dass sein Vater unglücklich geworden ist, weil er so jung geheiratet hat, und deswegen wolle er selbst noch nicht heiraten. Das könnte gewiss ein Grund sein, meinte Graf Bülow, aber dieser Grund sei nicht stichhaltig, wenn man bedenkt, dass die Dynastie auf den vier Augen der beiden

ruht und deswegen müssten wir also doch trachten, dass der König so schnell als möglich heirate.

„Beim Abschied bat mich Graf Bülow, wenn ich nach Belgrad schreiben sollte, nicht zu vergessen ihn S. M. dem König zu Füssen zu legen.

„Mit den herzlichsten Grüssen von Deinem aufrichtig ergebenen alten Freunde

M. M. Bogitchevitch."

Ich habe an unseren Gesandten sofort folgende Zeilen gerichtet:

Belgrad, 18./IV. 1900.

„Lieber Milan!

„Habe Deinen Brief vom 14. erhalten und kann mich nicht genug über die Antwort wundern, welche Du dem Grafen Bülow gegeben hast, als er Dir die Notwendigkeit auseinandersetzte, dass der König heirate. Du weisst aus unseren letzten Besprechungen sehr gut, dass ich aus der Heirat des Königs eine Staatsfrage ersten Ranges mache, und Du bist darin mit mir vollständig einverstanden; und dennoch, als der leitende Minister des mächtigsten Staates im Zentrum Europas, selbst und aus eigener Initiative Dir in dieser Frage entgegenkommt: anstatt diesen glücklichen Umstand mit beiden Händen zu ergreifen und ihn um seine Unterstützung behufs einer glücklichen Lösung dieser für unsere Zukunft schicksalsschweren Frage zu ersuchen, gibst Du ihm zur Antwort, dass S. M. vorläufig keine Lust zum Heiraten zu haben scheint, und überlässt es noch dazu dem Grafen Bülow, aus diesem Grund gegen Dich zu kämpfen!

„Ich bitte Dich mir sofort, und zwar auf dem freien Raum dieses Briefbogens selbst, zu melden: Warum hast Du eine so seltene Gelegenheit, die man Dir gegeben hat, die Frage der Heirat des Königs vorwärts zu bringen, vorübergehenlassen? Sage mir, warum Du so geantwortet hast?

„Mit Gruss, Dein alter Freund

Dr. V. G."

Der Gesandte hat auf demselben Briefbogen seine Antwort geschrieben.

Berlin, 24. April.

„Lieber V.!

„Deinem Wunsche gemäss antworte ich auf der Verlängerung Deines Briefes. Du hast mir Vorwürfe gemacht, warum ich dem Grafen Bülow eine solche Antwort erteilt habe, und ich nehme diese Vorwürfe an, wenn Ihr auch die meinigen annehmen wollt, warum die Regierung diese Frage, welche Du als Staatsfrage ersten Ranges betrachtest, nicht lebhafter zur Lösung gedrängt hat.

„Hier meine Gründe, warum ich die Antwort gegeben habe:

„Es sind schon zwei Jahre her, dass ich mit Bevollmächtigung S. M. des Königs hier wegen einer Prinzessin Nachfrage gehalten habe, welche mit mehreren europäischen Höfen verwandt ist und deren eine Schwester eine Königin ist. Für diese Prinzessin interessiert sich auch der deutsche Kaiser sehr lebhaft, weil seine Schwester in diese Familie hineingeheiratet hat. Voriges Jahr hat der Kaiser mir einmal und

meiner Frau mehrere Male gesagt, dass diese Prinzessin eine gute Partie für unseren König wäre. Ich habe seinerzeit S. M. dem König darüber berichtet, habe aber sehr wenig Erfolg gehabt, wahrscheinlich, weil die Prinzessin nicht sehr reich ist.

„Als mir Graf Bülow die Heirat des Königs erwähnte, wusste ich, dass er auch an diese Prinzessin denkt. Aber da ich darüber unterrichtet bin, wie S. M. in dieser Beziehung aufgelegt ist, habe ich nicht gewagt, an das Thema näher heranzutreten, weil ich keine Vollmacht hatte, dafür oder dagegen zu sprechen. Zu gleicher Zeit wollte ich den Grafen Bülow für den Fall vorbereiten, dass der König sich gerade für diese Prinzessin nicht entscheiden sollte. Der beste Beweis, dass der König nicht daran denkt, ist der, dass er, wie es mir scheint, selbst Dir nichts darüber gesagt hat. Übrigens war meine Antwort an den Grafen Bülow so eingerichtet, dass nichts verdorben, nur Zeit gewonnen ist. Wenn S. M. sich für diese Prinzessin entscheiden sollte, für welche sich Graf Bülow und ganz besonders der deutsche Kaiser interessiert, so wäre die Sache, ich bin dessen sicher, sehr leicht zu machen. Im entgegengesetzten Falle und für eine andere Partie glaube ich kaum, dass wir hier auf eine aufrichtige Unterstützung rechnen könnten.

„Mit besten Grüssen Dein aufrichtiger und ergebener Freund

M. M. Bogitchevitch."

Über den Vorwurf, ich hätte dieser Frage nicht die genügende Aufmerksamkeit geschenkt, konnte ich nur lachen. Jetzt erst wusste ich, was jene Briefe enthielten, welche ich persönlich dem König einzuhändigen hatte, ohne dass er mir je ein Wort über den Inhalt gesagt hätte. Ich zog aus meinen Papieren sofort ein Promemoria hervor, welches mir Baron Waecker-Gotter seinerzeit hinterlassen hatte und auf welchem alle deutschen Prinzessinnen verzeichnet waren, die als Kandidatinnen für unseren Thron in Betracht kommen konnten. Auf diesem Verzeichnis fand ich die Namen zweier Prinzessinnen, die eine aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg, die andere aus dem Hause Schaumburg-Lippe, und zwar aus der Sekundogenitur in Nachod, besonders unterstrichen. Bei der letzteren Prinzessin, die am 9. Juni 1879 geboren war, fand ich den Vermerk „mit beiden Höfen verwandt", was wohl die Verwandtschaft mit dem österreichischen und dem deutschen Kaiserhause zu bedeuten hatte. Unmittelbar darauf ging ich mit den beiden obigen Briefen zum König und sagte ihm, dass ich bedaure, S. M. wiederum ärgern zu müssen, aber es wäre meine „verfluchte Pflicht und Schuldigkeit". Und ich setzte dem König auseinander, wie gewaltig mich die von unserem Gesandten dem Grafen Bülow gegebene Antwort enttäuschte, und wie sein letztes Schreiben schon völlig in mir die Hoffnung vernichtete, dass der König innerhalb

dreier Monate wirklich heiraten werde. Ich gab dem König die Korrespondenz zwischen mir und Bogitchevitch; als er alle drei Briefe gelesen hatte, sagte

Der König: Vor zwei Jahren fing Milan Bogitchevitch auf seine Eigenschaft als Verwandter hin mich zu bedrängen an, und zwar mehr, als Sie selbst. Um ihn mir vom Halse zu schaffen, habe ich ihn bevollmächtigt, wegen einer Prinzessin anzufragen; aber wie Sie sehen, bloss anzufragen, nichts weiter. Er aber, und noch mehr seine Frau, haben, um sich wichtig zu machen, diese Vollmacht überschritten. Als der Kaiser bei irgend einem Empfang bei Hofe sich veranlasst sah, auch der Frau unseres Gesandten etwas Angenehmes zu sagen, warf er die Worte hin, wahrscheinlich weil er weiss, dass jede ältere Frau sehr gerne Heiraten vermittelt, dass es wohl an der Zeit für ihren König wäre zu heiraten. Ich selber befinde mich oft in der Notlage, mir den Kopf zu zerbrechen, was ich all den Hunderten von Männern und Frauen sagen soll, welche ich bei Hofempfängen anzusprechen habe, daher wusste ich genau, was solche Gespräche zu bedeuten haben, und habe dieser Konversation des Kaisers mit der Frau Bogitchevitch keine grössere Bedeutung beigelegt, als sie es haben kann. Aber sie hat keine Ruhe gelassen; und als sie es durchsetzte, dass der Kaiser sogar das Konzert des Belgrader Gesangvereins in Berlin besuchte, und der Kaiser dort, sei es eben aus Verlegenheit, oder weil er eine arme Verwandte unter eine königliche Haube bringen möchte, die Frage wieder erwähnte, hat sie mit beiden Händen zugegriffen. So steht also die Sache, und ich muss Ihnen sagen, als mir Milan hierüber berichtete, habe ich auf diesen Übereifer seiner stärkeren Hälfte sofort einen kalten Wasserstrahl folgen lassen, und das ist der Grund, warum Milan jetzt dem Grafen Bülow so geantwortet hat, wie es geschehen ist. Trotzalledem sage ich Ihnen aber, lieber Doktor, und ich bleibe dabei, was ich Ihnen das letztemal erklärt habe: ich werde in drei, längstens vier Monaten verheiratet sein; und da die Sache nun den Rahmen der akademischen Gespräche verlassen hat, will ich Ihnen jetzt auch die ganze Prozedur sagen, welche bei der Lösung dieser Frage eingehalten werden soll. Diese Prozedur dürfte gerade Ihnen sehr gefallen, denn sie liegt in den Traditionen unseres Volkes. Ich werde auch so heiraten, wie es unsere Vorfahren getan haben: für mich wird auch der Vater

das „Mäderl“ suchen, ganz so wie es in den Nationalgesängen heisst. Das heisst, er wird das Mädchen nicht erst zu suchen haben, es ist schon gefunden, mein Vater wird bloss die Verhandlungen zu beenden und in aller Form um ihre Hand für seinen „erhabenen Sohn“ anzuhalten haben.

Fürchten Sie nichts, Doktor, — fügte er ungemein freundlich hinzu — es wird keine Mesalliance werden, denn Papa ist in dieser Frage noch heikler als Sie. Ich nenne jetzt noch nicht den Namen der Prinzessin, . . . aber bloss deswegen, weil ich nicht sicher bin, ob bei der Besprechung der Einzelheiten — Religion, Mitgift und so weiter — keine unvorhergesehenen Schwierigkeiten entstehen könnten, welche die definitive Lösung der Frage vereiteln oder aufschieben würden. Ich glaube, das wird genügen, um Sie vollständig zu beruhigen.

Dr. V. G.: Vollständig, Sire, das wird mich beruhigen und mir eine schwere und grosse Sorge abnehmen.

Der König: Schön. Und nun noch etwas zu Ihrer Beruhigung: Papa muss dieses Jahr nach Karlsbad gehen, weil ihn das vorjährige Attentat verhindert hat, an seine Gesundheit zu denken. Deswegen wird seine Reise über Wien niemandem in die Augen fallen, und auch nicht, dass er dabei um eine Audienz beim Kaiser ansuchen wird. Mittlerweile wird aber mein Vater von mir die formelle Mission haben, mit dem Kaiser Franz Josef die Frage meiner Heirat einer Entscheidung zuzuführen, einer Heirat, für welche sich sowohl er, als der deutsche Kaiser so interessieren, dass sie vielleicht beide helfen werden, dass die zukünftige Königin von Serbien eine entsprechende Mitgift erhalte. Ceçi, bien entendu, entre nous. Und nachdem Sie auf dem Wege nach Marienbad auch durch Wien müssen und dort den Grafen Goluchowski sehen werden, werden Sie nicht selbst das Gespräch über meine Heirat mit ihm anfangen, aber trachten, dass er selbst aus eigener Initiative darüber zu sprechen beginnt. Und hol's der Teufel, dann werden Sie mich endlich in Ruhe lassen, denn bei Gott, ich bin schon der Gespräche über dieses Thema ganz überdrüssig.

Dr. V. G.: Ich bin schon jetzt, nach dieser Erklärung Ew. Majestät, vollständig beruhigt. Ich danke Ew. Majestät für diesen neuen Beweis Ihres Vertrauens, welches ich auch vor der kleinsten

Indiskretion schützen werde, und ich werde auch Ew. Majestät nie mehr mit dieser Frage belästigen — ausser wenn Majestät selbst befinden sollten, mir nachträglich noch etwas darüber zu sagen.

Der König: A la bonne heure, lieber Doktor! — und er reichte mir die Hand, womit diese Audienz zu Ende war.

Den Tag darauf in der Frühe kam der Stadtpräfekt von Belgrad, Staatsrat Rista Bademlitch, wie gewöhnlich zu mir, um mir mitzuteilen, was er für den täglichen Rapport an den König vorhatte, und auf einmal, ohne irgend einen Anstoss von meiner Seite, fing er mit mir folgendes Gespräch an:

Bademlitch: Hören Sie, Herr Präsident, meine Patin wird uns alle ins Unglück stürzen . . .

Dr. V. G.: Was für eine Patin, Risto?

Bademlitch: Sie wissen schon, die Unglücksperson, die Draga Maschin.

Dr. V. G.: Was für ein Interesse hätte die Person, uns alle ins Unglück zu stürzen?

Bademlitch: Ja, sehen Sie denn nicht, dass sie den König ganz blind gemacht hat, so dass er jede Nacht bei ihr zubringt? Wissen Sie denn nicht, dass sie ihn mit allerlei Liebestränken so närrisch gemacht hat, dass er ganze Stunden unter ihren Fenstern stehen und betteln muss, bis sie ihn einlässt? Haben Sie denn nie daran gedacht, dass der König bei diesem nächtlichen „Fensterln" in jener wüsten Strasse erschlagen werden oder bei schlechtem Wetter sich eine schwere Krankheit an den Hals schaffen kann?

Dr. V. G.: Wir wissen das alles. —

Bademlitch: Und trotzdem unternehmen Sie nichts gegen diese Schmach und Schande, gegen diese Gefahr?

Dr. V. G.: Wir unternehmen nichts, weil wir nichts ausrichten könnten, da er uns bei jedem solchen Versuch mit der Antwort abfertigen könnte, dass seine Liebeleien doch nicht zu den dienstlichen Angelegenheiten seiner Minister gehören, und dass er uns ja gar nicht daran hindert, bei seinen nächtlichen Exkursionen die notwendigen Vorsichtsmassregeln für seine persönliche Sicherheit zu treffen, — und das ist die Aufgabe des Ministers des Inneren und die Deinige. Soviel ich weiss, begleitet den König bei diesen Ausgängen immer der Oberst Marko, dessen Säbel und Revolver gerade soviel wert sind, wie eine ganze Abteilung Gar-

disten, welche ihn zum „Fensterln“ nicht begleiten können. Übrigens dürftest Du in der Umgebung genug verkleidete Gendarmen haben, welche auf den ersten schrillen Pfiff der Polizeipfeife des Obersten zur Verfügung stehen werden. Wenn ich mich weiter gut erinnere, hast Du in Deiner Jugend trotz Sturm und Regen und Schneegestöber noch mehr ähnliche Stunden unter den Fenstern Deiner Geliebten zugebracht und hast auch über so manchen Gartenzaun hinüberspringen müssen. Du hast Dich dabei, Gott sei Dank, nicht einmal tüchtig erkältet, geschweige denn, dass Du Dir den Hals gebrochen hättest. Soviel über die Sicherheit des Königs. Was die Schmach und Schande anbelangt, finden wir, dass es am Ende doch keine besondere Schande ist, wenn ein junger unverheirateter Mann eine Geliebte hat. Wenn er sich in seiner Jugend austobt, kann er dann, wenn er heiratet, ein ganz guter Ehemann und Familienvater sein. Wer von uns hätte das Recht, ihm Vorwürfe zu machen, dass er seine Jugend nicht wie ein Klosterbruder zubringt? Wir haben aber auch einen wichtigeren Grund, dabei ein Auge zuzudrücken. Unser allergnädigster Herr ist nicht bloss ein junger und schöner Mann, sondern er ist noch dazu König. Verstehe mich gut, was das heisst, König! Wenn er, was Gott von uns abwenden möge, anfangen würde, nach Art des alten Milosch jede Frau und jedes Mädchen, welches ihm gefallen sollte, sich einfach bringen zu lassen, selbst wenn Frauen und Mädchen aus dem angesehensten und ehrlichsten Hause wären: glaubst Du nicht, dass sich doch so manche finden werde, welche der Versuchung nicht widerstehen könnte, die Geliebte eines jungen Königs zu sein? Der alte Milosch war lange nicht mehr jung und schön, als er die heillosesten Familienskandale verursachte, und wenn er trotzdem imstande war, das alles zu tun, war es, weil er Fürst war. Würdest Du es vorziehen, dass die künftige Königin von Serbien gezwungen wird, mit einer Pistole die Geliebte ihres Mannes zu erschiessen, wie es die Fürstin Ljubitza getan hat, was so viel zu der Abdikation Miloschs im Jahre 1839 beitrug? Ist es nicht besser, wenn sich unser junger König ständig mit einer einzigen und zwar ganz freien und unabhängigen Witwe eingelassen hat, welche über ihren Lebenswandel niemandem Rechenschaft schuldet? Siehst Du denn nicht, dass wir diese Draga als Blitzableiter dulden, damit die ehrlichen Familien ge-

schützt werden vor demjenigen, was erst recht eine Schande und ein Schaden wäre für das Ansehen des Königs, und vielleicht auch eine Gefahr für die Dynastie? Das ist der Grund Risto, warum wir aus Furcht vor einem grösseren Übel das kleinere dulden. Die Frau Draga nützt diese unsere Toleranz aus, um vom König für sich und für die Ihrigen soviel als möglich Geld herauszulocken. Gut, soll er nur zahlen. Wenigstens sind wir sicher, dass er bei dieser Geliebten keine Krankheit riskiert, an welcher dann selbst seine Kinder leiden würden, was erst recht ein Unglück für das Land und für die Dynastie wäre. Übrigens — Du brauchst Dir auch nicht lange mehr Sorgen zu machen. So Gott will, wird unser König bald heiraten, und wir alle werden diese grosse Sorge los. Und bis dahin hat Deine liebe Patin gar kein Interesse, uns alle ins Unglück zu stürzen.

Bademlitch: Glaubt Ihr wirklich, Herr Präsident und Deine Kollegen, dass der König so heiraten wird, wie wir alle wünschen, so lange er die Draga hat?

Dr. V. G.: Ich bin davon überzeugt. Am Neujahrstage hat der König mir im Beisein seines Vaters und aller Staatsminister feierlichst sein königliches Wort gegeben, dass er im Laufe dieses Jahres heiraten wird.

Bademlitch: Und ich sage Dir, Herr Präsident, und bitte Dich, Dir das wohl zu merken: Diese Frau hat den König so vollständig betört, dass er fest überzeugt ist, mit keiner anderen weiblichen Person glücklich — und überhaupt mit keiner anderen Frau Mann sein zu können. Und wenn der König das Wort, welches er Euch gegeben hat, halten sollte, so wird er die Draga Maschin heiraten.

Dr. V. G. (auflachend): Was hast Du gesagt, die Draga Maschin Königin von Serbien? Höre einmal, Risto, das ist denn doch starker Tabak. Du bist ein so ausgezeichneter Polizeibeamter, dass ich nicht begreife, wie Du einen solchen Wahnwitz denken, geschweige denn aussprechen kannst. Man sieht, dass Du keine Zeit gehabt hast, Dich mit Psychologie zu befassen, und noch weniger mit der Psychologie der Herrscher.

Bademlitch: Ich gebe meine Praktik — dieses Wort gebrauchte er: Praktik — nicht für alle gelehrte Grammatik, oder wie die sonstigen Theorien heissen mögen.

Dr. V. G.: So reden alle Leute, welche sich ohne genügende theoretische Vorbildung durch die Welt haben durchschlagen müssen. Aber ich werde Dir sogleich beweisen, warum so ein Unding auch psychologisch unmöglich ist. Ich weiss auch, dass ein junger Mann sich in ein Frauenzimmer so vernarren kann, dass er für dasselbe nicht bloss sein ganzes Vermögen, seine Karriere, seine Freunde und Verwandten, sondern sogar sein Leben opfert, und ich kenne sehr viele Selbstmorde aus solch' einer wahnsinnigen Liebe. Aber alles das ist nur unter einer Bedingung möglich, und das ist, dass der betreffende junge Mann das „Idol seines Herzens" nicht erreichen kann, und zwar weder mit, noch ohne priesterlichen Segen. Sobald aber ein so übermässig verliebter Mann auch nur ein einziges Mal seine „grosse Passion" befriedigen kann, werden alle Unvorsichtigkeiten und Unglücksfälle aus übertriebener Liebe unmöglich. Jetzt, nimm den Fall unseres Königs. Nehmen wir an, dass er in seine Draga so wahnsinnig verliebt ist, sei es deswegen weil sie ihm, wie Du sagst, allerlei Teufelstränke gegeben, oder, weil sie ihn, wie wir in der Wissenschaft sagen, hypnotisiert hat, und zwar in solchem Masse, dass er ihr zuliebe seine Herrscherwürde und seine Pflichten als Mensch, Sohn, Serbe und König vergessen könnte, — und ich bin überzeugt, dass seine Liebe nicht so weit gegangen ist; aber setzen wir den Fall: dann bitte ich Dich zu bedenken, dass er diese Person, und zwar um bares Geld, nicht bloss einmal besessen hat, sondern dass er sie Tag und Nacht schon einige Jahre besitzt, und dass ihn daran niemand gehindert hat. Und das heisst ganz einfach, jetzt ist an die Stelle der leidenschaftlichen Liebe eine bequeme Gewohnheit getreten, welche mit mathematischer Sicherheit, je länger sie dauert, immer gesättigter wird, bis die — Übersättigung eintritt. Und dann wird Einem das gewesene Idol wahrlich schon lästig. Wenn der König ihrer jetzt auch noch nicht überdrüssig geworden ist, so kann man doch als sicher voraussetzen, dass er an ihr bald genug haben dürfte; und wenn er eine passende Braut für sich gefunden haben wird, welche viel jünger, schöner und liebenswürdiger ist als seine überreife Geliebte, dann wird er auch zur Überzeugung gelangen, dass er mit ihr ein reineres Glück haben wird, als er es bei seiner Draga finden konnte — und diese wird so vergessen werden, als ob sie nie existiert hätte, und der König wird nicht bloss seine Pflicht als König

erfüllen, sondern er wird auch sein wahres persönliches Glück finden. Ja, glaubst denn Du, dass der König so dumm ist, nicht zu wissen, dass es keinen einzigen Menschen in seinem Staate gibt, welcher dulden würde, dass ein Herrscher mit einer Draga als Königin das ganze Land in Schande stürzt? Ich bitte Dich, Risto, so was kannst Du nicht im Ernste glauben, weil das auch nach Deiner Erfahrung gerade so unmöglich ist, wie nach meiner Grammatik, wie Du die Psychologie nennst.

Bademlitch: Gut, gut, Herr Präsident. Gib nur acht, denn es könnte Dir passieren, dass Du schwer bereuen und büssen wirst, dass Du Dich zu viel auf die Wissenschaft verlassen hast — aber dann wird es für Dich, für uns alle, und für das ganze Land zu spät sein.

So hat dieses ungewöhnliche Gespräch geendet.

Die späteren Ereignisse haben bewiesen, dass die „Praktik" von Bademlitch weiter gesehen hat, als meine „Grammatik" . . . Aber freilich, ich hatte immer nur die Möglichkeiten einer physiologischen Liebe des Königs vor Augen gehabt und mit normalen Geschlechtsverhältnissen gerechnet, und erst nach der Katastrophe erfahren, dass diese Verhältnisse pathologische gewesen waren. . .

XX.

Das schönste Wetter in der Politik.

Der Kriegsminister General Atanatzkovitch unterbreitete dem König folgenden Bericht:

„Ew. Majestät!

„Behufs Einübung im Gebrauche des Schnellfeuergewehrs Modell 1900, mit welchem das Heer im Laufe d. J. bewaffnet werden wird, wäre es nötig, dass die Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten der Reserve der regulären Armee, erstere etwa für die Dauer von 30 Tagen und letztere für 20 Tage zu ihren Regimentern einberufen werden. Die Übung wäre allmählich in den Monaten Mai, Juni, Juli, August und September vorzunehmen, und zwar so, dass jeder Kompagnie 50 Reservisten zugewiesen werden. Dadurch würde nicht nur die Einübung in den Einheiten der stehenden Cadres, sondern auch das Einrücken der Reservisten mit Rücksicht auf ihre häusliche Beschäftigung erleichtert werden. Die Verpflegung der Reservisten während der Zeit der Übung würde keine ausserordentlichen Kosten verursachen, da durch die in diesem Frühjahr unterbliebene Rekrutierung der Stand der Cadres denjenigen nicht übertreffen würde, welcher in Friedenszeiten für die Regimenter fixiert ist. Auf diese Art würde auch das für das laufende Jahr gesetzlich festgestellte Heeresbudget keine Überschreitung erfahren. Ich bitte untertänigst, Ew. Majestät mögen geruhen, diesen Rapport zu genehmigen und den beiliegenden Entwurf des betreffenden königlichen Dekretes auf Grund des Artikels 114 des Gesetzes über die Armeeorganisation zu unterzeichnen."

Dies geschah, und so war auch diese patriotische Arbeit gesichert.

In der Sitzung des Ministerrates unter Vorsitz des Königs, welche am 24. April abgehalten wurde, schritten wir an die nötigen Vorbereitungen zur Abfassung eines autonomen Zolltarifs, als Vorbedingung der Erneuerung unserer Handelsverträge. In derselben

Sitzung setzte es der Bautenminister endlich doch durch, dass der König mit Verzicht auf fremde Kapitalien der Inangriffnahme des Baues „dieser albernen“ schmalspurigen Bahnen in Staatsregie, wenn auch anfangs nur mit 350 000 Franks jährlich zustimmte.

In der öffentlichen Meinung Europas war in bezug auf Serbien eine geradezu kolossale Umwandlung zu konstatieren. In Frankreich — sage in dem mit Russland alliierten Frankreich! — fanden wir jetzt überraschend freundliche Schätzungen in Blättern wie: Revue de L'Europe, Revue diplomatique, Paris, Le Jour, Le Petit Moniteur, Le Quotidien, La Petite Presse, La Fronde, Le Parti National, L'Evénement, Le Cosmopolite, L'Epoque, La Correspondence politique, La Gazette Coloniale, L'Economiste International, Le Moniteur des Consulats, also in Blättern, die uns vor kurzem arg zurichteten. Ebenso zu meiner besonderen Freude in dem kapitalsreichen Belgien: L'Indépendance Belge, Le Messager de Bruxelles, Le Soir, L'Etoile Belge, Le Petit Bleu, La Meuse, Le Marché Financier, Le Moniteur des Finances, Le Matin (d'Anvers) usw. Da und dort begannen zugleich unseren Zuständen gewidmete Bücher und Broschüren zu erscheinen und im deutschen Sprachgebiet nahmen sich mit totaler Änderung ihrer bisherigen Stimmungen beinahe alle grossen Blätter von Wien, Berlin, Dresden, Köln, Frankfurt a. M., München usw. unseres Staates gegen die immer neuen russischen Verleumdungen an. Und nun erst die Stimmung im Lande!

Am 21. Mai 1900 ging König Alexander auf eine Reise durch die östlichen Provinzen des Landes und wurde auf der ganzen Donaufahrt von Belgrad bis Radujevatz mit einer Begeisterung begrüsst, wie sie sich in Serbien vielleicht noch niemals gezeigt hat. Aus den entferntesten Winkeln, den abgelegensten Dörfern strömte die Bevölkerung zu tausenden und aber tausenden an das Donauufer, von wo aus sie dem auf dem Verdeck weilenden König stürmische Ovationen darbrachte. In den grösseren Orten am Donaustrande wie Smederevo, Dubravitza, Gradischte, Donji Milanovatz, Sip, Kladuschnitza, Kladowo, Korbowo, Bordelj, Mihailovatz, Kussiak und Prahovo, waren auch zahlreiche Schüler aufgestellt, welche nationale Fahnen schwenkten und die Königshymne sangen. In Radujevatz verliess der König den Dampfer und begab sich, von Banderien geleitet, nach der volkreichen und

durch einen lebhaften Handel sich auszeichnenden Kreisstadt Negotin, und hier fand ein glänzendes Bankett statt, zu dem auch die zur Begrüssung entsandten Vertreter des Königs von Rumänien und des Fürsten von Bulgarien Einladungen erhalten hatten. Tags darauf wurden zahlreiche Deputationen empfangen, welche den König mit Segenswünschen überschütteten, und einen besonders tiefen Eindruck machte das Erscheinen einer aus 180 ehemaligen Kriegern bestehenden Gruppe, welche sich an allen drei Kriegen in hervorragender Weise beteiligt hatten. Wie wollte man sich der Rührung erwehren, als ihr Wortführer Michael Petrovitch, früher Bataillonskommandant im Volksheere, an den Monarchen folgende schlichte Worte richtete: „Glaube, König, dass in unserer Brust ein für den edlen Urenkel des grossen Milosch warmschlagendes Herz wohnt. Wie unsere Alten um Deinen unsterblichen Urahnen geschart, Gut und Blut dem Vaterlande weihten, so sind auch wir bereit, auf dem Altar der Königsliebe und des Volksinteresses alles niederzulegen, worüber wir verfügen.“ Ein geradezu ergreifendes Bild bot ein Dutzend Greise, welche den 1859 rückkehrenden ersten Obrenovitch an der Landesgrenze begrüsst hatten. Obschon von der Last der Jahre gebeugt, liessen sich es die guten Alten nicht nehmen, den jüngsten Sprossen der Obrenovitch zu begrüssen. Ich — ich war über alles das glücklich. Wohin ich blickte, sah ich Liebe und sah im hoffnungsvollen Dämmern die Zukunft Serbiens. In Glogovatz machten wir auf dem Goldbergwerke des Herrn Weifert Station. Indem wir uns durch die niederen Schachte des Bergwerkes durchwanden, um alles zu sehen, freute ich mich der grossen Maschinen, welche ich schon auf dem Wege hierher wusste, dieser Maschinen, die diese goldhältigen Felsen bald zerstampfen würden. Ja, über alles freute ich mich, und als der König nach einer wahrhaft königlichen Bewirtung Glogovatz verliess und der Gewerke in seinem Bergmannskostüm und mit dem Grosskreuz des Sava-Ordens geschmückt, an der Spitze seiner aufmarschierten Arbeiter in den Ruf ausbrach: „Glück auf, oberster Bergherr!“ und als dieser Ruf aus hundert Kehlen widerhallte, da konnte ich mich nicht enthalten, aus der Hofequipage heraus dem tüchtigen Manne auch laut zuzurufen: Glück auf, Gjuro!“

In Zajetchar war der Empfang des Königs womöglich noch

freudiger und imposanter. Auf dem rechten Flügel der ausgerückten Garnison und unseres Offizierkorps begrüsste den König ein neuer Abgesandter des Fürsten von Bulgarien, Oberst Botschew, Kommandant der Widdiner Division. Natürlich solenner Gottesdienst, Deputationsempfang, und abends ein grossartiger Fackelzug, an dem sich die hervorragendsten Bürger der Stadt beteiligten. Bei Gelegenheit dieses Fackelzuges ereignete sich aber etwas, was auf mich tiefen Eindruck machte. Das Absteigequartier des Königs war in dem neuen grossen Gebäude des dortigen Gymnasiums eingerichtet. An diesem Gebäude gibt es keinen Balkon. Als der Fackelzug angelangt war, standen wir an den offenen Fenstern des ersten Stockwerks, und am Fenster, an welchem der König stand, war auch ich. Unten sprach ein Professor. Der König war ungewöhnlich unruhig; ich dachte mir, wegen der unausstehlich langen Rede des Professors. Auf einmal ergriff der König krampfhaft den Flügel meines Waffenrockes und sagte:

— Halten Sie mich, Doktor. —

— Warum, Sire?! — und ich ergriff kräftig die Hand des Königs.

— Damit ich nicht hinunterspringe, — sagte der König mit erstickter Stimme.

— Um Gottes willen, Sire, was haben Sie, wie können Sie so was sagen? — flüsterte ich, und umfing ihn kräftig um die Taille, wobei ich fühlte, dass er am ganzen Leibe zitterte.

— So . . . so — flüsterte jetzt auch der König — etwas Unwiderstehliches zieht mich hinabzuspringen . . . auf das Strassenpflaster . . . —

— Unsinn — versuchte ich zu lachen, aber es war mir kalt ums Herz — das ist wahrscheinlich der Rauch von diesen Hunderten von Fackeln, an dem wir ersticken . . . das ist dieses Lichtmeer von unten, welches uns blendet . . . —

— Nein . . . nein, Doktor . . . gehen wir hinunter . . . von hier aus kann ich kein einziges Wort antworten . . . —

— Gut, Sire, gleich werden wir hinuntergehen, einen kleinen Moment Geduld, — sagte ich, und ohne den König loszulassen, gab ich mit dem Kopf dem zunächst stehenden Offizier, welcher verwundert gesehen hatte, wie ich den König hielt, ein Zeichen, und befahl ihm hinunterzulaufen und dem Kreispräfekten zu sagen,

dass der König sofort in der Mitte seiner treuen Zajetcharer erscheinen werde; deswegen solle der Präfekt den Professor die Rede abkürzen lassen.

Der Offizier lief davon, um dem Befehl nachzukommen. Aber er konnte kaum den Präfekten gefunden haben, als mir der König neuerdings sagte:

— Fort, nur fort von hier, Doktor, gehen wir hinunter. —

Und wir gingen. Niemand hatte etwas bemerkt, und ich musste laut ausrufen: „Meine Herren, der König geht hinunter," damit alle ihre Posten verliessen und uns nacheilten. Sobald der König, unten angelangt, dem Volke sichtbar wurde, unterbrachen die donnernden Hochrufe die Rede des Professors, und der König begann sogleich zu sprechen und — er sprach, als ob die Szene von vorhin nie stattgefunden hätte, sprach, wie wenn er aus einem Buche lesen würde, und schmückte die paar dürftigen Ideen, welche ich ihm beim Herabsteigen gesagt hatte, auf das Wunderbarste aus.

Enthusiasmus, nicht endenwollende Rufe, Nationalhymne . . .

Als nachts alles um mich herum still wurde, habe ich lange über jenes „halten Sie mich, Doktor" nachgedacht. Was war das? Neurasthenie? Wie, hatte ich denn in so langer Zeit bis jetzt nichts davon gesehen? Jetzt erst fiel mir ein, dass seine starke Kurzsichtigkeit für sich allein doch nicht imstande war, seine besondere Art zu stehen und zu gehen, zu erklären, jetzt erst fiel mir auch die Art und Weise auf, wie der König tanzte . . .

Ich ergriff die erste Gelegenheit, wo ich mit König Milan allein sein konnte, und sagte ihm, was gestern abend geschehen war. Der Vater des Königs war dadurch gar nicht aufgeregt.

— Das bedeutet gar nichts. Sie hätten die Neurasthenie des Königs sehen sollen zu der Zeit, da Sie noch in Konstantinopel waren. Wenn er noch länger unter dem Einflusse seiner Mutter geblieben wäre, so wäre er heute schon fertig. Zum Glück habe ich den Anfang der Erkrankung beizeiten bemerkt, habe die Fakultäten in Wien und in Paris befragt, und habe ihn mit marianischem Wein behandelt. „Cola in diesem Weine a fait des merveilles. Sie sind ja selbst de la faculté, Sie sind mit ihm schon drei Jahre jeden Tag zusammen, nun und haben Sie je etwas bemerkt? Das von gestern abend braucht Sie nicht zu erschrecken. Ermüdung von der Reise, surexcitation von so vielen Empfängen und so vielen Reden

an die Deputationen, dann jene Masse von Licht und Rauch, von oben gesehen, — alles das zusammengenommen, hat diese kleine défaillance gemacht. Das ist weiter nichts! —

Diese Erklärung des Königs Milan war nicht imstande, mir die gestrige Szene zu erklären. Ich hatte keine Zeit, mit dem Leibarzt des Königs darüber zu sprechen, weil ich keinen freien Augenblick hatte, aber ich habe von nun an jede Bewegung des Königs genau beobachtet, konnte indessen bis ans Ende der Reise absolut nichts mehr bemerken, was in Verbindung zu bringen gewesen wäre mit der Szene im Gymnasium von Zajetchar. Und so hatte ich allmählich auch sie vergessen.

Als wir Zajetchar verlassen hatten und nach Knjazevatz fuhren, dachte ich mir, dass der Empfang des Königs dort nichts Neues mehr bieten werde. Aber gerade in dieser Stadt, wo im Jahre 1883 die radikale Revolution ausgebrochen war, wurde der König auf das Herzlichste empfangen. Das Volk weiss, rief der Wortführer der Bürgerschaft, Voja Miloschevitch, dass das Leben aller Regenten aus dem Hause Obrenovitch nur den allgemeinen Interessen geweiht war, und darum stellen die Serben ihr Gut und Blut in den Dienst der vom Vaterlande untrennbaren Dynastie. Milosch der Grosse hatte vollkommen recht, als er die Worte sprach: „In Dir, mein Volk, ruht meine ganze Kraft.“ Wie bisher schon werden die Bewohner von Knjazevatz die treuesten Vorkämpfer der nationalen Fahne bleiben, welche seit nahezu hundert Jahren in den Händen der Obrenovitchs ruht. —

Beim Bankette musste auch ich das Wort ergreifen, um einen Toast auf die Regierung zu beantworten. Ich benützte diese Gelegenheit, um zu betonen, dass unser Volk sehr viel Ordnung, Disziplin und Manneszucht braucht. „Ich habe — sagte ich unter anderem — meine Studien inmitten eines Volkes beendet, das gerade wie das serbische Volk dereinst ein mächtiges Reich sein Eigen nannte, alsdann aber zerfiel und schwarze Tage der Knechtschaft durchmachen musste. Inmitten dieses Volkes gab es ein winziges Staatswesen, kaum so gross, wie der Kreis Pozarevatz in Serbien. Doch war dieser kleine Staat so glücklich, an seiner Spitze einen weisen Herrscher zu haben, der da wusste, wie man Staaten bilden muss, und welch' unberechenbarer Wert bei der Staatenbildung der Disziplin und der freiwilligen Unterordnung unter einen ge-

sunden Willen zukommt. Auf dieser Bahn führte dieser weise Fürst sein kleines Staatsschiff zu ungeahntem Erfolge. Das kleine Land hiess Brandenburg, sein grosser Kurfürst Friedrich Wilhelm. Dessen Nachfolger folgten seinem leuchtenden Beispiele, es wurde unermüdlich gearbeitet und überall Ordnung, Disziplin und Manneszucht gehalten, und so ward aus dem kleinen Brandenburg innerhalb nicht ganz zweier Jahrhunderte einer der mächtigsten Grossstaaten von Europa, — das geeinigte Deutschland, das gewaltige deutsche Kaiserreich. Möge Brandenburgs glänzendes Beispiel dem serbischen Volke stets voranleuchten!“

Von Knjazevatz ging die Reise nach Nisch. Eine ganze Wegstunde vor der zweiten Hauptstadt kamen ihre Bewohner dem König entgegen und begleiteten ihn jubelnd in die altehrwürdige Stadt. Vor dem königlichen Hause, im Park bis zu den Ufern der Nischawa, und in den umgebenden breiten Strassen waren unübersehbare Massen versammelt, welche den König mit einem Jubel begrüssten, wie er wirklich nicht gemacht werden kann.

Der König trat sofort auf den Balkon und beantwortete die Begrüssung des Bürgermeisters mit einer Rede, in welcher er u. a. sagte:

„Auch bei dieser Gelegenheit wie anlässlich meiner früheren Reisen in den anderen Teilen unseres Landes, habe ich mich von dem tiefen Sinn und der staatlichen Bedeutsamkeit des Ausspruches Milosch des Grossen „In dir, mein Volk, liegt meine Kraft“, überzeugt . . . Diese Liebe, Treue und Ergebenheit der serbischen Nation für die nationale Dynastie, welche, wie das Oberhaupt der Stadt so schön gesagt hat, Blut von Eurem Blute und Fleisch von Eurem Fleische ist, gibt jetzt auch mir die Kraft, an der Vollbringung der schweren Herrscheraufgabe zu arbeiten, welche mir zuteil wurde. Aus diesem Grunde erwidere ich die grosse Liebe meines Volkes mit den Worten meines grossen Ahnherrn: „Volk, Du bist meine Kraft! Aus Deiner Liebe, Treue und Ergebenheit schöpfe auch ich alle nötige Kraft.“ Ich pflege oft hierher zu kommen, und habe immer durch jene von Euch, welche mir entgegenkamen, meinen Gruss an jene Lieben entboten, welche zu Hause geblieben waren. Dies kann ich heute nicht tun, denn alles was in Nisch lebt, gross und klein, jung und alt, Männer und Frauen, alles sehe ich hier um mich versammelt, und daher

kann ich allen persönlich und unmittelbar zurufen: „Ich danke Euch, Brüder! Herzlichen Dank!“

Auf dieser ganzen Reise und auch nach der Rückkehr nach Belgrad war der König von einer geradezu ungewöhnlichen Liebenswürdigkeit gegen mich. In Belgrad begann er ernstlich über meine Gesundheit besorgt zu sein und mir zuzureden, ich solle sobald als möglich nach Marienbad gehen, um auszuruhen und eine ordentliche Kur durchzumachen. Umsonst versuchte ich darzulegen, dass ich wenigstens noch einen Monat brauche, um die während unserer Reise angehäuften laufenden Geschäfte des Ministeriums abzuwickeln. Der König antwortete, die laufenden Geschäfte könnte geradeso Vukaschin Petrovitch versehen, welcher mich während des Urlaubs vertreten wird, um so mehr, als er jetzt einen Fachmann wie Herr Stejitch es war, zur Seite haben werde. Dazu eine ganze Masse von Komplimenten für all' das, was ich in den letzten Jahren getan und wodurch ich das Recht erworben hätte, auch auf meine Gesundheit zu sehen, um dann mit neuen Kräften an die Ausführung des letzten Drittels des königlichen Programms zu gehen, wozu noch viele Jahre anstrengender Arbeit notwendig sein würden. Übrigens, meinte der König, könnte ich unterwegs auch die Kanonenfabrik von Skoda in Pilsen besuchen, wo jetzt die österreichischen Fachmännerkommissionen ihre Proben mit den verschiedenen Systemen der Schnellfeuerkanonen anstellten, damit ich mich persönlich überzeuge, welches System das beste sei. Und wenn ich finden sollte, dass die von Österreich zu akzeptierende Kanone die beste sei, dann könnte ich ja daran arbeiten, die Realisierung unserer Anleihe mit der Anschaffung der Schnellfeuerkanonen in Österreich in Verbindung zu bringen. Ausserdem, meinte der König, könne mein grosser und mächtiger Freund Stoclet, welcher als Verwaltungsrat der Lombardobank so oft nach Wien kommt, leichter zu mir nach Marienbad einen Sprung machen, und bei dieser Gelegenheit könnte ich mit ihm vielleicht doch etwas für die Timokbahn abschliessen, welche ja der König, wie ich wisse, so oft den Einwohnern des Timok-Tales versprechen musste.

Trotz alledem gab ich nicht nach, sondern sagte dem König: Ich muss doch zuerst in meinem Ministerium reinen Tisch machen,

bevor ich auf Urlaub gehe, werde mich aber beeilen, dies so schnell als möglich zu tun.

Am 6. Juni 1900 liess mich der König zu sich rufen und sagte mir, dass sein Vater morgen nach Karlsbad abreisen werde, dass er aber, wie er mir schon mitgeteilt, bei dieser Reise hauptsächlich die Mission habe, mit dem Kaiser von Österreich über die Heiratsfrage zu sprechen. Ich sagte darauf, diese Nachricht erfülle mich mit der grössten Freude.

— Dafür — sagte der König — müssen Sir mir auch ein Vergnügen machen. Es ist sehr wahrscheinlich, dass ich auch, und zwar vor dem 2. August Belgrad verlassen muss, um nach Karlsbad zu gehen, aber diesmal nicht zur Kur, sondern um die Bekanntschaft meiner Zukünftigen zu machen und zu sehen, ob wir zwei neben allen anderen passenden Bedingungen auch persönlich füreinander so viel Sympathie fassen können, als unbedingt notwendig ist, selbst in einer Ehe, welche aus „höheren Staatsrücksichten" geschlossen wird. Aber selbst wegen meiner Verlobung kann ich das Land nicht verlassen, bevor Papa und Sie zurückkommen. Sie aber müssen nicht bloss Ihre Kur machen, sondern auch nach Paris gehen, um unseren Pavillon auf der Weltausstellung genau zu besichtigen. Dafür brauchen Sie also im ganzen wenigstens sieben bis acht Wochen. Damit Sie alles das besorgen und doch vor dem 2. August hier sein können, so dass ich dann auch reisen kann, sollten Sie also sofort nach Marienbad gehen. Tun Sie mir den Gefallen und übergeben Sie Vukaschin die laufenden Geschäfte. Er ist ohnedies Fachmann für den Differenzialtarif mit der Türkei, und er wird auch mit der Budapester Marktkasse besser auskommen. —

— Also, zu Befehl, Majestät, übermorgen werde ich in Wien sein. —

— Danke Ihnen, Doktor — sagte der König mit einem tiefen Seufzer, als ob er eine grosse Sorge los geworden wäre. — Alles, was ich Ihnen gesagt habe über die Mission, welche ich meinem Vater anvertraut habe, muss absolut unter uns bleiben, und ich bitte Sie, zeigen Sie auch im Gespräch mit meinem Vater mit keinem Worte, dass Sie von dieser Mission etwas wissen. Denn wenn er keinen Erfolg hat, müsste es ihm sehr unangenehm sein, zu wissen, dass ausser dem Kaiser, ihm und mir noch jemand ein-

geweiht war. Ich wiederhole Ihnen, was ich auch früher betont habe: mit dem Grafen Goluchowski brauchen Sie ein Gespräch über meine Heirat nicht zu beginnen. Wenn er aber selbst anfängt, so sind Sie ermächtigt, ihn um seine Hilfe in dieser Frage zu ersuchen, weil ich ihn auch bei unserer letzten Zusammenkunft darum gebeten habe.

— Zu Befehl, Majestät! — und ich ging sofort, meine Vorbereitungen für die Reise zu treffen.

Am Tage darauf war König Milan nach Wien abgereist, wo ich ihn nach zwei Tagen erreicht habe.

Ich habe in Wien den Grafen Goluchowski, Herrn von Kallay und die Unionbank besucht. Über die Ergebnisse meiner Besprechungen habe ich sofort dem König Milan referiert, welcher es auf sich nahm, darüber dem König zu berichten, „weil er ohnedies seinem Sohne schreiben müsse, um ihm sein Gespräch mit dem Kaiser mitzuteilen."

— „Von diesem Gespräch — sagte der König Milan zu mir — kann ich vorläufig nur dasjenige mitteilen, was Ihre eigene Regierung betrifft. Das ist aber so erfreulich, dass es Ihnen neue Kraft geben wird, bei der schweren Aufgabe, welche Ihnen der König anvertraut hat, auszuharren. Der Kaiser hat mir in dieser Beziehung wörtlich folgendes gesagt: „Es sind schon volle fünfzig Jahre, seitdem ich mit der grössten Aufmerksamkeit alles verfolge, was in der nächsten Nachbarschaft meiner Staaten, und namentlich in Serbien vorgeht. Noch nie in diesen fünfzig Jahren habe ich in diesem Lande so viel Ordnung und Arbeit, und zwar vernünftige, staatliche Arbeit gesehen, als ich sie zu meinem Vergnügen jetzt das dritte Jahr schon in Serbien sehe, in einem Lande, welchem ich aufrichtig alles Gute wünsche, und ich kann Ew. Majestät nur Eines sagen: nur so weiter". Ein solches Urteil über Ihre Regierung, und zwar von einer so hohen, und für die Beurteilung dessen, was eine gute Politik ist, so kompetenten Stelle, kann Ihnen als glänzende Satisfaktion gelten für alle die Ungerechtigkeiten, welche Sie von Seite der Feinde jeder Ordnung und Arbeit in Serbien bis jetzt erlitten haben. Ich gratuliere Ihnen und Ihren Kollegen zu einer solchen Beurteilung Ihrer Tätigkeit von Seite des ältesten unter den mächtigsten Herrschern

Europas, und ich kann nur dasselbe wiederholen, was der Kaiser gesagt hat: nur so weiter." —

Ich erwiderte, wenn ich und meine Kollegen das Glück gehabt haben, auch nur teilweise eine so wohlwollende Beurteilung seitens des Kaisers Franz Josef zu verdienen, so haben wir dafür in erster Linie nur Einem zu danken: dem König Milan selbst, seiner grossen staatsmännischen Erfahrung, seiner unersetzlichen Autorität, seiner phänomenalen Menschenkenntnis und seiner Vaterliebe.

Ja, ich weiss es, man hat ihn für einen Skeptiker und Zyniker gehalten; aber ich, ich habe ihn nie dafür gehalten. . . In seinen Augen glänzte eine Träne, als ich ihm dies sagte, und weiss Gott, er wusste, dass ich es ehrlich mit ihm meinte. Er reichte mir die Hand und sagte kein Wort.

Als ich sah, dass er noch nicht in der Lage sei, mit mir über seine Mission beim Kaiser zu sprechen, verliess ich ihn, damit er an den König schreibe und ging wieder in die Unionbank, um über die Realisierung wenigstens des Restes der Exploitationsanleihe zu verhandeln. Sofort berichtete ich darüber auch ausführlich an den Finanzminister.

Nach einigen Tagen habe ich bereits in Marienbad von Vukaschin Petrovitch einen Brief erhalten, welcher folgendermassen lautet:

„Habe Deine Berichte erhalten und sie dem König gezeigt. Gründlicher konnte man die Sache nicht ausarbeiten, als Du es getan hast. Es ist mir angenehm, dass Du Gelegenheit bekommen hast, Dich selbst zu überzeugen, wie schwer es ist, eine Anleihe abzuschliessen. Hier ist alles ruhig und in Ordnung. Man hat beim König und bei mir versucht, ein Avancement für Dr. Petronijevitch herauszuschlagen. Ich habe geantwortet, dass ich zuerst Deine Einwilligung dazu brauchen würde. Mich kann niemand in die Versuchung bringen, etwas ohne Dein Wissen zu tun, nicht einmal in meinem Ressort, geschweige denn in dem Deinigen. Ich habe es also nicht getan, obwohl selbst unser Kollege Andra darum gebeten hat.

Mit freundlichem Gruss usw.

Vukaschin."

Ich habe damals, als ich in diesem Briefe das unterstrichene Wort „niemand" gelesen hatte, demselben keine tiefere Bedeutung beigelegt. Erst viel später habe ich verstehen können, was es zu bedeuten hatte.

In Marienbad habe ich auch die Verhandlungen mit Stoclet über den Ausbau der Timokbahn geführt, und ausserdem einen unerwarteten Besuch von unserem Geheimagenten in Petersburg erhalten.

Am 17. Juni 1900 habe ich an den König geschrieben:

„Sire!

„Bitte Ew. Majestät gnädigst verzeihen zu wollen, dass ich nicht imstande war, früher zu schreiben.

„Was ich in bezug auf die Realisierung des Restes unserer Eisenbahnbetriebsanleihe in Wien getan habe, hat Ew. Majestät Gelegenheit gehabt, aus meinen Berichten an den Finanzminister zu ersehen.

„Vom politischen Teile meiner Gespräche mit dem Grafen Goluchowski und Herrn von Kallay ist Ew. Majestät noch aus Wien durch den Brief S. M. des Königs Milan unterrichtet worden, welchem ich den Inhalt dieser Gespräche mitgeteilt habe, ebenso wie S. M. geruht hat, mich in Kürze über seine Besprechungen aufzuklären.

„Beide haben, und zwar mit sehr herzlichen Worten das jetzige politische Regime in Serbien beurteilt. Beide waren sehr zufrieden mit den Resultaten, welche die jetzige Regierung Ew. Majestät in der relativ kurzen Zeit von kaum drei Jahren erreicht hat. Beide sprachen davon, dass es von der grössten politischen Wichtigkeit wäre, in dieser Richtung konsequent weiter zu gehen.

„Glauben Sie nicht — sagte mir Graf Goluchowski — dass über das jetzige politische Regime in Serbien bloss hier bei uns so geurteilt wird. Die ganze Welt anerkennt die erreichten Erfolge, die ganze Welt, selbst die Russen. . ."

Auf meine Bemerkung, dass davon weder in den amtlichen Beziehungen Russlands zu uns, noch in der Haltung der russischen Presse etwas zu bemerken sei, sagte der Graf:

„— Die sind verlegen einzugestehen, dass sie sich getäuscht haben. Ein solches Geständnis ist auch für eine Grossmacht nicht leicht. Aber Sie können versichert sein, dass die russische

Regierung jetzt eingesehen hat, in ihrer Haltung gegenüber dem jetzigen Regime in Serbien gefehlt zu haben, und kaum die Gelegenheit erwarten kann, diese ihre Haltung ohne Schaden für ihre Würde zu ändern.“

„Diese Mitteilung des Grafen Goluchowski wurde mir hier von unserem Geheimagenten in Petersburg auf Grund seiner Gespräche mit dem verstorbenen Grafen Murawiew, mit dem jetzigen Verweser des Ministeriums des Äusseren, Lamsdorff, und mit dem Gehilfen des Direktors im Asiatischen Departement bestätigt.

„Auf meine Frage, was für eine Gelegenheit das sein müsste, die der russischen Regierung die Änderung ihrer Haltung uns gegenüber, ohne Verletzung ihrer Würde ermöglichen würde, sagte mir Graf Goluchowski sofort, dass diese Gelegenheit gegeben wäre, wenn wir einen Modus finden könnten, die Verurteilten aus dem vorjährigen Attentatsprozesse in irgend einer Form zu begnadigen. Darauf habe ich dem Herrn Grafen die Gründe auseinandergesetzt, welche uns hindern, unmittelbar an eine Begnadigung zu denken. Diese Gründe waren dieselben, welche ich seinerzeit unserem Geschäftsträger in Petersburg, Herrn Obersten Christitch privatim in einem Briefe geschrieben habe, von welchem Ew. Majestät behaupteten, weder ein Wort wegnehmen noch eines hinzusetzen zu können.

„Ich weiss nicht, ob es post hoc oder propter hoc geschah, aber als dann König Milan mit den beiden österreichischen Staatsmännern und mit S. M. dem Kaiser sprach, hat niemand auch nur ein Wort über die Notwendigkeit der Amnestie gesagt, obwohl in diesen Gesprächen die Namen der Hauptverurteilten genannt worden sind.

„Im weiteren Verlaufe des Gespräches kam Graf Goluchowski von selbst auf die Notwendigkeit, dass Ew. Majestät so schnell als möglich heirate, zu sprechen.

— Ich habe — sagte der erste Minister des Kaisers — auch voriges Jahr mit dem König darüber gesprochen. S. M. nannte mir seine Wünsche, dass die Kandidatin von hoher Abkunft, jung, schön, gebildet und reich sei. Ich habe schon damals S. M. gesagt, dass er von diesem Programm etwas werde opfern müssen, denn eine Person, welche alle diese Bedingungen erfüllen würde, dürfte doch leider kaum einwilligen, in Belgrad zu leben. Sie

brauchen vor allem eine Prinzessin, welche einen genauen Begriff von den Pflichten auf dem Throne hat, und wenn sie auch nicht von allererster Abstammung ist. —

„Nach allem, was mir Graf Goluchowski über dieses Thema sagte, scheint es mir, dass seine ernsteste Kandidatin ebenfalls diejenige ist, für welche man in Berlin gearbeitet und von welcher mir Baron Waecker-Gotter zweimal gesprochen hat. Sie ist jung und schön, gebildet, sie ist eine Verwandte der deutschen Kaiserin, und ihr einziger Fehler wäre, dass sie nicht besonders reich ist. Wenn aber so mächtige Einflüsse für diese junge Dame eintreten, dann scheint die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass sie auch diesen Fehler verlieren könnte. Und wenn sie persönlich Ew. Majestät gefallen sollte, warum nicht? Das brauche ich nicht noch einmal zu wiederholen, dass nicht bloss wir, ich und meine Kollegen, sondern dass ganz Serbien glücklich wäre, wenn Ew. Majestät von der bevorstehenden Brautschau verlobt nach Belgrad zurückkehren würden.

„Natürlich habe ich das alles bei mir behalten und dem Grafen Goluchowski nur ungefähr folgendes gesagt:

— Ich kann Ew. Exzellenz nur versichern, dass sowohl mein allergnädigster Herr, als sein erhabener Vater und die Regierung sowie ganz Serbien von der Überzeugung durchdrungen sind, dass die Heirat S. M. eine Frage von der grössten Wichtigkeit ist, sowohl für den König als auch für die Dynastie und für das Land. Ich hoffe auch, dass sehr bald entscheidende Schritte in dieser Richtung gemacht werden sollen. Ich beschränke mich übrigens nebenbei eine Idee zu erwähnen, welche bei Gelegenheit der Heirat des Königs diskutiert werden könnte, betreffs der Begnadigung jener Verurteilten, von denen wir vorhin sprachen. Ich denke mir, dass wenn der König aus Anlass seiner Verheiratung sein Gnadenrecht ausüben würde, niemand, weder im Lande noch im Auslande imstande wäre zu sagen, dass diese Begnadigung durch fremde Einflüsse erzwungen worden sei. —

„Diese Idee hat dem Grafen Goluchowski sehr gefallen.

„Das Übrige, was die Politik betrifft, und worüber ich mit dem Grafen und auch mit Herrn von Kallay gesprochen habe, steht mit den Fragen über unsere Anleihe und Neubewaffnung in

Verbindung, und ist in meine Berichte an den Finanzminister aufgenommen worden. — — —

„Nach der Grösse des goldenen Schlüssels zu urteilen, welchen unser Geheimagent von mir verlangt hat, um die schweren Kunstschlösser in Petersburg zu öffnen, — Ew. Majestät weiss, wieviel er gefordert hat, und dass ich ihm nur den fünften Teil gegeben und den Rest in Aussicht gestellt habe — und ebenso nach der Geheimnistuerei, welche er an den Tag gelegt hat, um hierher zu kommen, wo er sich als Weinhändler eingeschrieben hat, habe ich erwartet, Gott weiss, was für wichtige Dinge zu erfahren. Nun, ich bin ja in den Beziehungen zu diesen Leuten sehr skeptisch geworden. Ew. Majestät erinnern sich der Vorwürfe, welche Sie mir machten, als ich in einem Briefe an diesen Herrn die Möglichkeit ventilierte, ob ich nicht vielleicht meine neuen Erfahrungen in der Menschenkenntnis teuer bezahlen würde; nun, und mein Instinkt hat mich betreffs seiner wirklich nicht betrogen. Der Herr hat mir zuerst des Langen und Breiten von der Mühe erzählt, welche er hatte, zuerst, bis er zum Grafen Murawiew und bis zu Lamsdorff vordringen konnte, um mit ihnen über Serbien zu sprechen, und dann, bis er einige ihrer Rapporte an den Kaiser darüber lesen, bis er die Rapporte des Herrn Mansurow aus Belgrad sehen und auch die letzten Instruktionen erfahren konnte, welche aus Petersburg an den russischen Geschäftsträger in Belgrad abgeschickt wurden. Er hat mir die Kopien dieser Dokumente nicht gezeigt, und wenn er sie wirklich in Händen hatte, dann muss er sie für jemand anderen kopiert haben, — denn wenn er sich damit begnügt hat, sie einfach zu lesen, dann ist er in seinem Fach nicht weit her. Mir hat er nur den Inhalt mitgeteilt und zwar, dass Herr Mansurow bis Anfang Februar dieses Jahres sehr ungünstige Rapporte über den Zustand in Serbien einschickte und die Lage so darstellte, als ob das Land sich am Vorabend einer Revolution befände. Im Februar dieses Jahres aber habe Herr Mansurow angefangen zu melden, dass die Sachen sich zum Besseren wenden und dass die Regierung imstande sein werde sich zu halten und das Land vor neuen Erschütterungen zu bewahren. Ende Februar dieses Jahres endlich sollen die neuen Instruktionen an Herrn Mansurow abgegangen sein, angeblich des Inhaltes, dass die kaiserliche Regierung gegen die jetzige Re-

gierung in Serbien nichts mehr habe, und dass er seine Beziehungen sowohl zu uns, als auch zum Hofe auf das Korrekteste einrichten soll.

„Ew. Majestät erinnern sich, dass mir Herr Mansurow gleich, nachdem er Geschäftsträger geworden, sagte, dass er noch bessere Instruktionen erhalten habe, indem er auch zu korrekten Beziehungen zu S. M. dem König Milan aufgefordert wurde, und ich glaube dem, was Herr Mansurow sagt, mehr, weil sein ganzes Benehmen in dieser Zeit im Geiste ähnlicher Instruktionen gehalten war; denn er hätte gewiss nicht auf seine eigene Verantwortung hin die Haltung so geändert, wie es nach der Abberufung des Herrn Jadovsky ja tatsächlich geschehen ist. Demgemäss glaube ich auch nicht, dass die Rapporte des Herrn Mansurow bis zu Anfang des Februar dieses Jahres so gehalten waren, wie dieser Mann behauptet, gelesen zu haben.

„Nachdem ich gesehen hatte, dass das Vorstehende alles war, weswegen er zu mir von Petersburg nach Marienbad gekommen war, habe ich ihm verschiedene Fragen gestellt. Hier die Hauptsache aus seinen sehr wortreichen Antworten: Der Kaiser ist ein Idealist, welcher aus Überzeugung handelt, aber diese Überzeugung wird sehr oft geändert, weil der jeweilig Letzte, welcher mit ihm über eine Sache spricht, wenn er es nur einigermassen versteht, sehr leicht imstande ist, die Entschliessung des Kaisers umzuwandeln. Deswegen müsste der Vertreter Serbiens in Petersburg ein ganz anderer Mensch sein; (dabei gab er mir eine grundfalsche Ansicht über den Obersten Christitch). Unter den jetzigen Ministern des Kaisers sei allein der Finanzminister Herr von Witte sehr fähig. Er habe die Ambition, Minister des Äusseren zu werden, und wenn er damit nicht reüssiert, werde er alles mögliche tun, um auf diese Stelle seinen Schützling, den Justizminister zu bringen, welcher auch Murawiew heisst, einen leichtsinnigen und stark verschuldeten Mann, den er seinerzeit anstatt Sinowiews zum russischen Botschafter in Konstantinopel durchsetzen wollte. Die transsibirische Eisenbahn werde noch lange nicht fertiggestellt sein, weil man auch auf den fertigen Partien schon jetzt die Schienen wechseln müsse usw. Dort haben alle, der Ingenieur Taburno allein zehn Millionen Rubel, gestohlen usf.

„Soviel in der Eile, um noch heute den Vorschlag des

Herrn Stoclet absenden zu können. Morgen gehe ich nach Karlsbad, um eine Kopie desselben S. M. dem König Milan zu zeigen, und dann werde ich so frei sein, auf dieses Thema zurückzukommen.

„Ew. Majestät treuer Diener Dr. V. G."

Während ich diesen Bericht an den König geschrieben habe, von dem ich nicht ahnen konnte, dass es mein letzter Brief an König Alexander werden sollte, brachte die Wiener „Neue Freie Presse" auf einmal den nachstehenden überraschenden, vom Prinzen Peter Karagjorgjevitch gezeichneten Brief:

„Mein seliger Vater, Fürst Alexander Karagjorgjevitch, hat gegen das Urteil des Belgrader Gerichtes vom 16. Juli 1868 in den öffentlichen Blättern protestiert. Durch diesen Urteilsspruch haben die damaligen Gewalthaber ein grosses Verbrechen begangen und meiner Familie ein namenloses Unrecht zugefügt. Sie haben sich nicht damit begnügt, meinen Vater in gewissenloser Weise des in Toptschider begangenen Verbrechens zu beschuldigen, sondern sie haben ihren Vandalismus so weit getrieben, dass sie sich auf Grund dieser Anklage unseres Vermögens in Serbien bemächtigten.

Vor der Geschichte erhebe ich Protest gegen den obigen Urteilsspruch; die Geschichte wird die niedrigen und schändlichen Beweggründe aufdecken, aus welchen die damaligen Gewalthaber so gehandelt haben. Ich hoffe, es wird in meinem teuren Serbien eine Zeit kommen, in welcher das Gesetz und die Gerechtigkeit siegen werden. In meinem Namen und im Namen aller meiner direkten Nachkommen protestiere ich gegen das Urteil des Belgrader Gerichtes und gegen die Konfiskation unseres Vermögens. Da sich diese meine Reklamation an diejenige meines Vaters vom 28. Juli 1871 als ihre Fortsetzung anschliesst, widersetze ich mich den Folgen dieses Urteilsspruches, nach welchem diese Beraubung meiner Familie so aussehen würde, als ob sie die sogenannte gesetzliche Sanktion hätte.

Fürst Peter A. Karagjorgjevitch."

Als ich in Marienbad diesen Protest gegen etwas, was genau vor dreiunddreissig Jahren geschehen war, las, musste ich mich fragen, warum sich der Prinz so spät an diesen Protest erinnert habe? Wenn er den Urteilsspruch der serbischen Gerichte gegen seinen Vater als ungesetzlich und die Konfiskation des Vermögens seiner Familie als Raub betrachtete, warum hat er nicht gleich nach dem Tode seines Vaters die Revision des Prozesses verlangt? Damals hätte dieser Protest noch einen Sinn gehabt: aber was für einen Sinn hatte heute ein Protest gegen eine Ungerechtigkeit, welche man dreiunddreissig Jahre lang schweigend ertragen hat? Und wenn dieser Protest noch mitten in einer Zeit stürmischer Ereignisse erschienen wäre, etwa nach Gjunis, nach

Slivnitza, oder während der radikalen Revolution, als einem Prätendenten irgend eine Aussicht auf Erfolg noch als wahrscheinlich erscheinen konnte! Aber heute, wo auch die Wellen schon geglättet sind, welche das jüngste Attentat zurückliess, jetzt, wo sich bei der letzten Reise des Königs so eklatant gezeigt hat, dass selbst das radikale Timok-Tal dem Hause Obrenovitch in Treue ergeben wurde, jetzt, wo in ganz Mitteleuropa und selbst in Russland die dreijährigen Erfolge unseres Regimes immer mehr anerkannt werden, jetzt ist ja dieser Protest einfach unbegreiflich. Und so viele Kommentare die mitteleuropäische Presse über ihn brachten, so enthielten sie für mich keine Lösung des Rätsels. Erst die nach einigen Tagen eingetretenen Ereignisse gaben mir den Beweis, dass der Prätendent in Genf von seinen mächtigen Verwandten und Beschützern in Russland schon damals über das, was sich in Serbien vorbereitete, genau informiert war, und dass er in Anbetracht des zu Erwartenden den Serben seine Rechte in Erinnerung rufen wollte. Ich aber, wie gesagt, hatte beim Erscheinen des Protestes von alledem, was im Geheimen und von langer Hand gegen die Dynastie Obrenovitch in Szene gesetzt wurde, keine Ahnung, und ich wollte gerade nach Karlsbad gehen, um mit König Milan darüber Rücksprache zu nehmen, als ich von ihm zwei Briefe erhielt, von denen ich einiges anführen will:

Im Briefe vom 25. Juni (8. Juli) schrieb mir der Vater des Königs unter anderem:

„Mittwoch gehe ich nach Königswart zu Metternichs und dann denke ich Sie gegen Abend zu besuchen. Wenn das Wetter sich bessern sollte, könnten Sie Donnerstag oder Samstag mit Ihrer Familie zu den Rennen nach Karlsbad kommen, wozu ich meine Loge zur Verfügung stelle. Wenn ich Sie erst Mittwoch sehen kann, will ich Sie bitten, mich Freitag auf dem Marienbader Bahnhof zu erwarten, um mit mir nach Pilsen in die Skoda-Fabrik zu gehen. Die Einzelheiten werde ich Ihnen erzählen; aber ich habe Grund zu denken, dass wir mit Hilfe der Kanonenfrage trotz der chinesischen Schwierigkeiten die 18 Millionen bekommen werden, und zwar nicht nach Optionen, sondern ferme, und dass man Mittel finden wird, gewisse Bestimmungen auszumerzen, welche Vukaschin zurückgewiesen hat."

Im zweiten Brief vom 9. Juli (26. Juni) schrieb mir König

Milan, dass er nicht nach Marienbad kommen kann, lud mich aber nach Karlsbad ein, um mich mit Desider Szilagyi, dem ungarischen Reichstagspräsidenten und ehemaligen Minister, bekannt zu machen, und den Tag darauf dann mit mir den Ausflug nach Pilsen zu unternehmen. Ich ging also nach Karlsbad, wo mich König Milan mit seinem Adjutanten auf dem Bahnhof erwartete. Als ich — nach dem Dejeuner in Gesellschaft des hochbegabten ungarischen Staatsmannes — mit dem König wieder einige Augenblicke allein war, brachte ich das Gespräch auf den Protest des Prätendenten in Genf. König Milan machte eine abwehrende Handbewegung und sagte:

— Lassen Sie, lieber Doktor, den Herrn Pera ruhig in den Zeitungen schreiben, was er will. Er wird sich bald überzeugen, dass ihm das alles nichts nützen kann, und dass alle seine Prätentionen à tout jamais verloren sind. Sprechen wir lieber von etwas anderem... Und er begann mir von seiner Mission zu erzählen. „Heute kann ich Ihnen — sagte er — tout à fait entre nous mitteilen, dass mir der König die Mission anvertraut hat, die mit Berlin und Wien geführten Verhandlungen zu beendigen, und dass ich deswegen gleich nach meiner Ankunft in Wien um eine Audienz beim Kaiser gebeten habe. Dank seiner Unterstützung und den Bemühungen meines persönlichen Freundes, des deutschen Kaisers, ist die Frage schon so weit gediehen, dass Tag und Ort bestimmt sind, an welchem der König mit der Prinzessin bekannt werden soll, die, so Gott will, bald die Königin von Serbien sein wird. Sobald wir zwei nach Belgrad zurückkehren, wird der König hierher nach Karlsbad kommen, und zu gleicher Zeit wird auch die betreffende Prinzessin mit ihrer Familie hier sein. —

Ich seufzte tief auf, machte das Kreuz und sagte: — Gott sei es gedankt! —

— Die Sache ist noch sehr delikat — fuhr König Milan fort — hauptsächlich wegen der Frage, ob les jeunes gens einander gefallen werden. Deswegen muss ich Sie ersuchen, diese Mitteilung als Geheimnis zu betrachten und auch in Ihrer Korrespondenz mit dem König selbst, wenn er den Heiratsplan erwähnen sollte, mit keinem Worte zu zeigen, dass Sie über das bisher Erreichte informiert sind. —

— Seien Sie ohne Sorge, Majestät. Jetzt aber ist die Frage,

ob es nicht vernünftiger wäre, wenn ich gleich nach dem Besuch der Skodaschen Fabrik anstatt nach Paris, direkt nach Belgrad fahren würde, und wenn wir beide überhaupt schneller in die Heimat zurückkehren würden, damit der König um so früher auf die Reise gehen kann, von welcher er, so Gott will, verlobt zurückkommen wird. —

— Comme vous y allez! — sagte König Milan lachend. — Das wäre gar nicht gut. Erstens ist sowohl der Tag für die Abreise des Königs, als auch der Tag für seine Bekanntschaft mit der Prinzessin genau festgesetzt, und unsere frühere Rückkehr könnte daran nichts ändern. Zweitens ist Ihre Ankunft in Paris angesagt, Graf Cammondo hat schon für Sie Wohnung gemietet, und wenn Sie nicht hinkämen, würde das allerlei Mutmassungen verursachen, welche à tout prix vermieden werden müssen. Schliesslich wissen Sie, dass der König nach Karlsbad Paris besuchen will. Niemand kann ihm für diesen seinen Aufenthalt eine solche bonne presse vorbereiten, wie Sie. Beendigen Sie ruhig Ihre Kur in Marienbad, und gehen Sie ruhig nach Paris. Richten Sie aber Ihren dortigen Aufenthalt so ein, dass Sie Ende Juli in Belgrad sein können. Ich gehe von hier aus nach dem Semmering zur Nachkur, und werde zu gleicher Zeit wie Sie in Belgrad sein. So, jetzt kommen Sie, ich will Ihnen zeigen, wie das Karlsbader Rennen aussieht. —

Tags darauf gingen wir zusammen mit dem General Mostitch, dem Kommandanten der Morawa-Armeedivision, welcher in Karlsbad zur Kur weilte, und mit Oberstleutnant Lukitch und Major Antonitch nach Pilsen zu den Schiessversuchen mit den Schnellfeuergeschützen, welche auf dem Polygon der Skodaschen Fabrik für uns veranstaltet wurden. Nach Marienbad zurückgekehrt, erhielt ich zwei Berichte meines Vertreters in Belgrad, deren Inhalt mir vollends bewies, dass in Serbien „über allen Wipfeln Ruhe“ war. Frohen Mutes gab ich also nur noch dem König Milan und den genannten drei Offizieren in Marienbad ein Diner, um für die mir erwiesene Gastfreundschaft des Königs Milan zu danken, dann verliess ich Marienbad, um nach Paris zu reisen.

XXI.

Der Blitz aus heiterem Himmel.

Am 7. (20.) Juli 1900, in dem Augenblick, da ich von Zürich nach Luzern abreisen wollte und schon in den Zug gestiegen war, bekam ich aus Belgrad folgendes Telegramm:

„Der König hat mich gestern abend schlecht empfangen. Die Ursache ist mir unbekannt. Heute morgen werde ich meine Demission geben. Komme möglichst schnell; ohne Dich kann es nicht sein.

Vukaschin.“

Ich habe im Waggon meine Antwort chiffriert, habe sie aber erst aus Luzern expedieren können. Mein Telegramm lautete:

„Dein gestriges Telegramm erhalten. Du weisst, dass ich mich von Dir nicht trennen werde, aber sage mir den Grund der Demission. Es ist nicht recht, ohne genügenden Grund meinen Urlaub zu unterbrechen.“

Es war für mich einfach unbegreiflich, warum der König, welcher mit Ausnahme der Differenzen bei der Einkommensteuer mit Vukaschin Petrovitch immer so zufrieden war, jetzt auf einmal unzufrieden geworden sein sollte, und warum er ihn so schlecht empfing, dass Vukaschin sich infolgedessen jetzt, in meiner Abwesenheit zur Demission entschloss? Ich dachte, ob nicht vielleicht General Atanatzkovitch darauf dränge, die Schnellfeuerkanonen sofort zu bestellen? Ob nicht der König eben wegen der Verknüpfung dieser Bestellung mit der Anleihefrage, die Sache jetzt rasch zum Abschluss bringen möchte, noch bevor der Bericht der

Fachmänner-Kommission über die Pilsener Resultate vorliegt? Wenn das die Ursache war, dann war mir der Konflikt begreiflich, denn ich hatte aus dem letzten Briefe Vukaschins ersehen, dass er keine grössere Bestellungen für die Armee aufgeben wollte, bevor nicht die notwendigen Summen für die Bezahlung sichergestellt waren. Er wusste ja am besten, welche Mühe es mit den Ratenzahlungen für die Repetiergewehre gab. Wenn aber diese Mutmassung richtig war und die Ursache für den Entschluss Vukaschins wirklich hierin lag, dann war offenbar auch König Milan in die Sache eingeweiht — deswegen telegraphierte ich gleich nach der Depesche an Vukaschin, und zwar immer noch aus Luzern, an König Milan:

„Mein Vertreter chiffriert mir heute, dass er demissionieren will und ersucht mich, sogleich zurückzukehren. Bitte mir auf Rigi-Kulm melden zu wollen, ob die Sache wirklich so ernst ist.“

Für abergläubische Leute dürfte es von Interesse sein, dass ich vor dem Eintritt in das Hotel auf Rigi-Kulm über den eisernen Schuhabstreifer gestolpert und gefallen bin, wobei ich mir eine ziemlich schmerzhafte Verletzung des Kniegelenks zugezogen habe — und zwar in demselben Momente und an demselben Tage, an welchem in Belgrad meine Regierung und das ganze politische System wegen einer Frau gestürzt wurde, welche nur dazu gut war, zu verhindern, dass der moralische Schmutz nicht in die anständigen Häuser Serbiens hineingetragen werde.

Als ich abends zur Table d'hote ging, übergab man mir folgendes d r i n g e n d e Telegramm aus Karlsbad:

„Allgemeines Chiffrierbuch. Ein gleiches Telegramm habe ich erhalten 0165 verlangend, dass 1607 werde 3365 und musste 1957 als ordnungswidrig 7590 weiss nicht was betrifft 7304, dass 1607 Ihr oder mein vor 7368 4585 wenn Teil ohne 8752 9553 sollten Sie Euch erklären, warum Sie zurückgerufen werden

Milan

der Telegraphist Frieda Büchi.“

Da ich seit dem gestrigen Telegramm Vukaschins alle drei Chiffrierbücher in den Taschen meiner Kleider mit mir schleppte, so begann ich sofort während des Diners diese Depesche zu dechiffrieren. Aber obwohl ich es mit allen mitgenommenen

Chiffrebüchern versuchte, wollte mir die Entzifferung absolut nicht gelingen. Was war das? Hatte nicht König Milan in der Eile, mit welcher er dieses Telegramm chiffrierte, zufällig das Chiffrebuch des Kriegsministers erwischt und bedeutete dann in diesem Falle die Gruppe 0165 nicht den Namen Atanatzkovitch? Jedenfalls schien aus den wenigen offenen Worten hervorzugehen, dass König Milan besorgt war; denn, wenn er ein „gleiches Telegramm erhalten" hatte, so heisst es, dass er ebenfalls zur schleunigen Rückkehr aufgefordert wurde, und ganz offenbar bedeutete das dann, dass in Belgrad etwas sehr Ernstes vorging. Ich habe also sofort folgendes Telegramm, diesmal offen, abgesandt.

„Majestät König Milan, Karlsbad.

„Habe heutiges Telegramm erhalten, aber unmöglich, dasselbe zu entziffern, weder mit dem allgemeinen, noch mit dem speziellen Wörterbuche. Bitte den Inhalt offen zu wiederholen. Gehe mit dem ersten Zug nach Luzern, um mein Gepäck zu holen und nach weiteren Berichten entweder die Reise fortzusetzen oder sofort nach Belgrad zurückzukehren."

Am 8. (21.) Juli, kaum in Luzern angekommen, habe ich folgendes offene Telegramm aus Karlsbad erhalten:

„Serbischer Ministerpräsident Georgevitch, Hotel du Lac, Luzern.

„Habe das Wörterbuch benützt, welches mir bei der Abreise (aus Belgrad) gegeben wurde und habe Ihnen in meinem Telegramm gemeldet, dass ich auch von Gentchitch Aufforderung (nach Belgrad zurückzukehren) bekommen habe, aber ja geheim (zurückzukehren). Nachdem ich dies als pflichtwidrig abweisen musste, weiss ich nicht, um was es sich handelt, und erwarte Briefe. Melden Sie mir Ihre weiteren Adressen auf der Reise.

Milan.".

Nun? Was sollte ich denken? Zunächst mal — wozu ist man so viele Jahre Bureaumensch? — Erledigen wir die Dienstfrage: Also, Dr. Petronijevitch, na, der leichtsinnige Junge soll es mir büssen, was er da mit den Chiffrebüchern angerichtet hat. Da seht mal, dieser Junge, für den seine Mutter nicht genug Avancements herausintrigieren konnte, hat von mir den Befehl erhalten, mir zwei gleichlautende Chiffrebücher zu bringen und das eine dem König Milan zu übergeben, — und sich nicht einmal überzeugt,

ob die zwei Bücher wirklich gleich chiffriert sind! Und richtig habe ich jetzt also vierundzwanzig Stunden verloren, und es ist nur noch ein Glück, dass in Belgrad kein Unglück geschehen ist. Denn das ersieht man ja aus dem Schluss der Depesche des Königs Milan, da er ruhig die Briefe aus Belgrad erwartet und von mir verlangt, ihm die weiteren Adressen während meiner Reise zu melden.

Aber schon nach einer halben Stunde habe ich mich überzeugen können, dass mein Sekretär Dr. Petronijevitch nicht zufällig den Fehler begangen hatte, mir und dem König Milan verschieden lautende Chiffrebücher zu geben, sondern dass er wahrscheinlich auf höheren Befehl so handelte. Denn am selben Tage habe ich aus Belgrad folgendes chiffriertes Telegramm bekommen:

— „Der König hat sich entschlossen, Draga Maschin zu heiraten. Die Regierung unterbreitet ihre Demission, weil sie die Katastrophe des Landes und der Dynastie nicht verhindern kann.

Vukaschin.“

Und das war der Blitz aus heiterem Himmel.

In den ersten Augenblicken habe ich meinen eigenen Augen nicht getraut. Der Gedanke an eine solche Heirat des Königs Alexander, und zwar jetzt, wo ihm nach so vielen Anstrengungen eine standesgemässe Heirat gesichert zu sein schien, war ein solcher Wahnwitz, dass der gesunde Menschenverstand daran einfach nicht glauben konnte. Was für eine moralische Verdorbenheit musste man bei ihm voraussetzen, wenn man ihn für fähig halten sollte, nicht bloss seinen ersten Minister, der ihm bis zur Selbstaufopferung treu diente, sondern auch den eigenen Vater zu betrügen, diesen Vater, der ihm alles und selbst die Krone geopfert hatte! Er hatte seinem Vater die Mission anvertraut, für ihn um die Hand einer Verwandten zweier Kaiser förmlich anzuhalten, und er hatte auch seinen ersten Minister bevollmächtigt, darüber mit dem leitenden Staatsmann einer Grossmacht zu sprechen; und wollte man ihn selbst für so schlecht halten, dass er dies einzig und allein darum tat, um die beiden aus dem Lande zu entfernen, und dann in ihrer Abwesenheit etwas auszuführen, wozu ihm in ihrem Beisein der Mut fehlte: wollte man also eine solche feige Perfidie

bei ihm doch annehmen — obwohl ich während der dreijährigen Arbeit mit ihm nichts bemerkt hatte, was eine solche Abscheulichkeit glaubwürdig machen konnte — so blieb doch noch die Frage: durfte, konnte, wollte er denn riskieren, vor zwei mächtigen und ritterlichen Kaisern als ein gemeiner Lügner zu erscheinen?

Aber hier stand es ja in der Depesche, schwarz auf weiss, wie sehr sich auch die Logik dagegen wehrte. Und freilich, wenn einer einmal fähig war, an seinem eigenen Vater so zu handeln, dann war es ja klar, dass er, um sich zu rechtfertigen behaupten würde, dass er weder seinen Vater noch seinen Minister zu solchen Verhandlungen je beauftragt habe. Und tatsächlich beging er dann auch diese Infamie, indem er dem Wiener Gesandten Kosta N. Christitch den Befehl erteilte, dem österreichischen Minister des Äusseren zu erklären, dass alle Erzählungen über ein früheres Heiratsprojekt mit irgend einer Prinzessin nichts anderes wären, als Lüge und Intrige des Königs Milan und des Dr. V. G. Graf Agenor von Goluchowski hat mir später erzählt, dass er auf diese Infamie Kosta Christitch wörtlich folgendes antwortete:

„Herr Gesandter, auf demselben Sessel, auf welchem Sie jetzt sitzen, sass König Alexander, als er mich persönlich bat, ihm in Sachen der Heirat zu helfen, von welcher Sie jetzt auf Befehl S. M. behaupten, dass dieses Projekt eine Lüge war.“ Aber selbst nach dieser Erklärung des Grafen Goluchowski hatte Kosta N. Christitch den Mut, serbischer Gesandter in Wien zu bleiben. Doch das erfuhr ich erst später; damals in Luzern, konnte ich nur kalkulieren, ob König Alexander es denn auch zu wagen vermochte, das alles abzuleugnen. König Milan besass ja eigenhändige Briefe, in welchen Alexander dafür dankte, dass sein Vater die Aufgabe an dieser Heirat zu arbeiten so glänzend erfüllte. Und wie denn weiter? König Alexander weiss, dass sein Vater nie zugeben wird vor den beiden Kaisern als Lügner zu erscheinen, und dass er also gezwungen sein wird, diese Briefe seines Sohnes zu zeigen — und dennoch? . . . Und dann, eine Draga Maschin! Draga Maschin Königin von Serbien! Das ganze Volk wird sich ja wie ein Mann gegen eine solche unerhörte Schande empören! Und wenn er plötzlich irrsinnig geworden wäre und in seinem Wahnsinnsanfalle sich zum Selbstmord entschlossen haben sollte, so wahnsinnig konnte er doch nicht sein, um nicht zu wissen, dass sich im ganzen

Lande kein einziger Mensch finden dürfte, welcher einwilligen würde, Serbien in diese Schande zu stürzen.

Alle diese Gedanken blitzten und jagten nur durch mein Gehirn, aber je mehr ich nachdachte, desto toller wurde mir zumute. Was tun? Und noch eine Frage: weiss denn der König Milan schon von dieser unerhörten Entschliessung seines Sohnes? Wenn die Sache seit so langer Zeit vorbereitet wurde, wie es ja offenbar der Fall war, da uns sogar falsche Chiffren auf die Reise mitgegeben wurden, dann ist es wahrscheinlich, dass auch andere Massregeln getroffen wurden, damit König Milan nichts früher erfahre, als bis es zu spät ist. . . Aber halt! ist es denn sicher, dass dieses furchtbare Telegramm wirklich von Vukaschin Petrovitch herrührt? Vielleicht ist es eine Mystifikation, vielleicht wieder einer der intriganten Einfälle des Königs wie damals bei der Einkommensteuer, wo er Vukaschin drängte, so viel als möglich herauszupressen, und gleichzeitig die Kaufleute dagegen aufhetzen liess? . . . Wer weiss, wie gesagt, hier ist wieder solch' eine verwegene Intrige . . . Der König wusste, dass wir nie und nimmer in ein solches Unglück einwilligen würden, und er hat vielleicht diese ganze Depesche jemandem souffliert, gefälscht, erfunden, um dann sagen zu können: seht, was mein Finanzminister mir zur Schmach ausstreut — und alles nur, um sicher diese Regierung wegzujagen.

Aber warum will er diese Regierung wegjagen? Haben ihm die Russen goldene Berge versprochen, wenn er diese „austrophile" Regierung wegjagt? Wohin man sah, Unerklärlichkeit, Hirnverbranntheit, heller Unsinn. . . Nun, etwas muss man aber doch tun. Was? Vor allem den König Milan benachrichtigen, dann werden wir den König Alexander selbst fragen, ob es wahr ist? Aus diesen Gründen habe ich sofort und gleichzeitig folgende zwei Telegramme abgeschickt:

I.

„König Milan, Karlsbad. Die Ursache für beide Berufungen zurückzukehren: Die Hoffnung unser Aller hat sich entschlossen die bekannte Witwe des Bergingenieurs zu heiraten. Mittelst chiffrierten Telegramms frage ich bei ihm selbst an, ob das wahr ist. Bis zur Antwort bleibe hier."

II.

„Sa Majesté le Roi de Serbie, Belgrade. Vukaschin Petrovitch meldet mir mit heutigem Telegramm, dass Ew. Majestät entschlossen sind Frau Draga Maschin zu heiraten. Bitte gehorsamst um Aufklärung, ob dieser für Serbien und seine Dynastie schicksalsschwere Entschluss definitiv ist.

Vladan Georgevitch, Hotel du Lac."

Es blieb mir noch die Frage, was ich Vukaschin antworten sollte. Er sagte in seinem letzten Telegramm „die Regierung unterbreitet ihre Demission", d. h. sie hat noch nicht demissioniert, sie beabsichtigt zu demissionieren. Vielleicht werden also meine Kollegen doch imstande sein, den König zurückzuhalten. . . Jedenfalls müssen sie erfahren, dass ich mit ihnen vollständig eines Sinnes bin, selbst wenn die Depesche bloss eine intrigante Fälschung sein sollte, — aus einem solchen Intriganten, das ist jetzt klar, kann man keinen grossen Kurfürsten für die Balkanhalbinsel machen. Nun, und wenn es keine Erfindung ist, wenn der König wirklich die Draga Maschin zur Königin von Serbien machen will, dann selbstverständlich kann meine Regierung für eine solche Heirat nicht den Beistand abgeben. In jedem Falle ist die Sache so ungeheuer, dass sie nicht in einigen Tagen erledigt sein kann; der König kann diese Regierung nicht entlassen, bevor er eine andere ernannt hat, und wenn er bei einem Regierungswechsel unter ganz gewöhnlichen Verhältnissen und wegen nebensächlicher Fragen sehr oft eine Woche brauchte, bis er eine neue Regierung bekam, dann wird es ihm ganz sicher auch mit der Bildung eines solchen Heiratsministeriums nicht anders gehen, und dann haben wir genügend Zeit, die Demission regelrecht von allen Ministern unterschrieben zu unterbreiten, und sie ordentlich zu motivieren. Aus diesen Gründen habe ich ausser den obigen zwei Telegrammen noch ein drittes an Vukaschin Petrovitch gerichtet, welches folgenden Wortlaut hatte:

„Habe Ihr heutiges Telegramm erhalten. Wenn die Katastrophe durchaus nicht abzuwenden ist, bitte so schnell

als möglich mir die Demission der Kollegen an die Gesandtschaft in Paris zu senden, damit ich zugleich auch meine Demission unterbreiten kann. Antworten Sie telegraphisch."

In der Nacht, etwa um 11 Uhr, bekam ich aus Karlsbad folgendes dringende Telegramm:

„Wenn es Ihnen irgend möglich ist, kommen Sie sofort hierher und melden Sie die Ankunft. Soeben habe ich meine Demission (als Kommandant der aktiven Armee) abgeschickt. Tun Sie nicht dasselbe, wenigstens vorläufig nicht.

Milan."

Also König Milan hat seine Demission gegeben? . . . Das heisst, er hat sich überzeugt, dass die Sache wahr ist! Gott sei mit Serbien! . . . Und wenn der Vater des Königs es für nötig befunden hat, seine Demission als Kommandant der aktiven Armee zu geben, warum soll ich nicht dasselbe tun, wenn auch nur „vorläufig nicht"? Soll das bedeuten, dass König Milan vielleicht doch noch hofft, dadurch, dass er sich opfert, noch einmal die Dynastie zu retten?

Ich habe mich sofort entschlossen, den ersten Schnellzug zu benutzen und nach Karlsbad zu fahren. Während ich die Anordnungen für die Abreise traf und für Paris ein Telegramm vorbereitete, um die für mich bestellte Wohnung abzusagen; während ich eine Depesche an Vukaschin Petrovitch chiffrierte, um ihm zu melden, dass ich auf Berufung des Königs Milan die Reise nach Paris aufgegeben habe und sofort nach Karlsbad abgehen werde, so dass mir die Demission der Kollegen nicht auf dem Umwege über Paris, sondern direkt nach Karlsbad geschickt werden sollte, bekam ich aus Belgrad zwei Telegramme, welche es bewirkten, dass ich die Depesche nach Paris nicht mehr abschickte und es auch nicht mehr notwendig hatte, das Telegramm an Vukaschin zu Ende zu chiffrieren. Das erste dieser beiden Telegramme war vom König und bestand aus zwei Ziffern, welche bedeuteten:

„Ja, meine Entscheidung ist definitiv.

Alexandre."

Das zweite Telegramm lautete:

„Die Sache ist entschieden. Die Demission des Kabinetts ist angenommen.

Vukaschin.“

Infolge dieser Telegramme hatte es keinen Sinn mehr, nach Karlsbad zu reisen. Wenn die Sache schon entschieden ist, was kann eine Zusammenkunft des gewesenen Kommandanten mit dem gewesenen Regierungschef nützen? Infolgedessen habe ich an König Milan folgendes Telegramm abgeschickt:

„Im Momente, wo ich nach Karlsbad abreisen wollte, habe ich vom König ein Telegramm bekommen, dass sein Entschluss definitiv ist, und gleichzeitig von Vukaschin ein Telegramm, welches lautet: „Die Sache ist entschieden, die Demission des Kabinettes ist angenommen.“ Infolgedessen reise ich nach Paris ab und werde meine Adresse telegraphisch melden.“

Das war alles, was ich anfangs Juli 1900 während meiner Reise von der Katastrophe in Belgrad erfahren habe. Erst am 15. Oktober 1900 bekam ich von Vukaschin Petrovitch folgenden Brief:

„Lieber Vladan!

„Gerade so wie ich Dir voriges Jahr einen Bericht erstattet habe über das, was ich und unsere Kollegen während und nach dem Attentate auf den König Milan getan haben, erachte ich es als meine Pflicht, Dir auch jetzt ein Tagebuch zur Verfügung zu stellen, aus dem Du meine und unserer Kollegen Haltung in den Tagen vom 8. bis zum 12. Juli, also während unseres Rücktrittes ersehen kannst. Es wird mich freuen, wenn Du in meinem Tagebuche den Beweis findest, dass ich als Dein Vertreter Deinen Erwartungen entsprochen habe. Sollte das nicht der Fall sein, so werde ich es bedauern, aber ich werde Dich dennoch bitten, zu glauben, dass ich nach bestem Wissen und Können gehandelt habe.

„Ich bitte Dich, an die aufrichtige Ergebenheit zu glauben, Deines Kollegen Vukaschin.“

Aus diesem Tagebuche, welches dem obigen Briefe beigelegt war, wollen wir das Wesentliche hier mitteilen.

„6. Juli 1900.

„Donnerstag. Empfang der Diplomaten. Baron Waecker-Gotter wollte mit mir nicht in der Kanzlei sprechen, sondern bat mich mit ihm auszufahren, um unterwegs zu sprechen. Auf der Treppe begegnete uns Gentchitch, welcher mich ersuchte, sofort umzukehren, weil er mir etwas sehr Wichtiges mitzuteilen habe. Ich entschuldigte mich bei dem Baron und ging mit Gentchitch in seine Kanzlei, wo er mir sagte:

— Ich kann Dir nicht mitteilen, was es ist, aber nur so viel kann ich sagen: es bereitet sich etwas Schicksalsschweres und Furchtbares vor. Ich habe schwören müssen, zu schweigen, und kann den Schwur nicht brechen. So viel kann ich Dir sagen, dass ich dem König Milan in einem chiffrierten Telegramm gemeldet habe, dass ein grosses Unglück für ihn, für den König, für uns und für Serbien vorbereitet wird, und dass ich ihn aufgefordert habe, sofort herzukommen, um das Unglück zu verhindern. —

Auf meine Bitten, ja auf meine Aufforderung, seine Pflicht mir gegenüber als dem Vertreter des Regierungschefs zu erfüllen und mir die Sache näher zu bezeichnen, wollte er nichts anderes sagen, als, ich solle selbst zum König gehen, hoffentlich werde der König mir dasselbe sagen, was er ihm zu Mittag gesagt habe.

„Ich ging sofort ins Palais. Im Adjutantenzimmer fand ich den alten Nikola Christitch. Ich sagte sofort im Scherze, seine Gegenwart wäre ein böses Omen für die Regierung. Der Alte ging auf den Scherz ein. Der König läutete, und nach einigen Minuten führte mich der diensthabende Adjutant zum König. Ich wurde an der Türe des Zimmers, in welchem die Ministerratssitzungen abgehalten werden, vom König erwartet. Kaum war ich imstande die Türe hinter mir zu schliessen.

„— Was wollen Sie, Vukaschin? — frug der König in der höchsten Aufregung.

„— Soeben habe ich das diplomatische Korps empfangen, und bin gekommen zu referieren.

„— Lassen Sie das für ein anderes Mal. Heute habe ich keine Zeit, diesen Bericht anzuhören.

„— Schön. Ich werde dieses Referat für ein andermal lassen. Es gibt aber auch dringende Fragen. —

„— Reden Sie schnell. Ich habe Eile —

„— Herr Bogitchevitch bittet um zweimonatlichen Urlaub. —

„— Bewilligt. —

„— Vladan ersucht mich ihm einen Dienst . . . —

„— Erweisen Sie ihm diesen Dienst. —

„— Gentchitch verlangt von mir 3000 Franks für Herrn Aristow, den Sekretär des slawischen Komitees, und behauptet, Ew. Majestät hätte ihm erlaubt, diese Summe aus dem Dispositionsfond zu nehmen. —

„— Ja. Geben Sie ihm dieses Geld — sagte der König und liess mich stehen.

„Als ich mich in den Wagen setzen wollte, sah ich auf einmal den Peter Katitch, den Abgeordneten aus Trstenik, vor mir, welcher mich fragte: „Warum ruft uns der König?"

Auf meine Frage, wer ihn gerufen habe, zeigte er mir das Telegramm. „Auf Befehl S. M. des Königs kommen Sie sofort nach Belgrad.

Hofmarschall Leschjanin."

Ich sagte ihm, dass ich nicht gewusst habe, dass er berufen worden sei. Aus seinen Worten entnahm ich, dass auch der Abgeordnete von Csacsak, Nikola Radovanovitch berufen worden und angekommen sei.

„Auf der Fahrt nach Hause überlegte ich: Sollte Gentchitch mit dem Unglück etwa den Fall meinen, dass der König unsere Regierung entlassen und Nikola Christitch berufen will? Das kann aber nicht sein; erstens besteht nicht die kleinste Differenz zwischen dem König und der Regierung, und dann, wenn der König auch ohne jeden Grund die Regierung wechseln wollte, so müsste er das zuerst dem Vertreter des Regierungschefs sagen, und würde die einzelnen Abgeordneten nicht durch den Hofmarschall, sondern durch den Minister des Inneren berufen, wenn er schon diesen Minister in die Sache eingeweiht hat. . . Somit handelt es sich nicht um einen Regierungswechsel. Ist etwas mit König Milan los? Dazu würde der König nicht Gentchitch, sondern den Kriegsminister brauchen. Ist vielleicht der König selbst in Frage? Was kann dem König geschehen in einer Zeit, wo im ganzen Lande Ruhe, Ordnung und allgemeine Zufriedenheit

herrscht? Wenn etwas gegen den König selbst im Zuge wäre, müsste Gentchitch besondere Vorsichtsmassregeln unternehmen; anstatt dessen hat er sich begnügt, bloss den Vater des Königs zu rufen. Demgemäss muss es sich um eine Familienangelegenheit handeln. Was für eine Familienfrage des Königs könnte aber eine solche furchtbare Gefahr für die Dynastie, für uns und für das Land in sich bergen? Das könnte nur die Heirat des Königs sein, und zwar eine Heirat, wie sie nicht sein soll. . .

Auf diese Art und nach Ausscheidung aller übrigen Hypothesen, kam ich auf die Idee, dass der König die Draga Maschin heiraten will. Was ist zu tun? Ich entschloss mich, Vladan zurückzurufen und meine Demission zu unterbreiten. Will der König diese Regierung entlassen, so wird ihm meine Demission willkommen sein. Will er das nicht, so muss er sagen, was er verbirgt, und für mich war jetzt das Wichtigste zu erfahren, um was es sich handelt. Ich schrieb meine Demission und motivierte dieselbe damit, dass ich infolge des letzten Empfanges beim König zur Überzeugung gekommen bin, dass ich nicht mehr sein Vertrauen geniesse, ohne welches mich usw.

„Ich habe auf meine Demission das Datum des folgenden Tages gesetzt, damit es nicht aussieht, dass ich sie im ersten Momente nach dem beleidigenden Empfange, sondern erst nach reiflicher Überlegung geschrieben habe.

„Um 10½ Uhr hatte der Unterrichtsminister Audienz beim König. Er übernahm es, meine Demission dem König zu übergeben. Als ich Gentchitch sagte, auf was für eine Idee ich gekommen bin, nämlich, dass der König die Draga heiraten will, sagte er kein Wort, aber aus seinem Gesichte habe ich lesen können, dass ich gut geraten habe. Gleich darauf habe ich an Vladan nach Zürich telegraphiert, dass mich der König gestern abends schlecht empfangen hat, dass ich die Ursache nicht kenne, dass ich heute früh meine Demission geben werde, und dass er schnell zurückkommen soll, weil ich ohne ihn nichts tun möchte. Um 11 Uhr kam Andra zurück, gab mir die Demission wieder und den Befehl des Königs, zum Dejeuner zu kommen. Andra berichtete, dass ihm der König nichts anderes gesagt habe, als dass er ihn für morgen 10 Uhr zur Audienz befahl. Aber Andra fand den König sehr verwirrt. Nach dem Dejeuner führte mich der König in das

Zimmer, welches seinerzeit das Boudoir der Königin Natalie war, und sagte mir:

Der König: Ich hätte Ihnen etwas sehr Wichtiges mitzuteilen. Etwas, wovon meine Zukunft, mein Leben, mein Schicksal abhängt. Vorerst muss ich Ihnen Vorwürfe machen wegen Ihrer Demission, welche Sie mir durch Andra zugestellt haben. Unsere Beziehungen sind nicht solcher Art, dass Sie durch mein Benehmen verletzt werden können. Wir sind schon lange gute Freunde und dürfen nicht wegen Kleinigkeiten empfindlich werden. Nicht bloss, dass ich nichts gegen Sie habe, sondern im Gegenteil, ich bin mit Ihrer Arbeit sehr zufrieden.

Vukaschin: Danke, Majestät. Wenn ich mir erlaubt habe, meine Demission zu übersenden, so geschah es, weil ich mich überzeugt habe, dass Ew. Majestät einzelne Abgeordnete der Nationalversammlung durch den Hofmarschall berufen lässt, ohne dass ich als Chef der Regierung etwas davon wissen darf.

Der König: Woher wissen Sie das?

Vukaschin: Katitch hat mir das Telegramm gezeigt, welches er bekommen hat.

Der König: Haben Sie Gentchitch gesehen? Hat er Ihnen etwas anvertraut?

Vukaschin: Gesehen habe ich ihn, leider hat er mir aber nichts sagen wollen.

Der König: Nun, ich werde Ihnen alles sagen, aber vorerst müssen Sie mir auf dieses Heiligenbild schwören, niemandem etwas davon zu sagen, was Sie jetzt erfahren werden.

Vukaschin: Majestät, ich glaube nicht an die Heiligenbilder. Ein Schwur darauf würde mich zu gar nichts verpflichten.

Der König: Dann schwören Sie beim Andenken Ihres verstorbenen Sohnes.

Vukaschin: Dieses Andenken, Sire, ist mir sehr teuer, aber kann nicht als Grundlage für einen Schwur genommen werden.

Der König: Dann geben Sie mir Ihr Ehrenwort, dass Sie schweigen werden.

Vukaschin: Sehr gerne, aber erst nachdem ich gehört haben werde, was Majestät mir zu sagen haben. Kann ich dann ohne Pflichtverletzung schweigen, werde ich es tun. Aber Majestät

wissen, dass ich jetzt auch den Regierungschef vertrete, und ich kann nicht versprechen, dass ich meine Pflicht nicht tun werde. —

Der König sprang auf, und mit dem Gemurmel: „Dann habe ich Ihnen nichts zu sagen", verliess er mich. Ich blieb allein im Zimmer. Nach zehn Minuten kam der König zurück, setzte sich neben mich, und das Gespräch ging weiter.

Der König: Warum wollen Sie nicht versprechen zu schweigen?

Vukaschin: Meine Weigerung bezieht sich nur auf Staatsangelegenheiten. Wenn Sie mir etwas nichtdienstliches sagen, was absolute Verschwiegenheit verlangt, dann wird das Geheimnis mit mir ins Grab gelegt werden.

Der König: Gut. Jetzt hören Sie. Sie wissen, Vukaschin, dass ich weder eine Kindheit noch eine Jugend gehabt habe, so wie sie alle Menschen haben. Der ewige Zank zwischen meinen Eltern hat mir das Leben verbittert und meine Gesundheit, besonders meine Nerven zerstört. Dieses Leben hat in mir jedes Gefühl getötet. Ich habe niemals besonderen Ehrgeiz besessen, nicht einmal den, als König zu herrschen. Die Krone habe ich nicht nach meinem Willen getragen, sondern weil ich dazu verpflichtet war. Sie müssen das schon bemerkt haben.

Vukaschin: In dem, was Majestät jetzt gesagt haben, liegt etwas Wahrheit, aber die Sache betrifft so delikate Familienverhältnisse, dass ich mich nicht als berufen erachte, dreinzureden.

Der König: Gut. Hören Sie mich weiter an. Ihr alle habt immer gesagt, ich soll doch heiraten. Ich habe mich entschlossen, Euch den Willen zu tun. Bei dieser Entschliessung fand ich, dass mir die grossen Herrscherhäuser keine von ihren Töchtern geben werden. Keine Prinzessin aus einer grossen Dynastie will meine Frau werden. Sie wäre auch närrisch, das gute Leben, welches sie zu Hause hat, mit dem Leben in Serbien zu vertauschen. Eine Prinzessin von irgend einem kleinen Hofe, aus einer Nebenlinie zu nehmen, habe ich keine Lust, und das wäre auch für unser Volk von keinem Nutzen. Eine Fremde aus einem solchen kleinen Hof würde trachten, Einfluss auf unsere Staatsgeschäfte zu nehmen. Das würde neue Zuckungen im Lande hervorbringen und mich in eine sehr schwierige Lage versetzen. Deswegen habe ich mich

entschlossen, eine Serbin zu heiraten, eine Tochter meines Volkes. Was denken Sie, Vukaschin?

Vukaschin: Was mich persönlich anbelangt, ich habe nie aristokratische Vorurteile gehabt, sondern gehöre eher der demokratischen Strömung an. Und deswegen, Majestät, — nicht aus den Gründen, welche Ew. Majestät angeführt hat, und welche nicht stichhaltig sind, — deswegen hätte ich absolut nichts dagegen, wenn Majestät eine Serbin heiraten wollten. Selbstverständlich müsste unsere zukünftige Königin wenigstens fünf Jahre jünger sein als Sie; sie müsste aus einem guten Hause und gut erzogen sein. Sie muss jung und rein sein, wie ein Engel, und dann wird sie die Liebe des Volkes als Königin begrüssen. Nur in einem solchen Falle würde sowohl die Regierung, als auch das ganze Volk lieber eine Serbin als eine Fremde auf dem Throne sehen.

Der König (aufstehend): Ja, darin liegt eben die Schwierigkeit, dass ich schon eine Frau habe, welche ich mehr liebe, als alles auf der Welt, eine Frau, mit welcher allein ich vollständig glücklich sein kann, und nur wenn ich diese Frau habe, kann ich mein ganzes Leben den Interessen des Volkes widmen. Auf der ganzen Welt gibt es nur eine einzige Frau, welche imstande ist mich alle bisherigen Bitternisse meines Lebens vergessen und mich glücklich zu machen. Diese Frau war auch bis jetzt mein guter Engel, welcher mir die Kraft gegeben hat, alles das auszuhalten, was ich bisher auszuhalten hatte.

Vukaschin: Und wer ist diese Frau, Sire?

Der König: Es ist Frau Draga, die Tochter des verstorbenen Panta Lunjevitza.

Vukaschin: Draga Maschin!!! Nein, Majestät, das kann nicht, das darf nicht sein!

Meine kalte und ruhige Antwort schien den König aufs tiefste verwundet zu haben. Seine Augen füllten sich mit Tränen des Zornes. Er nahm die Augengläser herunter, putzte sie krampfhaft, steckte sie wieder auf, nahm den Schnurrbart in den Mund, sprang auf, lief im Zimmer herum, setzte sich wieder, sprang wieder auf und ging wieder herum. Schliesslich blieb er vor mir stehen.

Der König: Sind Sie mein Freund, Vukaschin?

Vukaschin: Das bin ich, Sire.

Der König: Wenn Sie mein Freund sind, dann müssen Sie mir helfen, diese meine Absicht auszuführen. Anders kann es nicht sein. Wer immer mich an der Ausführung dieses meines Entschlusses hindern würde, ist mein Feind. Ich werde von dieser meiner Absicht nicht ablassen, was immer geschehen möge.

Vukaschin: Da es so ist, erkläre ich sofort, dass ich nicht mehr Minister Ew. Majestät bleiben kann. Die schriftliche Demission werde ich Ihnen bringen, sobald Sie mich weggehen lassen, um meine Kollegen einzuberufen und ihnen mitzuteilen, was Sie mir gesagt haben.

Der König (ganz ruhig): Die Demission werde ich nicht annehmen, den Kollegen dürfen Sie absolut nichts mitteilen.

Vukaschin: Beides werde ich ausführen, Majestät, und koste es mich, was es wolle. Sehen Sie, Majestät, wie richtig es war, dass ich nicht im voraus mein Ehrenwort verpfändet habe, zu schweigen. Jetzt ist der Augenblick gekommen, in welchem ich nicht bloss nicht schweigen darf, sondern wo ich alle gesetzlichen Massregeln unternehmen muss, um die Realisierung einer so unglückseligen Absicht zu verhindern.

Nach diesen Worten stand ich auf.

Der König war augenscheinlich erschrocken.

Der König: Setzen Sie sich, bitte, setzen Sie sich. Ich sehe ja ein, dass es für Sie nicht leicht ist, einzuwilligen, aber hören Sie mich an. Denken Sie sich nur etwas in meine Lage. Was soll ich machen, wenn Sie mich in einer solchen Situation plötzlich verlassen?

Vukaschin: Ich werde Sie nicht verlassen, wenn Sie diese Absicht aufgeben. Bleiben Sie aber dabei, dann gebe ich Ihnen folgenden Rat:

1) Diese Regierung sofort zu entlassen. 2) Eine Regierung ad hoc zu formieren, welche bereit ist, Sie in dieser Absicht zu unterstützen. Übrigens habe ich schon gestern abend Herrn Nikola Christitch im Adjutantenzimmer gesehen, und es ist wahrscheinlich, dass Sie mit ihm hinter meinem Rücken die Verhand-

lungen für die Bildung der neuen Regierung eingeleitet haben. Bitte nur diese Verhandlungen zu Ende zu führen. Meine und meiner Kollegen Demission wird Ihnen die Situation nur erleichtern.

Der König schwieg einige Augenblicke, dann bat er mich ein wenig zu warten, ging weg, und kam nach fünf Minuten zurück mit folgender Frage:

Der König: Glauben Sie, dass ich bei irgend einem Ihrer Kollegen darauf rechnen kann, dass er mich unterstützt?

Vukaschin: Auf mich, Andra, Atanatzkovitch und Gentchitch können Sie nicht rechnen. Den Zivan und Bora kenne ich nicht genug, um zu wissen, welchen Standpunkt sie einnehmen werden. Für Gjoka Stevanovitch kann ich garantieren, dass er Ihnen helfen wird, besonders, wenn der alte Nikola Christitch die Regierung bildet.

Der König: Und wollen Sie, nach der vollzogenen Tatsache, mir als Freund zur Verfügung stehen?

Vukaschin: Das ist wohl ausgeschlossen. Zwischen einem König und einem Untertan kann von einer wahren Freundschaft nicht die Rede sein.

Der König: Das wäre doch nur für den Fall, wenn ich selbst auf den Unterschied der gesellschaftlichen Stellung Wert legen würde. Wenn ich mich aber über diesen Unterschied hinwegsetze, haben Sie keinen Grund, nicht mein Freund zu sein.

„Es war mir klar, dass der König das Gespräch absichtlich in die Länge zog, um für etwas Zeit zu gewinnen. Deswegen ging ich direkt auf dasjenige über, was die Hauptsache war.

Vukaschin: Ich bitte Majestät gnädigst verzeihen zu wollen, wenn ich etwas sagen sollte, was einem demissionierten Minister nicht ziemt. Ich kann durchaus nicht glauben, dass Sie ernstlich daran denken, Frau Draga zu heiraten. Ja, sehen Sie denn nicht, Majestät, dass dieser Schritt geradezu der Selbstmord der Dynastie wäre? Lassen wir alle anderen Mängel der Frau Draga, so wäre ihre erwiesene Unfruchtbarkeit genug, um das scharfe Urteil zu begründen, welches ich soeben ausgesprochen habe. Aber auch die übrigen Mängel dieser Frau können nicht ausser acht gelassen werden. Sie ist viel älter als Ew. Majestät, sie geniesst keinen guten Ruf — ob mit Recht oder nicht, ist in diesem Falle nicht

wichtig; sie wird, wie es so oft im Leben geschieht, eine gerade so schlechte Gemahlin sein, als sie eine gute Geliebte war. Sie müssen wissen, dass Peter Karagjorgjevitch durch eine Heirat Ew. Majestät mit der Draga mehr erreichen wird, als wenn er eine Million Napoleondors für die Agitation gegen die Obrenovitch verwenden würde. Sie müssen wissen, Sire, dass kein einziger europäischer Hof Sie nach einer solchen Heirat mehr empfangen wird; alle Souveräne Europas werden Sie nach einer solchen Heirat boykottieren. Sie müssen wissen, Sire, dass gegen eine solche Heirat die gesamte Intelligenz Ihres Volkes rebellisch werden wird, und sie wird sich mit dieser Tatsache nie aussöhnen. Seien Sie schliesslich überzeugt, Sire, dass nicht bloss Ew. Majestät, sondern auch Serbien infolge einer solchen Heirat in der Welt jedes Ansehen verlieren und dass es eine Zielscheibe für den Spott und die Verachtung werden wird. Alles das habe ich gesagt, nicht als Minister Ew. Majestät, denn das bin ich nicht mehr, sondern als Sohn dieses Landes, in welchem die Gebeine meiner Eltern und meiner Söhne liegen. Ich spreche als Mensch, welcher entschlossen ist, wenn es notwendig ist sein Leben zu opfern, wenn er nur damit seinen König vor diesem schicksalsschweren Fehltritte retten kann. . .

Der König (ins Wort fallend): Hören Sie, Vukaschin. Ich bin unerschütterlich entschlossen, Frau Draga zu heiraten. Beleidigen Sie mich nicht durch Angriffe auf diese Frau. Sie ist eine ehrliche Frau, nur ihre Feinde sprechen schlecht von ihr. Sie ist nicht unfruchtbar, wie Sie sagten. Sie hat bis jetzt bloss deswegen nicht geboren, weil wir keine ausserehelichen Kinder haben wollten, aber ich bürge Ihnen dafür, dass ich innerhalb eines Jahres einen Sohn haben werde. Was die Differenz im Alter anbelangt, sie ist bloss acht Jahre älter wie ich, und Sie wissen, dass es in unserem Volke häufig vorkommt, dass der Mann jünger ist, als die Frau. Ich weiss, dass die Feinde diese Gelegenheit im Kampfe gegen mich und unsere Dynastie ausnützen werden, aber ich bin überzeugt, dass sie nie einen Erfolg haben werden. Sie sprechen als Freund, aber Sie werden erlauben, dass ich auch meine eigene Überzeugung habe. Die Ihrige ist auf Hypothesen aufgebaut, und die meine gründet sich auf Beweise. Ich will Ihnen gleich den Beweis liefern, dass Draga eine ehrliche Frau ist: Ich habe sie

schon im Jahre 1894 kennen gelernt. Ihre Bescheidenheit, ihre Klugheit, ihr ganzes Benehmen haben mir gefallen, haben mir imponiert. Ich habe jede Gelegenheit ergriffen, mich ihr zu nähern, sie ist jeder solchen Gelegenheit ausgewichen. Als es mir schliesslich glückte, mich in ihr Zimmer einzuschleichen, hat sie auf das Energischeste protestiert, und als ich ihr erklärte, ohne sie nicht leben zu können, hat sie mich einfach aus ihrem Zimmer gejagt, — mich, den König. So handelt nur eine ehrliche Frau. Die ganze Zeit, die wir zusammen in Biarritz zugebracht haben, hat sie mir nicht erlaubt, ihr näher zu treten. Erst viel später, als sie nach Belgrad kam und als sie sich überzeugte, dass ich wirklich ohne sie und ihre Liebe nicht leben kann, und als ich ihr die traurige Rolle gestanden habe, welche ich bis dahin in meinen Beziehungen zu weiblichen Personen gespielt habe, erst dann hat sie sich für mich geopfert. Und erst jetzt habe ich mich vollständig überzeugt, dass ich mit dieser Frau allein ein Mann bin. Ja ich bin tödlich in sie verliebt, ich kann ohne sie nicht leben, sie ist mein bester Ratgeber in allen wichtigen Angelegenheiten, so wie es bei der Ausführung Ihrer Einkommensteuer war. Noch im März d. J. hat sie mir den Rat gegeben, mich auf die Seite der Kaufleute zu stellen, weil dann die Kaufleute für unsere Heirat gewonnen werden, und von Ihnen hat sie mir schon damals gesagt, dass wir auf Sie nicht rechnen dürfen. Die Intelligenz wird sich bald mit der vollzogenen Tatsache abfinden, und die Masse des Volkes wird überhaupt nicht gegen meine Heirat sein. „Jedes Wunder dauert nur drei Tage“, sagt unser Sprichwort, und so wird es auch mit meiner Heirat sein. —

Vukaschin: Nur Ihre Feinde, Sire, werden sich freuen. Ihre Freunde werden verzweifeln. Ich bedauere, dass ich nicht imstande bin, alles auszusprechen, was ich jetzt fühle, um Ihnen zu zeigen, wie furchtbar und grässlich die Gefahr ist, in welche Sie sich so blindlings stürzen wollen. Ihre Beichte, warum Sie nur mit Frau Draga glücklich zu werden glauben, erklärt mir bis zu einem gewissen Grade Ihren Entschluss; aber das ist nicht genügend, um deswegen die Dynastie und das Vaterland zugrunde zu richten. Um Ihnen zu beweisen, dass diese Schwäche, wenn sie faktisch besteht, sehr leicht zu beheben ist, mache ich Ihnen den Vorschlag, nur so lange dieses unglückselige Heiratsprojekt aufzu-

schieben, bis wir zwei eine Reise ins Ausland machen, denn dann werden Sie bald sehen, dass Sie Ihre Männlichkeit unterschätzt haben. Aber diese Frage ist nicht ernst genug, um sich bei ihr aufzuhalten; Hauptsache ist, dass diese Frau bewiesen hat, dass sie unfruchtbar ist. Das ist für mich so sicher erwiesen, dass ich hier mich verpflichte, das Kind, welches Draga gebären sollte, durch die ganze Stadt im Adamskostüme zu tragen, obwohl ich weiss, dass man mich dafür ins Narrenhaus einsperren wird. Damit auch Sie von der Unfruchtbarkeit dieser Frau überzeugt werden, mache ich folgenden Vorschlag: Lassen Sie sich jetzt mit der Draga nicht trauen, leben Sie mit ihr weiter, so wie Sie bis jetzt gelebt haben, und wenn sie im Laufe eines Jahres irgend etwas Lebendiges gebären sollte, so verpflichte ich mich über alle ihre sonstigen Mängel beide Augen zuzudrücken, und die Heirat zustande zu bringen. Wenn Sie sich aber überzeugen, dass die Draga unfähig ist, schwanger zu werden, geschweige denn ein Kind zu gebären, dann werden Sie sehen, dass sie keine Frau für Ew. Majestät ist. Wollen Sie auch diesen Vorschlag nicht annehmen, dann ist es tausendmal besser, überhaupt nicht zu heiraten, als Draga zur Frau zu nehmen.

Der König: Jetzt reden Sie so, und früher habt Ihr mich alle zur Heirat gedrängt.

Vukaschin: Wir haben alle dafür gebetet, weil niemandem von uns in den Sinn kommen konnte, dass Majestät eine solche Frau wählen wird. So eine Heirat wäre für die Dynastie und für Serbien ein grösseres Unglück, als wenn Sie Ihr Leben lang unverheiratet blieben.

Alles war umsonst. Als ich sah, dass keine Gründe halfen, sagte ich, für eine solche Aktion wäre es notwendig, dass die ganze Regierung anwesend sei. Nun ist aber der Ministerpräsident auf Urlaub, man müsste ihn zurückrufen und dann soll der König vor der gesamten Regierung seine Absicht kundgeben. Darauf sagte der König wörtlich:

„Ich will die Sache gerade ausführen, so lange Vladan auf Urlaub ist, denn ich hasse den Mann, ich hasse ihn von dem Tage, an welchem er meinen Vater gefragt hat, ob er den

Thron wieder besteigen würde, wenn ich ohne Thronfolger sterben sollte."*)

Noch lange hat der König über Vladan geschimpft und dann, zu mir gewendet gesagt:

„Sie sind schuld, dass Vladan nach dem Attentate überhaupt Ministerpräsident geblieben ist. Wenn Sie mir damals gefolgt und die Regierung übernommen hätten, dann würde auch dieser Grund wegfallen und vieles andere wäre besser gewesen. . ."

Ich fiel ihm ins Wort und sagte, es sei eine Sünde, wenn er Vladan angriffe, welcher sein treuester Freund und mir ein so guter Kollege ist, dass ich in meinem Beisein solche Sachen über ihn nicht hören will.

Der König sprang auf und sagte mir in drohendem Tone:

„Ich verbiete Ihnen, vor mir diesen Schurken zu nennen, und dass Sie sich nicht unterstehen, ihm irgend etwas von dieser Sache zu melden!"

Vukaschin: Ich muss, Majestät, meine Pflicht tun, und wenn sie mich auch das Leben kostet. Sobald ich das Palais verlassen haben werde, telegraphiere ich an den Ministerpräsidenten in Chiffren, und werde ihn auffordern zurückzukommen.

Der König: Das werden Sie nicht tun, das dürfen Sie nicht tun.

Vukaschin: Ich habe keine Furcht, Majestät. Noch eine Frage: Kennt König Milan Ihren Entschluss?

Der König: Nein. Jetzt habe ich ihm noch nichts gemeldet, denn . . . im Vertrauen: wenn voriges Jahr nicht das Attentat gewesen wäre, so wäre er nach Karlsbad gegangen und ich hätte schon damals ausgeführt, was ich jetzt ausführen werde, gleichviel was die Folgen sind. Jetzt gibt es keine Macht der Welt, welche mich daran hindern kann. Mir ist es lieber ohne Krone mit Frau Draga zu leben, und zwar bloss mit 9000 Franks jährlich, als ohne sie mit der Krone und einer Zivilliste von 1,200000. Ich habe ihr alles gegeben, was ich besessen habe, ich habe ihr 500000 Franks gegeben, damit sie mich nicht

---

*) Diese Frage habe ich an König Milan nie gestellt und konnte sie nicht stellen, weil er selbst unzählige Male erklärt hat, dass er der Geschichte angehört, und dass er konstitutionell wie international für immer abdiziert hat.

Dr. V. G.

verlässt. Ich habe gewusst, auf welche Schwierigkeiten meine Heirat stossen wird, und deswegen habe ich mich ihr ganz ausgeliefert, moralisch und materiell; und so habe ich sie in die Unmöglichkeit versetzt, mich zu verlassen. Denn Sie müssen wissen, dass sie durchaus nicht einwilligen wollte, Königin zu werden. Ich allein weiss, welche Mühe ich gehabt habe, bis ich sie dazu gebracht habe, einzuwilligen. Und jetzt, wo es mir endlich gelungen ist, ihren Widerstand zu brechen und meine Frau zu werden, ob ich König bin oder nicht, jetzt machen Sie mir Schwierigkeiten! Haben Sie denn kein Mitleid mit mir? Wollen Sie sich vornehmen, mich in die weite Welt hinauszustossen? Denn davon können Sie vollkommen überzeugt sein, wenn ich mich als König nicht mit Draga trauen lassen kann, werde ich mit ihr Serbien auf immer verlassen. . . . Sie können sich hier eine halbe Stunde ausruhen, weil ich einige Leute in Audienz zu empfangen habe, aber das Palais dürfen Sie um keinen Preis verlassen. —

Der König verliess mich. Ich ging in den Hof Luft zu schöpfen. Der erste Adjutant des Königs, Oberst Solarovitch, erblickte mich, grüsste und richtete an mich folgende Frage:

Solarovitch: Um Gottes willen, Herr Vukaschin, wie konnten Sie dem Könige versprechen, ihm zu helfen, dass er Draga Maschin heiratet?

Vukaschin: Wer hat Dir diese Lüge gesagt?

Solarovitch: Soeben hat es mir der König selbst mitgeteilt.

Vukaschin: Dann, mit Verlaub, hat der König gelogen. Nicht bloss, dass ich ihm keine Hilfe versprochen habe, sondern gleich nach dem ersten Wort über seine Absicht, so zu heiraten, habe ich meine Demission gegeben und dann habe ich mich volle zwei Stunden angestrengt, um ihn von diesem Schritte zurückzuhalten. Ich bitte Dich, Solarovitch, geh sofort zum König und sage ihm, dass Du von mir selbst gehört hast, dass ich auf das Entschiedenste gegen diese Heirat bin.

Solarovitch: Ich danke Ihnen, Herr Minister, dass Sie in einer solchen Frage diese Stellung eingenommen haben. Ich kann nicht sofort zum König gehen. Aber ich weiss schon seit langer Zeit, dass er nicht immer die Wahrheit spricht, besonders in seinen persönlichen Angelegenheiten. Ich begreife, dass er jetzt die

Wahrheit, sagen wir, verdreht, weil es für ihn jetzt die Hauptsache ist, die Gegner zu entzweien, und das würde er erreichen, wenn sich die Freunde untereinander nicht verständigen würden. Deswegen ist es mir sehr lieb, die Gelegenheit ergriffen zu haben, mich mit Ihnen auszusprechen.

Vukaschin: Hast Du was dagegen, wenn ich dem Könige vorhalte, dass er Dir eine Unwahrheit gesagt hat?

Solarovitch: Aber gar nicht. Ich werde es ihm selber sagen, sobald ich ihn sehe. —

Jetzt gingen wir auf die Massregeln über, welche man unternehmen könnte, um die Ausführung der unglückseligen Absicht zu verhindern. In der Reihe dieser Massregeln stand obenan: Ausweisung von Draga aus Serbien und vollständige Isolierung des Königs im Palais. Der König hatte Solarovitch gesagt, dass er sich das Leben nehmen werde, wenn man ihn an der Trauung mit der Draga verhindern sollte — mir dagegen gedroht, dass er das Land mit ihr verlassen würde. Ich stellte Solarovitch die Frage, ob er mir garantieren könne, dass der König nicht imstande sein wird, Selbstmord zu begehen. Solarovitch gab mir zur Antwort, dass er alle Waffen aus der Nähe des Königs entfernen und ihn unter die Aufsicht einer Wache stellen wolle, welche auf jede Bewegung des Königs achtgeben werde. Diese Entschlossenheit des ersten Adjutanten gefiel mir, aber ich musste mir gleichzeitig die Frage vorlegen: was dann, wenn der König die Ablösung seines ersten Adjutanten anordnet? In einem solchen Falle würde nicht nur der Plan vereitelt werden, sondern die furchtbarste Verantwortung denjenigen erwachsen, welche versucht hätten, ihn auszuführen. Deswegen sagte ich Solarovitch, er solle nur die Revolver des Königs ausleeren und alle Waffen aus seiner Nähe entfernen, und mir es dann überlassen, über das Weitere nachzudenken.

In diesem Augenblick liess mich der König zu sich rufen, und ich stellte ihn sofort zur Rede, warum er Unwahrheiten über mein Gespräch mit ihm verbreitet habe? Der König wurde verwirrt, aber gleich darauf behauptete er, niemandem ein Wort von dem gesagt zu haben, was wir miteinander gesprochen hatten. Als ich ihm darauf sagte, was mir soeben Solarovitch erzählt hatte, brauste er auf. Er habe das nicht gesagt, Solarovitch müsse ihn schlecht

verstanden haben, er werde ihn sofort rufen und die Sache aufklären. Ich schwieg. Dann fragte er, ob ich es mir überlegt habe und was ich jetzt denke. Ich sagte: Ich habe nachgedacht, wie ich es anstellen soll, um meinen König von dem sicheren Untergang zu retten. Darauf wiederholte er kurz, er ziehe es vor, mit Draga zusammen zugrunde zu gehen, als ohne sie zu leben.

Ich bat den König inständigst, nicht bloss an sich zu denken: durch diesen Schritt ziehe er ja Millionen Menschen mit sich in den Abgrund, und setze das Leben seiner besten Freunde und ihrer Familien aufs Spiel.

Der König: Wie alt sind Sie, Vukaschin?

Vukaschin: 54 Jahre.

Der König: Gut. Ich bin jetzt 24, somit sind Sie 30 Jahre älter wie ich. Ist es wahrscheinlich, dass ich länger leben werde, wie Sie? Das ist wahrscheinlich. Nun, was geht Sie an, was nach Ihrem Tode geschehen wird? Und so lange ich lebe, haben weder Sie, noch Ihre Familie irgend etwas zu befürchten.

Vukaschin: Es handelt sich nicht bloss um mich und meine Kinder, auch nicht bloss um die ganze jetzige Generation. Hier handelt es sich um die Zukunft Ihres Thrones und Ihres Volkes, um die Zukunft aller kommenden Geschlechter, welche auf dieser Scholle Erde leben sollen. In Staatsfragen darf man sich nicht auf einen so egoistischen Standpunkt stellen, wie ihn Ew. Majestät in dieser Frage eingenommen haben. Das Schicksal Ew. Majestät ist zu gleicher Zeit das Schicksal eines ganzen Volkes.

Der König: Gehen wir zum Nachtmahl.

Das Diner hat drei Viertel Stunden gedauert. Der König war lustig, alle übrigen Anwesenden sassen wie zum Tode verurteilt da. Nach dem Diner gingen wir in den Rauchsalon. Der König verliess mich auf eine halbe Stunde. Als er zurückkehrte, entschuldigte er sich, dass er einen Brief habe schreiben müssen. Später habe ich erfahren, dass er mit dem Obersten Tjiritch, welchen er nach Karlsbad zu seinem Vater sandte, konferiert hatte. Der König setzte sich und fragte, was ich jetzt denke.

Vukaschin: Ich überlege, was ich jetzt vornehmen soll.

Der König: Wieso? Was wollen Sie vornehmen?

Vukaschin: Ich kann doch nicht mit gekreuzten Armen zusehen, wie mein König sich und seine Dynastie ermordet.

Der König: Das geht Sie nichts an. Sie sind nicht berufen, für die Sachen, die mich persönlich angehen, zu sorgen, und die Erhaltung der Dynastie ist meine Sache. Meine Heirat ist meine persönliche Angelegenheit. Wer hat sich in Ihre Heirat eingemengt? Sie haben die Frau genommen, welche Sie gewollt haben. So tun es alle Leute und so werde ich es auch tun.

Vukaschin: Ihre Heirat, Majestät, ist nicht Ihre Privatsache, sie betrifft den Staat und das ganze Volk, und ich bin von Amtswegen berufen, alles Notwendige für den Schutz der Staatsinteressen in dieser Frage zu veranlassen.

Der König: Was denken Sie zu tun?

Vukaschin: Eine Ministerratssitzung einzuberufen, den Kollegen zu sagen, was ich von Ihnen gehört und was ich Ihnen geantwortet habe, und dann will ich die Sache dem Ministerpräsidenten und Ihrem Vater mitteilen.

Der König (sehr scharf): Das verbiete ich Ihnen.

Vukaschin: Melde gehorsamst, dass ich alles das, wenn nicht noch in dieser Nacht, gewiss morgen früh ausführen werde.

Der König verliess mich. Es war schon tief in der Nacht. Ich entschloss mich wegzugehen, ohne Abschied vom König zu nehmen. Da ich keinen Wagen hatte, wollte ich zu Fuss zu Andra gehen. Als ich aber bis zum Hotel „Paris“ kam und sah, dass kein einziger Wagen zu finden war, und ebenso, dass ich in den paar Nachtstunden, welche mir zur Verfügung standen, alles Notwendige nicht ausführen konnte, ging ich nach Hause und brach vor Aufregung und physischer Erschöpfung zusammen.

Samstag, 8. Juli.

„Da Andra um 10 Uhr Audienz beim König hatte, berief ich die Sitzung des Ministerrates für 11 Uhr ein und benützte die Zeit bis dahin, um an Vladan zu telegraphieren. Das Telegramm an König Milan hielt ich bis zum Nachmittag zurück, um vorerst zu sehen, was meine Kollegen beschliessen würden und wie sich der König dem gegenüber verhalten werde. Um 11 Uhr habe ich die Sitzung des Ministerrates eröffnet und den Kollegen alles mitgeteilt, was zwischen dem König und mir vorgefallen war.

Ich sagte ihnen, dass ich mündlich schon meine Demission gegeben sowie dass der König sie mündlich angenommen habe, und fragte die Kollegen, was sie selbst dächten. Alle erklärten sich mit mir einverstanden, und mit Andra, welcher jetzt beim König war, war das auch der Fall. Demgemäss forderte ich die Kollegen auf, sofort unsere gemeinsame Demission aufzusetzen und zu unterzeichnen. Gentchitch hatte schon seine Demission geschrieben und las sie uns vor. Wir akzeptierten dieselbe; sie lautete:

„Nach den Mitteilungen, welche Ew. Majestät uns über Ihre Absichten betreffend Ihre Verheiratung mit Frau Draga Maschin gemacht haben, und nach den erfolglosen Versuchen unsererseits, Ew. Majestät von dieser unheilvollen Absicht zurückzubringen, haben wir gefunden, Sire, dass uns die weitere Dienstleistung als verantwortliche Minister Ew. Majestät unmöglich gemacht worden ist, und deswegen unterbreiten wir die allergehorsamste Bitte, Ew. Majestät möge unser Gesuch um Entlassung als königliche Minister, welches wir hiermit alleruntertänigst unterbreiten, zu genehmigen geruhen."

„Während Zivan noch beim Abschreiben der Demission war, kam Andra und so unterzeichneten wir alle die Demission und gingen ins Palais, um sie korporativ zu überreichen. Es war 11$^{3}/_{4}$ Uhr vormittag. Der König wollte uns nicht empfangen und liess uns durch den diensthabenden Adjutanten sagen, wir sollten alle zum Dejeuner bleiben. Wir gingen im Hof promenieren und beschlossen sofort, Gentchitch und Borivoj zu Draga zu schicken, mit der Aufgabe sie dazu zu bewegen, selbst eine solche ungeheuerliche Heirat zu verhindern, und wenn sie nicht einwilligen sollte, sie sofort über die Grenze werfen zu lassen. Gentchitch und Borivoj gingen auch eiligst ab, um diesen Auftrag auszuführen. Andra übernahm es, nachmittags zum Metropoliten zu gehen und ihm zu sagen, er solle es nicht wagen, den König mit der Draga zu trauen, sonst habe er es sich selbst zuzuschreiben, was ihn dann erreichen wird.

„Der König liess uns in den Speisesaal rufen, wo er schon auf uns wartete. Als er nur uns fünf eintreten sah, fragte er mich sofort, wo Gentchitch und Borivoj wären? „Sie werden gleich

kommen," — sagte ich. Der König richtete dieselbe Frage an Andra, welcher zur Antwort gab, er wisse nicht, wo sie wären, aber sicherlich würden sie bald kommen. Der König wurde unruhig, stand auf, ging ins nächste Zimmer, kam zurück, und gab dem Ordonnanzoffizier vom Dienste, Hauptmann Blaznawatz, den Befehl, festzustellen, wohin die abwesenden Minister gegangen seien. Blaznawatz ging weg, kehrte zurück und berichtete, sie wären in der Richtung der Krongasse gegangen. Der König gab den Befehl, man solle sie aufsuchen und sofort ins Palais bringen.

Mittlerweile kamen Gentchitch und Borivoj. Das Dejeuner war aber zu Ende. Der König ordnete an, ihnen etwas zum Essen zu bringen. Nach zehn Minuten stand er auf, befahl uns sechs in den Sitzungssaal des Ministerrates zu gehen, und nahm nur Gentchitch mit sich in sein Arbeitskabinett. Es verging nicht viel Zeit, als wir einen Höllenlärm hörten, aus welchem deutlich die Stimme des Königs und Gentchitchs zu erkennen war. Wir liefen alle hinein und fanden den König im Klosett, und am Eingange desselben Gentchitch, beide in der furchtbarsten Aufregung. Ich bat sie, eine solche Auseinandersetzung zu unterbrechen, und wir zogen den König mit Gewalt in sein Arbeitskabinett zurück. Dort nahm ich das Wort und erklärte dem König, welcher sich wie ein Irrsinniger benahm, dass die Regierung ihre Demission gebe und bat ihn dieselbe anzunehmen.

„Der König riss mir die Demission zornig aus den Händen, überflog sie, und sagte „dieses Wort unheilvoll muss gestrichen und durch ein anderes Wort ersetzt werden". Ich sagte: Wir werden das Wort „schicksalsschwer" hineinsetzen. Der König willigte ein, behielt aber die Demission in den Händen, und nachdem er ein wenig zu sich gekommen war, bat er uns die Staatsgeschäfte weiter zu führen, bis er ein neues Ministerium haben werde. Ich sagte darauf, das wäre selbstverständlich, aber wir müssten ihn bitten, womöglich noch heute die neue Regierung zu bilden, weil wir unter keiner Bedingung zulassen könnten, dass er irgend etwas zur Ausführung seiner Absicht unternehme, solange wir noch die Staatsgeschäfte führen.

„Der König brauste wieder auf und gab Andra einen Bogen Papier mit dem Befehl, ihn sofort in die Staatsdruckerei zu schicken. Es war die Proklamation, mit welcher er

dem Volke meldete, dass er sich mit Frau Draga Maschin verlobt habe.

Andra wollte die Proklamation nicht in Empfang nehmen. Neuer Wutausbruch, in welchem der König unsere Demission in Stücke riss und auf den Boden warf, worauf er uns ohne Abschied zu nehmen, wie im Sturm verliess, um direkt zu Draga zu eilen, während wir ins Ministerium zurückkehrten, um eine neue Demission zu schreiben; denn um keinen Preis konnten wir erlauben, dass diese Verlobung stattfinde, so lange wir noch Minister waren. In der Sitzung schrieben wir zuerst folgende Einleitung:

„Wir haben heute morgens die Ehre gehabt Ew. Majestät folgende Demission zu unterbreiten:“ stellten dann den Text der zerrissenen Demission, deren Stücke ich vom Boden aufgelesen hatte, wieder her, und schlossen folgendermassen:

„Indem wir an den Gründen festhalten, welche wir die Ehre hatten, heute morgen Ew. Majestät auseinanderzusetzen, sind wir so frei, unsere Demission neuerdings zu unterbreiten, mit der Erklärung, dass es uns unmöglich ist, auch provisorisch als verantwortliche Minister Ew. Majestät die Staatsgeschäfte weiterzuführen, und bitten Ew. Majestät wiederholt, diese unsere Demission genehmigen zu wollen.“

„Mit diesem Zusatz wollten wir auf alle Fälle feststellen, dass wir nicht mehr Minister waren, als er sich mit Draga verlobte.

„Erst um 4½ Uhr nachmittag kehrte der König ins Palais zurück, und erst dann konnte ich auch hingehen. Kaum war ich ins Zimmer getreten, als mir der König den Verlobungsring an seiner Hand zeigte und sagte, er wäre schon mit Draga verlobt. Darauf erwiderte ich ihm, dass nicht einmal gewöhnliche Sterbliche sich ohne Zeugen unter vier Augen verloben, und dass somit eine solche Verlobung gar keine Gültigkeit habe. Als ob ich gar nichts gesagt hätte, forderte mich der König auf, ich solle ihm zur Verlobung gratulieren. Ich gab zur Antwort, dass ich etwas, was nicht besteht, nicht berücksichtigen könne, und selbst wenn er sich nach allen Regeln verlobt hätte, könnte ich ihm leider zu so einer Verlobung nicht gratulieren. Er schwieg, und ich übergab ihm die Demission der Regierung mit der Bitte, dieselbe sofort anzunehmen.

„Der König warf einen Blick auf das Schriftstück und gab es mir zurück mit folgenden Worten:

„Ich verlange in dieser Demission eine Erklärung, wie die Regierung über eine Begnadigung, besonders über die Begnadigung aller, welche nach dem Attentate verurteilt wurden, denkt. Ohne eine solche Erklärung werde ich die Demission des Kabinettes nicht annehmen.“

„Ich versuchte ihm zu beweisen, dass diese Forderung gar keinen Sinn habe, weil die Begnadigung der politischen Verbrecher in keiner Beziehung zu unserer Demission steht, und weil wir auch als Minister in Demission in keine neuen Staatsgeschäfte eintreten können.

„Und ich sage Ihnen — erwiderte der König — dass ich Ihre Demission nicht annehme, verstehen Sie mich gut, so lange nicht annehmen werde, bis Sie auch diese meine Bedingung erfüllen.“

„Um unsere Ablösung vom Dienste nicht noch länger aufzuschieben, ging ich sofort in die Sitzung, in welcher meine Kollegen auf mich warteten. Wir kamen überein, nach den Worten „die Staatsgeschäfte weiterzuführen“ hinzuzusetzen: „und folgerichtig auch in die Frage über die Begnadigung der politischen Verbrecher, welche nachträglich angeregt worden ist, nicht eintreten können.“ Die so vervollständigte Demission habe ich um 6 Uhr nachmittags ins Palais getragen. Der König hat sie gelesen, auf seinen Tisch gelegt und nichts gesagt. Ich erinnerte ihn ernst daran, dass er über unsere Demission eine Entscheidung treffen müsse. Der König stand auf und sagte mir in befehlendem Tone:

Der König: Bevor ich über Ihre Demission eine Entscheidung treffe, fordere ich Sie als den Chef der Regierung auf, zu Frau Draga zu gehen und ihr im Namen der Regierung zu unserer Verlobung zu gratulieren.

Vukaschin: Wenn ich imstande wäre, zu so einer Verlobung zu gratulieren, so würde ich mit meinen Kollegen nicht gerade deswegen meine Demission gegeben haben. Ich werde es also nicht

tun, nicht in meinem Namen, geschweige denn im Namen der Regierung.

Der König: Sie können über meine Verlobung denken, wie Sie wollen, aber als Regierungschef dürfen Sie dieselbe nicht ignorieren. Ich verlange von Ihnen kategorisch, dass Sie meinen Befehl ausführen.

Vukaschin: Gott bewahre, dass ich je so etwas tun könnte. Ich lasse mir eher beide Füsse kleinhacken, bevor ich einen solchen Schritt tue. Lassen Sie, Majestät, diese hässlichen Scherze, und unterschreiben Sie unsere Demission.

Der König: Also ganz einfach, Sie verweigern mir den Gehorsam?

Vukaschin: In diesem Falle ist es meine Pflicht.

Der König: Gut, dann werde ich die Demission nicht annehmen.

Vukaschin: In einem solchen Falle, Sire, wird in der Amtszeitung eine Erklärung der Regierung über alles, was geschehen ist, erscheinen, und darin wird stehen, dass die Regierung abgetreten ist und dass sich das Land in einem regierungslosen Zustande befindet.

„Auch das half nichts. Er verliess das Zimmer und ich nahm unsere Demission vom Schreibtische und steckte sie in meine Tasche. Bis 7½ Uhr habe ich im Billardzimmer gewartet. Da traten General Milovan Pavlovitch, Zivan Zivanovitch und Gjoka Stevanovitch ins Zimmer. Gleich darauf kam der König und wendete sich an Stevanovitch.

— Sind Sie mein Freund, Herr Gjoka?

— Ich bin es, Majestät. —

— Wenn Sie mein Freund sind, dann bitte ich Sie, in die Regierung des Herrn Nikola Christitch als Justizminister einzutreten.

— Ich werde es tun, Majestät — sagte Gjoka sofort.

Jetzt wendete sich der König an Zivan mit derselben Aufforderung.

— Ich würde — sagte Zivan — die mir angetragene Stellung annehmen, aber, Majestät, es ist mir sehr unangenehm, das zu tun, weil ich mit Herrn Vukaschin zusammen die Demission unterschrieben habe, und ich kann so lange nicht in eine neue Regierung

treten, bis ich nicht von Herrn Vukaschin als bisherigen Regierungschef meiner Verpflichtung enthoben bin. —

Der König wendete sich sofort zu mir mit den Worten:

— So entheben Sie ihn doch! —

Mir blitzte der Gedanke durch den Kopf, dass man diese Gelegenheit beim Schopf fassen müsse, um die Annahme unserer Demission zu erzwingen. Deswegen sagte ich:

— Wie kann ich, Majestät, Zivan entheben, wenn unsere Demission noch nicht angenommen ist? So lange Ew. Majestät in bezug auf die Demission der Gesamtregierung keine Entscheidung treffen, kann ich auch diesen Wunsch Ew. Majestät nicht erfüllen. —

— Wo ist Ihre Demission? —

— Hier ist sie, Majestät — und ich übergab dem König das Schriftstück. Der König setzte sich sofort zum Schreibtisch und schrieb auf die Rückseite unseres Entlassungsgesuches folgendes:

„Meine Herren! Indem ich Ihnen allen für Ihre bisherige Arbeit danke und diese Arbeit anerkenne, indem ich Sie ferner meiner Freundschaft versichere und Ihre Gründe begreife, nehme ich Ihre Demission an; aber ich reserviere mir das Recht, wenn es notwendig sein sollte, einzelne von Ihnen wiederum zu verwenden auf Grund des Rechtes, welches mir der Artikel 99 der Landesverfassung gibt.

8. Juli. Alexandre."

„Nachdem ich das königliche Dekret gelesen hatte, steckte ich die Demission in meine Tasche, drehte mich gegen Zivan um, machte mit der Hand in der Luft das Zeichen des Kreuzes, und sagte ihm:

„Ich enthebe Dich."

„Tief erleichtert eilte ich zuerst ins Ministerium des Inneren, um Gentchitch Meldung zu machen, und dann ins Ministerium des Äusseren, wo ich folgendes Telegramm an den König Milan richtete: „Alle unsere Versuche, den König vom schicksalsschweren Schritte zurückzuhalten, haben nichts genützt. Er ist entschlossen, Draga Maschin zu heiraten. Höre, dass er morgen Tjiritch zu Ihnen schickt. Er hat die Proklamation über seine Verlobung in die Amtszeitung geschickt. Die Regierung hat ihre Demission

gegeben, welche angenommen worden ist." Gleichzeitig meldete ich das letztere auch an Vladan in Luzern.

„Um 3 Uhr nach Mitternacht bekam ich vom König Milan folgendes Telegramm:

„Mit den Gefühlen der tiefsten Trauer, welche ich als Vater und Untertan empfinde, verlange ich als einen historischen Dienst von Ihnen, dass das Dekret über meine Demission von der bisherigen Regierung unterschrieben wird. Übrigens sollte die Regierung bis zur Ankunft ihres Präsidenten am Ruder bleiben, wenn sie nicht schon enthoben ist."

„Abends musste ich wieder im Palais beim Diner sein, bei welchem auch das Präsidium und drei Abgeordnete der Nationalversammlung waren. Nach dem Diner habe ich die Bestürzung sehen können, mit welcher die Abgeordneten die Nachricht von der Verlobung aufnahmen. Nachdem sie weggegangen waren, wollte ich mich auch entfernen, aber der König wollte mich nicht loslassen und mich mit aller Gewalt dazu bewegen, in die neue Regierung als Finanzminister einzutreten. Trotzdem ich allen diesen Versuchen den entschiedensten Widerstand entgegensetzte, liess mich der König nicht gehen; ich musste ihm andere Kandidaten für den Posten eines Finanzministers vorschlagen, und als ich dies tat, musste ich warten, bis die Kandidaten ins Palais berufen waren, und als diese nicht annahmen, musste ich weiter dableiben. Erst nach Mitternacht, als die neue Regierung des Herrn Nikola Christitch fertig zu sein schien, erlaubte mir der König, nach Hause zu gehen.

9. Juli 1900.

„Wissend, dass der alte Nikola Christitch, wenn er im Dienste ist, bereits früh 8 Uhr in der Kanzlei ist, kam ich um diese Stunde ins Ministerium, um dem neuen Ministerpräsidenten die Geschäfte zu übergeben. Er erschien aber nicht. Um 10 Uhr kam in einer dienstlichen Angelegenheit der bulgarische diplomatische Agent zu mir, und von ihm habe ich erfahren, dass Nikola Chri-

stitch den Auftrag, eine neue Regierung zu bilden, dem König zurückgegeben hat. Dasselbe wurde mir darauf von Gjoka Stevanovitch bestätigt. Wir, die abtretenden Minister, sollten um 5 Uhr unsere Abschiedsaudienz beim König haben; sie wurde aber durch einen Brief des diensthabenden Adjutanten abgesagt. Um 7 Uhr abends kam eine Hofequipage und holte mich ins Palais. Der König empfing mich mit den Worten: „Was soll ich jetzt tun? Der verfluchte Alte hat mir die ganze Situation verdorben.“

„Nach dem Diner machte General Zinzar-Markovitch den Vorschlag, Jovan Avakumovitch mit der Bildung der neuen Regierung zu betrauen. Der König wies diesen Vorschlag ab, und verlangte wieder, dass ich die neue Regierung bilde. Ich sagte, ich tue es nur unter zwei Bedingungen: erstens Verzicht auf diese Heirat, und zweitens muss Vladan zurückkommen, damit wir alle zusammen abtreten, — dann will ich die Mission übernehmen. Der König brauste wieder auf und verliess uns, so dass ich mit dem General allein blieb, und wir verabredeten uns rasch, dass keiner von uns die Mission übernimmt, und wir uns gegenseitig bei der Ablehnung helfen. Als der König zurückkam, drängte er nun wirklich den General, die Mission zu übernehmen, ich aber sagte gemäss der Verabredung: wenn der König je an der Spitze der Armee einen verlässlichen Kommandanten brauchen sollte, so wäre es in diesem Momente. Und in der Verzweiflung bat mich nun der König, ihm um Gottes willen irgend jemanden vorzuschlagen.

Förmlich im Anfall eines satyrischen Gefühls nannte ich nun den Präsidenten des Appellationsgerichtshofs Alexa Jovanovitch. Der König sagte, das wäre ein Trottel. Ich gab ihm recht, aber — setzte ich hinzu, und der General bestätigte es — glaubt denn der König, dass einer unserer besseren Leute unter solchen Verhältnissen die Mission übernehmen wird?

„Der König bat uns doch noch, über andere Kandidaten nachzudenken und verliess uns wieder. Wir setzten eine Liste auf, welche folgendermassen lautete:

Alexa Jovanovitch Präsident und Justiz, Milosch Vassitch Krieg, Nastas Andonovitch Inneres, Duschan Spassitch Volkswirtschaft, Dragutin Velieskovitch Finanzen, und in der Tatsache, dass wir sie auf die Liste setzten, war zugleich unsere Schätzung dieser Persönlichkeiten enthalten.

„Der König kehrte zurück. Als wir ihm die Liste gaben, warf er sie auf den Fussboden und rief, das wäre ein abscheulicher Scherz, den wir uns erlaubten. General Zinzar-Markovitch kam auf die Kandidatur von Avakumovitch zurück. Ich hasse ihn, sagte der König, wollte ihn aber doch berufen, wenn Zinzar-Markovitch Kriegsminister wird. Dieser erklärte sich bereit, unter der Bedingung, dass alle übrigen Minister angesehene Männer wären. Während sie weiter über die möglichen Kandidaten sprachen, schlief ich vor Erschöpfung auf meinem Sessel ein.

Der König weckte mich und drängte wieder in mich, dass ich die neue Regierung bilde. Lieber gehe ich in die Kasematten, antwortete ich. Gut, dann kommen Sie auch wirklich ins Gefängnis, wenn Sie mir nicht gehorchen, rief er wieder im schreiendsten Tone, und nun war mir schon wirklich alles eins. „Gut, sagte ich und stand auf, „ich gehe direkt ins Gefängnis, denn ich kann diese Tortur nicht länger aushalten“ und damit ging ich ins Vorzimmer, zog meinen Überzieher an und ging schnurstracks hinaus.

Der König lief mir nach, meinen Namen laut rufend; ich blieb im Hofe stehen. Da nahm er mich unter den Arm und zog mich zurück ins Zimmer. Um Gottes willen, begannen wir nun, der General und ich, den König zu bitten, legen Sie sich doch wenigstens schlafen, Sire, denn es ist schon zwei Uhr nach Mitternacht. — Er wollte aber durchaus bis zum Morgengrauen die neue Regierung haben. Schliesslich kamen wir überein, dass er es mit Steva Popovitch versuchen solle; und so entliess er uns um ½3 Uhr nach Mitternacht mit dem Befehl, morgen um 9 Uhr bei ihm zu sein.

10. Juli 1900.

„Um neun Uhr war ich im Palais. Der König war bei Draga, und kam erst um elf Uhr. Als er im Hofe vor dem Palais die Generale Milovan Pavlovitch und Lazar Lazarevitch erblickte, fing er zu schreien an: „Ihr wollt Generale sein? Ihr seid Memmen! Herunter mit dem Säbel! Herunter mit der Kokarde!“ Ich lief hinaus und bat ihn um Gottes willen, nicht so zu sprechen vor der ganzen Palastwache, welche ins Gewehr getreten war; das sei ja eine wahre Schande . . . .

— Was, Schande — schrie er jetzt mich an — welche Schande? Angesichts solcher Leute?! —

Mit Gewalt zog ich ihn hinein. Seine Stimme war nicht mehr zu erkennen, so hatte sie sich verändert. Steva hat nicht angenommen! schrie er. Da er mit Draga verwandt ist, habe ich ihn zu ihr gerufen, als ich ihm aber sagte, warum ich ihn gerufen habe, da sagte er. „Was für eine Draga? Ich danke!" Das sagte mir der Schurke! Noch dazu vor Draga in ihrem Zimmer! Der Schurke!"

Nachdem er zu sich gekommen war, sagte ich endlich, er solle zum Minister nehmen, wen er wolle, nur mich möchte er endlich fortlassen, denn ich hielt es nicht mehr aus. Und man darf es mir glauben, es war mir schon totenübel. Nach drei Tagen und drei Nächten, welche ich in dieser Aufregung zugebracht und wobei ich an zweihundert Zigaretten täglich geraucht hatte, spürte ich, dass mich die Herztätigkeit im Stiche lassen würde.

Der König erlaubte mir zu gehen. Ich ging ins Finanzministerium, um meine Privatpapiere zu holen; dabei bin ich in Ohnmacht gefallen. Als einen Halbtoten hat mich Sektionschef Bodi in meinen Wagen und dann nach Hause in den Weingarten gebracht. Ich legte mich sofort, drei Ärzte besuchten mich, verordneten mir Eisbeutel auf Kopf und Herz, und empfahlen absolute Ruhe. Ich liess Gentchitch, Andra und Atanatzkovitch telephonisch zu mir bitten, und von ihnen erfuhr ich nun alles, was ich noch nicht wusste. Die unglaublichsten Versuche hatte der König gemacht, um zu einer neuen Regierung zu kommen, — vergebens! er hatte den Adjutanten Vassitch angestiftet, beim Diner Gjoka Stevanovitch betrunken zu machen und ihn so zur Übernahme der Bildung des Ministeriums zu bewegen, aber Gjoka wollte nicht trinken und wollte dann noch weniger Ministerpräsident werden. Den Zivan Zivanovitch bat der König k n i e e n d, die Mission zu übernehmen, aber selbst Zivan sagte Nein! Und den gleichen Misserfolg hatte der König bei seinem Verwandten, den General Anta Bogitchevitch. Gentchitch erzählte, dass die Draga, als er mit Borivoj bei ihr war, versprochen hatte, das Land zu verlassen, und dass sie nur um so viel Zeit bat, als sie brauchte, sich für die Reise vorzubereiten, während dieser Zeit versprach sie, bei einer Verwandten verborgen zu sein.

„Kaum waren die Kollegen weg, brachte mir ein Hofgendarm einen Brief des diensthabenden Adjutanten, auf Befehl des Königs sofort ins Palais zu kommen. Ich liess antworten, dass mir die Aerzte verboten haben, aus dem Bett aufzustehen. Gleich darauf bin ich eingeschlafen und habe zwölfundeinhalb Stunden ohne Unterbrechung geschlafen.

11. Juli 1900.

„Kaum aufgewacht, fragte ich Gentchitch am Telephon, ob die neue Regierung gebildet sei. Seine Antwort war: „Noch nicht.“ Ich zog mich an und ging zu Gentchitch, wohin ich auch Andra und Atanatzkovitch kommen liess; sie erzählten mir, dass auch Avakumovitch die Kabinettsbildung abgelehnt habe — die Situation war somit bereits mehr als ernst, nicht bloss für den König, sondern auch für das Land. Deswegen habe ich, als wir Abschied nahmen, Atanatzkovitch auf die Seite genommen und ihm folgendes gesagt:

„— Es wird uns nichts anderes übrig bleiben, als sowohl den König wie seine Draga aus dem Lande zu jagen. Willst Du, und wenn Du willst, bist Du imstande, den General Zinzar-Markovitch zu verhaften und das Kommando der ganzen Armee in Deine Hände zu nehmen? Und wenn Du das kannst, willst Du Dich mit der Armee mir zur Disposition stellen, um noch heute den König und die Draga aus dem Lande zu treiben?

Die Antwort des Generals Atanatzkovitch entschied für uns alle und für ganz Serbien die Zukunft.

„— Ich kann — sagte Atanatzkovitch — ich kann. Aber ich will nicht. Und ich will nicht, weil ich die Armee nicht auf den Weg der Revolution führen, weil ich die Armee nicht demoralisieren will. —

„— Wenn dem so ist — sagte ich darauf — dann habe ich nur noch eine Bitte an Dich. Ich bitte Dich, sage niemandem das, was ich jetzt ausgesprochen habe, nur so lange, bis ich jenseits der Grenze bin. —

„— Ich gebe Dir mein Ehrenwort — sagte Atanatzkovitch, — dass ich niemals und niemandem ein Wort von dem erwähnen werde, was Du mir jetzt gesagt hast. —

„Es verging auch der 11. Juli 1900. Ausser Atanatzkovitch hat niemand von uns mehr den Dienst versehen. Wir hatten ja in unserer Demission erklärt, dass wir den Dienst verlassen, und der König hatte ja die Demission auch mit dieser Erklärung angenommen. Abends kam ein Offizier zu mir, und sagte, der Kommandant der Donau-Armeedivision, General Gjuknitch, habe alle Offiziere einberufen zur Meinungsäusserung über die Heirat des Königs. Das war für mich ein Schimmer von Hoffnung, dass es vielleicht doch jemanden gibt, unser Offizierkorps, dem es gelingen kann, den König vor diesem Unglück zu retten. Um 7 Uhr war Avakumovitch bei mir, und bestätigte mir, dass er die Mission abgelehnt habe. Dann sagte er mir, dass König Milan zu ihm einen Mann mit der Nachricht geschickt habe, dass er bereit wäre zu kommen, wenn er von fünfzig der angesehensten Männer berufen werden würde, und Avakumovitch fragte mich, ob ich diese Berufung noch unterschreiben wolle? Ich sagte ihm die Gründe, welche mich bewegen müssten, davon abzusehen; darauf gab mir Avakumovitch recht, und meinte, man sollte Milan und Alexander meiden.

12. Juli 1900.

„Um 7 Uhr morgens meldet Gentchitch, dass die neue Regierung unter dem Präsidium Alexa S. Jovanovitch gebildet worden ist — dieselbe Ministerliste, welche ich aus Galgenhumor aufgesetzt, und welche König Alexander auf den Fussboden geworfen hatte. Die paar neuen Namen waren von demselben Kaliber. Um 8½ Uhr habe ich den Dienst in beiden Ressorts übergeben. Um 11 Uhr hat der König das Offizierskorps empfangen, aber jetzt, wo er eine Regierung hatte, wollte er die Meinung seiner Offiziere gar nicht anhören, sondern er hat ihnen den militärischen Schwur, den sie geleistet hatten, vorgelesen und hat ihnen dann einfach den Rücken gekehrt. Nachmittags waren grosse Menschenmassen in Toptschider, und auch ein Diener von mir war dabei; dieser berichtete mir, dass der König vor der versammelten Menschenmenge furchtbar über uns, die gewesenen Minister, geschimpft habe. Ich ging in die Stadt, alle Welt grüsste demonstrativ, die Freunde gratulierten zu unserer Haltung. Sonst war es in der Stadt, als ob gar nichts vorgefallen wäre.

13. Juli 1900.

„Mansurow war bei mir, um mich zu fragen, warum die Regierung demissioniert hat.

„Ich teilte ihm den Grund mit.

„Mansurow fragte weiter um meine Ansicht über seine Haltung in einer solchen Lage.

„Ich sagte ihm, er solle diese Frage nach Petersburg richten. . .

„Baron Heidler ist auch zu mir gekommen. Ich habe ihn nicht empfangen."

Soviel aus dem Tagebuch Vukaschin Petrovitchs.

XXII.

Nach der Katastrophe.

An demselben Tage, an welchem der russische Geschäftsträger in Belgrad, Mansurow, den eben abgegangenen Minister Vukaschin Petrovitch fragte, was für eine Haltung er in der durch die Verlobung des Königs mit Frau Draga Maschin geschaffenen Situation einnehmen solle, erschien an der Spitze des serbischen Amtsblattes, mit sehr grossen Buchstaben gedruckt, folgende Mitteilung:

Belgrad, den 13. Juli 1900.

„Auf Befehl S. kaiserlichen Majestät des Zaren Nikolaus II. hat der kaiserlich russische Geschäftsträger, Herr Pavle Mansurow heute S. M. den König besucht und hat ihm im Namen seines erhabenen Herrschers zur Verlobung gratuliert; sofort darnach hat er auch der durchlauchtigsten Verlobten des Königs, Frau Draga, einen Besuch abgestattet und ihr ebenfalls seine Glückwünsche dargebracht."

Zu gleicher Zeit brachten die europäischen Blätter den Text jenes Briefes, welchen König Milan geschrieben und durch den Obersten Tjiritch dem König Alexander geschickt hatte.

Dieser Brief lautete:

„Mein lieber Sohn!

„Bei dem besten Willen kann ich Dir zu der unmöglichen Heirat, zu welcher Du Dich entschlossen hast, meine Einwilligung nicht geben. Du musst wissen, dass Du durch das, was Du Dir vorgenommen hast, Serbien direkt in den Abgrund

s t ü r z t. Unsere Dynastie hat so manche Schicksalsschläge ausgehalten und überlebt; dieser Schlag aber wäre so furchtbar, dass sich die Dynastie von ihm nie mehr erholen würde. Du hast noch Zeit zu überlegen. Wenn aber Dein Entschluss, wie Du sagst, unabänderlich ist, dann bleibt mir nichts anderes übrig, als für das Vaterland zu Gott zu beten. Diejenige Regierung, welche Dich nach einer solchen leichtsinnigen Tat aus dem Lande jagen würde, würde ich als Erster begrüssen.

„Dein Vater Milan.“

Ich habe diesen Brief des Königs Milan nicht früher gekannt, als bis ich ihn in den Zeitungen sah, aber König Milan hat mir erzählt, dass er in einem anderen Briefe, welchen er zusammen mit seiner Demission als Kommandant der aktiven Armee an den König geschrieben hat, folgendes gesagt hat:

„N i c h t e i n m a l e i n M u s i k f e l d w e b e l, g e s c h w e i g e d e n n e i n L e u t n a n t u n s e r e r A r m e e, d ü r f t e s o h e i r a t e n, w i e E w. M a j e s t ä t h e i r a t e n w i l l.“

Erst nachdem Kaiser Nikolaus II. von Russland seinen Segen zu dieser Heirat des Königs Alexander gegeben, und erst als der mächtige Kaiser die Stelle des ersten Trauzeugen bei dieser Heirat angenommen hatte, wurde die Opposition gegen dieselbe im Lande gebrochen; und das Heiratsministerium in Belgrad konnte nun alle diejenigen Offiziere und hohen Beamten, welche ihre Stimme gegen eine solche Heirat ihres Königs erhoben hatten, die ganze Wucht der königlichen Rache fühlen lassen.

Aber wozu alle die blutigen Ungerechtigkeiten aufzählen?

Am 19. Juli (1. August) 1900 hat mir König Milan aus Wien folgenden Brief geschrieben:

„Lieber Doktor!

„Sie waren gescheiter als ich, parce que vous êtes toujours méfié. Heute ist es klar, dass Sie recht gehabt haben.

„Ich wünsche dringend Sie zu sehen. Schreiben Sie oder telegraphieren Sie mir den Tag, an welchem Sie in Wien sein werden, damit wir entweder hier, oder auf dem Semmering zusammenkommen, wohin ich morgen gehen werde, um ein wenig nach der hiesigen tropischen Hitze aufzuatmen.

„Ich werde Ihnen mit Briefen in der Hand beweisen, wie gemein der Betrug vollbracht worden ist. Es scheint, dass es ein alter Plan war. Was die Überrumpelung verursacht hat, ist mir noch nicht gelungen genau zu erforschen. Aber Eines steht ausser allem Zweifel und das ist: dass Mansurow dabei die entscheidende Rolle gespielt hat. Von unseren politischen Persönlichkeiten hat nicht eine einzige daran teilgenommen. Jetzt trachten die Radikalen und Avakumovitch persönlich so viel als möglich Nutzen für sich herauszuschlagen. Die Armee hat sich musterhaft gehalten, ich habe sie gut erzogen. Aber schon in den wenigen Tagen ist die Armee demoralisiert worden, und in Zukunft wird sie eine ganz andere werden.

„Von Ihren Kollegen waren bloss Gjoka Stevanovitch und Zivan Zivanovitch schwach, — aber nur im ersten Augenblick.

„Ich habe mich nicht gerührt. Je vous rappelle une conversation, que nous avons eu à Nisch un jour au nous échangions nos idées, et dans laquelle, avec les sentiments du plus grand dévouement pour le Roi, nous parlions de la nécessité de son mariage pour consolider la dynastie. Erinnern Sie sich, dass ich Ihnen damals gesagt habe: „Wenn, was Gott verhüten möchte, der Thron erledigt werden sollte, kann ich niemals — niemals wieder Kandidat für diesen Thron werden.

„Eh bien, telle a été mon idée aujourd'hui aussi.

„Alle Freunde in Serbien sind auf mich böse. Gestern und vorgestern habe ich Gentchitch und Atanatzkovitch auf ihrer Durchreise nach Karlsbad gesehen; sie waren ebenfalls auf mich furchtbar böse. Als ich ihnen aber die Gründe meiner Haltung sagte, haben sie eingesehen, dass ich recht habe.

„Verfassungsmässig und international habe ich abgedankt. Moralisch wäre es unstatthaft, dass sich der Vater gegen seinen Sohn erhebt. Ich überlasse dem König Alexander den Ruhm, sich gegen seinen eigenen Vater zu benehmen, so wie er es tut.

„Mittlerweile haben sich einige Feiglinge und Schwächlinge gefunden, die bereit sind, ihn zu unterstützen. Er wird sie ausspielen, so wie er bis jetzt einen jeden ausgespielt hat, bis er sich selbst verspielt.

„Et ce ne sera pas long.

„Ce n'est que le premier acte, qui se joue.

„Pour moi ce n'est pas une crise politique, c'est la crise du trone, qui est ouverte.

„C'est une affaire de semaines ou de mois tout au plus.

„Für ihn werde ich mich nie rühren, denn ich verleugne ihn vollständig und für immer.

„Ljuba Leschjanin, welcher vor allen anderen alles wusste, war imstande, alles zu verhindern, aber er hat nicht verstanden, sich zurechtzufinden. Mutig und heldenhaft haben sich gehalten: Voja Viljkovitch, Solarovitch, Jova Pavlovitch und Cseda Markovitch bei Hofe, Gjuknitch, Mostitch und Milovan in der Armee.

„Eine verdächtige und abscheuliche Rolle scheint Tjiritch gespielt zu haben.

„Der Metropolit war ein gemeiner Schurke, und Sima Nestorovitch war gar nicht besser.

„Die Deputationen und die Gratulationen beweisen nichts. Alles ist gemacht.

„Das ganze Volk ist gegen die Hure.

„Auf baldiges Wiedersehen!

„Mit herzlichen Grüssen für Sie und Ihre Familie Ihr

Milan."

Aus meinem Briefe an König Milan will ich nur ein paar Worte zitieren:

„Was König Alexander an uns, seinen besten und treuesten Dienern, gesündigt hat, das mag ihm Gott verzeihen. Was er aber an seinem Vater und am Vaterlande verbrochen hat, **das kann ihm** selbst Gott nicht verzeihen."

Und als ich diese Worte schrieb, da ahnte ich noch nicht alles, was König Alexander in Wirklichkeit an seinen Eltern verbrochen hatte. Erst später, als die schriftlichen Befehle zweier Minister des Heiratskabinetts der Draga, des Ministers des Innern und des Kriegsministers, an die Öffentlichkeit drangen, erst dann erfuhr ich, dass König Alexander den Befehl an die Grenzbehörden und an die Armee erlassen hatte, den König Milan, wenn er versuchen sollte, nach Serbien zurück zu kehren, „wie einen Hund zu erschiessen".

Und wie dieser Sohn mit seiner Mutter verfuhr, das las man

ja in einem in der Amtszeitung abgedruckten amtlichen Communique:

„S. M. der König hat nicht bloss in seiner Proklamation vom 8. Juli, sondern auch in seinen öffentlichen Reden, welche er später gehalten hat, besonders betont, dass er nicht dulden wird, dass um das königliche Haus Intrigen gesponnen werden, und dass er diese Intrigen als Hochverrat betrachten und behandeln wird. Trotzdem hat vor einigen Tagen die ehemalige serbische Königin Natalie an ihren hier wohnenden Hofmarschall eine offene Korrespondenzkarte gerichtet, in welcher sie den König und die Königin mit niedrigsten Ausdrücken beleidigte. Infolgedessen und auf besonderen Befehl des Königs wird hiermit kundgegeben, dass alle Intrigen und alle Erklärungen, welche darauf ausgehen sollten, das königliche Haus zu untergraben, als hochverräterische Unternehmungen behandelt werden, gleichviel, von wem sie ausgehen.“

So viel aus der Amtszeitung. Hinter den Kulissen aber hatte sich in Smederewo im königlichen Weingarten, wohin sich das königliche Paar zurückgezogen hatte, um den Honigmonat zu verbringen, folgende hässliche Szene abgespielt:

Oberst Alexander Simonovitch, bis dahin Kammerherr der Königin Natalie, wurde zum König in den Weingarten berufen, und erhielt den Befehl, sofort auf diese Ehrenstelle zu verzichten. Er tat es auch sogleich. Aber da er wusste, dass Königin Natalie sich niemals gemeiner oder niedriger Ausdrücke bedient hatte, und da er noch weniger glauben konnte, dass sie solche in einer offenen Korrespondenzkarte gebraucht hätte, hielt er es für seine Pflicht, dem König zu sagen, dass er daran nicht glaube, um so mehr, als er von der Königin Natalie keine Korrespondenzkarte bekommen hatte. Darauf sprach König Alexander vor zwei noch lebenden Zeugen über seine Mutter Worte — Worte, die ich nicht imstande bin, niederzuschreiben; die Feder selbst will nicht niederschreiben, was hier ein Sohn über die eigene Mutter sagte, über diese reine und ehrenhafte Frau, die er, der Sohn, ebenso nannte, wie wir eine Draga Maschin. Sie hatte König Milan, und König Milan hatte sie unglücklich gemacht, und bitterer Hass herrschte zwischen beiden; aber hätte jemand vor König Milan gewagt, ein schlechtes Wort über sie und ihre nie bemakelte Ehren-

haftigkeit zu sagen, den hätte er auf der Stelle niedergeschmettert. Und König Alexander sprach von dieser Frau, die seine Mutter und nach dem Geständnis selbst ihrer grössten Feinde eine ideal ehrliche Frau war, vor Zeugen, wie es da eben geschah . . . Das war eben der grosse Unterschied zwischen dem vierten und dem fünften Obrenovitch: König Milan hatte sehr viele, nicht bloss politische Fehler, aber er hat doch ein Herz und eine Seele besessen. König Alexander scheint weder das eine, noch das andere gehabt zu haben — und am 12. August schrieb der Kaiser von Russland, König von Polen, Grossfürst von Finnland usw. usw. demselben König Alexander folgenden eigenhändigen Brief:

„Mein Herr Bruder!

„Mit ausserordentlichem Vergnügen habe ich aus dem Briefe Ew. Majestät erfahren, dass sich Hochdieselbe mit Frau Draga Lunjevitza, Tochter des Herrn Panta Lunjevitza und Enkelin des Vojvoden Nikola Lunjevitza, vermählt haben. In Anbetracht der Freundschafts- und Verwandtschaftsbande, welche zwischen Ew. Majestät und mir bestehen, habe ich an diesem glücklichen Ereignis lebhaften Anteil genommen, und beeile mich, Ew. Majestät meine herzlichsten Glückwünsche auszusprechen.

„Indem ich zu diesen Glückwünschen auch meine besten Wünsche für das Wohlergehen und das Glück Ew. Majestät und für das Glück und Wohlergehen I. M. der Königin hinzufüge, bitte ich Sie neuerdings, die Versicherung meiner hohen Achtung zu genehmigen, mit welcher ich verbleibe

„Ew. Majestät meines Herrn Bruders guter Bruder

Nikolaj."

Als die orthodoxen Serben diesen Brief des russischen Kaisers im amtlichen Teile der amtlichen Zeitung des serbischen Königreiches lasen, wurde es ihnen klar, dass dieser Schandfleck auf dem Throne Serbiens kein böser Traum mehr, und dass eine Draga Maschin wirklich und wahrhaftig Königin von Serbien geworden war. Und das serbische Volk beugte seinen Nacken, und Draga Maschin setzte auf diesen Nacken ihren Fuss.

Für mich und meine Mitarbeiter aber war es klar, dass die weitere Regierung des Königs Alexander nichts anderes mehr

werden konnte, als die Agonie der zum Tode verurteilten und tödlich verwundeten Dynastie der Obrenovitch. Für mich stand es schon jetzt ausser allem Zweifel, dass die Dragiade, mochte sie wie lange immer dauern, doch nichts anderes sein konnte, als der auf einem Thron sich vollziehende Verwesungsprozess des Kadavers einer Dynastie.

Ich befand mich in einem solchen Seelenzustande, dass ich die zahlreichen Broschüren, Studien und Artikel, welche nun in der ganzen europäischen Presse erschienen und welche nach meinem Sturze auch meiner Regierung mit Lob gedachten, nicht einmal las. Wozu? Vom ganzen Interesse am Leben blieb mir noch eine einzige bange Frage: was wird aus meinem Vaterlande werden?

Und trotz dieser alles andere verschlingenden Sorge habe ich noch einmal, wenn auch sehr bitter, aufgelacht. Das war, als ich in der serbischen Amtszeitung das Zeugnis las, welches ein französischer Geburtshelfer ausgestellt hatte, dass Frau Draga — bereits guter Hoffnung sei . . . Zum Unglück hatte ich noch nicht alles vergessen, was ich einst als Arzt und Geburtshelfer gelernt hatte; und ich war absolut sicher, dass diese allerneueste und unverschämteste Lüge vom Throne nur noch grössere Schande über Serbien bringen werde.

Am 22. Juli (10. August) 1900 habe ich in Wien auf meiner Durchreise nach Belgrad, zum ersten Male nach der Katastrophe den König Milan gesehen. Es war im Hotel „Imperial“ in demselben Zimmer, in dem wir im Oktober 1897 mit dem König Alexander über die Zusammensetzung meiner Regierung und über mein politisches Programm so ernst gesprochen hatten. . . .

König Milan bestrebte sich, bei dieser Zusammenkunft ruhig zu erscheinen, aber es gelang ihm nicht. Jedes Wort, jede Bewegung, jeder Blick bewies seine Aufregung. Hier so treu als möglich unser Gespräch:

König Milan: Ich habe Ihnen sehr viel zu sagen. Meine Pflicht ist es, Ihnen zu erklären, warum ich nichts unternommen habe, um das Unglück abzuwenden, und warum ich es auch in Zukunft nicht tun werde. Ich wusste schon lange, dass mein Sohn ein schlechter Mensch ist, habe es aber verheimlicht und so viel als möglich versucht, ihn zu bessern und zu erhalten. Das ist verzeihlich. Er war mein einziges Kind, für ihn hatte ich alles,

selbst die Krone geopfert. Er war die einzige Hoffnung meines Hauses. Und er war das einzige Wesen auf dieser Welt, welches ich in meinem ganzen Leben wahrhaftig geliebt habe . . . —

Zwei Tränen rollten über seine Wangen. Ich schwieg.

König Milan: Er war ein schlechter Mensch, und ist ein schlechter Mensch. Dafür genügt es, sich an einige Tatsachen zu erinnern. Jovan Ristitch — er war der verdienstvollste serbische Staatsmann der letzten dreissig Jahre. Sascha hat ihn am 1. April 1893 verhaftet und von der Regentschaft wie einen Lakaien weggejagt, und als Ristitch starb, hat er ihn mit königlichen Ehren begraben lassen, als ob zwischen ihnen nie etwas vorgefallen wäre. Ebenso war es mit dem zweiten Führer der liberalen Partei, Avakumovitch. Den verhaftete er als Ministerpräsidenten und setzte ihn mit seiner ganzen Regierung in Anklagezustand. Als er sah, dass selbst die politischen Todfeinde von Avakumovitch, welche zu der Zeit die Macht in Händen hatten, nicht imstande waren, die angeklagte Regierung zu verurteilen, begnadigte mein Sohn die Leute, welche gar nicht verurteilt waren. Jetzt, nach der Demission Ihrer Regierung hat mein Sohn bei demselben Avakumovitch gebettelt und ihn angefleht, um Gottes willen die Regierung zu übernehmen. Und wiederum, und genau in derselben Weise die Geschichte mit dem dritten Chef der Liberalen, Ribaratz. Er war auch verhaftet, dann unverurteilt „begnadigt", dann während Ihrer Regierung damit bedroht, dass man ihn wegen einer angeblich doppelt einkassierten Advokatenrechnung ins Gefängnis bringen wollte; sodann nach dem Attentat war derselbe Mann vom König zum Diner geladen, und jetzt, nach der Hochzeit, wird er wieder als Landesverräter erklärt . . . Wohin also hat er es mit allen diesen Schlechtigkeiten gebracht? Dahin, dass die ganze liberale Partei, welche am allertreuesten zu meinem Hause hielt, antidynastisch werden musste, und wem soll es da noch wundern, wenn ein so ehrgeiziger Mensch, wie Ribaratz sich nächstens nach Cetinje oder nach Genf wenden sollte?

Dr. V. G.: Und wie war es erst mit den Radikalen, deren Führer er à tout prix erschiessen lassen wollte!

König Milan: Gewiss. Sie wissen ja auch am besten, wer ihnen das Leben gerettet hat. Zuerst wollte er sie einfach füsilieren, dann willigt Paschitch ein, mündlich und schriftlich zum

Verräter an seiner Partei zu werden, und wird dafür der Liebling des Königs, so dass er Ihre Regierung sogar zwingt, demselben Paschitch 40 000 Franks auszuzahlen. Dann ihr zweiter Führer Sava Gruitch ... Jedem der es hören wollte, hat er es zugerufen, dass Sava Gruitch als Ministerpräsident versucht hat, in Arangjelovatz ihn zu vergiften und dann in Rogot auf einer Jagd zu erschiessen.

Dr. V. G.: Ja, das hat der König auch mir unzählige Male erzählt und sogar die Namen der gedungenen Mörder genannt, und ebenso erzählte er es Stetomir Nikolajevitch, dem General Milovan Pavlovitch und so vielen anderen.

König Milan: Eh bien, denselben Sava Gruitch hat er jetzt zu seinem Ehrenadjutanten ernannt. Und den dritten, den Dr. Mischa Vuitch, nannte er Landesverräter und Hochverräter.

Dr. V. G.: Wogegen ich genau in diesem Zimmer, in dem wir jetzt sitzen, vor drei Jahren protestierte ...

König Milan: Richtig! Und wissen Sie noch etwas? Bevor wir Sie damals aus Karlsbad riefen, hatte mir der König vom Verrat in Cetinje gesprochen, und infolgedessen habe ich während des Diner bei Sacher Gjoka Simitch wie einen Kutscher beschimpft. Wissen Sie, was der König dann nach dem Diner demselben Simitch gesagt hat? „Mein Vater soll nur wie ein Marktweib schimpfen, bleiben Sie nur ruhig bei Ihren Staatsgeschäften; was geht sie an, was mein Vater schimpft?" Nun, und nach einigen Tagen war es wieder anders, und der König hat die radikale Regierung wie einen Hund weggejagt, und nach dem Attentat liess er nicht bloss Dr. Vuitch, sondern auch dessen Frau verfolgen, — und heute ist derselbe Mischa Vuitch in Gnade und Sie werden sehen, er wird am Ende noch die neue Regierung bilden, sobald der König diese Trottel, mit denen er die Draga auf den Thron gehoben, weggeworfen haben wird.

Es trat eine lange Pause ein.

Dr. V. G.: Wir halten hier die Revue, die ein Odysseus in der Unterwelt über die Seelen der Abgeschiedenen abnimmt.

König Milan: Nein, wir halten eine Revue über die Menschen, mit welchen die Hölle eines verworfenen Gewissens nach Laune ihr Spiel getrieben hat ... Tauschanovitch, vor einem Jahre wegen Fälschung von Aktien verurteilt, ist heute nicht bloss liebreich be-

gnadigt, sondern mit 10000 Franks beschenkt! Oder Andra Nikolitch: gestern Vertrauter des Königs, so sehr Vertrauter, dass der König ihm den Antrag macht, er solle den Metropoliten Michael mit einer Schale Kaffee vergiften . . . morgen verfolgt und exiliert . . . und jetzt wieder persona gratissima „bei Hofe“ und vielleicht sehr bald Inhaber eines Portefeuilles. Und so immer wieder und immer wieder dasselbe: ist das nicht eine geradezu fürchterliche Abwesenheit jedes Prinzips, jedes Gefühls, jedes Sinnes für Anstand und Rechtlichkeit? Ich sah und wusste es, und musste schweigen und mühte mich in der Stille zu bessern. Was half's? Ja richtig, Mika Popovitch! Erst darf er nicht einmal Sektionschef bleiben und der König erzwingt seine Entlassung mit der Behauptung, dass er für eine Konzession mit 16000 Franks bestochen worden ist — und heute ist derselbe Mika Finanzminister im Heiratsministerium!

Dr. V. G.: So sind Personen, Parteien, Verfassungen, Prinzipien heute gehätschelt, morgen gleich Hunden, die man mit dem Fuss wegstösst, fortgejagt worden. Ich kann zu meiner Entschuldigung nur sagen: ich kannte ihn nicht. Ich sah nur die Figur, die kostümiert auf der Bühne stand . . .

König Milan: Ich aber kannte ihn und durfte nicht sprechen. Mir sagte man nach, dass ich nach dem Wiederbesitz der Krone strebe, und jeder Tag sah — seit Jahren schon — wie ich schwieg, weil ich mein Kind liebte. Und wie hat er es mir gedankt? War denn ein Unterschied zwischen der Art, wie er andere, und wie er mich behandelte? Wissen Sie denn alles, nimmt sich denn jemand die Mühe, die Zusammenhänge zu betrachten? Am 1. Januar 1894 erklärt er der Regierung Gruitch sein vollstes Vertrauen, und schon ist der Brief auf dem Wege, der mich ruft, damit ich ihm helfe, sich dieser Regierung zu entledigen. Am 8. Januar treffe ich in Belgrad ein, und Sie haben mit eigenen Augen gesehen, wie viel Mühe ich mir gegeben habe. Am 20. April 1895 wurde ich schon wieder weggejagt, und vier Tage später zieht die Königin Natalie mit ihrer Zofe Draga in Belgrad ein. Nun gut, so konnte er doch wenigstens treu bei der Mutter bleiben. Aber nein! Am 27. Dezember 1896 bin ich bereits wieder in Belgrad und sie ist fort . . .

Nebenbei bemerkt, ich habe Schönes vorgefunden. Mein Sohn, welchen ich als einen schönen und gesunden Jüngling ver-

lassen hatte, war ein erschöpfter Neurastheniker geworden, ein Jammer ihn anzuschauen. Ursache: Draga. Sie hat ihn platonisch — aufgezehrt. Meine Aufgabe war, den König zuerst physisch und dann politisch zu retten. Wie mir das erste gelungen ist, haben Sie im Oktober 1897 gesehen, und wie das zweite gelungen ist, beweist Ihre Regierung. Die Geschichte wird ihr Urteil über die Leistungen Ihrer Regierung fällen; was für mich als den Vater des Königs das Wichtigste ist, liegt in der Tatsache, dass Sie in nicht vollen drei Jahren aus dem politisch ruiniert gewesenen König den populärsten Mann in Serbien gemacht haben. Das zeigte ja unsere letzte Reise im Lande, und als einer, der unter schwierigen Verhältnissen selbst Fürst und König gewesen war, wusste ich ganz genau die wahre Begeisterung von der gemachten zu unterscheiden. Nein, mein Freund, wir können uns darüber nicht täuschen, Ihnen war es gelungen, den schon sehr ins Wanken geratenen Thron der Obrenovitch zu befestigen, und sogar ich, der ich ihn nicht im Kostüm, sondern nackt sah, fing selbst an zu glauben, dass es Ihnen gelingen wird, aus meinem Sohne wirklich einen guten Herrscher zu machen, wenigstens für die Balkanverhältnisse. . Aber gerade hier ist der Punkt, über welchen wir uns beide getäuscht haben. Hören Sie, Vladan, Alexander war nicht und ist nicht zu bessern, denn er ist nicht bloss ein schlechter Mensch, er ist ein Verbrecher, und noch mehr, er hat eine neronische Natur . . .

Und König Milan, der „kalte Zyniker", begann weinend und händeringend zu erzählen, wie König Alexander dem Rista Bademlitch den Befehl erteilte, den verhafteten radikalen Führern mit einem Glüheisen die Augen auszustechen. Aber selbst dieser bestialische Befehl aus der schwärzesten byzantinischen Zeit — rief er — könnte noch zur Not in den grossen Sack der Erklärlichkeiten hineingestopft werden, denn schliesslich, ich hatte ihm Tag und Nacht den Kopf damit warm gemacht, dass diese Leute meine und seine Todfeinde wären, und er wollte sich damals mit mir identifizieren. Aber nein, Doktor, wegen dieser einen Tatsache, dass er einen solchen Befehl erteilen konnte, hätte ich als Vater noch nicht eingestanden, dass mein einziger Sohn ein Verbrecher ist; ich hätte mich wie ein Wurm gewunden, nur um zu beweisen, dass dieser Befehl eine vorübergehende Verwirrung seines Gehirnes war

und hätte versucht, ihn durch moral insanity zu verteidigen. Aber heute habe ich in meinen Händen die Beweise, dass solche Bestialitäten bei meinem Sohne nicht bloss vorübergehende Anfälle des Wahnsinns sind: ich habe die Beweise, dass mein Sohn ein Mörder mit Vorbedacht und dass er Vatermörder ist.

Ich begriff nicht gleich und nahm das Wort Milans als heftige Kennzeichnung der bereits erwähnten Tatsache, wie Laza Popovitch im Auftrage des Königs an die Zivilbehörden den Befehl hatte ergehen lassen, die Rückkehr des Königs Milan nach Serbien auch mit Gewalt zu verhindern, und wie dann an die Armee der Befehl erging, auf König Milan zu schiessen . . .

König Milan: Nein, nein, Doktor! Diese Befehle könnte man ja zur Not auch noch begreifen: man hätte so etwas einen Mord in der Selbstverteidigung nennen können, die Ermordung eines Rebellen, eines Prätendenten, und wenn es auch der eigene Vater wäre. Oder wissen Sie nicht, dass der König, als er meine Demission als Kommandant der aktiven Armee erhielt, ausrief: Gott sei Dank, jetzt habe ich mir den gefährlichsten Prätendenten vom Halse geschafft? —

Dr. V. G.: Das habe ich nicht gewusst . . . —

König Milan: Nun, das müssen Sie auch wissen. Aber wegen dieser Befehle allein würde ich meinen Sohn noch immer nicht einen Vatermörder nennen. Aber ich habe hier — und König Milan zog aus zwei Säcken zwei grosse Brieftaschen hervor, beide mit Dokumenten vollgestopft, die er auf den Tisch legte, und mit den Händen auf diese Brieftaschen schlagend rief er — ich habe hier die schriftlichen Beweise, dass König Alexander I. von Serbien jahrelang ruhig darüber nachgedacht hat, wie er seinen eigenen Vater umbringen soll, und ich habe hier die Beweise, dass das letzte Attentat auf mich sein Werk war.

Dr. V. G. (aufspringend): Nein . . . das nicht . . . Um Gottes willen, das nicht!

König Milan sass da, mit den ausgestreckten Händen die beiden Brieftaschen umklammernd, sah unverwandt in die Ferne und atmete schwer. Nach einigen Augenblicken entriss er sich dem Brüten und fuhr fort:

König Milan: Entsetzlich, nicht wahr? Setzen Sie sich, und hören Sie mich nur an. Als ich die Geliebte meines Sohnes bei einem

Galadiner bei Hofe erblickte, war ich ausser mir über diese Unverschämtheit, und weil ich glaubte, dass sie mit Ihrem Wissen eingeladen worden war, habe ich Ihnen im arabischen Salon eine Szene gemacht. Als Sie mich überzeugten, von dieser Einladung nichts gewusst zu haben, habe ich tags darauf meinem Sohn die Leviten gelesen und ihm gesagt, dass ich diese nichtsnutzige Person nie mehr bei Hofe sehen will. Nun gut, es geschah, aber sie verfielen auf ein Ersatzmittel, und Draga bemühte sich Zugang zu Ihrem Hause zu verschaffen, worauf der König, wenn Sie ihm die Liste für die Einladungen zu einem uns oder dem diplomatischen Korps zu gebenden Diners vorlegten, auch seine Draga unter die „Zahnstocher", welche nach dem Diner zu kommen eingeladen wurden, einzuschmuggeln begann. Bei einer solchen Gelegenheit, als ich in Ihrem Salon die Person wieder erblickte, ging ich sofort hinunter, in Ihre Bibliothek, und habe die ganze Zeit dort unten zugebracht. Sie werden sich erinnern, dass Sie, als der Kotillon begann, zu mir kamen und mich baten, wenigstens eine Figur, das „Fort Chabrol" mitanzusehen. Ihnen zuliebe bin ich auf einen Augenblick hinaufgegangen, aber gleich darauf zwang ich den König, mit mir nach Hause zu gehen. Ein anderes Mal setzten wir beide uns in den Wagen, um zur Soirée beim deutschen Gesandten zu fahren. Kaum hatten wir das Haupttor passiert, als es mir einfiel, ihn zu fragen: „Du, ich hoffe, dass wir Deine Maitresse in der deutschen Gesandtschaft nicht finden werden?" Er wurde verlegen und erwiderte: „Mein Gott, Papa, der Baron ist nicht mein Minister, dass ich von ihm verlangen darf, seine Einladungen nach unseren Wünschen einzurichten". Darauf antwortete ich: „Das heisst soviel, als dass sie dort sein wird. Mein Junge, es ist ganz richtig, Du kannst ihm nicht befehlen, sich nach Deinen Wünschen zu richten; ebenso kannst Du mir aber nicht zumuten, dorthin zu gehen, wo ich Deine Maitresse finden werde. Ich steige aus und gehe nach Hause," und ich wollte schon den Wagen halten lassen. Der König aber ergriff meinen Arm, und zitternd vor Aufregung beschwor er mich, vor den Dienern und Gardisten, sowie vor dem Offizier, welcher neben dem Wagenschlag ritt, keinen Skandal zu machen, und versicherte mir auf Ehrenwort, dass ich die Frau nie mehr sehen werde. Ich gab nach und sagte: „Nun, wenn es das letzte Mal ist, will ich keinen Skandal machen, aber wenn Du nicht Wort

hältst, gebe ich Dir mein Ehrenwort, und ich halte das meinige immer, dass ich einen furchtbaren öffentlichen Skandal machen werde," und wir sind also in die deutsche Gesandtschaft zusammen hingekommen; aber so wie ich die Baronin und den Gesandten begrüsst hatte, habe ich mich in das Rauchzimmer zurückgezogen und ich bin dort geblieben bis zur Rückfahrt. Natürlich, damals träumte mir nicht, wie ernst die Sache bereits war, aber diese Szenen haben ihn und seine Maitresse jedenfalls davon überzeugt, dass ich ein unüberwindliches Hindernis für die Ausführung ihrer wahnsinnigen Absicht sein würde, und daher beschlossen sie, sich um jeden Preis von mir freizumachen. Ich sage, sich von mir freizumachen, denn dass sie gleich anfangs daran gedacht haben sollten mich aus dem Wege zu räumen, das wird mir doch schwer zu glauben. Aber sich von mir freizumachen — ja, das konnte gehen! Und einer Hilfe waren sie ja von allem Anfang an gewiss!

Dr. V. G.: Russland? . . . Jadovsky?

König Milan: Ganz richtig, oder um genau zu sein, halbrichtig; Russland — aber nicht mehr Jadovsky. Das wussten die beiden, dass Russland mich hasst, und ferner dass das Fiasko Jadovskys diesen Hass so gesteigert hat, dass man selbst zu einem Bündnis mit dem Teufel entschlossen war, nur um mich zu vernichten.

Dr. V. G.: Was Sie da sagen, Majestät, ist ja nicht mehr bloss Redefigur. Ein Kaiser, sage ein wirklicher Kaiser, gratuliert öffentlich und sanktioniert damit öffentlich das geheime Laster auf dem Throne, nur weil Ihnen damit der Todesstoss in Serbien versetzt wird . . .

König Milan: Also sehen Sie; und wenn der Hass so weit geht, dass er öffentlich dem Verbrechen sagt: du brauchst nicht zu erröten, werden sich da nicht Diener finden, die in ihren Mitteln ebenfalls nicht wählerisch sind? Ich denke dabei nicht an Jadovsky. Er behandelte mich wie ein Kutscher eine gestürzte Grösse eben behandelt. Aber andere waren öffentlich feiner, und spannen insgeheim das Netz. . . Hier ist ein Sohn der in die Zügel beisst, hier ein Vater, der die Zügel hält, und hier eine käufliche Geliebte des Sohnes, deren Käuflichkeit durch so viele Männer erwiesen ist; und wer einen Hass in sich trägt und einen politischen Zweck verfolgt, macht sich zunächst an die „Dame" heran . . .

Dr. V. G.: Ist das nur Argwohn, Mutmassung, Kombination, oder wollen Majestät wirklich sagen, dass Draga eine russische Agentin war? . . .

König Milan: Ja, Draga war und ist russische Agentin.

Dr. V. G.: Aber das wäre furchtbar!

König Milan: Und ist es denn das nicht?

Dr. V. G.: Sie verstehen mich nicht, Majestät, ich meine furchtbar nicht für uns, sondern furchtbar für Russland!

König Milan (auflachend): Oh! oh! oh! O Ihr Sklaven eines rosenroten Optimismus! Das sind keine Kombinationen und Phantasien, hier sind Beweise! Hier sind die Briefe, welche die heutige Frau des Königs in russischen Diensten geschrieben hat, kurze, flüchtige Zettel, und auch längere Briefe . . . Und wissen Sie, an wen sie gerichtet waren? Sie kennen ja den Mann bereits, aus Bukarest meldete man Ihnen den Namen. Sagen Sie, was für ein Haus war es in Bukarest, dessen Photographie Knezevitch agnoszierte? In dem Hause wohnte doch der Oberst Grabow, Chef der russischen Geheimpolizei für den Balkan, der dem Attentäter Geld und die letzten Weisungen zur Tat gegeben hat. Gut; aber Grabow war in Bukarest, nicht in Belgrad, folglich konnte er es nicht sein, der Frau Maschin für die Zwecke einfing; das konnte nur einer, der in Belgrad selbst wohnte und den König sowie seine Geliebte und ihren Einfluss kannte. Also wer? Mansurow? . . . Unmöglich, weil zu stümperhaft plump. Eine offizielle Person stellt sich niemals völlig bloss, sie muss daran denken, der Niedertracht fern zu scheinen, um sie, wenn nötig zu verleugnen. Also wer? —

Ich war wie niedergeschmettert. Oberst Taube? fragte ich.

König Milan: Na, endlich! Er hat die Zündschnüre gelegt.

Dr. V. G.: Aber die Beweise, Majestät, die Beweise!

König Milan: Nun denn, die Beweise. Draga kam oft mit dem Obersten Taube zusammen, im Hause von Alexa Ilitch. Konnten sie aber nicht gefahrlos zusammentreffen, dann verständigten sie sich brieflich, und diese Briefe hat der Reitknecht des Obersten, der dann in den Dienst einer anderen Gesandtschaft trat und dort plauderte, hin und hergetragen, — und diese Briefe sind hier! . . . Und der Inhalt? Nun es sind keine Liebesbriefe, und auch keine Variante der Stambulowschen Tragödie. So was

macht man anders, sobald eine Frau mitspielt; schon im Interesse der Geheimhaltung wird ihr die Endabsicht nicht verraten. Wozu ihr die Beteiligung erschweren? Sie geht sicherer vor, wenn sie nicht das letzte weiss, und hat immer nur den Sohn gegen den Vater zu stimmen, immer nur das Wasser kochend zu erhalten — und wer weiss, vielleicht dachte man auch in Russland anfangs, es damit genug sein zu lassen. Wenn die Maitresse hetzte und mein Sohn mich endgültig verjagte, dann hatte man ja alles, was man brauchte, und wozu dann der Mord? Aber — es fehlte ihm der Mut, und wie zähneknirschend er mich auch ertrug, er wagte nicht, sich mir gegenüber zu demaskieren! Und die Sache gestaltete sich immer schwieriger. Sie reüssierten mit Ihrer Politik, und ich in der Armee — wie konnte er da plötzlich ohne Aufsehen zu erregen vor die Nation treten und sagen, mein Vater muss wieder hinaus? Und jetzt hören Sie, Doktor, das beste Zeugnis für unserer beider Arbeit ist es, dass da die Russen endlich an ein Attentat zu denken begannen; denn das beweist, dass sie sich sagten: Serbien kommt durch diese beiden Männer wieder in Ordnung, und je länger das dauert, desto unmöglicher wird es für den König, seinen Vater wegzujagen — und da wurden sie ungeduldig, und es keimte das Attentat.

Ich hörte erstaunt zu, wie dieser Mann da mit einer geradezu lückenlosen Logik diese höllischen Pläne entwickelte; nach einer Weile fuhr

König Milan fort: Gut also, Mord. Dafür brauchen Sie die Beweise nicht erst in diesen Briefen zu suchen. Sie hatten ja selbst Beweise, dass man die Sache zuerst durch unseren guten Freund Halju zu machen gedachte, denselben, der auch Stambulow ermordet hat, und nicht bloss am Leben blieb, sondern durch eine russische Pension ausgezeichnet wurde. Unser diplomatischer Agent meldete Ihnen plötzlich, er sei meinetwegen im Begriff, nach Serbien zu kommen. Sie verschafften sich eine Photographie von Halju, vervielfältigten dieselbe und sandten sie an alle Grenzbehörden mit den nötigen Weisungen. So wurde nichts daraus. Und jetzt passen Sie auf: Wer bei uns erfuhr zuerst von dieser Jagd auf Halju und von dem vereitelten Plane? Sie, ich, und natürlich der König, und von ihm — Draga Maschin . . . Denn ich wiederhole, ich nehme an, dass sie bis dahin von irgend je-

mandes Absicht und auch von irgend einer Möglichkeit, mich kurzerhand zu ermorden, nicht einmal geträumt hat. Aber können Sie sich nicht vorstellen, wie das in einem wahnsinnig ehrgeizigen und verderbten Herzen zündet, wenn ihm gesagt wird: beinahe hätte der für immer die Augen geschlossen, der von dir nichts wissen will und dich immer als die verfaulte Hure seines Sohnes beleidigt — hätte dieser Halju hierher kommen und sein Messer brauchen können, dann wärest du den Beleidiger los . . . Und wer weiss, vielleicht entstand damals auch zum erstenmal der wahnwitzige Gedanke an diese Heirat . . . nur in einem Spiel der Phantasie, wissen Sie, nur so als „Idee“ einsamer Stunden, wie es ja vorkommt, dass ein sonst vernünftiger Mensch sich ausmalt, wie es wäre, wenn er in Monte Carlo die Bank sprengen würde . . . Aber das muss ich sagen, dabei hätte ich schon sein mögen, als aus dem verschwiegenen Gefühl „ach, es hätte sein können“ zum erstenmal ein lauter Seufzer des Bedauerns, und dann ein erster ferner Schatten von Wunsch „wie, wenn es doch so sein könnte“ wurde. Denn Sie wissen, Doktor, das sind die langsamen Phasen und Metamorphosen solcher Pläne. Erst ist es nichts, dann beginnt es zu wachsen, und wenn es die ganze Leiter emporgeklettert ist, ist es mit einem Male riesengross geworden. Wer von beiden tat den ersten stummen gefährlichen Blick? Wer flüsterte das erste gefährliche Wort? Das weiss ich nicht, aber die Kenntnis der Menschen sagt mir: es wird nicht Draga gewesen sein. Denn wozu hätte sie dies nötig? Wenn eine Bauerndirne einen Bauernburschen zu einem Morde reizen will, muss sie deutlich sprechen und muss ihn bewegen, die damit verbundene Gefahr nicht zu fürchten. Aber einen jungen eitlen Narren, der ein König ist? Oh nein, den gängelt man anders, den packt man bei der Eitelkeit: Du heisst König — du wärest auch König — denn du hast die Allmacht eines Königs — nur schade, dass Einer da ist, der dir und dem Lande zum Fluch dich am Königsein behindert. Erinnern Sie sich, Doktor, eines fürchterlichen Satzes aus Shakespeare? „Mit Fetzen aus der heiligen Schrift gestohlen, bekleide ich meine nackte Bosheit.“ Das heisst, Draga konnte schon etwas sagen, um ihm zu zeigen, dass ich Serbiens Fluch bin, und sie wurde ja dafür bezahlt, damit sie es sage und das Wort lautete: Wenn ich, Milan, nicht bin, ist Russland gut, wenn ich da

bin, ist Russland Todfeind. — Nun, und so verfiel mein Sohn, unmenschlich wie er ist, in seiner Königseitelkeit gekitzelt und verliebt, selbst auf die Idee, ohne zu merken, wie die anderen ihn schlau und geschickt dahin drängten. Und so kam endlich der Fall Andjelitch . . .

Und nun entwickelte König Milan nochmals und mit erstaunlicher Genauigkeit alles, was dem Attentat und dem Attentatsprozess vorausgegangen war, um es zu einer vollkommenen Anklage gegen seinen Sohn zu verdichten:

Andjelitchs Vergangenheit, seine notorische Eignung zu gefährlichen und versteckten Diensten; sein Ehrgeiz, seine kostspieligen Passionen, und seine heisere Wut, als er damals in Schabatz den nicht verlangten Orden erhielt, während König Alexander den von Andjelitch ersehnten Orden dem Bischof erteilte . . . „Das war für Andjelitch, die Untersuchung hat es ja erwiesen, eine förmliche Ohrfeige, eine öffentliche und ironische Zurückstossung in sein richtiges moralisches Niveau; aber was mich damals mehr als alles frappierte, war die ungeheuere Heiterkeit, welche den König dabei erfüllte. Damals konnte ich es mir nicht erklären, wie es kam, dass er an einer dummen kleinen Ordensgeschichte, deren Mittelpunkt ein Kreispräfekt war, solchen Anteil nahm — aber sie erfüllte alle seine Gedanken, er jubelte, wenn er von der Affäre sprach, und wurde nicht müde, von den Gesichtern, die Andjelitch schnitt, und von dem Possen, der ihm gespielt worden, um ihn unsere Missachtung fühlen zu lassen, zu erzählen. Aber heute weiss ich es, warum er so ungeheuer heiter war: er hatte einfach das bestimmte Bewusstsein, in diesem Mann, der mich deswegen leidenschaftlich hassen musste, sein Werkzeug gefunden zu haben . . . Und nun rekapitulieren Sie sich, Doktor, das Weitere: Knezevitch gesteht, dass Andjelitch ihn angeworben und zu Grabow nach Bukarest geschickt hat; Andjelitch ist aber gar nicht erschrocken, gar nicht niedergedrückt, sondern bleibt im Gegenteil nicht nur ruhig, sondern sogar in grosser Heiterkeit, und meldet seiner Frau und sagt seinem Bruder ausdrücklich: mir wird und kann nichts geschehen, und wenn man nur Miene machen wird, mir irgendwie weh zu tun, dann werde ich bei der Verhandlung gar sonderbare Geschichten erzählen. Was heisst das? Wie kann man sich erklären, dass Einer, gegen den die konstante und be-

stimmte Behauptung des Attentäters vorliegt, so namenlos ruhig und königlich heiter ist? Und wie erklärt man es sich, dass er sogar noch einen Tag vor der Verhandlung so riesig heiter ist? Hofft er auf ein Wunder? Nein, aber er wusste: ich habe einen Mitschuldigen, der die Macht hat mich zu retten, und der mich retten muss, sonst werde ich gar „sonderbare Geschichten" erzählen. Und nun beobachten Sie: wie sehr er auch nach der Verhaftung schwieg, so hat er doch in der Zeit vor dem Attentat unmöglich reinen Mund halten können, sondern er sagte kurz vor dem Attentate, in einem Briefe, den ich jetzt auch habe: „Der König selbst hat es mir gesagt, so kann es nicht weitergehen. Ich bin ja gar nicht mehr der König, mein Vater tut was er will und verfeindet mich mit meinen besten Freunden, und hat mir den Zorn Russlands und Frankreichs zugezogen. Unter solchen Bedingungen und wenn sich kein patriotischer Serbe finden sollte, um mich und das Land von diesem Unglück zu befreien, werde ich schliesslich lieber in die weite Welt gehen, als die Verantwortung für alles das, was mein Vater tut, weiter zu tragen." So, mein Lieber, das war vorausgegangen und Andjelitch stand, wie Sie sehen, ganz anders als Sie, der Ministerpräsident, im Vertrauen des Königs... War das nun ein direkter Befehl zum Mord, fragen Sie? Aber ich bitte Sie, wenn man so etwas nicht seinem Ministerpräsidenten, nicht seinem Belgrader Polizeichef, nicht seinem Adjutanten oder Kriegsminister, sondern einem immerhin untergeordneten Sujet sagt, mit dem man offiziell nur einmal im Jahre etwas zu tun hat: wozu spricht man dann so fürchterliche Worte? Um sich das Herz zu erleichtern? Allons donc! Und nun nehmen Sie zu alledem das Ungeheuere, dass derselbe Andjelitch, der noch am Tage vor der Verhandlung so heiter und zuversichtlich war, sich am Vorabend urplötzlich das Leben nahm, und zwar unter welchen unerhörten Umständen! Bei offener Tür! In einer oder zwei Minuten! Während die Wache vor seiner Zelle patrouillierte! Und wohlgemerkt war der Hauptmann Jovan Georgevitch in der Nähe, derselbe Bosnier, der auch dem Attentäter gerade einen solchen Nagel gegeben hatte, wie derjenige war, an dem Andjelitch gehangen!... Was bedeutet das alles? Und was heisst es ferner, dass gerade der König der erste war, dem man aus Belgrad nach Nisch telephonisch die Sache meldete? Sonst nehmen ja die

Dinge einen anderen Gang: von einem erschreckenden Ereignis, das uns gegenüber ganz Europa kompromittieren kann, macht man doch zuerst dem betreffenden Minister Mitteilung, der soll dann weiter anordnen und an den König berichten. Aber wenn S. Majestät selbst von dem, was insgeheim geschehen wird, voraus weiss, und wenn der König ein Interesse hat, rasch zu erfahren, ob die Sache geschehen und die Gefahr für ihn erledigt ist, dann hat er schon seine Weisungen in Belgrad an vertrauter Stelle zurückgelassen, und in Nisch lässt er seine Gäste Gäste sein und ist, so oft man ihn ruft, nicht zu ihnen herauszubringen und bleibt stundenlang selbst am Telephon, um selbst da zu sein, wenn es heisst, die schreckliche Meldung aufzunehmen ... Und noch etwas: heilige Einfalt und Naivetät! Wir alle waren wie zu Eis erstarrt, als wir es hörten, nur er war seelenruhig; nur er, der sich sonst so aufregen kann, sah das Kompromittierende des Falles nicht ein, sondern verkündete uns mit eiserner Ruhe, wie man sie nur haben kann, wenn man sie sich zurechtgelegt hat: Andjelitch hat sich soeben ermordet, und hat Zettel zurückgelassen ... Wie konnte er schreiben, da er doch weder Bleistift noch Papier hatte? Der König antwortet: Er hat mit Blut geschrieben. Woher das Blut, wenn er nicht die geringste Wunde am Körper hatte? Der König antwortet: Mit Hämorrhoiden-Blut hat er geschrieben! So, mein Freund, stehen die Dinge, und Sie sehen auch den Rechenfehler von Andjelitch. Er dachte: der König ist allmächtig und wird mich befreien — der König war aber nicht allmächtig; da er Liebe zu mir heuchelte und Sie Ministerpräsident waren, wagte er keinen solchen Eingriff in die Justiz, und darum liess er den von ihm gedungenen Mitschuldigen vor dem Prozess ermorden ... Und dann wurde ganz genau aus denselben Motiven Knezevitch selbst, welcher bis zum letzten Augenblicke an seine Hinrichtung nicht glauben wollte, weil ihm Flucht, Begnadigung und Lohn versprochen worden waren, am Richtplatze, als er reden wollte, schnell erschossen. Und wissen Sie das letzte? Sie haben das Haus, in welchem Grabow in Bukarest wohnte, photographieren lassen, und der Attentäter hat auf dieser Photographie eigenhändig bestätigt, in diesem Hause das Geld bekommen zu haben. Nun denn, der König hat jetzt aus Dankbarkeit diese Photographie den Russen ausgeliefert — nur wird ihm das

nichts helfen, denn obwohl ich damals nicht ahnte, was ich jetzt weiss, so habe ich dieses gute Beweisstück, welches ich bei meiner definitiven Abrechnung mit den russischen Machthabern noch brauchen werde — vervielfältigt . . .

Er lachte, lachte laut und schneidend, und rieb sich dann zähneknirschend die Hände; dann plötzlich sank ihm der Kopf auf die Brust, und er weinte und schluchzte wie ein kleines Kind. Ich war wie erstarrt.

Nach einigen Minuten fasste er sich, wischte sich die Tränen weg und sagte: Sie haben mir den Sohn zum Mörder gemacht . . . Sie erinnern sich, wie der König plötzlich in Zajetchar von Ihnen für Gentchitch das Grosskreuz von Takowo verlangte? Das war Dragas Idee. Das Attentat war misslungen, Ihre Regierung reüssierte, Sie waren für eine Draga nicht zu gewinnen, das wusste sie nach Ihrem Besuche, und da sollte nun Gentchitch gewonnen werden; vielleicht dass mir durch ihn dann das Kommando genommen und noch weiteres „erledigt" werden konnte. Aber auch das ging nicht, und da war es ihr nun klar, dass etwas anderes geschehen musste: sowohl mich, als die Regierung aus dem Wege zu räumen. Und jetzt beginnen die Konferenzen der Maitresse mit Herrn Mansurow, denn mit ihm ist der ganze Plan der Heirats-Aktion vereinbart worden. Als die Bombe geplatzt war, und die Regierung demissionierte, kein einziger Staatsmann Minister werden wollte, und auch diejenigen, welche im ersten Momente ja gesagt hatten, sich zurückzogen, als sie sahen, dass nicht nur die Regierung, sondern auch ich die Demission gegeben habe, . . . und wie wir, so auch das ganze Offizierkorps, die ganze maison militaire et civile du Roi vor dieser schändlichen Heirat zurückbebten . . . wer war es, der die Sache doch möglich machte, wenn nicht der älteste und der mächtigste Feind unserer Dynastie? Und hätte es denn sonst überhaupt geschehen können, wenn nicht Russland diesen Selbstmord der Dynastie direkt gewollt und unterstützt hätte? Denn nicht gegen mich allein geht es, ich bin nur die erste Bastion; jetzt bin ich fort und bald werden wir sehen, wie Russland den letzten Obrenovitch seinem Schicksale überlässt; denn gegen das Haus und Geschlecht geht es, gegen die Obrenovitch insgesamt.

Dr. V. G.: In der Tat, Majestät, mir scheint, dass Sie in Ihrer

sonst sehr begründeten Abneigung gegen Russland doch zu weit gehen.

König Milan: Dann zweifeln Sie auch daran, dass Russland durch meinen Sohn und seine Draga das Attentat auf mich veranlasst hat?

Dr. V. G.: Das konnte Privatarbeit des Obersten Grabow sein, um sich der slawophilen Partei in Russland zu empfehlen; und ehe ich nicht gelesen habe, was zwischen dem offiziellen Militäragenten Russlands, dem Obersten Taube, und der jetzigen Königin . . .

König Milan (mir ins Wort fallend): Und genügen Ihnen denn die Worte nicht, die der russische Kaiser am Neujahrstage an Sava Gruitch gerichtet hat, oder die Originalrapporte des Herrn Jadovsky? Beweist denn das alles nicht, dass nicht bloss die Slawophilen gegen mich gearbeitet haben? . . . Denken Sie daran, was ein russischer Beamter ist. Glauben Sie, dass zwei höhere russische Offiziere wie Grabow und Taube, je wagen würden, aus Privateifer, gegen das Leben eines, wenn auch nur gewesenen Königs, zu arbeiten? Aber was sollen alle diese Umwege? Beantworten Sie mir, ich bitte, nur ganz kurz einige Fragen, welche ich an Sie stellen werde: Glauben Sie, dass mein Sohn je imstande gewesen wäre, aus einer Draga Maschin die Königin von Serbien zu machen, wenn ihm nicht hierin der Kaiser von Russland geholfen hätte, indem er die Stelle des ersten Trauzeugen bei dieser schändlichen Hochzeit annahm?

Dr. V. G.: Niemals.

König Milan: Glauben Sie, dass Herr Mansurow, als er die Bitte des Königs um die Trauzeugenschaft des Zaren nach Petersburg übermittelte, die Keckheit gehabt hätte, hierbei das, was beinahe jedes Kind in Belgrad wusste, die Vergangenheit der Draga Maschin, zu verbergen?

Dr. V. G.: Das glaube ich in der Tat nicht, sondern im Gegenteil, ich glaube, dass Herr Mansurow zuvor schon und noch mehr, als es um die Trauzeugenschaft ging, auf das allergenaueste alles meldete, was er über das Frauenzimmer wusste.

König Milan: Gut! Somit hat der Kaiser von Russland gewusst, dass die Draga Maschin eine Dirne war! Das wusste man, und auch Mansurow, Grabow,

Taube, von Goluchowski, Bülow, Delcassé und alle anderen waren darüber unterrichtet, und dass es weder in der alten, noch in der neuen serbischen Geschichte je einen Vojvoden Lunjevitza gegeben hat. Und wenn man allen diesen Berichten misstraute, so war es sehr leicht, im Archiv des asiatischen Departementes die Beweise zu finden, dass es nichts gemeiner Erlogenes gibt, als diese Behauptung; wenn also trotzdem Kaiser Nikolaus II. einwilligte, den Trauzeugen für eine solche Person abzugeben und sie in seinem Handschreiben Enkelin eines Vojvoden zu nennen, so muss er hierbei ein grosses Interesse der russischen Staatspolitik vor Augen gehabt haben.

Dr. V. G.: Es scheint so zu sein.

König Milan: Und muss ich Ihnen, dem Autor so vieler geschichtlicher Studien, erst sagen, dass Russland konsequent alle Obrenovitch verfolgt? Nein, Russland hat meinem Sohne bloss deswegen geholfen, eine solche Heirat zu machen, damit er als Herrscher unmöglich wird, sowohl im eigenen Lande, als auch in den Beziehungen zu den fremden Herrscherhäusern.

Dr. V. G.: Leider bestätigt alles, was man bis jetzt weiss, diese Auffassung.

König Milan: Und dasjenige, was nach meiner Rechnung weiter geschehen muss, das wird Sie und die ganze Welt überzeugen, dass ich recht gehabt habe. Hören Sie: wenn die Radikalen, aus Dankbarkeit dafür, dass ihre Begnadigung mit der Schande Serbiens verbunden wurde, geneigt wären, die Regierung zu übernehmen, wird Russland ihnen niemals die Zusammenstellung einer lebensfähigen Regierung erlauben, und die Liberalen werden nicht wollen und die Fortschrittler nicht können, so dass schliesslich die Staatsmänner keiner Partei mehr diese Aufgabe übernehmen werden. Deswegen habe ich Ihnen nach Paris geschrieben, dass diese dynastische Krise höchstens einige wenige Jahre dauern wird, und mein Sohn wird schliesslich aus dem einfachen Grunde abdizieren müssen, weil kein Mensch mehr einwilligen wird, sein Minister zu werden. Als ich Ihnen schrieb, habe ich übrigens noch nicht geahnt, dass diese beiden Elenden die Verwegenheit haben werden zu behaupten, dass die Person guter Hoffnung ist. Ça, c'est le comble. Wenn sich nun aber die ganze Welt überzeugen wird, dass auch dies eine empörende Lüge war, dann

wird das Unglück vielleicht noch rascher kommen. Und dann freilich ist es möglich, dass endlich die Russen den Radikalen erlauben werden, die Staatsgeschäfte zu übernehmen, aber auch nur deshalb, damit im Augenblicke der unausbleiblichen Katastrophe die Landesmacht in Händen gehorsamer Leute sei, welche das russische Ideal realisieren werden . . . Aber lassen wir das. Sprechen wir von uns zweien. Ich habe mich entschlossen, mich hier niederzulassen. Was haben Sie vor?

Dr. V. G.: Ich gehe nach Belgrad.

König Milan: Wissen Sie denn nicht, dass der König jetzt überall verkündet, alles was mit den Radikalen geschehen ist, wäre nicht sein Werk gewesen sondern Sie hätten es gegen seinen Willen getan? Wissen Sie nicht, dass er alle Rachedurstigen gegen Sie hetzen wird? Und wenn ihm die Radikalen auf diesen Leim nicht gehen sollten, ist er imstande, zwei Lastträger zu bezahlen, um Sie feige anzugreifen, und wenn Sie vielleicht in der Selbstverteidigung Mörder geworden sind, Sie zur Sträflingsarbeit zu verurteilen. Und nicht bloss Sie, sondern auch alle Ihrigen wird er verfolgen, wie er es schon mit Constantinovitch und seiner Familie angefangen hat, obwohl dies die einzigen Verwandten sind, welche ihm noch leben.

Dr. V. G.: Ich weiss das alles, Majestät, aber ich sehe aus den Zeitungen, dass er jetzt vor den Deputationen, die er empfängt, persönlich sowie durch alle Zeitungen, welche ihm zur Verfügung stehen, behauptet, ich wäre ein Hochverräter und ein Dieb gewesen. Unter solchen Umständen ist es meine Pflicht, zurückzukehren und mich den Gerichten zur Verfügung zu stellen.

König Milan: Sie sprechen, lieber Doktor, als ob Sie nicht schon 56 Jahre alt wären. Er wird Sie nie vor's Gericht stellen, weil er ganz genau weiss, dass Sie imstande wären, vor dem Gericht und vor der ganzen Welt zu beweisen, dass alles, was er jetzt so feige behauptet, seine unwürdige Erfindung ist. Nein, lieber Doktor, er ist zu durchtrieben, um Ihnen zu erlauben, sich zu verteidigen. Wenn es ihm nicht gelingen sollte, durch zwei handfeste Lastträger Sie in einen Verbrecher zu verwandeln, dann wird er Sie irgend eines Verbrechens beschuldigen und ich möchte das Gericht in dem Serbien der Draga sehen, welches Sie nicht zu so vielen Jahren Gefängnis verurteilt, als es ihr genehm sein wird.

Dr. V. G.: Noch niemand ist seinem Schicksale entronnen. Meine Pflicht ruft mich nach Belgrad . . .

Hier blieb mir das Wort in der Kehle stecken. König Milan wurde leichenblass, griff nach dem Herzen und legte sich auf eine chaise longue.

Ich machte ihm die Kleider auf und schüttete ihm kaltes Wasser ins Gesicht.

König Milan erholte sich bald von diesem Ohnmachtsanfall.

— Ce n'est rien, merci, cher Docteur, mais ne vous inquietez pas. C'est une petite défaillance. Mein Herz fängt in der letzten Zeit an, nachzugeben. Dies Herz schien aus Eisen zu sein, so viel hat es ausgehalten, aber der letzte Schlag war denn doch zu viel. Es ist kein Wunder, wenn ich ganz erschöpft bin. Ich will versuchen ein wenig zu schlafen. Auf morgen, lieber Doktor. Mille choses aux votres! A demain! —

Als ich den Tag darauf den König Milan aufsuchte, sagte man mir, dass er zur Erholung aufs Land gefahren sei.

Ich ging nach Belgrad und habe dort drei Monate zugebracht. Was ich mit den Meinigen in diesen drei Monaten erleben musste, hat kein Interesse neben dem grossen Schicksal, welches hier erzählt wird. Es genügt zu bemerken, dass alles, was mir König Milan vorhergesagt hatte, mehr oder weniger tatsächlich eintraf. Nach drei Monaten erkrankte ich so ernst, dass mich die Belgrader Ärzte zwangen, nach Wien zu reisen und mich dort einer langwierigen systematischen Behandlung zu unterziehen. In jenen Tagen kam zu mir ein absolut vertrauenswürdiger und absolut gut unterrichteter — ich wiederhole: absolut vertrauenswürdiger und gut unterrichteter Herr, dessen Namen und Existenz auch anderen in Europa bekannt ist — Herr und erzählte mir, dass russische Geheimagenten in der Johannesgasse, gegenüber dem Hause, in welchem König Milan wohnte, eine Wohnung gemietet hätten. Nach den Depeschen, welche diese Leute nach Petersburg sandten scheine es, dass sie die Aufgabe hätten, gewisse Briefe, welche sich bei König Milan befinden, in ihre Hände zu bekommen, und nach der letzten Depesche, welche sie abschickten, müsse man annehmen, dass sie des Erfolges sicher seien.

Mittlerweile war in Serbien die Nationalversammlung zusam-

mengetreten, dieselbe, welche mich und meine Regierung während ihrer ganzen Dauer unterstützt hatte; jetzt wurde sie vom König gezwungen, nicht bloss über meine Regierung den Stab zu brechen, sondern auch über den König Milan, welchen sie vergötterte. In der Thronrede des Königs und in der Adresse der Nationalversammlung befanden sich solche Ausdrücke über ihn, dass diese Thronrede und diese Adresse dem König Milan einfach den Todesstoss versetzten.

Dieser Undank hat die riesige physische Kraft des noch in den besten Jahren stehenden Mannes so gebrochen, dass ihm die Lungenentzündung, die sich bei ihm einstellte, gefährlich werden musste, trotzdem sie nur einen Flügel ergriffen hatte.

Als er an dieser Lungenentzündung erkrankte, war ich allein bei ihm in Wien. An den Tagen, wo er sich etwas besser fühlte, versuchte ich nun doch das Gespräch auf seine Papiere zu lenken und frug ihn, wo er sie untergebracht habe? Er sagte mir ganz kurz:

— „Vor einigen Tagen habe ich sie alle verbrannt.“

— Um Gottes willen, Majestät, warum haben Sie das getan! Das wichtigste Material für die Geschichte unseres Landes haben Sie verbrannt?! —

— „Für wen wollen Sie, dass diese Geschichte geschrieben wird? Für ein Volk, welches eingewilligt hat, die Draga Maschin als Königin zu akzeptieren? Das wäre nicht der Mühe wert.“ —

Als die Krankheit ernster wurde, habe ich ohne sein Wissen sofort an die zwei einzigen Menschen, welche er noch als seine Verwandten betrachtete, an den Obersten Alexander Constantinovitch und an die Frau Simka Lahovari, telegraphiert und sie gebeten, nach Wien zu kommen. Constantinovitch kam sofort, und ich konnte mit mehr Beruhigung den nächsten Tagen entgegensehen.

Die Ärzte und Professoren, welche den Patienten behandelten, hatten bald Lebensgefahr festgestellt und direkt dem König Alexander davon Nachricht gegeben.

Der Sohn eilte nicht an das Sterbelager seines Vaters. Seine Frau hatte ihm bewiesen, dass die Krankheit des Königs Milan eine einfache Simulation sei, um den König nach Wien zu locken und ihn dort wieder unter seinen Einfluss zu nehmen.

Anstatt des Königs kam sein Generaladjutant, der „schöne

Lazar", nach Wien, — offenbar um sich zu überzeugen, ob König Milan wirklich simuliere . . .

Als man dem Kranken meldete, dass der Generaladjutant des Königs gekommen wäre, wollte er ihn nicht empfangen, und erst auf unsere Bitten gab er ihm Audienz für den folgenden Tag.

Die Szene, welche sich beim Empfange des Generaladjutanten abspielte, werde ich nie vergessen. Constantinovitch und ich haben uns bis zur Türe des nächsten Zimmers zurückgezogen, um beim Gespräch nicht anwesend, und doch im Bedarfsfalle bei der Hand zu sein. Was der todkranke König mit dem Abgesandten seines Sohnes sprach, das haben wir nicht gehört. Bloss einen Aufschrei haben wir gehört, und dieser lautete:

„Ich bin ja doch sein Vater!"

In diesen Worten war so viel Schmerz, war das ganze Unglück eines Lebens zusammengefasst. Constantinovitch und ich zogen uns von der Türschwelle zurück, damit der Kranke nicht sehe, wie wir beide weinten.

Nach dieser Audienz ging es mit unserem armen Herrn und König schnell bergab.

Eine Stunde vor der Entscheidung erfasste den Kranken die Unruhe, wie sie diejenigen befällt, die mit höchster Atemnot kämpfen. Jeden Augenblick verliess er das Bett, um auf einem Fauteuil Platz zu nehmen, weil er glaubte, dort leichter atmen zu können; er konnte sich aber nicht lange in der sitzenden Stellung erhalten, und verlangte wieder ins Bett gebracht zu werden.

Immer, wenn der Kranke versuchte im Fauteuil zu sitzen, musste einer von uns neben ihm sitzen, so dass er sich an uns stützen und manchmal anklammern konnte.

Beim letzten Versuch, sich im Fauteuil aufzurichten, war ich neben ihm. Er stützte seinen müden Kopf auf meine Schulter, und ich habe meine Zähne zusammengebissen, um nicht laut aufzuschreien . . .

Ave Caesar, Rossiarum Imperator, morituri te salutant!

Der Herr Verfasser hat über den Abschluss der Tragödie in der „Zukunft" im Jahre 1903 einen Aufsatz veröffentlicht unter dem Titel:

Der letzte Obrenovitch,

den die Verlagsbuchhandlung von S. Hirzel in Leipzig, Königsstrasse 2 in einem Sonderabdrucke den Käufern dieses Buches auf Verlangen kostenfrei zur Verfügung stellt soweit der Vorrat reicht.

C. G. RÖDER G. m. b. H., LEIPZIG.

